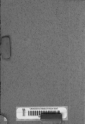

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur,

redigirt von

J. Kuranda.

1846
I 1

Fünfter Jahrgang.

I. Semester. I. Band.

4341

Leipzig,
Friedrich Ludwig Herbig.
1846.

Digitized by Google

BIBLIOTHÈQUE
DE L'UNIVERSITÉ
DE GAND.

Digitized by Google

Inhalt.

Nr. 1. 1845—1846. V. Ign. Kuranda. S. 1. — Der Czar und das Russenthum. S. 13. — Eduard Bendemann's Frescogemälde im Thronsaale des k. Schlosses zu Dresden. S. 22. — Tagebuch: Aus Paris. S. 29. — Aus Wien. S. 32. — Aus Pesth. S. 34. — Aus Berlin. S. 39. — Notizen. S. 44.

Nr. 2. Die Schleswig-Holsteiner und die dänisch-skandinavische Partei. Von H. Hansen. S. 49. — Poeten- und Studentenleben in Prag. Erinnerungen von S—y. I. S. 61. — Tagebuch: Aus Wien. S. 77. — Aus Innspruck. S. 81. — Aus Rom. S. 84. — Aus Berlin. S. 89. — Aus Dresden. S. 91. — Notizen. S. 93.

Nr. 3. Minister Hinzelmann. S. 97. — Poeten- und Studentenleben in Prag. Erinnerungen von S—y. II. S. 107. — Gimpel und Paradiesvogel. Eine Fabel von H. L. S. 120. — Tagebuch: Aus Paris. S. 122. — Aus Wien. S. 125. — Aus Prag. S. 128. — Ständisches in Böhmen. S. 130. — Aus Venedig. S. 133. — Aus Cöln am Rhein. S. 136. — Aus Hamburg. S. 138. — Hofrath Riemer. S. 139. — Notizen. S. 140.

Nr. 4. Armand Carrel. Ein Journalistenleben. S. 145. — Auch ein Wort über dramatische Zustände. Von Anton Gubitz. S. 166. — Tagebuch: Ein neues französisches Lustspiel. S. 173. — Berliner Vereine. S. 178. — Aus Wien. S. 184. — Aus Laibach. S. 190. — Notiz. S. 192.

Nr. 5. Englische Dichter. I. Thomas Moore. S. 193. — König Wenzel der Faule. Von M. Hartmann. S. 210. — Tagebuch: Deutsche Zeitungen. S. 219. — Aus Paris. S. 224. — Aus Wien. S. 229. — Triest's Lage und Bedeutung. S. 231. — Notizen. S. 236. — Zur Erklärung. S. 240.

Nr. 6. Madrid im Jahre 1845. S. 241. — Arm und Reich. Von G. Julius. S. 251. — Nachträgliches über die Reise des Czaren. S. 265. — Tagebuch: Aus Paris. S. 269. — Aus Wien. S. 274. — Aus Prag. S. 276. — Aus Pesth. S. 278. — Aus München. S. 282. — Zur Literatur über Rußland. S. 284. — Notiz. S. 287.

Digitized by Google

Nr. 7. Zum Andenken Georg Cuviers. S. 289. — Ein Besuch bei Grillparzer. Von einem Norddeutschen. S. 309. — Tagebuch: Aus Wien. S. 319. — Aus Prag. S. 323. — Leichenbegängniß einer Tyroler Patriotin. S. 325. — Aus Cöln am Rhein. S. 327. — Hekla uud Krabla. S. 330. — Volksschriftenthum. S. 333. — Notiz. S. 335.

Nr. 8. Polen und das Haus Czartorysky. S. 337. — Die Einführung der Jesuiten in Tyrol. S. 343. — Tagebuch: Aus Wien. S. 348. — Aus Berlin. S. 352. — Aus Mailand. S. 359. — Aus Linz. S. 361. — Levin Schücking. S. 363. — Notizen. S. 366. — Berichtigung. S. 368.

Nr. 9. Wanderbuch eines paßlosen Reisenden. S. 369. — Die böhmischen Stände. S. 387. — Tagebuch: Aus Paris. S. 391. — Aus Lemberg. S. 393. — Die Czechen im Salon. S. 397. — Die Scandala der „Hamburger Theaterfrage" und anderer Theaterscandal. S. 399. — Aus Frankfurt am Main. S. 402. — Notizen. S. 406.

Nr. 10. Walhalla-Genossinnen. Von H—n. S. 409. — Noch Etwas von der czechischen Nationalität. S. 431. — Tagebuch: Aus Paris. S. 435. — Aus Wien. S. 437. — Aus Berlin. S. 442. — Aus Pesth. S. 449. — Manna. S. 451. — Notizen. S. 454. — Erklärung. S. 455.

Nr. 11. Aus der Wiener Gesellschaft. Dritte Abtheilung. S. 457. — A. Quetelet. Ueber Wahrscheinlichkeitslehre und Statistik. S. 481. — Tagebuch: Ungarische Zustände. S. 489. — Aus Berlin. S. 492. — Aus Mailand. S. 497. — Czechen und Deutsche in Prag. S. 499.

Nr. 12. Die Sterblichkeit in unserer Zeit. S. 501. — Von der Gesellschaft Leipzigs. S. 518. — Tagebuch: Aus Paris. S. 527. — Aus Brüssel. S. 533. — Aus Wien. S. 537. — Aus Hamburg. S. 542. — Landsmannschaftliche Liebesdienste. S. 544. — Notiz. S. 548.

Nr. 13. Die polnischen Ereignisse. Eine Stimme aus Oesterreich. S. 549. — Russisches Glück. S. 555. — Flüchtige Reisebriefe. Dritte Abtheilung. S. 561. — Tagebuch: Aus Wien. S. 574. — Die deutschen Auswanderungen. Aus Berlin. S. 576. — Reclamen. S. 581. — Notizen. S. 584.

Digitized by Google

1845 — 1846.

Das war ein Federſpitzen, ein Schwertſchleifen, wenn der Journaliſt des vorigen Deceniums zu Ende oder zu Anfang des Jahres ſeine Augurenweisheit niederſchrieb, über die Dinge die da kommen werden, da ſchlugen noch die Herzen bange vor Furcht und Hoffnung den Thaten entgegen, die hinter dem Vorhang ſich vorbereiteten; die Donner der Julirevolution klangen noch und grollten, immer ferner und ferner zwar, aber noch nahe genug, um einzelne Herzen, die ihre Hoffnungen erſt mit dem Zerknicken des letzten Strohhalms aufgeben, wach zu erhalten, ob das Gewitter ſich nicht doch noch einmal nähern würde. Da gab es noch Prophezeihungen über Krieg und Frieden, da erwartete man noch etwas, wie eine That, einen Sprung, der die Welt zerſpalten kann und aus dem eine neue Ordnung aufſteigt.

Vorbei! — Die Journaliſten der vierziger Jahre machen ihre politiſche Jahresbilanz nicht mehr mit dem Helm auf dem Haupte, das Pferd geſattelt und zum Aufſitzen bereit, ſie hoffen oder fürchten nicht mehr, daß vielleicht noch während des Niederſchreibens plötzlich eine Exploſion die Zeit erſchüttert und die Nationen zu einer Völkerſchlacht ſchaart. Wir Glücklichen haben es bequem, wir können die Schlafhaube aufbehalten und im ledernen Lehnſtuhle wie ein Gewürzkrämer, der ſeine Bücher abſchließt, ſitzen bleiben, das Einmaleinstäfelchen liegt bei der Hand, und wir können ohne Aufwallung und Anſtrengung nachſehen, wie das nächſte Jahr ſich multipliciren wird; die Epoche iſt vorüber, wo die Queerſtriche eintreten, oder wo — um mit Swift zu ſprechen — plötzlich zwei Mal zwei nicht mehr vier macht. Ob im nächſten Jahre in den

Tuillerien ein Greis oder ein Kind auf dem Throne des heiligen Louis ſitzen wird, ob im Buckinghampalaſte der Staatsruderer Robert oder John aus und ein geht, dies erſchüttert nicht mehr die Fugen der Welt. Denn der ſüße Frieden, der über uns ſchwebt, iſt nicht mehr der ehemalige Engel mit ſchwachen Roſenflügeln ſondern ein Rieſe mit breiten Eiſenſchienen. Der Janustempel der Gegenwart ſteht im Frieden offen und im Krieg verſchloſſen, denn dieſer Tempel iſt die Börſe; die holde Eintracht, die uns umgiebt, braucht keine andere Feſſeln, als papierene, denn dieſe Papiere ſind Actien. Seid umſchlungen Millionen — dieſe Dividende der ganzen Welt!

Und doch — welcher Partei man auch angehört — wir haben Alle Urſache, dieſes Friedens uns zu freuen. Es giebt Politiker, welche die friedliche Wendung der Julirevolution mit Ingrimm betrachten. Wir gehören nicht zu dieſen. Die Friedenspolitik, die Louis Philipp aus dynaſtiſch-egoiſtiſchem Intereſſe eingeſchlagen, iſt zwar für eine Reihe von Jahren, ein Hemmniß des politiſchen Fortſchritts für manche Völker und zunächſt für uns Deutſche geworden, die conſtitutionelle Freiheit wurde in ihrer Entwickelung niedergehalten, das abſolute Syſtem hat zeitweilig wieder feſter und breiter ſich in den Sattel geſetzt, aber die ſocialen Erwerbungen, die wir in dieſen fünfzehn Jahren gemacht, ſind ſicherere Garantien für die Zukunft, als Alles, was — ein der Freiheit noch ſo günſtiger Krieg — nach der Julirevolution hätte fördern können. Bringen wir die zweifelhaften Chancen eines Krieges nicht ein Mal in Anſchlag, bringen wir auch die menſchlichen Motive, die gegen jedes Blutvergießen und Länderverheeren ſich empören, nicht in Rechnung, auch des Umſtandes erwähnen wir nicht, daß nach einer franzöſiſchen Invaſion in den dreißiger Jahren, die Rheinlande und vielleicht noch manches andere gute Stück deutſchen Landes an Frankreich gekommen wäre; nur das Eine halten wir feſt, in dieſen fünfzehn Friedensjahren bog die europäiſche Civiliſation um eine Ecke, die kein früheres Jahrhundert gekannt, Natur- und Menſchenkräfte haben in dieſer Spanne Zeit zu einem Zuſammenwirken ſich ausgebildet, welches der Geſchichte der Zukunft unabſehbare Bahnen eröffnet. Kein freies Polen, keine deutſche Conſtitution wiegt den Umſchwung auf, den die Welt durch die Ausbreitung der Ei-

Digitized by Google

ſenbahnen und durch die Ausbildung der Aſſociation gewonnen hat. Ein europäiſcher Krieg hätte dieſe Entwickelungen nicht nur im Keime erſtickt, ſondern auch die tauſend wunderbaren Erfindungen, die ſich organiſch aus der einen großen entpuppten, wären ungeboren geblieben. Am 29. Juli 1830 brach jene Revolution aus, mit welcher ein Theil der neueſten Geſchichte beginnt, aber bereits am 1. Mai deſſelben Jahres geſchah die erſte That einer andern Revolution, die den Anfang der allerneueſten Geſchichte bildet, denn an dieſem Tage fuhr die allererſte Locomotive — die Rakete — vor den Augen der erſtaunten Welt von Liverpool nach Mancheſter. Beſſer, daß die Rakete der Juliusrevolution im Sumpfe halb erloſch, als daß jene Maiſonne wieder verſchwunden wäre, welche die Blüthen aller Zukunft reifen macht, welche die Wege bahnt, auf denen die Völker einander in die Arme eilen, welche ſicherer als Kriegsſchwert und Chartentheorie die Freiheit uns erringen wird, nach der wir uns ſehnen.

Um von Deutſchland insbeſondere zu ſprechen, ſo iſt es nicht bloß die Ausdehnung des Zollvereins, die Verſchlingung der Eiſenbahnketten, welche ſeine Nationaleinheit und das Ineinanderleben ſeiner verſchiedenen Stämme und Provinzen in einer Art geſteigert, wie ſie die Geſammtgeſchichte der Nation in keiner frühern Epoche aufzuweiſen hat, ſondern ein anderer, äußerlich weniger auffallender Umſtand, der ſich hinzugeſellte, iſt von nicht minderen Folgen: die Betheiligung der Capitaliſten an den entgegengeſetzten Enden des Vaterlands zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen. Seitdem das Nationalvermögen nicht mehr auf den engen Kreis der zunächſt liegenden Provinz ſich beſchränkt, ſeitdem preußiſche Eiſenbahnen in Baiern, ſächſiſche am Rhein, hannöverſche in Heſſen u. ſ. w. mitbauende und betheiligte Actionäre finden, iſt ein großer Theil der Iſolirungsmauern untergraben. Mögen die Poeten und Schulphiloſophen immerhin über dieſe materiellen Quellen des Nationalgefühls, die in den eiſernen Caſſen und den meſſingbeſchlagenen Handelsbüchern ihren Urſprung haben, ſpotten und lächeln, der praktiſche Erfolg giebt den Ausſchlag, und politiſch-mündige Völker, wie die Engländer und Amerikaner, wiſſen derlei materielle Nationalbündniſſe gar hoch zu ſchätzen. Der Geiſt der Aſſociation, der dieſe Völker ſo groß, ſo fruchtbar und furchtbar gemacht hat, fand ſeine

Wege auch bei uns, und wo es früher bloß Fürſtenbündniſſe gab, da giebt es jetzt Privatcongreſſe und Capitaliſtenbundestage und die Zeit reift heran, ja iſt ſogar zum Theil ſchon herangereift, wo die politiſchen Tagesſatzungen der Gekrönten ſich ſorgſam nach den Tagesſatzungen derjenigen umſehen müſſen, welche die Kronen zwar nicht auf dem Kopfe wohl aber in den Caſſen haben. Von dieſer Seite ſind die Willkührmaßregeln der Regierungen bereits mit Schranken umgeben, und wenn der Staat auch noch nicht die öffentliche Meinung der Intelligenzen berückſichtigt, ſo iſt er doch bereits genöthigt, die Meinung der Beſitzenden zu achten; zwiſchen Intelligenz und Beſitz werden jedoch mit jedem Tage die Wege ebener.

Bei allem dem dürfen wir uns nicht verhehlen, daß die deutſche Einheit, die noch immer nicht ihre Kinderſchuhe ausgezogen hat, von der Röthelkrankheit, den Zahnfiebern und der Bräune noch ſtark bedroht iſt, während die deutſche Freiheit, die erſt in der Schwangerſchaft und noch keineswegs im neunten Monat ſich befindet, der Gefahr einer Fehlgeburt ſehr bedeutend ausgeſetzt iſt. Und gerade das Jahr, das wir eben antreten, das Jahr des Herrn 1846, flößt uns manche Bekümmerniß, manche Beſorgniß ein, ob es ein Jahr des Volkes oder nicht vielmehr ein Jahr der Herrn werden wird. Deutſchland geht in der nächſten Zeit ſchweren Prüfungen entgegen.

Sprechen wir denn zuerſt von den Kinderkrankheiten deutſcher Einheit.

Da iſt vor Allem das Zahnen der religiöſen Streitigkeiten. Wir meinen nicht die Gährungen innerhalb der proteſtantiſchen Kirche, die Kriege der Licht- und Schattenfreunde. Dieſes Fieber wird der ſtarke organiſche Körper bald überwunden haben und kräftiger daraus hervorgehen als jemals. — Ernſter und bedenklicher iſt der Zwieſpalt zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche. Der vulcaniſche Haß, der eine Zeitlang ausgebrannt ſchien, hat wieder ſeinen Krater geöffnet und ſchleudert ſeine Lava weit umher. Wo wird dieſe ihre Grenze finden? Man hat im proteſtantiſchen Lager hierüber falſche Anſichten. Man glaubt die Dinge, die man gerne glauben will, man ſchmeichelt ſich mit Eroberungen die nicht exiſtiren. Man denkt ſich gerne die katholiſche

Digitized by Google

Kirche als einen morſchen Bau, als hohl und innerlich verfault, der den Stößen der Vernunft nicht mehr widerſtehen kann, und nun ſtößt man mit einer Leidenſchaftlichkeit und einer Rückſichtsloſigkeit darauf zu, welche die Gegner empören, reizen und zu gleichem, wenn nicht noch heftigern und leidenſchaftlichern Stößen veranlaſſen muß. Wir ſprechen hier nicht von dem Clerus. Die privilegirten Gottesſoldaten zählen in beiden Lagern eine große Menge, welche gleich ehrgeizig, gleich fanatiſch, gleich herrſchſüchtig und vernichtungsluſtig iſt. Die katholiſche Geiſtlichkeit hat noch obenein viel von dem Hochmuth der alten Reichsritter und ariſtokratiſchen Musquetairs, die ihren Stammbaum nicht vergeſſen können, und abgeſehen von dem gewöhnlichen Haß gegen das feindliche Heer auch noch mit ariſtokratiſchem Dünkel auf die republcianiſchen Parvenues, die gegen ſie fechten, herabſehen. Die proteſtantiſchen Geiſtlichen dagegen ſind wie die ſchlechtbezahlten Officiere des Nationalconvents, Jeder iſt auf ſein Schwert angewieſen, Jeder glaubt den Marſchallsſtab in der Taſche zu führen, und darum ſind ſie um ſo verpichter auf den Kampf, darum fechten ſie um ſo hitziger, Mann gegen Mann. Die katholiſchen Prieſter, die ein gemeinſames Oberhaupt und eine ſeit einem Jahrtauſend geübte Artillerie haben, kämpfen gerne in Maſſen, während die proteſtantiſchen den Einzelnkampf dem Kleingewehrfeuer vorziehn. Dieſe ſtehenden Heere der Gotteskrieger haben alle Laſter der ſtehenden Heere überhaupt und von ihnen ſprechen wir alſo nicht. Aber die Laien, die friedlichen Völkerſchaften, die angewieſen ſind, in Eintracht und Verbindung miteinander zu leben, und Einer dem Andern die Schwachheiten und Eitelkeiten und wenn man will — die Dummheiten zu vergeben und nachzuſehen aus guter Nachbarſchaft, welche Tarantel hat ſie geſtochen, daß ſie plötzlich gegen einander losfahren in Wuth und drohendem Haß. Die Proteſtanten welche den überwiegenden Verſtand und die größere Objectivität für ſich in Anſpruch nehmen, und zum Theil mit großem Recht, vergeſſen, daß weder Kritik noch Vernunftgründe eine compacte religiöſe Maſſe auseinanderſprengen kann, die eben die Beſeitigung aller religiöſen Kritik als eine ihrer erſten Bedingungen betrachtet; ſie vergeſſen, daß ſie durch die Heftigkeit ihrer Polemik gerade dasjenige Element im Katholicismus ſtören, welches in ſeinem Umſichgreifen ihnen die größten Vortheile

bringt: den Indifferentismus. Wenn die protestantische Kirche gerade in diesem Augenblicke an einem ihrer Wendepunkte steht, wenn das Wühlen der Kritik und der philosophischen Fortbildung sie in ihren Hauptwurzeln erschüttert, so hat das seinen Grund darin, daß eben Kritik und Fortbildung im Grundwesen des Protestantismus liegt. Aber gerade so liegt in den weichen, gedankenlosen Formen der katholischen Kirche die allmälige Folge des mechanischen Gottesdienstes: der Indifferentismus. Hätte man diesen ungestört fortvegetiren lassen, so hätte der geistige Fortschritt, der Widerwille gegen alles Fanatische, die freiere Weltanschauung, unter den gebildeten Ständen der katholischen Welt mehr um sich gegriffen, als jetzt die donnernde Polemik der protestantischen Presse ihr erobern wird. Ja, der Erfolg dieser Polemik ist ein ganz entgegengesetzter; die Lauen, die Eingeschläferten unter den Katholiken, die lange Zeit allen Ceremonien fremd wurden, oder ihren Humor daran übten, haben diese fortgesetzten Angriffe wieder zu ihrer Fahne gelockt, und sie vertheidigen mit gleicher Heftigkeit jetzt als Familien- und Parteisache, was ihnen früher gleichgiltig, wenn nicht gar lästig war. Wir fanden letzthin in Leipzig einen durch Verdienst und Geist in Deutschland wohlbekannten süddeutschen Officier, einen heitern, lebensfrohen und nichts weniger als fanatischen Mann, einen Katholiken; wir sprachen ihm von den Religionsbewegungen in Deutschland und er beklagte sich über die Bitterkeit der protestantischen Polemik. „Sehen Sie," sagte er, „ich bin funfzehn Jahr nicht in die Meß' gegangen, aber jetzt leg' ich das Betbüchl gar nicht aus der Hand, denn 's ist für uns eine Ehrensache geworden."

Von diesem Gesichtspunkte aus kann man auch die Demonstrationen, mit welchen einige protestantische Städte die deutschkatholischen Führer aufgenommen haben, nichts weniger als billigen. Wir wollen hier auf den Kern der deutschkatholischen Bewegung nicht eingehen, obgleich wir über die Tact- und um grade heraus zu reden, über die Talentlosigkeit ihrer Führer manches zu sagen hätten. Der Deutschkatholicismus hätte, wenn Männer von Genie, von innerem Schwerpunkt, von einer über den Augenblick hinausreichenden Klugheit an seiner Spitze gestanden hätten, von unberechenbaren Folgen sein können, er hätte unabsehbare Eroberungen im

Digitized by Google

Schooße der Kirche machen können, auf welche er angewiesen ist. In der Richtung und unter den Formen, die er eingeschlagen hat, ist ihm jedoch keineswegs eine große Zukunft zu prophezeihen, die Schuld hiervon liegt nicht blos an den Führern, ein großer Theil derselben fällt vielmehr den protestantischen Enthusiasten zur Last, die sich an sie gehängt. Diese Triumphzüge, welche den Deutschkatholiken von Protestanten veranstaltet werden, erscheinen den Altkatholiken nicht als ein Triumph der Schismatiker seiner eigenen Kirche, sondern als ein Siegesgeschrei ihrer Gegner; die alte Eifersucht tritt ein, die Orthodoxen und die Priester finden geneigte Ohren für ihr Dazwischenreden, und Alles bleibt beim Alten. Nicht mit Unrecht fragen die Altkatholiken: ihr die ihr durch Triumphzüge, Festreden, Zweckessen und Ehrenbecher den Werth und die Wahrheit der neuen Kirche so laut feiert, warum geht ihr nicht zu ihr über? Der Deutschkatholizismus steht euerer Kirche ja noch näher als der unsrigen, warum thut Ihr nicht den kleinern Schritt? Aber in eurer Mitte schreien diejenigen vielleicht am lautesten Halleluja der neuen Kirche zu, die ihre eifrigsten Verfolger würden, wenn man ihnen zumuthen wollte, in ihren Schooß zu treten. Eure geräuschvollen Loblieder, eure Kränze und Triumphe scheinen uns daher weniger der Sache selbst zu gelten, als der Lücke, die dadurch in unserer Reihe entstehet, eine Lücke, die viel größer und unausfüllbarer geworden wäre, der vielleicht Millionen von uns nachgefolgt wären, hättet ihr nicht so zeitlich gejubelt und wäre in eurem Jubelgeschrei nicht mancher Mißton der wie Schadenfreude klingt. Diese zwingt selbst uns, die wir die Gebrechen der römischen Kirche, die Uebergriffe der Priesterherrschaft, und die vielen sinnlosen Allotria derselben sehr wohl erkennen und abzustreifen wünschen, dennoch von den Separatisten fern zu bleiben." — Der Mangel an politischer Praxis hat sich in Deutschland bei dieser Gelegenheit wieder ein Mal klar gezeigt. Die leidende; verfolgte junge Kirchenpartei hätte überall Sympathie gefunden, sie hätte die Phantasie gereizt, den Haupthebel in katholischer Welt, sie hätte das Herz angeregt, und auf diesem Wege allmählig sichere Eroberungen im Kerne der römischen Christenheit gemacht, während die voreiligen Feste und Siegeszüge die ihr bereitet werden, die ganz entgegengesetzte Wirkung hervor-

Digitized by Google

bringen. Und darin vor Allem ist der Grund zu suchen, warum die deutschkatholische Bewegung bisher nur unter den zwischen Protestanten zerstreut liegenden kleinen katholischen Gemeinden Anhänger gefunden hat, während da, wo die Gesammtheit der Bevölkerung römisch-katholisch ist, und sie doch mit einem Griffe mehr fassen könnte, als unter den Zerstreuten in protestantischen Landen, ihre Wirkung ganz null geblieben ist — und zwar nicht bloß, wo ihre Ausbreitung verfehmt ist, wie in Oesterreich und Baiern, sondern auch da wo sie von der Regierung sogar gerne gesehen würde, wie am Rhein, in der schwäbischen Alp u. s. w.

Nebst dieser Spaltung und Gereiztheit auf geistigem Gebiete, geht die deutsche Eintracht einer andern Prüfung auf materiellem Felde entgegen. Der letzte Zollcongreß, der so viele Unzufriedenheit hinterlassen, soll durch einen neuen, in Berlin zusammentretenden ergänzt werden. Aber in der kurzen Zwischenzeit, wird wahrscheinlich ein Ereigniß eintreten, das schroffer als je das Protectionsprincip dem Systeme des freien Handels, den Süden dem Norden entgegen zu stellen droht: die Aufhebung oder die starke Modificirung der englischen Korngesetze. Die Gegenwirkung dieses Ereignisses wird in Deutschland eine doppelte sein. Indem das wohlfeilere Getreide die Arbeiterpreise in England verringern und die Fabriken in den Stand setzen wird, noch wohlfeiler zu erzeugen, wird in Deutschland die dadurch noch mehr bedrängte Industrie den Schrei nach Schutzzöllen nothgedrungen um so lauter erheben, während andererseits die deutschen Küstenstädte, deren Handel durch die Ausfuhr des Getreides so wie durch die Einfuhr englischer Waaren ein größerer Aufschwung bevorsteht, hartnäckiger als je für den freien Handel stimmen werden. Jener „Riß in den Zollverein" der vor einigen Jahren einen so großen, glücklicherweise nur blinden Lärm erregte, droht nun wirklich herein zu brechen und traurig stehen die Vaterlandsfreunde an der Schwelle des neuen Jahres und fragen: Wie wird das werden?

Nicht minder trübe wird der Blick des Patrioten, wenn er sein Auge von der durch mannigfache natürliche Abgründe und künstliche Gräben durchschnittene Ebne deutscher Einheit auf den wolkenbehängten Horizont deutscher Freiheit richtet. Die Leipziger Ereignisse haben eine traurige Reaction hinterlassen. Wenn schon

Digitized by Google

eine alte Erfahrung lehrt, daß eine geſcheiterte Revolution doppelt unglückliche Folgen bringt, um wie viel unglücklicher müſſen dieſe erſt ſein, wo dieſe Revolution ein Hirngeſpinſt iſt, wo man einem Pöbelauflauf, einem augenblicklichen Lärm, der ohne allen Zuſammenhang mit dem Willen der Stadt, geſchweige des Landes, geſchweige der Nation, eine Stunde dauerte, den Charakter einer revolutionairen Bewegung beilegt. Wir haben einige Tage nach dem traurigen 12. Auguſt, als ſämmtliche Redacteure Leipziger Journale auf das Rathhaus berufen und verwarnt wurden, ſich „jeder Verläumdung" zu enthalten, in dieſen Blättern es ausgeſprochen, daß die ſächſiſche Regierung ihrerſeits nicht minder auf der Hut ſein möge in ihren Anklagen gegen das Volk, daß ſie nicht zu weit gehen und den Ruf der conſtitutionellen Ordnung nicht in den Augen der abſoluten Nachbarherrn compromittiren möge. Alle Welt kennt nun den Ausgang. Man iſt in die ſchiefe Stellung gekommen, die jenem unglücklichen Commando nach und vorhergehenden Scenen in einem viel grelleren Lichte, in einer viel gefährlichern Bedeutung erſcheinen zu laſſen. Welche Wirkung dies auf die deutſchen Fürſten ausüben mußte, liegt auf der Hand; die Kammer und die auswärtige Preſſe hatten gut entgegen reden: was man gerne glauben will, das glaubt man. Und zu ſo ungünſtigem Zeitpunkte tauchen immer erneuert und wieder erneuert die Gerüchte von einer preußiſchen Conſtitution auf. Wir ſind zwar unſrerſeits auch über den Glauben an Ritter- und Geſpenſtergeſchichten hinaus, aber die Sache wird ſo oft und von ſo geſcheuten Menſchen wiederholt, daß man am Ende doch ſeine Vernunft gefangen giebt. Bei dem Suchen nach einem Schlüſſel zu dieſem räthſelhaften Volksmährchen ſind wir zu folgendem Raiſonnement gelangt. Die preußiſche Regierung geht vielleicht von dem Prinzipe aus, der Staat müſſe bei wichtigen Geſetzen ſtets die Miene haben, das Volk zu beſchenken, nicht aber der öffentlichen Meinung nachzugeben. Ein Plan zur Verfaſſung mag denn wirklich vorliegen; aber da ſeine mise en scène früher bekannt wurde und die Ueberraſchung geſtört hat, ſo wurde ſeine Veröffentlichung wieder verſchoben, bis zur Zeit, wo alle Hoffnungen darauf eingeſchlafen und weggeſpottet worden. Dann, wenn Niemand mehr dran denkt, wird an einem

Morgen der Vorhang weggezogen werden, und ein Geiſt wird aus der Erde ſteigen, und wie in jener Zauberpoſſe wird er ausrufen:

Ich bin Dein Vater Zephiſes
Und ſage Dir nichts als dieſes! (er verſchwindet.)

Wir ſind alſo, wie man ſieht, keineswegs ſo ungläubig, wie Viele andere. Die Landtagsabſchiede ſind in dem Augenblicke, wo wir dies niederſchreiben, noch nicht veröffentlicht, und laſſen daher noch keine Einſicht zu, in die Politik, welche die preußiſche Regierung einzuſchlagen geſonnen iſt. Nach der Vorausſetzung aber, die wir ſo eben machten, wäre ſelbſt in dem Falle, daß die Landtagsabſchiede die meiſten Petitionen abſchlägig beantworteten, die Möglichkeit einer „Conſtitution" darum noch keineswegs undenkbar; es ließe ſich ja annehmen, daß die abſchlägigen Beſcheide vielleicht abſichtlich ungünſtig ertheilt würden, um für den Augenblick die Hoffnungen niederzuhalten, und dann, wenn Niemand mehr es ſich verſieht, um ſo überraſchender die Verfaſſung zu proclamiren!! Aber welcher Art würde die Verfaſſung ſein, die man in der jetzigen Zeitlage ausgeſonnen hätte? Würde man uns in den Jahren **1840** und **41**, zur Zeit, wo Regierung und Volk in einem ſchönen kurzen Rhein- und Dombau-Rauſch aufglühten, von einer beabſichtigten Conſtitution geſprochen haben, dann hätten wir unſere Herzen weit aufgethan den ſchönſten Hoffnungen. Jetzt aber wird es jeder Vernünftige für hundert Mal beſſer erachten, daß *Nichts* geſchieht, als daß ein Etwas geboren würde, welches unter dem Namen einer „Verfaſſung" einige conſtitutionelle Formen böte, indeß der Geiſt der alte bliebe. Ein ſolches Ereigniß wäre das größte Unglück, das der Sache des politiſchen Fortſchritts begegnen könnte. In den bisherigen Staats-Verhältniſſen bleibt den Preußen noch immer die Berufung auf das oft citirte „königliche Wort," aus welchem die Einen, und auf die Nothwendigkeit eines andern Modus der Vertreeung, aus welchem die Andern ihre Verfaſſungsargumente herleiten. Wie aber nun, wenn eine Verfaſſung decretirt würde, etwa in dem Geiſte der churheſſiſchen, die, ſogleich nach Einberufung des Landtags, ihn nach der erſten Sitzung auf unbeſtimmte Zeit wieder vertagt, oder eine Verfaſſung, welche die bekannten Bundestagsbeſchlüſſe vom **28.** Juni und **5.** Juli **1832** zur Grundlage macht. Reichsſtändiſche Verſammlungen

Digitized by Google

ohne Veröffentlichung der Protocolle, und wie die hundert Clauſeln heißen, die eine Conſtitution zu einem Titel ohne Mittel machen — was wäre damit gewonnen? Gewonnen? Es wäre der fürchterlichſte Verluſt, der Preußen treffen könnte. Denn mit der Proclamirung einer reichsſtändiſchen Verfaſſung ſolcher Art, wären alle Vortheile der gegenwärtigen Situation vernichtet. Wahrlich, indem man der Sache tiefer auf den Grund geht und all' den Dingen nachdenkt, die unſere Cenſurgeſetze auszuſprechen nicht geſtatten, muß man es der preußiſchen Regierung als einen ſchönen Zug von ehrlicher Geſinnung anrechnen, daß ſie nicht zu dem jeſuitiſchen Staatsſtreiche greift, zu welchem die kopfloſe Hälfte der liberalen Preſſe ſie zu provociren ſucht. Wir andern aber, die wir uns über unſere Situation keine Illuſionen machen, wollen zu den Göttern beten, daß uns das Jahr **1846** mit keiner preußiſchen Conſtitution — überraſche und beſchenke! Der Lebenslauf der Conſtitutionen in einigen kleinern deutſchen Staaten hat über den Werth geſchenkter Verfaſſungen zur Genüge belehrt, und doch wurden dieſe zu einer Zeit ertheilt, die günſtiger dem Aufſchwunge derſelben waren, zu einer Epoche, wo man an den guten Willen des Verfaſſungsentwurfs weniger zu zweifeln Urſache hatte. Die conſtitutionellen Fürſten Deutſchlands haben die vortheilhafte Stellung, die ihnen die öffentliche Meinung gegenüber den abſoluten Reichen ſicherte, entweder nicht eingeſehen oder nicht einſehen wollen, und ſo hat ein einziges materielles Ereigniß, ein Zollvertrag, der obendrein nicht vollſtändig und nicht ein Mal über ſeine Zukunft geſichert und einig iſt, hingereicht, die Hegemonie einem abſoluten Staate zuzuwenden und die Blicke des geſammten Deutſchland auf ihn zu richten. Aber eben weil nach den gegenwärtigen Verhältniſſen die geſammte Zukunft des Vaterlandes an dem Schickſale und der politiſchen Entwickelung Preußens geknüpft iſt, zittern wir vor einem geſchenkten Apfel, den man jetzt grün, unreif, unausgewachſen und Koliken nach ſich ziehend vom hohen Baume herab uns zuwerfen könnte, während er doch ohnſtreitig ſeiner Reife entgegengeht und von ſelbſt herabfallen muß.

Muß? Warum und wie ſo? höre ich mir entgegendonnern. Gemach! Es wäre ungeſchickt, wenn die liberale Preſſe von den vielen Heimlichkeiten die ihre Gegner Jahr aus Jahr ein bei ver-

ſchloßnen Thüren ausbrüten, nicht ſo viel gelernt hätte, um auch ihrerſeits Manches für ſich zu behalten, ohne es an die große Glocke zu hängen. Zwar werden die Revolutionsſchnüffler und Communiſtenriecher ihr Geſchrei gegen uns erheben und den ganzen Kehricht ihrer denunciatoriſchen Phantaſie uns in die Schuhe ſchieben wollen. Dem aber können wir ruhig zuſehen, denn wir ſind keine Revolutionaire, nicht gewaltſame Umwälzungen ſind es, die wir von der Zukunft hoffen. Das deutſche Volk, das ſo ſpät an die große Artustafel ſeiner Mündigkeit kommt, an welcher andere Völker ſchon längſt ſitzen, die deutſche Nation, die gereifter und vorbereiteter an den Thoren der Freiheit ſteht, als alle die Nationen zur Zeit waren, wo ſie durch dieſelben einzogen, dieſes Deutſchland wird nicht nöthig haben, durch blutige Wege zu waten, ſeine Bahnen ſind geebneter und ſicher. Bei der leiſeſten Wolke, die an dieſem gekünſtelten Friedenshorizonte aufſteigt, bei dem erſten Ton der Lärmglocke, der ein Leck in die Entente cordiale oder in die heilige Allianz verkündet, bei dem erſten Schlag des Hammers, der die Gefahr eines Kriegsungewitters den übermüthigen Friedensſchläfern anzeigt — da wird man freundlich anfragen: Deutſche Jugend, wo ſind deine waffenfähigen Arme? Deutſche Schriftſteller und Kammerredner, wo ſind eure feurigen Worte? Deutſche Capitaliſten, wo ſind eure goldgefüllten Truhen? Da wird man ſich plötzlich erinnern, daß dieſes deutſche Volk ja noch von 1814 her ein großes Guthaben einzucaſſiren hat, daß dieſe deutſche Jugend ſogar noch alt genug, um der Geſchichte von 1840 ſich zu erinnern. Da wird nicht mehr von Geſchenken, ſondern von Zahlungen die Rede ſein, da werden die Aepfel nicht mehr grün und unausgewachſen, ſondern kernig und voll vom Baume kommen.

Der weiſe Salomon aber — der ein König war — ſagte: Gehe hin zur Ameiſe — ſiehe ihre Wege und werde klug. Im Sommer ſammelt ſie ihr Brod, im Herbſt bereitet ſie ihre Speiſe für den Winter vor." Und noch weiter ſagt der weiſe König Salomo, was unſer Cenſor hier niederzuſchreiben nicht geſtatten würde, was aber vorſichtige Staatsmänner nachleſen können, im ſechſten Kapitel der Sprüche Salomonis (Vers 6 bis 11) wo ein weiſer vorſichtiger König es vor dreitauſend Jahren aufgeſchrieben hat, damit ein Cenſor des neunzehnten Jahrhunderts n. Ch. G. es nicht ſtreiche.

Jg. K.

Digitized by Google

Der Czar und das Ruſſenthum.

Aus Rußland tönen immer zwei ganz verſchiedene Stimmen durch die deutſche Journaliſtik; die eine iſt grell pfeifend und ziſchend, wie unheimlicher Schlangenton, die andere ſüß lockend und lullend, wie weicher Waldhornklang; je ſchauerlicher die eine von blutigen Verfolgungen und finſteren Intriguen flüſtert, deſto lauter preiſt die andere die perſönliche Anmuth des Czaren und die ſyrenenhafte Schönheit ſeiner Olga. Das Duett iſt kein künſtliches, ſondern es ſcheint ein ernſter Streit zwiſchen den beiden Stimmen zu ſein. Gerade jetzt, wo die Nachrichten aus Rußland mehr als je die Gemüther aufregen, arbeiten die Correſpondenzflöten aus Palermo und Neapel mit allen Klappen, und erſchöpfen ſich, als hätten ſie einen Mißton zu übertäuben, in den ſüßeſten Arien über das idylliſche Leben der kaiſerlichen Familie. Der nordiſche Herrſcher ſoll in der That wie ein Halbgott unter den Italienern aufgetreten ſein; wie Apoll ſeine goldenen Strahlen, ſo ſtreute er ſeine Ducaten unter das Volk; zahllos ſind die erhabenen und die rührenden Züge, die man ihm nacherzählt; wie er, ſtark und galant, ſeine Gemahlin ſelbſt die Treppen hinaufträgt, und wie er beſcheiden, ſtatt des Lorbeers, die Myrthen und Orangen wählt; wie er furchtlos und allein des Abends am Ufer des Meeres ſpaziert und ohne Bedientenhilfe ſich des Nachts auskleidet; kurz, alle jene kleinen Zeichen leibhaftiger Menſchlichkeit, welche die Sterblichen ſeit Julius Cäſar und Alexander gewohnt ſind, an gekrönten Häuptern am meiſten zu bewundern. Der Lazzarone, der ſtatt der Knutenhiebe, von denen er gehört hat, Nichts als Ducati und Kußhändchen fliegen ſieht, beneidet die ruſſiſchen Leibeigenen um einen ſo

freigebigen Herrn, und die unruhigen Polen um das Glück, ſich unter ein ſo ſüßes und glänzendes Joch beugen zu können. Der Beſuch in Sicilien und Neapel iſt ein ſiegreicher Feldzug gegen Rom. Nicolaus trifft mit Einem Stein drei Vögel. Er wollte die Geſundheit der zärtlich geliebten Gemahlin durch die ſüdlichen Lüfte ſtärken, aber, abgeſehen von den ruſſiſch-napoletaniſchen Handelsverträgen, die bei dieſer Gelegenheit geſchloſſen werden, dürfte auch der Groll Italiens über die Leiden des Katholizismus in Rußland entwaffnet und der heilige Vater zu vortheilhaften kirchlichen Verträgen bewogen werden. Aehnliche Schachzüge thut der Czar in Rom ſelbſt, dann in Wien und Berlin, uud wenn auch die Correſpondenzflöten von da etwas leiſer und unſicherer klingen werden, es giebt immer noch Ohren bei uns, welche die ruſſiſchen Melodien gierig auffangen.

Wir ſind aber weit entfernt, an der perſönlichen Liebenswürdigkeit des Czaren zu zweifeln. Man kann dreimal liebenswürdig und doch ruſſiſcher Autokrat ſein. Es iſt ſogar mehr als äußere Liebenswürdigkeit, was die allgemeine Sage ihm nachrühmt; und nicht blos die hohe und niedere Damenwelt Europas, die „ſein hoher Gang und ſeine hohe Geſtalt, ſeines Mundes Lächeln und ſeiner Augen Gewalt" bezaubert, ſondern Männer aller Farben und Tendenzen, die Gelegenheit hatten, in ſeine Nähe zu kommen, harmloſe Touriſten und politiſche Kundſchafter, die im Intereſſe der Civiliſation den hohen Norden erforſchten, von Kohl bis Cuſtine, alle ſprechen einmüthig von der ſtrahlenden Perſönlichkeit des Herrſchers an der Newa; alle ſtimmen darin überein, daß Nicolaus eben ſo voll Hoheit und Seelengröße, voll gewinnender Huld und ehrfurchteinflößender Mannheit ſei, wie das ruſſiſche Weſen voll niedriger Liſt und kleinlicher Herrſchſucht, voll gewinnſüchtiger Kriecherei und brutalem Sklavenſinn. In Konſtantinopel und in der Levante, wo die nordiſchen Barbaren als Tod- und Erbfeinde gehaßt werden, erzählt man ſich gleichwohl mit fataliſtiſcher Ehrfurcht von dem olympiſchen Haupt und dem zauberhaft majeſtäiſchen Antlitz des „weißen" Czaren. Aber wie ſtehen die großen Gedanken dieſes Heroen vor den Augen der Welt, wenn ſie aus dem olympiſchen Götterhaupt in die ukaſenſchreibende Feder und endlich in die knutenſchwingenden Fäuſte der hunderttauſend ruſſiſchen Un-

Digitized by Google

tergötter übergegangen ſind? Welche enttäuſchende, gräßliche Verkörperung erhabener Herrſcherideen! Wo iſt da die Huld und liebenswürdige Menſchlichkeit in den Zwecken, wo iſt die Hoheit, die Seelengröße, die Männlichkeit in den Mitteln? Iſt es das abſtracte „ruſſiſche Weſen," welches, unabhängig vom perſönlichen Willen des Kaiſers regiert und dem Abendlande wie ein Meduſenhaupt entgegenſtarrt? Iſt der Autokrat, zum Hohn aller Selbſtherrſchertheorien, nur ein Sklave dieſes ruſſiſchen Weſens? Aber Nicolaus ſoll ſich ja gerade durch den Eigenwillen und die klare unabwendbare Feſtigkeit ſeines Handelns von andern Monarchen unterſcheiden. Er hat das ruſſiſche Weſen nicht geſchaffen, aber, im Gegenſatz zu ſeinem Vorgänger, neu belebt, und zum herrſchenden nationalen Princip gemacht.

Rußland bietet in dieſem Augenblick ein Schauſpiel, welches man ſchon gewohnt war, nur in der Geſchichte alter, glücklich überwundener Zeiten zu ſuchen; ein Schauſpiel, welches den Glauben an Herrſchaft der Moral in den Cabinetten, an chriſtliche Politik und chriſtliche Staaten grauſam Lügen ſtraft. Es iſt genug, wenn man den chriſtlichen Principien negative Opfer bringt, und Nichts mehr nimmt, da wo Nichts mehr zu nehmen iſt. Moral und Humanität müſſen gelten, — ſo viel ſie ſich mit den Intereſſen der Politik vertragen. Und was die ſolidariſche Verpflichtung der Cabinette für die Herrſchaft jener Principien in Europa betrifft, ſo haben wir die elaſtiſche Theorie der Intervention und Nichtintervention; es verſteht ſich von ſelbſt, daß man im Namen der chriſtlichen Politik gegen die Schwachen intervenirt und im Intereſſe der höheren Politik gegen die Starken es bleiben läßt. Wenn ſich ein ohnmächtiger ſchweizer Kanton gegen eingeſchmuggelte Jeſuiten empört, da rücken die Heere an die Grenzen, da drohen Kanonen und Bajonette; die geſetzliche Ruhe, die religiöſe Ordnung iſt in Gefahr. Wenn dagegen ein Fürſt die Verfaſſung umſtürzt und giltige Verträge dem Volke zerriſſen ins Geſicht wirft, ſoll man da interveniren? Soll man durch Gewaltſchritte den Frieden Europas aufs Spiel ſetzen? Dazu iſt es Zeit, wenn das Volk es wagen ſollte, ſich ſelber Recht zu ſchaffen. Wo ein Ruf ertönt nach bürgerlichen Rechten, von denen weder Luther noch ein Papſt gewußt hat, wo ſich das Schreckliche begiebt, daß ein Profeſſor eine Rede halten, oder ein Jud' in eine

Maurerloge will, da ist man christlicher Staat, höchst christlicher Staat, da kommt man mit Stangen und mit Spießen, um das Heiligste zu retten. Wenn dagegen in Rußland Tausenden ihr Heiligstes, ihr Glaube, nicht von philosophischen Schriftstellern „geraubt," sondern von Kosaken und Polizeiknechten geschändet, verbittert und ausgeprügelt wird, da hat die höhere Politik der christlichen Staaten keine Kanonen und Bayonette, keine Stangen und Spieße, keine drohenden Noten und Congresse, sondern ein vielsagendes Achselzucken: Wir können an Rußland nicht unsern Maßstab legen. Dort vertragen sich eben Moral und Humanität noch nicht mit den Interessen der Politik.

Und Rußland weiß diese humane Schonung und diese ritterliche Langmuth seiner christlichen Collegen zu benutzen; denn er, der Türke des 19. Jahrhunderts, ist ja nicht schwach, wie der alte am Bosporus, an dem, wegen eines Renegaten, Europa seinen Humanitätseifer wohlfeil herausbeißen konnte. Nein, Rußland ist Gott sei Dank! stark genug, um ein Exempel zu statuiren und zu zeigen, daß ein Staat, wenn er nur vom Schwindel moderner Ideen sich frei hält, Alles darf, selbst Glaubens- und Gewissensfreiheit zertreten, die Palladien der Menschheit, wie es die Büchermacher nennen: — die Flachköpfe, die von den geringen geistigen Bedürfnissen und der Schmiegsamkeit der unverdorbenen Menschencreatur keinen Begriff haben. Rußland betreibt die bewaffnete Proselitenmacherei mit einem schauerlichen Eifer, und es ist in seinen Mitteln so gar nicht wählig, wie der Fanatismus des Mittelalters. Mit dieser Rücksichtslosigkeit verbindet es aber nicht auch die Blindheit und Ueberzeugung des religiösen Fanatismus — der ihm eigentlich ganz abgeht, — sondern listige Berechnung, kalte Ausdauer, aalglatte Gewandtheit.

Nicht weniger als drei Religionen sind es, die es zu gleicher Zeit aufzulösen und in den Schooß des Russenthums „zurückzuführen" bemüht ist. Ich sage des Russenthums, nicht der russischen Kirche, denn es liegt ihrem kaiserlichen Oberhaupt weniger an den religiösen Dogmen als an den politischen Lehren seines Glaubens-Bekenntnisses, weniger an den Seelen, die er dem Papst oder Luther abtrünnig macht, als an den Polen oder Deutschen, die er in echte Russen verwandelt. In den Ostseeprovinzen scheint sich Ruß-

Digitized by Google

land nicht, die Noth und den Hunger des Landvolkes zu benützen; für den Biſſen Brod, für den Kopeken Almoſen, den der Pope dem eſthniſchen, kuriſchen und lettiſchen Bauer vorhält, lockt und ſchachert und wuchert er den Verzweifelnden ihr Lutherthum ab, bis zuletzt die deutſchen Adelsfamilien von einem ganz griechiſch-ruſſiſchen Volk umgeben, abgeriſſen und vereinzelt allmälig der „Landeskirche" zu folgen gezwungen ſein werden. Gemiſchte Ehen mit den ins deutſche Land gepflanzten Ruſſen und Anſtellungen die den Deutſchen nur im Innern gegeben werden, thun ohnedies ſchon jetzt das ihrige.

Wenn dieſe Taktik gegen die Oſtſeeprovinzen noch eine zahme und geduldige zu nennen iſt, was ſoll man von dem Vernichtungskrieg gegen das wehrloſe Polen ſagen? Weder in Böhmen noch in Irland iſt im 17. Jahrhundert ſo unbarmherzig gewüthet worden, als man jenes katholiſch und dieſes proteſtantiſch machen wollte. Die ruſſiſche Politik in Polen läßt ſich nicht einmal mit dem Zorn über den letzten Auferſtehungsverſuch des unglücklichen Volkes entſchuldigen, denn es ſind vierzehn Jahre verfloſſen, ſeit jene Flamme erſtickt ward; und gerade je ohnmächtiger nun Polen wurde, je tiefer es mit gebundenen Händen in den Moorboden der langſamen Vernichtung einſank, deſto muthiger fing das gewaltige Rußland an, ihm auf das Haupt zu treten. Erſt wandte ſich ſein Grimm nur gegen die nationalen Erinnerungen, gegen die politiſchen Träume; Weiber, Jünglinge, ja Schulknaben, die polniſche Geſchichte laſen, wurden wie Hochverräther, mit dem Holzblock am Fuße, nach Sibirien geſchleppt, und die abſoluten Nachbarſtaaten ſahen darin blos Strenge gegen ſubverſive Tendenzen. Aber als Polen kein Angedenken mehr aus beſſern Zeiten geblieben war, außer ſeinem Katholicismus, da fing es an, auch dieſen wie einen Verſchwörer zu verfolgen. Nach Deutſchland dringt höchſtens das Geſchrei über die brillanten Gräuelſcenen, über Nonnen, die man mit Knuten bekehrt, über greiſe Pfarrer, die man ins Elend jagt oder am Kaukaſus beichten läßt: aber das ganze Gewebe des planvollen Netzes, unter welchem Polen erſtickt wird, die gewaltſamen Transportationen in Maſſe, die künſtlich geſchaffenen Wüſten, die man mit ruſſiſchen Anſiedlern belebt, die Ueberladung des Landes mit griechiſchen Kirchen, für die der Koſak die Kunden zu

werben hat, wer könnte das in wenig Worten ſchildern! Sogar die armen Juden ſcheinen nicht zu gering und ohnmächtig für die Proſelitenjagd des Petersburger Cabinets, denn jetzt ſieht man erſt den letzten Grund gewiſſer Maßregeln, deren Härte ſeit einigen Jahren in ganz Europa Aufſehen machte. Als Rußland die Juden von der Grenze ins Innere trieb, nannte man dies eine Vorkehrung gegen den Schmuggel. Als ſpäter eine ſchwere Steuer auf ihre Nationaltracht gelegt, ja als der großen Maſſe das letzte Erwerbsmittel, die Erlaubniß, Schenken zu halten, genommen wurde, ſagte man: Nicolaus will die Juden civiliſiren und ſchickt ſie allerdings in eine harte Schule. Welche Civiliſationstendenz liegt aber im neueſten Ukas, der mit tückiſcher Caſuiſtik in ihre harmloſen religiöſen Gebräuche eingreift? Die orthodoxen Juden eſſen nur Fleiſch von Thieren, die nach einem gewiſſen, antithierquäleriſchen, vom Talmud vorgeſchriebenen Ritus geſchlachtet ſind, und dieſes Fleiſch heißt: koſcher. Ueber jedes getödtete Vieh wird eine Art frommer Todtenſchau gehalten. Findet ſich, daß beim Schlachten ein religiöſer Formfehler ſtattfand, daß z. B. im Schlachtmeſſer eine mikroskopiſch kleine Scharte war, ſo daß der Scrupulöſe annehmen kann, das Thier habe einen Augenblick unnöthigen Schmerz gelitten; war die Wunde zu tief oder zu ſchmal, oder hat das Meſſer zweimal angeſetzt u. ſ. w., dann iſt das Fleiſch: treiffe und darf vom orthodoxen Juden nicht genoſſen werden; in ſolchen Fällen wird daher in allen Ländern an chriſtliche Fleiſcher verkauft. Ueber dieſe Ceremonien kann man lächeln, aber die ruſſiſche Argliſt lächelt und argumentirt: Ihr eßt das „treiffe" Fleiſch nicht, alſo haltet ihr es für ungeſund (!) alſo dürft ihr es auch nicht an Chriſten verkaufen, ſondern müßt es eingraben. Für das „koſchere" Fleiſch aber, das ihr eßt, zahlt ihr an den Staat, weil er euch nicht am Eſſen hindert, einundzwanzig Silberrubel per Stück. Dieſe aſiatiſche Logik will demnach die Juden durch die Hungerkur zur Aufklärung und zum Uebertritt in die von Aeußerlichkeiten und Formalweſen vollkommen freie Vernunftreligion der ruſſiſch-griechiſchen Kirche bringen. Das Judenthum, bekannt, wegen ſeiner zähen und hartnäckigen Glaubenstreue, muß auf raffinirte Weiſe bekämpft werden; aber eben wegen jener Standhaftigkeit, welche die Flammen und Schwerter des Mittelalters über-

Digitized by Google

dauert hat, laſſen ſich ihm nur deſto längere und unſäglichere Leiden vorausſagen.

Wo iſt nun der Zuſammenhang zwiſchen Nicolaus edler Perſönlichkeit und den dunklen Wegen dieſer Politik, die nicht etwa aus Ohnmacht oder Furcht an der Barbarei der Väter feſthält, ſondern in ihren Neuerungen das barbariſche Herkommen überbietet? Man kann ſich die finſtern Herrſchergeſtalten der Vorzeit, die Attilas und die Iwans, voll perſönlicher Größe denken, trotz des Lichtes, in welchem uns ihre Thaten erſcheinen: ſie waren groß im Sinn ihrer Zeit. Aber Rußland iſt weder durch Raum noch Zeit vom Europa des 19. Jahrhunderts geſchieden; ſeine Dynaſtie iſt von deutſcher Bildung, wie ſie von deutſchem Geblüte iſt; ſeine Diplomatie und ſeine höhere Verwaltung recrutirt ihre Kräfte bei uns, und moderne Intelligenz ſteht nur zu fleißig zu ſeinen Befehlen. Als neulich das Journal des Debats den abenteuerlichen Einfall hatte, den Czaren zu einer öffentlichen Erklärung, wegen des vielbeſprochenen Martyrthums der Baſilianerinnen, aufzufordern, ſagte ein officiöſes preußiſches Blatt: es ſei abſurd, den Kaiſer Nicolaus betheiligt zu glauben, wenn ein brutaler Biſchof einer Nonne zwei Zähne ausſchlage. Das iſt richtig. So kindiſch iſt auch Niemand, um zu denken, daß der Autokrat die Ausführung ſeines Willens ſo accurat und detaillirt vorſchreibe. Aber der Herr kennt doch ſeine Diener, und er weiß, welche Wirkungen ſein Wink, ſein Wunſch, oder ſein lauter Befehl zu haben pflegt; er weiß, daß die warmen Gnadenſtrahlen, die er aus ſeiner Gletſcherhöhe auf das Volk niederſendet, unten ziemlich kühl und kraftlos anlangen, während die kleinſte Flocke ſeines Zorns als Lawine in die Tiefen rollt; und man ſollte glauben, daß ein Herrſcher von ſo ungewöhnlichem Geiſt allmälig die relative Wucht und Kraft ſeines Zepters kennen und die Zauberſchläge, die er auf die kleinen Sterblichen unter ſich führt, menſchlich und weiſe berechnen lernt. Dennoch beſchlich uns dabei ein banger Zweifel. Alle Berechnung wird vielleicht doch zu Schanden an dem Drang der Umſtände, an dem gewaltthätigen Trieb und der trügeriſchen Natur des ruſſiſchen Weſens. Der Herrſcher von ſechzig Millionen erſchiene dann, grade weil das Schickſal ihn zu großem Wirken berief, als Opfer einer ſchrecklichen Miſſion; wie ein aſiatiſcher Gott, der, auf

den Wagen von Jaggernaut genagelt — deſſen Räder, von blindwüthenden Sklaven gezogen, die Menſchheit zermalmen — vor Grauen zum Götzenbild verſteinert. Der Czar wäre wie ein Meiſter, den ſein Sklave beherrſcht durch die blendende und zwingende Gewalt der Dienſte, die er leiſtet. Rußland erſchiene wie ein koloſſaler Golem, der, einmal in Bewegung geſetzt, immer neue Arbeit vom Herrn heiſcht, um ſeine dämoniſche Kraft nicht gegen ihn zu wenden, der ihm die Gelüſte und die Träume aus den Augen lieſt und ſchadenfroh zur Spottgeburt verwirklicht; der die weiſeſten Plane und die menſchlichſten Befehle des Herrn in ſeiner Weiſe ausführt. Der Herrſcher ahnt und erkennt, durch welche grauenvollen Wege, durch welche Blut- und Thränenſtröme, der Dämon ſeinen Lauf mit ihm nimmt, allein er hat keine andern Diener und Helfer; ſo verzichtet er denn allmälig auf Recht und Menſchlichkeit, verhärtet ſein Herz, verſtopft ſein Ohr, und wendet das Auge unverrückt auf das Ziel, welches die Ehrſucht der Ahnen, die Tradition des Hauſes, der blinde Glaube und der wilde Inſtinct der Ruſſen ihm als heilige Beſtimmung aufgeſtellt.

Es muß tragiſch ſein, von einem ſolchen Poſten aus die Länder einer mildern Sitte zu überſchauen, die Gefühle und Begriffe einer ſittlichern Welt zu verſtehen. Trauervolles Geſchick, ein Mann voll Hoheit und Seelengröße, und dabei Autokrat zu ſein; der glänzendſte Stern in der ruſſiſchen Nacht und ſie doch nicht erhellen zu können. Keiner von den Czaren ſeit Peter, an dem dieſer Zwieſpalt nicht rächend ausgebrochen wäre. Es ſind lauter große, charakterkühne Geſtalten, wie geſchaffen für den Griffel eines Shakeſpeare; geborene tragiſche Helden, denen weder das Zeichen der Schuld, noch der Nemeſis fehlt: die unweibliche Katharina, der ſtolze, bis zum Wahnſinn trotzige Paul und der ſchwermüthige Alexander. Es giebt eine ruſſiſche Sage, daß kein Czar über eine zugemeſſene Reihe von Jahren ungeſtraft auf ſeinem hohen Throne ſitzen könne, dann faſſe ihn der Schwindel der Allmacht, und in ſeltſamer Verblendung ſei er getrieben zu den gefährlichſten Extremen. Auch dieſe Tradition ſcheint Nicolaus Lügen zu ſtrafen. Vor einem Jahre munkelten deutſche Blätter von der böſen Stunde, die den Herrſcher an der Newa oft unruhig durch die Straßen treibe.

Digitized by Google

Aber der Czar beweiſt jetzt überall, wo er erſcheint, die Richtigkeit der ungeduldigen Zeitungsträume. Kein Schatten des Zwieſpalts auf ſeinem Antlitz, das von glücklicher Anmuth ſtrahlt und noch immer alle Welt gefangen nimmt; keine Spur von tragiſchem Bewußtſein, kein Schwanken und kein Zaudern, keine Anwandlung jener Hamletſchwächen, die Alexanders Herz zu ſeinem Verderben erweichten; er findet ſein Geſchick nicht trauervoll, und die Wege zu Rußlands Größe höchſtens langwierig; mit Doppelſchritten geht er von Ziel zu Ziel, klug, wie der Napoleon des Friedens, rückſichtslos wie der des Krieges, freudig, wie ein Befreier, und mit einem Glück, welches weder gekrönten Reformatoren noch gekrönten Reactionären bisher geleuchtet hat. Nicolaus' Perſönlichkeit mag ein Räthſel ſein, das wir nicht löſen können: für das Räthſel von Rußlands ſteigender Macht iſt die Löſung leicht zu finden; unſere Enkel werden ſie laut und zornig genug ausſprechen.

Eduard Bendemann's Frescogemälde
im
Thronsaale des k. Schlosses zu Dresden.

Im December 1836 sahen wir in Dresden eine Anzahl Bildwerke der Düsseldorfer Schule ausgestellt, welche den eigenthümlichen Bildungsgang, den diese Schule sich vorgezeichnet, auf das entschiedenste darlegten. Die Richtung dieser Schule, die Basis, auf welcher ihre Strebungen wurzelten, sind mit gleichem Recht und Unrecht angegriffen worden; auch unter uns wurden manche Stimmen dagegen laut, aber anerkannt und unbestritten stand die Ueberzeugung fest, daß jene Schule durch ihre Vorzüge wie durch ihre Mängel, welche in den Werken und Werkchen der genannten Ausstellung sich aussprachen, erweckend und belebend auf unser gesammtes Kunstleben einwirkte, auch in der Folge auf die Zustände unserer künstlerischen Strebungen einen unverkennbaren Einfluß ausübte.

Unter den Bildwerken jener Ausstellung fesselte jeden Schauenden vor allen „der Prophet Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem", von E. Bendemann. Wer dieses große, reine Werk gesehen, wird des tiefen, mächtigen Eindrucks, den es hervorrief, sich noch bewußt sein. — Der König von Sachsen berief Bendemann im Jahre 1838 nach Dresden, ertheilte ihm eine Professur an der Akademie der bildenden Künste und gab ihm den ehrenvollen Auftrag, den Thronsaal des königlichen Schlosses mit Frescobildern zu

Digitized by

ſchmücken; die Wahl der Gegenſtände für dieſe Arbeit blieb dem Künſtler frei gegeben. Er begann die Vorarbeiten dafür in demſelben Jahre; ſie wurde durch ein Augenleiden des Künſtlers, deſſen Heilung einen Aufenthalt in Italien erheiſchte, einige Zeit gehemmt und im Herbſt 1845 vollendet, wo der kunſtgeſchmückte Saal die würdigſte Weihe erhielt, indem bei Eröffnung des Landtages der König die Deputirten ſeines Landes darin empfing.

Der Saal, ein langes Viereck, iſt in ſeiner frühern Geſtalt geblieben; die Decke ohne Wölbung, durch ſchwere und künſtleriſche Verzierungen der Architektur — es ſind in gleicher Form und Farbe die ſächſiſchen Wappen über hundertmal angebracht — überladen, ſteht in keinem Verhältniß zu den Räumlichkeiten, auf welchen die Fresken ausgeführt ſind, deren Werth in einem entſprechenderen Raume ſich in vollendeterem Maße herausſtellen würde.

Wir wenden uns zu den Werken und verſuchen die Anſchauung derſelben, wie ſie unſerm Auge ſich dargeboten, und den Eindruck, welchen dieſe Anſchauungen in uns feſtigten, in flüchtigen Umriſſen darzulegen.

Inmitten der Hauptwand, unmittelbar über dem Thron, erblickt man Sachſens Schutzgöttin (Saronia); reiche Gewände umhüllen die gewaltige Geſtalt; das ernſte Angeſicht ſchaut mit der Zuverſicht des geſicherten Glücks auf die geſegneten Gauen unſeres ſchönen Heimathlandes; bedeutungsvoll iſt unter dem Bildwerk der Wahlſpruch: „Stark durch Eintracht!“ Der Thron zu beiden Seiten iſt von 16 Geſetzgebern und Regenten umgeben; ſie ſind über Lebensgröße, aufrecht ſtehend, in Wandvertiefungen auf Goldgrund gemalt Großartige, mächtige Geſtalten, in ergreifender, lebenvoller Wahrheit, ſtehen ſie da, die Weiſen und Herrſcher, die Helden und Lehrer der Vorzeit, die würdigſte Umgebung des Thrones eines deutſchen Fürſten. Moſes iſt der erſte unter der gewählten Zahl. Der Künſtler hat den inwohnenden Geiſt, die Gotteskraft des heiligen Propheten in ſeiner tiefſten Bedeutung erfaßt und veranſchaulicht; in den Händen hält er die Geſetztafeln; unter dem Bild ſteht als Wahlſpruch: „Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir.“ — Moſe zur Seite ſteht David, der fromme Sänger der heiligen Pſalmen, das Saitenſpiel im Arm; wir leſen den Wahlſpruch: „Dein Geſetz iſt mein Wille.“ — Dieſem zunächſt ſehen wir Salomo; die

Sprüche der Weisheit und der Erkenntniß ſcheinen auf dieſen Lippen zu ſchweben; das iſt der Blick, der über den Nichtigkeiten des Lebens ſteht und den bethörten Erdenkindern den geprüften Wahlſpruch zuruft: „Es iſt Alles eitel.“ — Nach Salomo folgt Zoroaſter, Perſiens weiſer Lehrer, dem ſein Volk eine verbeſſerte und geläuterte Religion dankt; „ſei rein wie das Licht“ lautet ſein Wahlſpruch. — Wer iſt die ſanftere Geſtalt, an welche ſich vertrauend der gerettete Königsſohn ſchmiegt? Lykurg iſt's, Sparta's großherziger Geſetzgeber; der entſprechende Wahlſpruch unter dem Bild: „Lerne gehorchen, lerne befehlen.“ — Solon, der ſieben Weiſen einer, der Athenienſer rühmlichſter Geſetzgeber, mit dem Wahlſpruch: „Erkenne Dich ſelbſt“, iſt die Ehrfurcht gebietende Geſtalt, zu welcher man aufblickt. — „Immer der Erſte zu ſein und vorzuſtreben dem Beſten“ der bezeichnende Wahlſpruch iſt's, von Alexander, dem Helden der Schlachten, dem Beſchützer der Wiſſenſchaften. Ihm zur Seite, den grünen Friedenszweig in den Händen, ſteht Numa, der umſichtige Geſetzgeber, der weiſe, gerechte König Rom's, ſein Wahlſpruch lautet: „Heil dem Volke, deſſen Fürſt den Frieden ſucht.“ — In der zweiten Abtheilung links vom Throne ſehen wir zuerſt Conſtantin den Großen; ſein Knie ruht auf den Trümmern eines heidniſchen Tempels; in den Händen hält er das Kreuz, welches der Sage nach ihm eines Mittags unter der Sonne flammend mit den Worten: „In hoc signo vinces“ erſchienen ſein ſoll; der Wahlſpruch auf der Bildtafel ſind die jener Worte: „In dieſen Zeichen wirſt Du ſiegen.“ — Die folgende anſprechende Geſtalt, in den hohen ernſten Zügen Glaube und Demuth ausgeprägt, gehört Gregor dem Großen; „nicht uns die Ehre, ſondern Gott,“ iſt ſein Wahlſpruch. — Karl der Große leſen wir unter der nächſten Bildtafel. „Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt und Gott was Gottes iſt,“ dies iſt der Wahlſpruch des gerechten und wiſſensreichen Fürſten, des Beſchützers und Förderers der geiſtigen Bildung ſeiner Völker. — Heinrich I. und ſein Sohn Otto, die ruhmgekrönten Häupter aus Sachſens Herrſcherſtamm; ihr Wahlſpruch: „Durch Gottes Gnade und des Volkes Liebe heiße ich König.“ — Conrad II. „Der Wahrheit zum Schutz und die Elenden beim Recht zu erhalten,“ iſt der Wahlſpruch des fürſtlichen Hohenſtaufen. — Die edle majeſtätiſche Geſtalt, die nun folgt, iſt Friedrich I. von Barbaroſſa; in Macht und

Digitized by Google

Ring, Hall, Hall, Cheesebrough, J. Hall, Hall, Hall,

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Politische Kesselflickerei. — Folgen und Nichtfolgen der englischen Krise. — England in Frankreich erwartet. — Opernwahl. — Königliches Calembour. — Legitimistengerücht. — Literarisches. —

Eine Million für eine Idee! Wer hat eine zu verkaufen! Sie kennen das Buch Jérome Paturot à la recherche d'une position sociale — ein noch viel besserer Stoff wäre ein Jérome Paturot à la recherche d'une idée. Sehen Sie die Oppositionsblätter, wie sie ringen und sich abmühen, um aus den alten Stichwörtern einen Golem zusammen zu kneten, den sie der Tages-Eule Guizot als Vogelscheuche entgegensetzen könnten; den Golem hätten sie wohl, aber die Seele um ihn zu beleben fehlt. Frankreich sollte, könnte, müßte anders sein, und wäre der Geist der heutigen Franzosen ein anderer, dann könnte auch Meister Guizot nicht den Hammer führen. Aber wenn man auch dem Premier seinen Hammer entreißt, wird Meister Thiers, Meister Molé etwas Gescheuteres herausschlagen? Ein Kesselflicker wie der andere, und bei dem lauen Wasser das dieser Kessel heute enthält, bei dem Hauptbedürfniß, das heute Frankreich von oben bis unten durchdringt, sein Huhn wie zu den Zeiten jenes guten Henri quatre in diesem Kessel zu kochen, ist Herr Guizot der beste Koch, und das Geschrei gegen ihn ist Brod- und Küchenneid. Die Ministerkrise in England kam allerdings wie ein Blitz aus blauem Himmel und gab der Parthei des kleinen Thiers neuen Muth zum Sturmlaufen; Palmerston und Thiers sind wie die siamesischen Zwillinge, sind hinten aneinander gewachsen, und wenn sie sich daher auch — wie 1840 bei der orientalischen Frage — mit dem Rücken heftige Stöße geben, so

ſind ſie doch wie durch einen Schickſalsſpruch an einander geheftet und ſehen auch an Charakter einander ziemlich ähnlich. Kömmt Palmerſton ins Miniſterium, ſo muß Thiers an Guizots Stelle, meinte ſogleich das Centre gauche; eine Whigregierung in England muß ein Miniſterium der Linken in Frankreich zu Folge haben. Da ſehen Sie dieſe Franzoſen, die à la tête de la civilisation gehen wollen, wie ſie an den Schwanz Englands ſich hängen. In London erklärten die Führer des einen Syſtems, daß ſie nach ihrem Principe in dieſem Augenblicke nicht regieren können und Sir Robert Peel rieth ſelber, es mit dem andern Princip zu verſuchen. Sollte nun etwa Guizot dem König rathen, die Principe des Herrn Thiers auf die Bühne treten zu laſſen? Wo ſind denn dieſe Principe, und wodurch unterſcheiden ſie ſich von der gegenwärtigen Leitung? Dieſe Frage ſtellt ſich im Grunde jeder Beſonnene in Paris und darum hat die Oppoſition nie ein größeres Bedürfniß gefühlt, irgend einen neuen Gedanken auszugraben wie jetzt. Und doch trotz aller Gedankenebbe, trotz des Umſtandes, daß die Oppoſition noch nicht den Mauerbrecher gefunden hat, mit dem ſie eine Breſche in das gegenwärtige Cabinet bohren kann, läßt ſich mit Beſtimmtheit voraus ſagen, daß Guizot die nächſte Kammerſeſſion nicht aushält. Mit Beſtimmtheit? Ein Cabinet das wie das Guizot'ſche oft mit zwanzig, mit vierzehn, ein Mal ja ſogar mit eilf Stimmen Majorität weiter zu regieren wagte! Und nun gar, da ſich zeigt, daß Sir Robert gar fein geſpielt hat, daß die Whigs die Feuerprobe nicht ausgehalten, und Peel das Ruder feſter in die Hand genommen, als er es zuvor hielt. Nein, nur ſoviel darf man wagen mit Beſtimmtheit zu behaupten: wäre ein Whigminiſterium zu Stande gekommen, ſo hätten wir, ehe zwei Monate vergingen, hier ein Miniſterium Thiers gehabt. Palmerſton und Thiers ſind Hahn und Kater in einem Hofe, und — der europäiſche Hühnerſteig wird die Folgen ſehen. —

Eine der kleineren Folgen dieſer Ereigniſſe hätte die pariſer Neugierde um eine ihrer Freuden bringen können, auf die man ſchon jetzt vorbereitet iſt. Sie wiſſen, daß die Königin von England dieſes Jahr Paris beſuchen will, und es handelt ſich dabei nicht um einen Familienbeſuch wie in Eu, ſondern von einer feierlich königlichen Reiſe einer ſeits und von einem ſolemnellen königlichen Empfang andererſeits — es handelt ſich mit andern Worten, den dießjährigen engliſchen Beſuch am Rhein zu paralyſiren, wenn nicht gar zu verdunkeln. Bekanntlich iſt die Königin von England perſönlich eine große Franzoſenfreundin, mehr als die Erbin des Sieges von Waterloo zeigen darf und kann. Die Luſt Paris zu ſehen wird von der lebensluſtigen Königin unter dem Mantel einer politiſchen Manifeſtation verhüllt, während Louis Philipp den Vortheil benutzt, ſeine politiſchen Zwecke unter der Decke der Galanterie gegen eine Dame verſtecken zu können. Der Umſtand, daß der eine Monarch ein Greis und der andere eine

Digitized by Google

Frau iſt, nimmt den eiferſüchtigen Blicken der beiden Nationen viel von ihrer lauernden Schärfe und erleichtert dieſe Art, der Entente cordiale Vortheil bringende Beſuche. Zum Empfang der Königin wird das große Trianon — das Palais welches Ludwig XVI. und Maria Antoinette bewohnten — als Abſteigequartier eingerichtet, und eine Menge Arbeiter ſind bereits jetzt beſchäftigt es auf das prachtvollſte herzurichten. Louis Philipp ſelbſt leitet dieſe Vorbereitungen, und es iſt charakteriſtiſch, daß er ſich bereits vorige Woche das Opernrepertoire vorlegen ließ, aus welchem eine Oper auszuwählen wäre für eine außerordentliche Vorſtellung im Opernſaale von Verſailles, welche ganz in dem prächtigen Style Ludwigs XIV gehalten werden ſoll. Die Wahl des Königs fiel zuerſt auf eine ältere, in Deutſchland ganz unbekannte Oper: die Caravanne von Caire, weil der Text dazu von Ludwig XVIII ſelbſt gedichtet wurde (auf dem Theaterzettel ſtand immer der Pſeudonym Morel). Allein man machte den König aufmerkſam, daß in der großen Arie, welche den Glanzpunkt und die Schlußentwickelung dieſer Oper bildet, zu wiederholten Malen die Worte: „La victoire est à nous!“ vorkommen, und es ſchien unſchicklich, in Gegenwart einer fremden Königin eine derartige Fanfaronade zu ſingen. Der König, der einen feinen Tact für den Spott der kleinen Blätter hat, machte lachend die Bemerkung, daß der Charivari und Punch nicht unterlaſſen werden das la victoire est à nous zu commentiren, da ja die Königin ſelbſt Victoire heißt. Nach kurzem Hin- und Herſuchen wurde endlich die Armide von Gluck gewählt; Auber hat ſich anheiſchig gemacht, dieſe Oper von Neuem durchzuſehen und zu retouchiren, ſo wie auch die Hauptpartie für die Sängerin Stolz zu transponiren. Auber und Gluck ſind zwei etwas ſtarke Gegenſätze! Die modernen Componiſten ſollen überhaupt brummen, daß man ſie übergangen; nun, wenn nicht andere Leute mittlerweile hineinbrummen, von den Tactirſtäben der Kapellmeiſter iſt keine Störung der Harmonie zu fürchten.

Die Legitimiſten haben folgendes Gerücht ausgeſprengt: der Herzog von Luna habe nach allgemeinem europäiſchem Hofbrauch, ſeine Heirath mit Mademoiſelle (der Schweſter des Herzogs von Bordeaux und Enkelin Karls X) auch Louis Philipp notificirt. Dieſe Notification ſoll eine ſehr lebhafte Miniſterdebatte zur Folge gehabt haben, und endlich ſei beſchloſſen worden, ſie nicht — im Moniteur zu veröffentlichen. Auch werde der Brief des Herzogs von Luna unbeantwortet bleiben. Eins iſt ſo unglaublich wie das andere, denn es wäre unpolitiſch, grob und plump.

In der Literatur iſt ziemlicher Stillſtand. Ponſard hat eine neue Tragödie geſchrieben Agnes de Merante. Ein ſatyriſcher Roman von Souveſtre: die Welt wie ſie ſein wird, iſt im Style Swifts, und ſpielt im Jahre 3000!

Digitized by Google

II.
Aus Wien.

Gen. Lieutenant von Tettenborn. — Die Unruhen im Kirchenstaat. — Die päpstliche Eisenbahn. — Das Stück des Censors. — Die Oper des Theaters an der Wien. — Sieg der Cabale über die Polizei.

Die hiesige Diplomatie hat durch den Tod des Generallieutenants von Tettenborn, welcher seit dem Jahre 1818 als großherzoglich badischer Gesandter am kaiserlichen Hofe lebte, einen Verlust erlitten, welcher freilich mehr in geselliger Beziehung, denn in staatlicher Hinsicht empfunden werden dürfte, denn der Verewigte war ein seltenes geselliges Talent, und sein Salon ein Sammelplatz der elegantesten und geistreichsten Gesellschaft. Baron Tettenborn war am 19. Februar 1778 geboren und erreichte somit ein Alter von 67 Jahren. Sein Vater stand als Oberjägermeister in Rastadt in kurfürstlich badischen Diensten und war in früherer Zeit gleichfalls Militär gewesen. Der Sohn kam, 13 Jahr alt, als Page an den kurmainzischen Hof und mußte sich sammt dem ganzen, üppigen Hoflager bei der Annäherung der Franzosen im Jahre 1792 flüchten. Darauf wandte sich der junge Tettenborn nach Waltershausen, wo er unter Bechsteins Leitung den Forststudien oblag. So wollte es sein Vater, doch kaum war dieser todt, so gab er dieses Studium auf und trat als Cadet in die Reihen des österreichischen Heeres, in dem er die meisten blutigen Feldzüge des französischen Revolutionskrieges mit machte, bis zum Jahre 1812, wo er, um gegen Frankreich kämpfen zu können, in russische Dienste übertrat. Als Oberstlieutenant focht er in den heißesten Schlachten dieses ewig denkwürdigen Winterfeldzuges gegen die fremden Invasionsheere und war der erste, welcher an der Spitze eines fliegenden Corps die Weichsel überschritt, welche Anfangs als Haltpunkt bezeichnet wurde, und auf deutschen Boden die Fahne des Erretters pflanzte. Nach dem erfiegten Weltfrieden trat Tettenborn in die Dienste desjenigen Staates, dem er durch den Zufall der Geburt angehörte, und ging 1818 als badischer Gesandter nach München, welchen diplomatischen Posten er aber schon im folgenden Jahre mit der weit angenehmeren Stellung in Wien vertauschte.

Die wiederholten Gerüchte von dem Plane des jungen Italiens zu einem neuen Handstreich in der Romagna haben unsere Regierung zu einigen Vorsichtsmaßregeln bewogen, um die Ohnmacht der päpstlichen Regierung zu stützen und das tolle Unternehmen im Keime zu ersticken. Aus den Häfen von Triest und Venedig sind einige Kriegsfahrzeuge an die Küsten des Kirchenstaates abgesegelt, um daselbst jede etwaige Landung von Corfu oder Malta aus mit Nachdruck verhindern zu können. Die 17 nach Fiume verschlagenen italienischen Insurgenten sollen gleichfalls nicht an die päpstliche Regierung ausgeliefert werden, sondern Pässe nach Frankreich und England erhalten. Dagegen erhielt der spanische General Prim, der von der Propaganda

Digitized by Google

als Mittel zur Verwirklichung gewisser Zwecke, die ihr durch Gesetz oder Verordnung vorgeschrieben sind, und sie ist nicht befugt, diese Zwecke selbst zu bestimmen. Sie hat nur die Mittel zu wählen, die ihr zur Erreichung der vorgeschriebenen Zwecke geeignet erscheinen. Sie ist also nicht befugt, Zwecke zu verfolgen, die ihr nicht vorgeschrieben sind, und sie ist nicht befugt, Mittel zu wählen, die ihr zur Erreichung der vorgeschriebenen Zwecke nicht

chen Sujet an unſeren jämmerlichen Cenſurſchranken geſcheitert, die er freilich in ſeiner Stellung als Cenſor ſelbſt am Beſten kennen mußte, er hat ſich auch als Cenſor bei der Auffaſſung des Stoffes bewährt und Alles ängſtlich weggeſchnitten, was nur entfernt Veranlaſſung ſein konnte, bei der Sicherheitsbehörde der Literatur den mindeſten Anſtoß zu finden, weßhalb ein hieſiger Kritiker mit Recht ſagen konnte: Es muß dem geiſtreichen Verfaſſer unendliche Mühe gekoſtet haben, Voltaire ſo viel Geiſt zu nehmen, bis er für ſeinen dramatiſchen Zweck unter den gegebenen Verhältniſſen verwendbar war. Bemerkenswerth iſt übrigens, daß bei der Darſtellung dieſes Stückes wieder einmal offenbar wurde, wie manche unſerer ſich unfehlbar und unerreicht dünkenden Schauſpieler den Namen Voltaire, der doch in Aller Mund iſt, nicht richtig ausſprechen können.

Im Theater an der Wien ging der „Freiſchütz" von Weber mit großem äußern Aufwand in die Scene und errang einen glänzenden Succes. Die Frauenpartien waren in den Händen der Damen Frankh-Wirmſer und Eder. Die Erſtgenannte iſt eine ausgezeichnete Sängerin und überraſchend ſchöne Erſcheinung, und hat in früherer Zeit bereits ſehr gelungene Proben ihrer Künſtlerſchaft abgelegt, bis ſie Ritter von Frankh, der jetzige Redacteur der „Wiener Zeitſchrift" welcher damals das deutſche Theater in Peſth leitete, ehlichte. Frau Frankh-Wirmſer hat entſchieden durchgegriffen und wird fortan eine Zierde der Opernbühne an der Wien bleiben, nachdem es den Ränken der Couliſſenwelt gelungen war, die gefürchtete Rivalin von der Bühne des Hoftheaters fern zu halten, wo ſie trotz des ausdrücklichen Befehls des Polizeipräſidenten, keinen Part erhalten konnte.

III.

Aus Peſth.

Einwohnerzahl. — Ein Tunnel. — Baron Sina. — Die muſikaliſche Saiſon. — Felicien David. — Eine Kunſtakademie in Ausſicht. — Seidenbau. — Der künftige Reichstag. — Deutſche Journaliſtik. — Magiariſche Dichter. — Protection. — Literariſches. — Neuer Fortſchritt der Ungariſchen Sprache. —

Unter der Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia hatte unſere Stadt nur eine Bevölkerung von **12000** Seelen, welche ſeitdem aber, von dem Aufſchwunge des Handels begünſtigt, ſo beträchtlich angewachſen iſt, daß ſie gegenwärtig zu den bedeutendſten Städten der Monarchie gehört und täglich an Umfang, Menſchenzahl und Lebensregung gewinnt. Die von dem Magiſtrat vorgenommene und nunmehr beendete Zählung weiſet eine Bevölkerung von **88,618** Seelen aus, worunter **52,727** Katholiken, **4,521** Akatholiken und **10,000** Juden. Unter der genannten Zahl befinden ſich auch **21,312** Perſonen, welche als Eingewanderte zu betrachten ſind und der dienenden

Digitized by Google

Volksklasse angehören. — Mit unserem Eisenbahnenbau steht ein großartiges Project in engster Verbindung und nach dem Gutachten Sachverständiger unterliegt die Ausführbarkeit desselben gar keinem Zweifel. Wenn demnach die technische Möglichkeit der Sache gesichert erscheinen mag, so ist dies doch nicht von der finanziellen zu behaupten und ohne diese würde die erstere bald in ihr Nichts versinken. Wir meinen die Idee eines Tunnels, der durch den Festungsberg bei Ofen gegraben werden soll und wozu bereits die Erlaubniß eingeholt ward, welcher aber einen nicht geringen Aufwand von Geldmitteln erfordern würde und deßhalb noch ziemlich problematisch erscheint, trotzdem daß dieses etwas abenteuerliche Project, wie jeder extravagante Gedanke in Ungarn von der hiesigen Journalistik sehr heiß und vielseitig besprochen wird. Bei der Ausführung dieser kostspieligen Idee ist eigentlich Niemand betheiligt, als der Brückenpächter des im Bau begriffenen großen Kettensteges, Baron Sina in Wien, indem durch die Führung der Bahnlinie durch den Festungsberg von Ofen die gesammte Frequenz auf die Kettenbrücke geleitet würde und der Ertrag derselben mithin sich ins Ungeheure steigern müßte. Es entsteht nun der Zweifel, ob Baron Sina den ihm durch dieses theuere Kunststück erwachsenden Vortheil so hoch anschlägt, um die Kosten des kolossalen Tunnels willig zu übernehmen.

Die musikalische Saison hat in dem laufenden Jahre sehr glänzend begonnen, mit Thalberg und David. Der Erstere fand jenen pflichtmäßigen Enthusiasmus in Bereitschaft, wie er bei uns stets vorhanden ist, wenn auch das Herz von den lärmenden Ovationen nicht das Mindeste fühlt; jedenfalls ist der berühmte Klaviervirtuose befriedigter von dannen gezogen, als von der Residenz, wo er nach seinen eigenen Aeußerungen mit einer „empörenden Gleichgültigkeit" aufgenommen worden. David fand hier wie in Wien eine höchst ehrenvolle Aufnahme und seine berühmte Wüstensymphonie befriedigte allgemein. David hat einen glücklichen Wurf gethan und von diesem Wurfe wird er so lange als möglich zu zehren suchen; er ist eines jener Talente, die durch Enthaltsamkeit gekräftigt, eine plötzliche That verrichten, welche Staunen erregt, aber unter der Wucht dieser einzigen That erliegen und nicht die Kraft besitzen ihr einen ebenbürtigen Nachfolger zu geben. Wir erwarten mit dem nächsten Tagen seinen Landsmann Berlioz. — Die allgemeine Klage über die Flachheit und Zerfahrenheit der hiesigen Kunstzustände hat doch endlich die Wirkung gehabt, daß man an eine Verbesserung dieser traurigen Lage denkt, und die zerstreuten Künstler, welche zersplittert verkümmern, durch Centralisation zu heben und zu leiten gesonnen ist. Der Maler Marraston hat von der Staatsregierung die Bewilligung zu der Errichtung einer Akademie der bildenden Künste erhalten, und es sollen die Statuten derselben in Bälde gedruckt erscheinen. Vor Allem

möchte es nothwendig sein, daß sich ein aufgeklärter und patriotisch fühlender Mann aus unserer Aristokratie an die Spitze der neuen Schöpfung stelle, denn Ungarn ist einmal ein wesentlich aristokratisch organisirtes Land, in dem, wie die Sachen jetzt stehen, nie etwas Großartiges gedeihen wird, ohne den Schutz und Vortritt irgend eines populären und glänzenden Mannes des hohen Adels. Daß die Statuten in einem liberalen Geist abgefaßt werden und das Patronatswesen nicht die Oberhand gewinne, wie dies leider in Wien der Fall ist, wäre sodann die zweite, nicht minder wichtige Hauptbedingung zum einstigen Gedeihen des jungen Instituts.

Ungarns Seidenzucht will durchaus nicht jenen Aufschwung nehmen, den sie in Berücksichtigung der gebotenen Verhältnisse leicht nehmen könnte, und wenn sich die Schreckensgerüchte von dem Seidenbau in China und Indien bestätigen, wie es allen Anschein hat, so dürfte freilich ihr Todesstündlein geschlagen haben. Im letzten Jahre betrug die von dem Großhandlungshause Hoffmann von Hoffmannsthal übernommene Einlösung der in Ungarn erzeugten Seide 161,286 Pfund Galetten, wofür die Summe von 99,170 Gulden C. M. aus bezahlt wurde, so daß das Pfund auf 36 Kreuzer zu stehen kam. Da nun 12 Pf. Galetten auf 1 Pfund reiner Seide gerechnet wird, so ergiebt sich ein Gesammterträgniß von 1400 Zentner, der Zentner zu 7½ fl. ungefähr. Die ungarische Seide ist nichts weniger als ausgezeichnet, woran wohl hauptsächlich die nachlässige Behandlung der Cocons Schuld sein mag, denn der ungarische Landwirth besitzt durchaus nicht jene zarte und emsige Sorgfalt, die zu einer lohnenden Pflege dieses Erwerbszweiges nöthig ist, und beschäftigt sich allzuviel mit rauhen Arbeiten und mit Züchtungen, die nur geringe Aufmerksamkeit erfordern. Man hat bemerkt, daß zu einer glücklichen Pflege des Seidenwurms eine gewisse Stufe der Civilisation und allgemeinen Volksbildung erforderlich ist, welche hier im Großen noch lange nicht gefunden wird und so mag sich denn der Ungar bis auf Weiteres mehr auf Viehzucht und Tabaksbau werfen, als auf Seidenzucht und Luxusindustrie.

Es erhält sich fortwährend das Gerücht, daß der Reichstag im Frühling des nächsten Jahres in Preßburg zusammenberufen werden solle, um einige wichtige Fragen der materiellen Landeswohlfahrt ins Reine zu bringen, vor allem die Besteuerungsfrage und sodann das Zollsystem an der Grenze der deutschen Erbländer. Die Regierung wird es sich ohne Zweifel sehr angelegen sein lassen, Ungarn von der unfruchtbaren Bahn der staatstheoretischen Streitigkeiten auf den Weg der materiellen Interessen abzulenken, und in der That dürfte dem Lande Glück zu wünschen sein, sobald es dem vereinten Bestreben der Regierung und der Stände gelänge, ohne Beeinträchtigung der constitutionellen Freiheiten, der Nation eine minder abnorme Stel-

Digitized by Google

lung erſcheinen ſoll. Die Preßburger Zeitung, der man lange den gegründeten Vorwurf machte, nur während des Reichstags lesbar zu ſein, zeigt ſeit einiger Zeit gleichfalls einen friſcheren Lebensodem und der Redacteur derſelben, Herr Neuſtadt, beſitzt allerdings die Fähigkeit ſein Journal in anſprechender Weiſe zu führen, ſobald ſeine Wirkſamkeit nur nicht durch fremde Ereigniſſe geſtört und paralyſirt wird. Herr Adolf Neuſtadt befand ſich einige Zeit hier und hat uns mit einer Erweiterung der Conceſſion verlaſſen, die dem von ihm redigirten Blatte gewiß ſehr förderlich ſein wird. Der aus Leipzig nach Peſth übergeſiedelte Literat Julius Seidlitz, welcher eine geraume Zeit in der hieſigen deutſchen belletriſtiſchen Journaliſtik thätig war, iſt einem Rufe nach Wien gefolgt, wo er beim „Humoriſten" mit 800 Gulden Fixum angeſtellt ward. Ein Band Novellen von ihm iſt in Wien gedruckt worden.

Die magyariſchen Dichter haben trotz der mit unter höchſt läſtigen Excluſivität des aufſtrebenden Nationalgeiſtes, wenn ſie nicht von Geburt begütert ſind, wie dies z. B. bei den Gebrüdern Kisfaludy der Fall war, häufig ein gar trauriges Loos. Nicht jedem Talente gelingt es einen Gönner zu finden, der das Füllhorn des Ueberfluſſes auf das vom Nimbus der Genialität umſtrahlte Haupt ausſchütte, und mancher junge Geiſt verkümmert in den trüben Regionen der Armuth, ohne das Licht leuchten zu laſſen, womit die Vorſehung ihn, oft zu ſeinem Unglück, beſchenkt hat. Daß man aber einen feurigen Dichtergeiſt, wie den jungen Lyriker Petöfi, deſſen Beruf zur Poeſie längſt beurkundet iſt, der Noth und Verzweiflung überläßt, gereicht dem ungariſchen Patriotismus zur brennenden Schmach. Ein ſo hervorſtechendes Talent verdiente die öffentliche Theilnahme in hohem Grade und ſollte zum Mindeſten vor der traurigen Nothwendigkeit geſichert ſein, aus Brodmangel in die Kaſerne zu flüchten. Petöfi, der im Vertrauen auf ſein Talent und den Nationalgeiſt ſeiner Landsleute, aus den Reihen des Heeres getreten, um ſich der Literatur und dem Ruhme ſeines Vaterlandes zu weihen, iſt abermals als gemeiner Soldat eingetreten und hat vielleicht auf immer die undankbare Leyer mit dem ſtummen Schwerte vertauſcht. Statt alte, wohlbegüterte, in geſicherter Stellung befindliche Schriftſteller zu beſchenken, die ohnedem aus ihren Werken Ruhm und Gewinn ziehen, wie dies noch unlängſt dem Epiker Vörösmarty von Seiten des Grafen Bathyany wiederfuhr, wäre es beſſer die kämpfende Jugend, ſobald ſie nur einmal ſprechende Proben abgelegt und nicht zur nichtigen Aufgeblaſenheit zählt, mit ſtarker Hand aus dem Sumpf einer drückenden Lebensſtellung herauszuheben.

Der Buchhändler Heckenaſt, der eine rüſtige Thätigkeit entfaltet und ſeit dem Beginn ſeines Verlagsgeſchäfts eine Reihe werthvoller Schriften ſowohl in deutſcher als ungariſcher Sprache gedruckt hat,

Digitized by Google

Ordinary Meeting, 1st March, 1886.

Mr. Wilson Noble, Vice-President, in the Chair.

The Minutes of the Ordinary Meeting held on the 1st February, 1886, were read and confirmed.

Mr. Wilson Noble, Vice-President, in the Chair.

The Chairman announced the death of Mr. Alexander Leslie, Aberdeen, a Member of the Society.

Mr. Alexander Leslie, Aberdeen, a Member of the Society.

hier einſchlagenden Beſtimmungen des Allgemeinen Landrechts zu vergleichen ſondern mit — denen in dem „Entwurfe eines Allgemeinen Strafgeſetzbuches", welcher kürzlich den Provinzialſtänden vorgelegt worden. Sonderbar! werden Sie ſagen; bereits beſtehende Geſetze mit noch gar nicht eingeführten, ſondern nur erſt als Embryo vorhandenen zu vergleichen, um daraus die Gleichheit des Rechts zwiſchen dem unter jenen ſtehenden und dem noch nicht unter dieſen ſtehenden Stande zu folgern! Ja wohl, ſonderbar. Aber Sie kennen ja bereits die Logik des Rheiniſchen Beobachters. — Nun gut! laſſen wir uns die Art und Weiſe wie dieſer Beobachter beobachtet, einmal gefallen; denken wir uns den Strafgeſetzentwurf zum wirklichen Geſetze geworden, und acceptiren wir die Vergleichung des für die Militairs geltenden Dueligeſetzes mit dem entſprechenden des neuen bürgerlichen Strafgeſetzbuches! Was wird das Ergebniß ſein? Dies, wie der Rheiniſche Beobachter ſelbſt geſteht, daß für die gewöhnlichen Fälle, nämlich, wo der Tod eines Duellanten nicht erfolgt, das Strafmaß für die Militairs durchgängig geringer gegriffen iſt, als das für die Civilperſonen. Aber — der Rheiniſche Beobachter läßt ſich durch eine ſolche Kleinigkeit noch lange nicht aus dem Felde ſchlagen. Hören Sie nur! „Der Grund", ſagt er, „der Grund dürfte einfach der ſein, daß grade rückſichtlich dieſer einfachen Duelle die Verſuchung für Officiere viel größer iſt, als für andere Staatsangehörige." Nicht wahr, das iſt vortrefflich auscalculirt. Leute von gemeinem Verſtande denken vielleicht, daß, je größer die Verſuchung iſt, deſto mehr dieſelbe durch geſetzliche Strenge und durch das Maaß des Uebels dem man ſich, der Verſuchung nachgebend ausſetzt, verringert werden ſollte. Aber beugen wir uns vor der ungemeinen Weisheit des Rheiniſchen Beobachters! Derſelbe ſpricht noch ſchließlich ſeine Entrüſtung aus über die ewigen „Eiferſüchteleien zwiſchen Civil und Militair." Er ermahnt uns dringend, davon abzulaſſen: natürlich iſt nur an uns Civiliſten die Ermahnung gerichtet; denn den Officierſtand erſt noch ſolcher Ermahnung bedürftig zu achten, welche Vermeſſenheit wäre das! „Was iſt denn das preußiſche Heer?" ruft uns der Rheiniſche Beobachter zu. „Das Volk in Waffen", antwortet er, das waffengeübte Volk. Was iſt das ſtehende Heer? „Die allgemeine Volkskriegsſchule." Und nun, er wird immer ſentimentaler. „Und die Schulmeiſter an dieſer Schule — das, nichts anderes ſind in Friedenszeiten die Officiere der Armee, mit ihren ehrenwerthen Gehülfen, den Unterofficieren. Schulmeiſter, Schulmeiſter ſind ſie, nicht blos in der Waffenführung, ſondern — in aller Geſittung." — Wiſchen Sie, wiſchen Sie Ihre Thränen von den Backen ab, ich bitte Sie, ich thue desgleichen. — Aber heda, Herr Beobachter! heda! Bedenken Sie wohl, was Sie ſagen. Alſo Schulmeiſter, nicht blos in der Waffenführung, ſondern in aller Geſittung! Und unſers

Digitized by Google

Schulmeiſter ſollen gelinder beſtraft werden als wir, wenn wir beiderſeits, Schulmeiſter und Schulkinder, in einen und denſelben Fehler verfallen? Die „Schulmeiſter in aller Geſittung" ſollen in größerer Verſuchung ſein, die ſittlichen Landesgeſetze zu übertreten, als wir „Schulkinder in der Geſittung"? Und werden wir, als gute Schulkinder, denn nicht unſeren Schulmeiſtern bald genug die leichtere Verführbarkeit zum Verbrechen ablernen, und nachdem wir hinlängliche Fortſchritte darin gemacht haben, ganz ebenſo würdig einer milderen Geſetzgebung ſein als unſere Schulmeiſter? — O Herr Beobachter! o weiſer Herr Beobachter! — Es iſt doch ein köſtliches Ding um eine lebhafte Imagination. Die Herren Officiere, unſere Schulmeiſter in aller Geſittung! Da zum Beiſpiel, dieſe jungen Milchbärte, die eben vom Fähndrich zum Lieutenant avancirt, und noch ziemlich naß hinter den Ohren ſind, die Schulmeiſter der alten Knaſterbärte die zufällig unter ihrem Commando ſtehen, die „Schulmeiſter in aller Geſittung"! Wenn es ſo ſein ſollte, daß das Heer „das waffengeübte Volk", der Dienſt im ſtehenden Heere „die allgemeine Volkskriegsſchule" wäre, ſo ſollte man doch denken, es müſſten auch Lehrer an dieſer Schule angeſtellt ſein, die aus dem waffengeübten Volk hervorgegangen, mit dem in Waffen ſich übenden Volke gleichſam aufgewachſen, in keiner Weiſe ſpecifiſch von ihm unterſchieden wären, und deren Sittlichkeit genau nach dem Maßſtabe der „allgemeinen" Sittlichkeit „des Volkes" bemeſſen werden könnte und nicht irgend einen aparten Maßſtab nöthig machte; man ſollte meinen, die Waffenlehrer des in Waffen geübten Volkes dürften keinen anderen point d'honneur haben, als den des in Waffen geübten Volkes ſelbſt, und dieſes keinen anderen als jene. Nun, der Herr Beobachter meint anders. Aber, das muß man ſagen, ein ganz eigenes Korn haben ſeine Meinungen in dieſer Materie. Wie er hinſichts der Zurechnungsfähigkeit der Officiere einem der Grundſätze jener Caſuiſten huldigt, deren Moral man die Jeſuitenmoral zu nennen pflegt, ſo iſt er auch darin Jeſuit, — er, der Wächter auf der Zinne des Proteſtantismus, — daß er in den Officieren nicht die Perſon angeſehen wiſſen will, ſondern lediglich den von oben geordneten Beruf, und jeden Gelbſchnabel, der das Officiersexamen gemacht hat, als einen „Lehrer des Volkes in aller Sittlichkeit" quand même proclamirt. Es koſtet dem Herrn Beobachter nichts, der unmittelbarſten Erfahrung, dem alltäglichſten Augenſchein mit der Fauſt ins Geſicht zu ſchlagen; die Herren Officiere ſollten, ſeiner Meinung nach, Götter ſein, und hui, da ſind ſie's. Der Rheiniſche Beobachter iſt ein Schalk; er hat immer einen kleinen Weg hinten herum, denkt und ſpricht immer ſo, daß die Sache ihren Sinn hat, wenn man ſie grade, und auch ihren Sinn, wenn man ſie verkehrt verſteht; ſelbſt ſein Name iſt ein artiges Kunſtſtück dieſer Art: er beobachtet nicht etwa, indem er auf die Dinge achtet,

ſondern er nimmt uns unter ſeine Ob-Acht, d. h. Aufſicht, iſt gleichſam der literariſche Polizeiinſpector, und in dieſem Sinne Beobachter, Beaufſichtiger, Inſpector, Superintendent.

Scherz bei Seite, ich finde es empörend, daß Anlaß gegeben iſt, die Miſere ſolcher Blätter, welche in jeder Nummer durch Taktloſigkeiten, Rohheiten und Erbärmlichkeiten unſere Verachtung oder unſern Spott herausfordern, mit der Sache der Regierung zu identificiren. Niemand kann geneigter ſein, als ich es bin, wohlbedachte Maßregeln der Regierung gegen den Unverſtand der einſichtloſen, leidenſchaftlichen, wankelmüthigen Menge in Schutz zu nehmen, und in Anerkennung der unſäglichen Schwierigkeiten, von denen jedes Verwaltungsweſen auf allen Seiten umringt iſt, ſelbſt offenbare Irthümer und Fehler der Behörden nur mit Nachſicht und Schonung zu berühren. Aber den Fehler, welchen man durch Unterſtützung dieſer elenden halbofficiellen oder officiöſen Organe begangen hat, kann man, glaube ich, im Intereſſe der Regierung ſelbſt, nicht ſcharf genug hervorheben. Der Gedanke, daß man der Preſſe nur dann eine größere Freiheit verſtatten kann, wenn man ſich erſt eine Anzahl von Organen, welche die Sache der Regierung führen, verſchafft habe, ſcheint ein Kind des Miniſteriums Arnim zu ſein, und ich vermuthe ſtark, ein Geiſteserzeugniß dieſes vormaligen Miniſters, des Herrn von Arnim ſelbſt. Herr von Arnim iſt, ſo viel ich weiß, kein ſtreng und formell gebildeter Büreaukrat; er hat nicht ſo eigentlich von der Pike auf gedient, ſondern immer in den Verwaltungszweigen, in denen er arbeitete, eine Art exceptioneller Stellung gehabt: er faßte die Büreaugeſchäfte, ſo zu ſagen, und ich glaube ſogar, nicht blos ſo zu ſagen, ſondern wirklich, mit Glacéehandſchuhen an, nahm mehr Notiz von den Einrichtungen, als daß er ſich von ihnen wie in Rad in der Maſchine treiben ließ; und ſo mag es gekommen ſein, daß das Weſen des Verwaltungsmechanismus mit ſeiner Perſon nicht verwuchs. Er blieb Ideen zugänglich, konnte ſich die jetzt in Preußen zur Herrſchaft gelangte Intention recht gut aſſimiliren, daß die Dinge ſich organiſch geſtalten müßten, aber natürlich unter der Hand Derer welche die Macht haben, dem was ſich geſtalten ſoll, die Form zu geben; und wirklich zeigten ſich, ſobald Herr v. Arnim das Miniſterium übernommen hatte, Verſuche, allerlei Ideen zu realiſiren, und auch dieſe, daß in der Preſſe die verſchiedenen Richtungen, die der Regierung und die einer gewiſſen berechtigten Oppoſition, gewiſſermaaßen Fleiſch und Blut gewinnen ſollten. Man glaubte, wenn ich mir die an den Tag gekommenen Verwaltungsmaßregeln und die gelegentlich in Verfügungen ausgeſprochenen Maximen richtig deute, daß die zu haſtig und auswüchſig emporgeſchoſſene oppoſitionelle Preſſe erſt wieder ein wenig gedämpft werden müßte, theils damit ſie ſich in den Bahnen

Digitized by Google

halten lernte, iſt welche das preußiſche „Princip" ſie einſchränkt, theils damit die Regierung Zeit gewönne, Organe zuzubereiten, welche den jedesmaligen Standpunkt der Regierung behaupten könnten, ohne Gefahr zu laufen, daß ihre Stimme von dem allzu lauten Geſchrei der oppoſitionellen Organe augenblicklich erſtickt würde. So einſchmeichelnd dieſer Gedanke ſein mochte, ſo iſt er doch nichts weiter als eine Phantasmagorie, und mußte in ſeiner Verwirklichung, wie denn bereits geſchehen iſt, zum Nachtheile der Regierung ausſchlagen. Eigentliche Regierungsorgane kann es in Preußen nicht geben. Was ſollten dieſe wohl leiſten? Die Principien vertheidigen, von welchen ſich die Regierung leiten läßt? Aber dieſen Principien ſtehen andere entgegen; die entgegenſtehenden Principien ſind von vorn herein unberechtigt, weil ſie nicht die der Regierung ſind, dürfen gar nicht zu Worte kommen, dürfen nicht dahin arbeiten wollen, wie in Frankreich oder England, ſich ſelbſt ans Regiment zu bringen: es iſt alſo kein Kampf mit ihnen möglich; ſie werden nach wie vor darauf beſchränkt ſein, ſich ihr Bißchen Exiſtenz hinterrücks zu erliſten; für die Regierungsorgane würde es aber immer gefährlich ſein, dergleichen Manöver der principiell oppoſitionellen Preſſe wirklich und offen aufzudecken, weil dies nicht möglich iſt, ohne die Principien der Regierung ſelber blos zu ſtellen und preis zu geben. Oder ſollten nur Maßregeln, Geſetze u. dergl. vertheidigt werden? Aber das könnte wirkſam nur dadurch geſchehen, daß man die Motive veröffentlichte. Die Motive veröffentlichen heißt aber, hundert Blößen ſtatt einer geben; denn was auf der Welt ließe ſich nicht angreifen? Es iſt ſehr gefährlich, ſolche Geſetze, welche nicht durch eine Volksvertretung berathen und genehmigt worden ſind, hinterher nachdem ſie dem Volke von der Regierung aufgelegt worden, einleuchtend machen zu wollen; denn das heißt nur, dem Zweifel Waffen in die Hand geben und die Luſt der Unterwerfung unter das Geſetz ſchwächen. Oder ſollten nur falſche oder böswillige und gehäſſige Mittheilungen und Aeußerungen der oppoſitionellen Tagespreſſe widerlegt und, wie man es nennt, berichtigt werden? Aber dieſer Kampf mit der Hyder der oppoſitionellen Tagespreſſe, den jetzt wirklich die officiöſen Organe, wie der Rheiniſche Beobachter und andere, führen, iſt ſo kleinlich und widrig, daß er nur dazu dienen kann, mit den gedachten Organen die Regierung ſelbſt, die doch über derartige Zänkereien im Gefühle ihrer Kraft und ihrer Würde erhaben ſein ſollte, in Mißkredit zu ſetzen oder verdächtig zu machen. Es iſt für eine Regierung, wie die preußiſche, nicht wohlgethan, mit der Preſſe zu tranſigiren. Sie kann nichts thun, als feſt und ruhig ihren Gang gehen, ihre Principien, wenn ſie welche hat, factiſch aufrecht erhalten, und es darauf ankommen laſſen, ob ſie nicht in der Preſſe, — falls ſie dieſer, wenigſtens innerhalb der geltenden Principien, einen freien Spielraum läßt, und

nicht aus Angſt vor Popanzen, aus Empfindlichkeit u. dergl. ihr ſogar innerhalb dieſer Grenzen den Mund verbindet — Vertreter und Vertheidiger ganz von ſelbſt finden werde; was zuverläſſig nicht ausbleiben wird. — Freilich aber muß man geſtehen, es kann bei einem ſolchen Verfahren nicht ſo ganz genau darauf gehalten werden, nur eine Oppoſition innerhalb der Grenzen der geltenden Principien zuzulaſſen, daß nicht auch die entgegengeſetzten Principien ſich in der Stille immer mit hindurch arbeiten ſollten. Das muß man ſich gefallen laſſen; nichts in der Welt iſt ewig, und die jetzt geltenden Regierungsprincipien, welche es immer ſeien, werden dereinſt auch ihr Todesſtündlein haben. Es iſt für jeden Machthaber ganz richtig und natürlich, gegen die zerſtörenden Kräfte, welche an ſeiner Lebenswurzel nagen, mit all ſeiner Gewalt ſich zu wehren; aber eine Thorheit wäre es, zu wähnen, daß dieſe Kräfte jemals überwunden und vernichtet werden können. Wenn man nun nicht auf ruſſiſche Art, oder auch nur auf öſterreichiſche das eigene Princip umſchanzen will und kann, ſo muß man auch nicht im Kampfe gegen die feindſeligen Principien ſo weit gehen, daß man ſich ſelbſt mit ſeinem eigenen Lebensprincip einmauert, und ſich für deſſen freie Entwicklung die Luft und das Licht entzieht. Man muß, um ſelbſt zu leben und zu gelten, auch manches Widrige leben und gelten laſſen. Man muß, um die Preſſe für ſich zu haben, auch die Preſſe wider ſich ſein laſſen. Dazu gehört freilich Muth und Klarheit, Beſonnenheit und Standhaftigkeit.

V.

Notizen.

Saphir über ſein Geſicht. — Das Rheiniſche Jahrbuch. — Ruſſiſche Strohfütterung. — Neue Moden in Berlin. — Das Cartell zwiſchen Preußen und Würtemberg.

— Saphir übt ſeinen Witz nicht blos an andern Leuten, ſondern, wie es dem Humoriſten gebührt, auch an ſich ſelbſt. Zur beſondern Zielſcheibe ſeines Spottes hat er das eigene Geſicht erkoren; jene in ganz Deutſchland bekannte Phyſiognomie, die mehr einer pikanten Satyrlarve als dem Antlitz des Apoll von Belvedere gleicht; die mehr Ironie als Lyrik ſpiegelt, trotz der „wilden Roſen," die darin angedeutet ſind. Die Unterſchriften, mit denen er jedes neu erſcheinende Porträt von ſich in die Welt ſchickt, verrathen neben dem Wunſch, ſeinen Mangel an Eitelkeit zu zeigen, doch auch ein ſehr menſchliches leiſes Schmollen, welches ihn oft liebenswürdig kleidet, und den Schlaukopf in den Augen des Leſers verſchönert. Einſt ſchrieb er unter ſein Konterfei:

„Zum Brechen ähnlich."

Dies Wortſpiel iſt ſo ungerecht übertreibend, daß man nothwendig

mit einem tröſtenden Compliment darauf antworten muß. Ein anderes Facſimilie iſt:

„Auch Gottes Ebenbild! — geſchieht ihm ſchon recht.“

Damals war Saphir bis zum Skepticismus gekommen, ſo daß er philoſophiſch zu reden, mit einem heroiſchen Act der Selbſtvernichtung, das Ich dem Himmel ins Geſicht ſchleuderte. Wehmüthige Reſignation aber drückt die allerneueſte Signatur aus, welche auf dem Titelbild zu ſeinen geſammelten Schriften ſteht:

„So iſt mein Talent, ſo iſt mein Geſicht.
Gefallen beide ſie dem Leſer nicht,
So ſprech ich wie die „Jungfrau“ ſpricht:
Ach, es war nicht meine Wahl!“

— Das prachtvoll ausgeſtattete Rheiniſche Jahrbuch von Levin Schücking, bringt unter andern ſchätzenswerthen Gaben — Varnhagenſchen Denkwürdigkeiten von 1809, Gutzkow'ſchen Geſprächen über Theaterſchulen und der witzigen Bauernfeld'ſchen Reichsverſammlung der Thiere — „Reliquien von A. W. v. Schlegel.“ Das Wichtigſte darunter iſt ein franzöſiſch geſchriebener Brief an eine fromme Freundin, worin der Verſtorbene ſein Verhältniß zum Katholicismus, die künſtleriſchen Sympathien der romantiſchen Schule für den alten Glauben, die krankhaften Folgen davon und die falſchen Schlüſſe, die daraus gezogen würden, unumwunden auseinanderſetzt; wie er ſelbſt, von jenen Sympathien Anfangs hingeriſſen, ſich zuletzt überzeugt habe, daß eine aus Künſtlerſtimmungen und Phantaſiebedürfniſſen zuſammengeflickte Orthodoxie nur eine künſtliche und ſein eigener „Chriſtenglaube eine Illuſion“ ſei. Er habe ſich entſchloſſen, „gegen ſich ſelbſt wahr zu ſein und den Gedanken freien Lauf zu laſſen, auf die Gefahr hin, zu Zweifeln und Verneinungen zu gelangen.“ Er halte ſich dafür an die „urſprüngliche, angeborene und allgemeine Religion.“ Die Methamorphoſe ſeines Bruders F. Schlegel, der ſeit 1819 ein „Alliirter der Jeſuiten geworden,“ ſcheint beſondern Eindruck auf ihn gemacht und ihm die Augen geöffnet zu haben. Dieſe Geſtändniſſe haben doppelten Werth im Munde eines Hauptes der romantiſchen Irrfahrer. Die übrigen Rococoflitter aus Schlegel's nachgelaſſenen Poeſien haben viel Schäferliches und machen einen um ſo trübſeligern Eindruck, wenn man darauf die nergelnden Epigramme lieſt, die Schlegel von ſeiner eingebildeten claſſiſch-romantiſchen Höhe auf Schiller und Göthe herabzuſchießen wagt. — Noch ein Oeſterreicher, außer Bauernfeld, iſt im Rheiniſchen Jahrbuch ein hochwillkommener, nur zu ſelten gewordener Gaſt: Anaſtaſius Grün mit ſeinem Gedicht: „Ungebetene Gäſte.“ Der Gedanke iſt ſocialiſtiſch, ohne Doctrine, die Ausführung das reizendſte Gemälde, in deſſen Schönheit die poetiſche Verſöhnung liegt. Eine Jungfrau

Digitized by Google

tritt in einen Feſtſaal; ſie iſt ohne Makel an Leib und Seele, doch führt ſie „an zarter Hand ein wüſt Gefolg unheimlicher Geſtalten," die des Dichters Auge allein ſieht; den armen Taucher, der für ihren Nacken die Perlen aus dem Meer geholt; den Bergmann, zu frühem Grab geweiht, der das Gold zum Schmuck für ihren Arm gegraben; den kranken Weber und den armen Knaben aus der Fabrik, der ihr die Bändchen wirkte. „Er ſelbſt ein Seidenwürmlein — ſterben muß es, bevor zum Flug entfaltet ſeine Schwingen" u. ſ. w.

„Zerſtört, zerknickt, entweiht ſo viele Leben,
Daß Du ein Stündchen magſt im Reigen ſchweben,
O Jungfrau, unſchuldvoll und ſeelenrein!"

Ein kleinerer Dichter als Grün hätte einen herzloſen Praſſer, oder eine hochmüthige Weltdame zum Träger dieſer ſinnvollen Bilder gemacht, aber poetiſcher iſt es, zu ſehen, wie die Sünden der Civiliſation ſich ſelbſt an die unbewußte, unſchuldige „Lichtgeſtalt," an das Schönſte und Liebenswürdigſte heften, was der Dichter kennt. Unſere Zeit, die ſo reich iſt an Tendenzreimen, hat ſelten ein ſolches Tendenzgedicht.

— Ein ruſſiſcher Profeſſor, Namens Slaskozierski, hat in den Petersburger Zeitungen einen Vorſchlag gemacht, den man für eine zarte Satyre halten würde, wäre er nicht eben ruſſiſch. Der gute Mann hat nämlich gefunden, daß man der jetzigen Noth ſehr leicht abhelfen könnte, wenn man den armen Bauern Stroh zu eſſen gäbe; denn Stroh, — nicht jenes, welches manche Leute in ihren Köpfen tragen, ſondern wirkliches Stroh — enthalte „ſehr viel Lichtſtoff" und dieſer nähre die „organiſche Lebenswärme," wie man ja ſähe, daß „die größten Ochſen" bei dieſem Futter erzogen würden. Da indeß die ruſſiſchen Bauern, durch die Beſchaffenheit ihres Magens wenigſtens, ſich von den Ochſen unterſcheiden, ſo brauchten ſie die neuentdeckte Speiſe nicht in derſelben Geſtalt, wie ihre gehörnten Brüder, zu genießen: ſondern ſie könnten das Stroh klein hacken nnd ein Decoct davon machen. Das würde einen „zwar nicht wohlſchmeckenden, aber für Bauern ganz gehörigen und nahrhaften Thee geben." Wer wird noch behaupten wollen, daß die Wiſſenſchaft in Rußland keine Früchte trage! Welche Revolution in der Staatsökonomie! Wie würde der ruſſiſche Adel im Auslande ſeinen Luxus und die ruſſiſche Politik im Auslande ihre Freigebigkeit ſteigern, wie viel Seelen würde Rußland jährlich mehr kaufen können, wenn es den neuen Sparthee unter den Bauern und in der Armee einführte. Die ruſſiſchen Beamten in den Oſtſeeprovinzen ſind, wie es ſcheint, auf den Vorſchlag des wohlwollenden Profeſſors bereits eingegangen, wenn auch nicht für ſich ſelbſt. Man hört nämlich, daß ſie von den zwei Silberrubeln, die der Czar für jeden der verhungernden Bauern an der Oſtſee be-

Digitized by Google

ſtimmt hat, regelmäßig nur einen halben austheilen. Natürlich. Für einen halben Silberrubel Stroh, — da kann ſich ein Bauer ſchon ſatt eſſen.

— Der wohlbekannte Herausgeber der „Beiträge für praktiſche Polizei" iſt ein wahres Genie. Abgeſehen von ſeinen polizeilichen Talenten, beſitzt Herr Stieber eine patriotiſche Phantaſie, die manchem Berliner Dichter Ehre machen würde; ſeine Beiträge werden künftig nicht blos den polizeilichen, ſondern überhaupt den guten Ton angeben und namentlich als Modenjournal, im höhern und nationalen Sinn des Wortes, zu Rathe gezogen werden. Neuerdings haben die Beiträge eine nicht blos praktiſche, ſondern eben ſo geſchmackvolle, graciöſe und ſinnreiche Mode erfunden. Herr Stieber ſchlägt vor, daß jeder Preuße, der dazu berechtigt iſt, immer die Nationalkokarde tragen ſoll. Dadurch würde man an öffentlichen Orten ſogleich erkennen, in welcher Geſellſchaft man ſich befindet. Die Idee iſt eine ſo fruchtbare, daß die großartigen Folgen ihrer Verwirklichung ſich kaum überſehen, geſchweige aufzählen laſſen. Ein neuer Schwung wird in das preußiſche Nationalbewußtſein, ein neuer Glanz und eine bunte Farbenpracht in das berliner Leben kommen. Man denke ſich einen ſchönen Frühlingstag unter den Linden! Welche Würde, welche gegenſeitige Achtung läge in dem Gruß eines Paars nationalkokardengeſchmückter Hüte! Und wie impoſant für den Fremden! Der Einwurf eines Correſpondenten der Deutſchen Allgemeinen Zeitung, daß die Mode eine Verlegenheit für die Ausländer in Berlin wäre, iſt nichtig; die Ausländer könnten ſich ja eben ſo gut, durch das preußiſche Beiſpiel angeſpornt, bairiſche, öſterreichiſche, lippedetmoldiſche, reuß-kreuzſche ꝛc. Nationalkokarden anſchaffen, um nicht für ehrloſe Verbrecher angeſehen zu werden, dagegen würde man ſogleich den Hochverräther vom Patrioten, einen Tſchech von einem Stieber unterſcheiden. Es iſt anzunehmen, daß man in Theatern, Concerten und Kirchen ohne die Nationalkokarde keinen Zutritt erhielte, und daher ſtets in guter Geſellſchaft wäre. Ja, die Revolutionärs würden es gar nicht wagen, ſich öffentlich ſehen zu laſſen; denn Jeder würde gewiſſermaßen ſeinen Paß am Hute tragen. Nun noch eine Frage. Hat Herr Stieber denn gar nicht an die Preußinnen gedacht? Wenn man im Theater, bei Kroll oder im Thiergarten unter eine Schaar weiblicher Preußen geräth, ſo weiß man auch nicht immer, ob man ſich in guter Geſellſchaft befindet. Wohl verſtanden, der Begriff „gute Geſellſchaft" iſt hier etwas ſtrenger zu nehmen. Wäre es nun nicht praktiſch und wünſchenswerth, auch den Preußinnen, je nach ihrer weiblichen Tugend und Unſchuld, die Nationalkokarde an die Haube zu nähen oder nicht?

— Sehr wichtig und sehr zu bewillkommnen ist eine zwischen Preußen und Würtemberg kürzlich abgeschlossene Uebereinkunft, welche für die gegenseitige Uebernahme von ausgewiesenen Individuen ein System festsetzt. Es werden verschiedene Kategorien von Staatsangehörigkeit darin festgesetzt. In erster Reihe stehen jene, welche das Staatsbürgerrecht besitzen, oder auch solche, die es wieder eingebüßt, aber in andrem Staate noch nicht aufgenommen worden sind. In die zweite Reihe der Staatsangehörigen kommen solche, die von heimathslosen Eltern in einem oder dem andern Staate geboren sind. (Unter dem Begriffe Eltern bestimmt das Gesetz bei ehelichen Kindern den Vater und bei unehelichen die Mutter.) In dritter endlich diejenigen, welche in einem oder dem andern Staate (obschon weder daselbst geboren noch als Unterthanen aufgenommen) sich verheirathet und unter Beobachtung der gesetzlichen Vorschriften eine Wirthschaft angelegt haben. Viertens endlich diejenigen die 10 Jahr im Staate gelebt haben. Nach diesen vier festgesetzten Kategorien bestimmt nun das Cartell das Verhalten der Behörden, im Falle ein Ausgewiesener in dem einen Staate die erste Kategorie und im andern die zweite Kategorie der Staatsangehörigkeit hat. Bei Streitigkeiten über die man sich nicht vereinigen kann, soll einer der Bundesstaaten als Schiedsrichter gewählt werden. Die Wahl dieses schiedsrichterlichen Bundesstaats steht demjenigen der beiden streitenden Staaten zu, welchem die Aufnahme des Ausgewiesenen zugemuthet wird. — Die einzelnen Paragraphen dieses Cartells lassen zwar noch manche Kritik zu, und vor Allem wird uns nicht klar, warum ein Staat überhaupt ein Individuum ausweisen kann, das 10 Jahre in demselben gelebt oder daselbst sich verheirathet und eine Wirthschaft angelegt hat; wir begreifen nicht, warum in einem solchen Falle, den doch das Cartell selbst als eine Stufe der Staatsangehörigkeit betrachtet, der betreffende Staat das Recht haben soll das Individuum fortzuschicken und es dem andern Staate zuzuweisen Indessen ist dieser Tractat doch wenigstens eine Feststellung gesetzlicher Verhältnisse und hebt die schreiende Unordnung auf, deren Opfer in letzterer Zeit so Viele geworden sind, und wir wollen wegen des Verdienstes im Ganzen, das Mangelhafte der Einzelnheiten übersehen. Daß aber eine solche Uebereinkunft, welche doch das A. B. C. der deutschen Staatsangehörigkeit berührt, erst im Jahre 1845 abgeschlossen wird, dieß wirft ein trauriges Licht auf die tausend Wunden und Wiedersprüche an welchen die sogenannte deutsche Einheit leidet.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Schleswig-Holsteiner und die däniſch-ſkandinaviſche Partei.

Von H. Hanſen.

Die ſkandinaviſche Partei hat ſich nun an die Augsburger Allgemeine Zeitung gewendet; wie es heißt iſt eine Deputation dahin abgeordnet geweſen mit dem Anliegen, dort ihre Sache gegen die Schleswig-Holſteiner vor dem deutſchen Publicum führen zu dürfen, und die Redaction jener Zeitung iſt darauf eingegangen, hat gleich einen Artikel von der Partei geliefert. Uns, den Schleswig-Holſteinern, iſt dieſes ſehr erfreulich, was wir jedoch dadurch beweiſen wollen, daß wir auf eine Discuſſion mit ihnen eingehen. Es kann aber nicht viel nützen, daß man immer im Allgemeinen hinredet, wie es die ſkandinaviſche Partei dort thut und ebenſo eine Schleswig-Holſteiniſche Entgegnung liefert, ſondern es kommt hier vornämlich auf beſtimmte Verhältniſſe, auf Thatſachen und auf ganz accurate Fragen an. Und zu einer ordentlichen Beurtheilung ſolcher gehört wieder genaue Kunde von den rechtlichen und factiſchen Zuſtänden, von dem, was geſchehen iſt und geſchieht, ſo wie von den Abſichten welche ſich mehr oder minder klar zu Tage gelegt haben. Wir glauben in Beſitz ſolcher Kunde zu ſein in Beziehung auf die Verhältniſſe dieſer Herzogthümer einer und Dänemarks anderer Seits, und hoffen dieſes darzuthun, indem wir ganz auf das Concrete eingehen, indem wir auch den Widerlegungen der Dänen und im beſonderen der ſkandinaviſchen Partei in Dänemark uns bloßſtellen, gern geneigt zur Anerkennung, wo

Digitized by Google

wir etwa eines Irrthumes überführt werden ſollten, aber auch zur Vertheidigung und weiteren Begründung entſchloſſen, wo wir wiſſen, daß wir Recht und Wahrheit für uns haben.

Immer haben wir es anerkannt, und oft es ſchon öffentlich hervorgehoben, daß Deutſchland und Skandinavien keine Urſache haben, ſich zu befeinden, ſondern alle Urſache, mit einander vereint zu ſtehen auf dem großen Kampfplatz der Nationen, und ſowohl im geiſtigen als im phyſiſchen Kampfe. Es iſt uns ſehr erfreulich, daß ſolches jetzt die Dänen ausdrücklich anerkennen, da wir in Dänemark bisher ſolche Stimmen faſt ganz vermißt haben, während man ſie aus den beiden anderen ſkandinaviſchen Reichen öfters vernahm. Wir geben der ſkandinaviſchen Partei auch darin Recht, daß an keine Verbindung Skandinaviens mit Deutſchland in dem Sinne gedacht werden dürfe, daß die drei ſkandinaviſchen Staaten ſich förmlich in den deutſchen Bund aufnehmen ließen, weil wir gerne anerkennen, daß auf ſolche Weiſe ihre nationale und politiſche Entwickelung beeinträchtigt werden könnte, was die Skandinavier verhüten müſſen, und die Deutſchen nimmer begehren oder wünſchen können und dürfen. Wenn dagegen die ſkandinaviſchen Staaten ſich unter ſich ſelbſt enger vereinen und dann in ein bebeſtimmtes feſtes Allianzverhältniß zu dem deutſchen Staatenbunde treten, ſo kann und wird dies auf die rechte Weiſe beiderſeits zum größten Vortheil gereichen und, wir ſollten meinen, ſelbſt den übrigen europäiſchen Staaten nicht unerwünſcht ſein. Sind wir darin nun mit der ſkandinaviſchen Partei ganz einig, ſo werden wir bei den concreten Fragen wohl in um ſo größeren Gegenſatz mit ihr gerathen, abſtrahiren jedoch nicht von der Hoffnung endlicher Verſtändigung. Wir abſtrahiren aber gerne von der Art und Weiſe, mit welcher die ſkandinaviſche Partei gleich in ihrem erſten Artikel aufgetreten iſt, zumal die Redaction der Allgemeinen Zeitung ſchon auf das durchaus Haltloſe und Unpaſſende des Tones und der Suppoſitionen in der Einleitung hingewieſen hat, müſſen indeß die Erwartung ausſprechen, daß man auch entgegengeſetzter Seits von dieſer Art und Weiſe in Zukunft gänzlich abſtrahire.

Die ſkandinaviſche Partei ſagt in ihrem Artikel, daß ſie Achtung hege vor dem deutſchen Volke und daß ihr an deſſen Freundſchaft gelegen ſei; gegen einen Theil des deutſchen Volkes

Digitized by Google

hat die ſkandinaviſche Partei es bis jetzt jedoch nicht bewieſen. Einen Theil des deutſchen Volkes bilden aber unzweifelhaft die deutſchen Bewohner der Herzogthümer Schleswig-Holſtein und Lauenburg, oder wenn wir, wie die Dänen das gewöhnlich in dem Streite thun, auch hier von Lauenburg abſtrahiren wollen, die deutſchen Bewohner Schleswig-Holſteins. Sie hat gerade die ſkandinaviſche Parthei in Dänemark am ſchärfſten und auf eine oft beleidigende Weiſe angegriffen, in welcher Hinſicht wir nur auf das Hauptorgan dieſer Parthei, das Journal „Faedrelandet" verweiſen, das in dieſem Augenblick noch wieder über ſie herfällt, indem es zu gleicher Zeit in eigenthümlicher Art ſeine Freude darüber äußert, daß in der Allgemeinen Zeitung hinfüro die fragliche Sache „in däniſchem Geiſt," werde geführt werden, was doch in der dort angedeuteten einſeitigen Weiſe ſchwerlich geſchehen wird. Die Dänen ſuchen ſich dabei zwar mit der Ausflucht zu helfen, daß ſie nicht gegen die Deutſchen, ſondern gegen „die Schleswig-Holſteiner" oder „die Schleswig-Holſteiniſche Partei" ihre gehäſſige Polemik richten. Sehen wir nämlich zu, welche Leute denn dieſe Schleswig-Holſteiner oder „Schleswig-Holſteiniſche Partei" eigentlich ſind, ſo wird ein identiſcher Begriff mit dem Theile des deutſchen Volkes, der dieſe Herzogthümer bewohnt, herauskommen. Verſteht doch die däniſch-ſkandinaviſche Partei unter Schleswig-Holſteinern keine anderen, als diejenigen Bewohner des Landes, welche die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe Schleswig-Holſteins unter ſich und zu Dänemark wollen aufrecht erhalten und weiter entwickelt wiſſen, welche im Geiſte dieſer Verhältniſſe, und im deutſchen Geiſte, keine wahre Verbindung des Ganzen noch eines Theils mit Dänemark, wohl aber einen engeren Anſchluß an das übrige Deutſchland wünſchen. Das aber wünſchen eigentlich alle deutſchen Bewohner dieſer Lande, und bilden daher dieſe alle die Partei, wogegen die Dänen ihre Ausfälle richten, denn auch diejenigen Holſteiner, welche eine Zeitlang als „Neu-Holſteiner" unterſchieden worden, weichen eigentlich nur darin von den übrigen ab, daß ſie meinten, Holſtein müſſe zuvörderſt ſeine nationale und politiſche Entwickelung für ſich allein und nicht in Verbindung mit Schleswig ſuchen, indem es auf dieſe Weiſe eher zum Ziele gelangen werde, allein ſie gaben Schleswig dabei doch nie auf, geſtanden nie zu, daß Schleswig eine däniſche

Digitized by Google

Provinz ſei, was die däniſch-ſkandinaviſche Partei will, erklärten vielmehr ausdrücklich, daß, wenn Holſtein nur erſt zum Zwecke gelangt ſei, Schleswig ſchon nachgeholt werden könne und nachfolgen werde, und man erklärte ſelbſt, daß wenn Schleswig ſich nur für den Beitritt zum deutſchen Bunde erkläre, man auch ferner mit Schleswig gemeinſam handeln könne. Wir fragen die däniſch-ſkandinaviſche Partei, ob ſie dies beſtreiten kann? wir fragen ſie, ob nicht in den Ständeverſammlungen zu Itzehoe und Schleswig ſo gut wie einſtimmig von den Repräſentanten des Volkes über Fragen, welche hier entſcheidend ſind, als die Vereinigung der Schleswigſchen mit der Holſteiniſchen Ständeverſammlung, die Trennung der Schleswig-Holſteinſchen von den däniſchen Provinzen u. ſ. w. entſchieden worden iſt? wir fragen, wenn ſie die Vertreter des Volkes nicht für das Volk ſelbſt gelten laſſen will, wie es bei ihr in ſoweit oft der Fall iſt, ob ſich nicht das Volk ſelbſt und unmittelbar alſo bewieſen hat, oder ob ſie die Petitionen an die Ständeverſammlungen, beſonders die Zuſchriften, welche veranlaßt wurden durch den Uſſingſchen Antrag, die Betheiligung des Volkes bei der Schleswig-Holſteinſchen Bank u. ſ. w. in einem anderen Sinne zu deuten vermag? Will daher die däniſch-ſkandinaviſche Partei mit der deutſchen Nation in Freundſchaft ſtehen, ſo muß ſie auch von ſolch feindſeligem Verfahren gegen einen Theil derſelben ablaſſen, wogegen wir es für durchaus zweckmäßig achten, wenn ſie ſich einer klaren Feſtſtellung des Verhältniſſes zwiſchen Dänemark und den deutſchen Herzogthümern zuwendet, da allerdings erſt dann, wenn dieſe Verhältniſſe klar feſtgeſtellt ſind, auch von einem richtigen Verhältniß zwiſchen Deutſchland und Skandinavien die Rede ſein kann. Hier kommt gleich der Hauptſtreitpunkt zwiſchen den deutſchen Bewohnern Schleswig-Holſteins, den Schleswig-Holſteinern, und der ſkandinaviſchen Partei zur Frage, eigentlich aber zwiſchen den Deutſchen und den Dänen überhaupt. Dieſes iſt das Verhältniß Schleswigs zu Holſtein und dadurch weiter zu Deutſchland im Allgemeinen. Schleswig hat von alter Zeit her mit Holſtein ein und dieſelbe Verfaſſung gehabt, nnd einen gemeinſchaftlichen Landtag bis 1712. Schleswig hat, ſo lange die alte Verfaſſung dauerte und bis auf den gegenwärtigen Augenblick herab ein und dieſelbe Geſetzgebung gehabt,

Digitized by Google

welche ſich der allgemeinen deutſchen Geſetzgebung anſchließt, Schleswig hat mit Holſtein alle Einrichtungen der Staatsregierung, der wiſſenſchaftlichen und der kirchlichen Verhältniſſe gemeinſchaftlich gehabt, und Alles im deutſchen Geiſte. Wir wollen hier nicht ins Einzelne gehen, wobei wir ſonſt das gemeinſchaftliche und das deutſche Weſen in den beiden Herzogthümern bis ins Kleinſte nachweiſen könnten, wollen nur noch darauf verweiſen, daß Schleswig ſchon vor der Oldenburgiſchen Herrſchaft mit Dänemark in einem durchaus laxen Lehnsverhältniß ſtand, daß aber dieſes Lehnsverhältniß ſelbſt im Jahre **1658** aufgehoben worden iſt, und Schleswig alſo ſeitdem mit Dänemark nichts anderes gemeinſchaftlich hat als Holſtein, nämlich den Herrſcher, ſo lange es das Recht will. Nun hat der gemeinſchaftliche Herrſcher bereits **1817**, als Prälaten und Ritterſchaft Schleswig-Holſteins ſich unter Dahlmanns Leitung um Herſtellung der alten Verfaſſung in zeitgemäßer Weiſe bemühten, das Verſprechen gegeben, Schleswig ſolle nicht von Holſtein getrennt werden, ſondern gleiche Verfaſſung erhalten, hat **1831**, als die vorläufige Inſtitution der berathenden Provinzialſtände creirt wurde, ausdrücklich erklärt, das Verhältniß der Herzogthümer ſolle in keiner Weiſe alterirt werden, hat der Schleswigſchen Ständeverſammlung von **1842** die ausdrückliche Verſicherung ertheilt, das ſtaatsrechtliche Verhältniß Schleswigs zu Holſtein nicht alteriren zu wollen. So will alſo Regent und Volk in Schleswig wie in Holſtein das einheitliche Verhältniß beider Lande aufrecht erhalten wiſſen, und das Volk wenigſtens will in Schleswig, wie in Holſtein, die Entwickelung der Verhältniſſe in dieſem Sinne und in entſchieden deutſcher Richtung. Das iſt nun gerade, wogegen die Dänen und beſonders die ſkandinaviſche Partei ihre Polemik richten. Sie wollen Schleswig von Holſtein getrennt haben, wollen daß in Schleswig die Entwickelung „im däniſchen Geiſte“ geſchehen und ſelbſt mit Gewalt gefördert werden ſoll, ſie wollen ſelbſt eine Einverleibung Schleswigs in Dänemark. Die ſkandinaviſche Partei wird dies nicht beſtreiten wollen; wir würden ſonſt ausdrückliche Erklärungen ihrer Koryphäen und der Hauptorgane ihrer Preſſe dafür zum Beweiſe beibringen können. In dem vorliegenden Artikel ſagt die ſkandinaviſche Partei freilich nur, Schleswig gehöre nicht zum politiſchen Deutſchland, und ſagt

weiter, freilich etwas verſteckt, Deutſchland habe ſich deshalb nicht um Schleswig zu bekümmern; allein zu dem politiſchen Dänemark gehört Schleswig denn doch noch viel weniger, und Dänemark hat ſich alſo noch viel weniger, um Schleswig zu bekümmern. Zu Dänemark ſteht es in keinem ſtaatsrechtlichen Verhältniß, und Dänemark kann gar keinen Anſpruch darauf machen, daß es politiſch mit ihm vereint werde, wogegen es zu Deutſchland durch Holſtein allerdings in einem ſtaatsrechtlichen Verhältniß ſteht und Deutſchland daher auch Recht hat zu verlangen, daß dieſes Verhältniß weiter entwickelt werde, Schleswig endlich auch in den deutſchen Bund komme, zumal faſt die ganze Bevölkerung Schleswigs hiermit einverſtanden iſt, während faſt kein Menſch die politiſche Vereinigung mit Dänemark will. In dem vorliegenden Artikel wird die Sache ſo dargeſtellt, als ob der Streit eigentlich nur ein Sprachenſtreit im Herzogthum Schleswig ſelbſt ſei; aber dieſe Darſtellung iſt durchaus mangelhaft, wahrſcheinlich abſichtlich. Was indeß dieſen Sprachenſtreit betrifft, ſo werden allerdings die weſentlichen Momente richtig aufgeführt. Die däniſch-ſkandinaviſche Partei will, daß in Schleswig die däniſche Sprache neben der deutſchen als officielle Sprache in der Verwaltung der Volksvertretung, der Rechtspflege, in Schule und Kirche gelte, und behauptet, dies ſei kein Vorſchieben des Danismus, um dieſen Punkt namentlich habe Deutſchland ſich gar nicht zu bekümmern, wogegen ſie in einem Athemzuge für ſich, die däniſch-ſkandinaviſche Partei und Dänemark ein Recht, ſich darum zu bekümmern, freilich ohne Begründung in Anſpruch nimmt. Wir könnten uns freilich einfach damit begnügen, zu erwiedern: es geht euch dies Verhältniß viel weniger etwas an, ihr habt das wenigſtens den Schleswigern zu überlaſſen, und könnten dann durch viele Beweiſe darthun, daß die Schleswiger von ſolchen däniſchen Prätenſionen gar nichts wiſſen wollen; wir wollen aber, zumal dies eine ziemlich allgemein bekannte Sache iſt, lieber auf die Nachweiſung eingehen, daß die beregte Forderung der Dänen mit der hergebrachten Entwicklung, den hergebrachten Rechten und Verhältniſſen ſchnurſtraks in Widerſpruch ſteht, durchaus propagandiſtiſch iſt, und an ſich eigentlich eine Abſurdität involvirt. Auf den alten Schleswig-Holſteinſchen Landtagen wurde allein die deutſche Sprache gebraucht und nie iſt et-

Digitized by Google

was dagegen eingewendet worden; König Waldemars Jütſches Lov mußte der Zeit, als es auch für Schleswig alleiniges Geſetzbuch war, in die deutſche, damals niederdeutſche Sprache überſetzt werden, weil Volk und Richter die däniſche Sprache nicht verſtanden, und dieſe deutſche Ueberſetzung ward mit gänzlichem Ausſchluß des däniſchen Originals als geſetzlicher Codex für ganz Schleswig ſanctionirt. Die amtliche Sprache in weltlichen Dingen war im ganzen Herzogthume Schleswig die deutſche, und konnte nicht wohl eine andere ſein, weil die Geſetzgebung deutſch war, dagegen war die Sprache in Kirche und Schule immer däniſch, und iſt es noch, ſo weit nicht das Vordringen der deutſchen Sprache einzelne Kirchſpiele dahin gebracht hatte, daß ſie weder die gebildete däniſche Sprache noch den halbdäniſchen halb plattdeutſchen Volksdialekt mehr verſtanden, und daher die deutſche nothwendig als Kirchen- und Schulſprache eingeführt werden mußte. Die Regierung war dabei nicht förderlich, vielmehr forderte ſie, daß an mehreren Stellen, wo früher Kirchen- und Schulſprache deutſch war bei Minderzahl ganz deutſcher Einwohner, die däniſche Sprache als Kirchen- und Schulſprache eingeführt ward. Bis zum Flensburger Meerbuſen hinauf iſt die Bevölkerung ganz deutſch und weiter noch beſonders an der Weſtküſte iſt ſie es ganz überwiegend. Deutſch ſind alle Städte bis auf däniſche Elemente in der unterſten Volksklaſſe. Die nördlichen Landdiſtricte aber, beſonders die Aemter Hadersleben, Apenrade, und Sonderburg ſo wie die Inſeln Alſen und Arröe (letztere Inſel iſt faſt ganz däniſch) haben eine gemiſchte Bevölkerung, indem viele ganz deutſche Familien, beſonders unter den größeren Landbeſitzern dort wohnen. Die eigentliche Volksſprache der Mehrzahl iſt ein Gemiſch aus Däniſchem und Plattdeutſchem in der Art, daß die däniſchen Elemente in den Wörtern überwiegend ſind, aber die deutſchen Form und Conſtruction bilden. Die Kirchen- und Schulſprache iſt, wie ſchon bemerkt, die däniſche Schriftſprache, jedoch müſſen ſich Prediger und Schullehrer ſehr nach dem Volksdialekt accommodiren. Eine Ausdehnung der däniſchen Sprache wünſcht die Bevölkerung im nördlichen Schleswig eigentlich gar nicht, dagegen wünſcht ſie Unterricht in der deutſchen Sprache, weil die deutſche Sprache einmal die Sprache der Bildung im ganzen Lande iſt, und weil der geiſtige und materielle

Verkehr der Leute ſie nach Süden weiſt. Die desfalſigen Petitionen an die Ständeverſammlung haben das bewieſen, ſo wie der Erfolg des Unterrichts in der deutſchen Sprache in den dortigen Volksſchulen, welcher als öffentlicher von der Regierung erbeten, aber nur als Privatunterricht gewährt ward. Das Verlangen nach der Ausdehnung der däniſchen Sprache geht von Dänemark aus; von dort aus werden einzelne im nördlichen Schleswig wohnende Dänen angereizt, von dort kam vornämlich das Geld, wofür hier däniſche Bildungsanſtalten errichtet, däniſche Lectüre vertheilt und womit däniſche Agenten unterſtützt werden. Dies können die Dänen unmöglich beſtreiten. Das Auftreten des deutſch gebildeten und früher däniſch geſinnten Lorenzen in der Schleswigſchen Ständeverſammlung für die däniſche Sprache hatte in Beziehung zu der däniſch-ſkandinaviſchen Partei ſeine Urſache. Wenn ſie nun aber bei ſolchem Stande der Sache als Ziel ihres Strebens, und ſicher nur vorläufig, völlige Gleichſtellung der däniſchen Sprache mit der deutſchen verlangen in der Art, wie oben angegeben worden, und wenn ſie wie eben bezeichnet, für ihren Zweck wirken, ſo wird doch wohl kein Menſch beſtreiten können, daß ſie für die däniſche Sprache im Herzogthum Schleswig und gegen die deutſche propagandiren. Ihre Klage aber wegen Bedrückungen der däniſchen Sprache iſt durchaus unnöthig; denn nie ſind die Leute in dem Gebrauch ihrer Sprache behindert worden und eine Bedrückung kann man den beſchriebenen hergebrachten Rechtszuſtand doch unmöglich nennen. Ausgedehnt iſt übrigens ſchon ſeit 1840 mittelſt allerhöchſten Reſcripts die däniſche Sprache als öffentliche in ſo weit worden, als in judiciellen und adminiſtrativen Angelegenheiten bei den Unterinſtanzen jener Diſtricte ſie gebraucht wird und ſelbſt von den dort wohnenden Deutſchen gebraucht werden muß. Dieſe Veränderung hat ſchon vielfache Widerwärtigkeiten und Unbequemlichkeiten geſetzt, wie das bei den hergebrachten Zuſtänden und der deutſchen Geſetzgebung nicht anders ſein konnte. Welche Wirren würden ſich nun gar ergeben, wenn in den höheren und höchſten Juſtiz- und Adminiſtrativ-Collegien die däniſche Sprache neben der deutſchen gleich berechtigt ſollte gebraucht werden können, da dieſe Collegien theils für das ganze Herzogthum, theils für zwei, theils endlich für alle drei ge-

Digitized by Google

meinſam da ſind, und man in allen drei Herzogthümern nicht ſo viele geeignete Männer finden würde, als zur Beſetzung dieſer Collegien erforderlich wären, wenn ſie ſollten zugleich der däniſchen Sprache mächtig ſein, abgeſehen von andern in Betracht kommenden Perſonen als z. B. der Advocaten. Da nämlich die deutſche Sprache, wie bemerkt, hier die Sprache der Bildung iſt und man ſehr wenig Veranlaſſung findet, die däniſche Sprache zu erlernen, durch ein Gebot aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, noch mehr davon abgehalten wird, ſo iſt auch die Kunde der däniſchen Sprache in der That auffallend geringer als man den Verhältniſſen und Beziehungen nach erwarten ſollte. Nun aber gar in der Ständverſammlung. Da verſtehen ſicher nicht drei Viertheile der Abgeordneten was däniſch geſprochen wird, und was könnte es alſo nutzen, daß es geſprochen würde? Sollte aber ein Dollmetſcher beſtellt werden, der augenblicklich Satz für Satz deutſch wiedergäbe, was Einer däniſch geſprochen, und ſollte dann ein doppeltes Protokoll geführt, redigirt und rectificirt werden, was ſollte denn noch wohl ſachlich geleiſtet werden, was aus den Verhandlungen herauskommen? welcher tüchtige Mann ſollte ſich dann noch dazu verſtehen, als Abgeordneter in eine ſolche Kammer zu treten? Und welches Intereſſe könnte das Volk haben an den Verſammlungen einer ſolchen Kammer? Die deutſche Sprache dagegen verſteht, wie die Erfahrung lehrt, die ganze ſchleswigſche Ständeverſammlung, und jeder Abgeordnete, der ſoviel Bildung beſitzt, daß er das Volk würdig repräſentiren kann, der überhaupt etwas Vernünftiges zu ſagen weiß, der vermag es auch in deutſcher Sprache zu ſagen. Ja, dieſes Verlangen, die däniſche Sprache ſolle in der Ständeverſammlung gleich berechtigt mit der deutſchen gebraucht werden können, involvirt eigentlich eine Abſurdität; Sinn dagegen hätte es, wenn man verlangte, die däniſchen Diſtricte ſollten zu Dänemark gezogen werden, der däniſchen Geſetzgebung und Verwaltung angehören und in der däniſchen Ständeverſammlung repräſentirt werden. Aber damit kommt man nicht, weil man wohl weiß, die däniſchen Bewohner der Schleswigſchen Diſtricte wollen nichts davon wiſſen, weil man wohl weiß, ein ſolcher Vorſchlag würde jene am erſten zu entſchiedenen Deutſchen machen. Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf den ganz oberflächlichen, ja mißbräuchlichen und krän-

kenden officiellen Gebrauch der däniſchen Sprache in dem rein deutſchen Schleswig und in Holſtein. In Holſtein ſind die däniſchen Beſtallungen der Beamten, ſo wie die däniſchen Ueberſetzungen neben dem deutſchen Text der Verordnungen freilich abgeſchafft, aber in dem deutſchen Schleswig empfangen die deutſchen Beamten ihre Beſtallungen noch in däniſcher Sprache, und bei Einführung der Prediger hört die Gemeinde noch deren däniſche Beſtallung verleſen, ohne daß zuweilen auch nur einer der Anweſenden etwas davon verſteht. Mehrere Regierungscollegien in Kopenhagen correſpondiren noch mit den deutſchen Beamten in Holſtein und in Schleswig in däniſcher Sprache und ſetzen auch nicht ſelten Private durch ihr däniſches Correſpondiren in Verlegenheit. Das Commando beim hieſigen Militär nicht nur iſt däniſch, ſondern auch das Kriegsrecht, und wo Civilverhältniſſe rückſichtlich der Militärperſonen zur Sprache kommen, da wird das däniſche Geſetzbuch Chriſtian V. ſubſtituirt. Von den däniſchen Officieren und den däniſchen Beamten, ſo wie von allerlei anderen Beſchwerden, welche die Herzogthümer haben, wollen wir hier nicht reden, weil wir uns nur an das halten, was die ſkandinaviſche Partei in dem fraglichen Artikel zur Sprache gebracht hat. Daß dieſe Partei Trennung des Holſtein-Lauenburgiſchen Bundes-Contingentes von der däniſchen Armee zuzugeben willens iſt, glauben wir recht gerne, weil ſie damit einen Schritt gethan ſähe zur Trennung der Holſteiniſchen Verhältniſſe von den Schleswigſchen und weil ſie damit Schleswigs Heerestheil deſto ſicherer als einen däniſchen glaubt betrachten zu können.

Schließlich motivirt man noch das Verhalten der Dänen in der Succeſſionsfrage. Hier wird den Schleswig-Holſteinern alle Schuld zugeſchoben von dem, was man in Dänemark und beſonders in den däniſchen Ständeverſammlungen gethan hat. Die Schleswig-Holſteiner, wird geſagt, hätten die Frage ausgebeutet, „um Unruhe und Aufregung im Lande zu verbreiten, und hätten alle Leidenſchaften nicht nur loszulaſſen, ſondern förmlich wie zum Bürgerkriege zu organiſiren geſucht". Hier müſſen wir die Dänen und die ſkandinaviſche Partei im Beſonderen ernſtlich auffordern, vor dem deutſchen Volke gehörig den Beweis zu führen wegen dieſer kühnen, um nicht zu ſagen, frechen Anklage. Wir behaupten aber dreiſt, daß ſie es nicht vermögen wird, denn in ganz Schleswig-Holſtein iſt dieſe allerdings ſehr wichtige

Digitized by Google

Frage ſtets auf das Ruhigſte erörtert worden, und kein einziger Mißbrauch wird ſich davon nachweiſen laſſen. Hatten die däniſchen Stände alſo keinen andern Grund, die Sache zur Sprache zu bringen, ſo hatten ſie gar keinen. Daß man ſie dort übrigens überhaupt zur Sprache gebracht, dagegen wird hier kein Menſch etwas haben, aber die Art und Weiſe, wie man ſie zur Sprache gebracht hat, iſt es, welche hier nothwendig eine allgemeine und tiefe Indignation hervorrufen mußte. Die däniſchen Stände blos wollen eine Meinung abgeben in einer Sache die ſie eigentlich gar nicht, wenigſtens nicht zunächſt anging, die Stände der Herzogthümer dagegen ſollen nicht gehört werden; für die Herzogthümer ſoll abſolutiſtiſch decretirt werden, daß bei ihnen auch die Erbfolge des däniſchen Königsgeſetzes gelte; daneben ſoll ihnen die Discuſſion dieſer Frage durchaus verboten werden. Die ſkandinaviſche Partei kann nicht in Abrede ſtellen, daß mehrere ihrer Koryphäen dabei eifrig mitgewirkt haben, wir möchten aber wohl ſehen, ob ſie es in Abrede zu ſtellen wagen ſollte, daß ein ſolches Begehren aus einem despotiſchem und gegen die Herzogthümer feindlichen Geiſte hervorgegangen ſei? Man ſagt nun, nicht das ganze Königsgeſetz wolle man über die Herzogthümer ausgedehnt haben, ſondern nur den Theil welcher die Thronfolge beſtimme. Dieſe Einwendung kennen wir hier ſchon längſt, aber man hat ſie hier in den Herzogthümern allgemein etwas komiſch gefunden, und vermißt in Combination wie in Trennung durchaus die Logik. Man will es ſogar gut mit den Herzogthümern gemeint haben, man will antiruſſiſch damit gehandelt haben, da Rußland ſonſt vielleicht ein Stück von Holſtein beanſpruchen könnte. Darauf erwiedern wir hier blos, daß deutſche Bundeslande laut der Bundesacte nicht theilbar ſind, daß alſo ſo wenig der deutſche Bund als die hieſige Bevölkerung Rußland einen Theil von Holſtein abtreten wird, und ferner daß von Alters her die Stände Schleswig-Holſteins, wenn die Thronfolge fraglich war, immer ein Gewicht mit in die Waage gelegt haben, daß ſie daher auch ſicher jetzt ſo wenig unthätig als unberückſichtigt bleiben würden, wenn es fraglich wäre, welcher von ihren Agnaten das Land und zwar das ganze Land beherrſchen ſollte; daß die Dänen und namentlich die ſkandinaviſche Partei aber ruſſiſch geſinnt ſei, wollen wir damit keines-

wegs behaupten, vielmehr geſtehen wir ausdrücklich zu, daß ihre Sympathien rückſichtlich Rußlands im Allgemeinen von denen ihres Hofes gänzlich abweichen. Wenn aber in deutſchen Blättern behauptet worden iſt, ſie dienten hinſichtlich der Erbfolge Rußland, ſo iſt damit wohl gemeint, daß ſie wegen ihrer Uebereinſtimmung mit dem däniſchen und ruſſiſchen Hofe hinſichtlich der Succeſſionsfrage in ſo weit der ruſſiſchen Politik Vorſchub leiſteten. Gerne geſtehen wir auch zu, daß das däniſche Volk im Allgemeinen freiſinnig und freiheitsliebend iſt, allein man wird uns gegneriſcherſeits auch nicht beſtreiten können, daß die däniſchen Stände und die Führer des däniſchen Volkes für die Ausbildung freier Inſtitutionen in Dänemark noch gar wenig gethan haben. Die Hauptfrage, die Verfaſſungsfrage, hat man nur obenhin berührt und zuletzt wieder ganz liegen laſſen. Wir wiſſen wohl, daß hierzu auch das Hauptmotiv wieder in ihrer Politik rückſichtlich der Herzogthümer zu finden iſt, die däniſche Verfaſſung ſoll die Herzogthümer, wenigſtens Schleswig, mit umſchließen, und Schleswig-Holſtein ſoll auf keinen Fall eine Verfaſſung für ſich erhalten. Wir erlauben uns aber, dies eine ſchlechte Politik zu nennen, einmal weil es unrecht und verkehrt iſt, Andere in der Entwickelung des Rechts und der Freiheit zu hindern, dann weil die Dänen auf dieſe Weiſe von ſich ſelbſt ein hohes Gut fern halten, und endlich weil aus dem Project einer Verfaſſung für Dänemark und die Herzogthümer, oder auch nur für Schleswig gemeinſam nimmermehr etwas werden kann, noch wird. Wollten die däniſchen Skandinavier vernünftig handeln, ſo wendeten ſie alle Kräfte auf, um in ihrem Lande das Werk zweckmäßiger Reformen zu fördern, ſo bemüheten ſie ſich auch ernſtlich, die ſkandinaviſchen Ideen der Wirklichkeit näher zu bringen. Könnten ſie überhaupt Hoffnung und Ausſicht auf eine nähere Verbindung der Herzogthümer oder blos des Herzogthums Schleswig haben, ſo könnten ſie ſie bei ſolchem Verhalten und ſolcher Wirkſamkeit am eheſten haben. Man würde ſich ihnen dann weit eher anſchließen als jetzt, da ſie Gewalt gebraucht wiſſen wollen und dabei gar nichts bieten können; man würde ſich ihnen wenigſtens freundlich nähern und ihnen in manchen Beſtrebungen bereitwillig die Hand bieten, ſtatt daß man ſich jetzt ſorgſam zurückhält und auch feindlich zurückgeſtoßen wird.

Digitized by Google

Poeten- und Studentenleben in Prag.

Erinnerungen von S—y.

I.

Als ich vor drei Jahren vom Gletſcherbeſteigen zu Tode ermattet, und mehr todt als lebend, mitten im wildeſten Graubündten in einer kleinen Hütte gaſtliche Aufnahme fand, als ich halb ohnmächtig auf die Ofenbank hinſank und vom Liede meiner guten Gaſtfreundin in halben Schlummer gewiegt wurde — da war es mir plötzlich, als läge ich noch als Kind zu Hauſe in der Stube meiner Mutter, als hörte ich die alte Pendeluhr klappen, als ſähe ich den Rococoſchrank und die alten Bilder von Godowitzki von den Wänden auf mich niederſehen. Wer erklärt das tiefe Räthſel, daß in jeder bedeutungsvollen Stunde auch des ſpäteſten Lebens plötzlich die ganze Kindheit mit ihren Träumen in uns erwacht, daß wir uns mit einem Zauberſchlage wieder bei der Meilen weit entfernten oder oft ſchon todten Mutter finden? — In dieſem Augenblicke, da ich fern von meinen Lieben, fern von meiner Heimath, hier hoch im Norden in der uralten Stadt Upſala ſitze, in dieſem Augenblicke iſt mir wieder faſt ſo zu Muthe, wie vor drei Jahren in der einſamen ſtillen Hütte des wilden Graubündten. Doch jetzt iſt mir das Räthſel nicht ſo ſchwer zu löſen. — Eine alte böhmiſche Chronik, die ich mir aus der Bibliothek geholt, liegt vor mir, und die in roth und blau ſchimmernden Farben der Bilder, die alten böhmiſchen Geſichter, die aus dem halbverwiſchten Texte noch friſch herausgucken, wie die alten böhmiſchen Helden aus der halb-

verwiſchten böhmiſchen Geſchichte, und die Dome, Schlöſſer und Klöſter, die ihn wie eine alte phantaſtiſche Befeſtigung umgeben — alles das lacht mich wie alte bekannte Geſichter an. — Das iſt die Theinkirche mit ihren altehrwürdigen Häuptern, das iſt der melancholiſche Rathhausthurm, das iſt der Wiſſehrad mit ſeinen phantaſtiſchen mährchenhaften Thürmen, nicht wie er jetzt traurig am Rande des Felſens ſteht, als wollte er ſich verzweifelnd in die unten wirbelnde Flut ſtürzen, ſondern wie ich ihn oft in meinen Träumen ſah, wenn ich das alte Böhmenreich wieder in ſeiner alten Herrlichkeit aufbaute. Auch dieſe Geſichter mit den tiefliegenden blitzenden Augen kenne ich, nur daß ſie hier in Panzer und Hermeline gekleidet ſind, während ich ſie durch die dunkeln Gaſſen Prags im Frack oder im Leinwandkittel ſchreiten ſah. — Unaufhaltſam tragen mich dieſe Bilder und meine Gedanken, wie das Roß der Abaſſiden, fort durch die Luft, immer weiter nach Süden, immer ferner zurück in die Vergangenheit; und weil ich hier mit den ſchwediſchen Studenten glückliche Tage verlebe und mir ſelbſt dünke wieder einmal Student zu ſein, ſo tragen ſie mich in die glückliche längſt verſchwundene Studentenzeit nach Prag. — Und was ich in jenem goldenen Zeitalter mit geiſtigem Auge in Prag erblickte, ſchreibe ich mit körperlicher Hand hier in Upſala als liebliche Erinnerungen auf. — Iſt es nicht ſonderbar, Erinnerungen aus Prag in Upſala zu ſchreiben? Vielleicht ſchreibe ich einmal Erinnerungen aus Upſala in Prag. —

Es iſt ein trauriges Leben auf öſterreichiſchen Univerſitäten, das fühle ich hier in Upſala, wo ſelbſt der liebenswürdige Muſterkönig Oscar ein flotter Student war, doppelt. — Man ſoll eben nur lernen und lernen, und zwar, wie der ſelige Kaiſer Franz es wollte, nicht um ein Gelehrter, ſondern um ein guter Unterthan zu werden. Wenn man mit achtzehn Jahren anfängt, auf einen guten Unterthan zu ſtudiren, muß man es dann freilich in der Unterthänigkeit herrlich weit bringen. — Da waren aber in Prag einige flotte Jungen, die etwas von den deutſchen Studenten läuten hörten, ſich wohl auch dann und wann an die alte verſchollene Herrlichkeit der Prager Studentenſchaft erinnerten, ſich vom Staatsſchulenthum emancipirten, und auf eigene Fauſt ein flottes Studentenleben führten. — Sie führten ein herrliches Freibeuterleben,

Digitized by Google

ihr Haus hatte keine Thür, ihre Thür hatte kein Schleß; ſie ſchwänzten von Zeit zu Zeit das Collegium, zechten wacker, begnügten ſich nicht mit der öſterreichiſchen Philoſophie, und wußten ſich per nefas manches verbotene Buch zu verſchaffen. Und ich rühme mich, zu dieſem Freicorps gehört zu haben. Mancher von den Freibeutern iſt vielleicht ſeitdem ein Philiſter geworden, und ich werde mich hüten, als guter Kamerad hier ihre Namen aufzuſchreiben. Nur die will ich nennen, die ſich an das Genanntwerden ihres Namens ſchon gewöhnten. Beim Himmel! es gab herrliche Originale unter ihnen; manche ſind ſeitdem von des Lebens Nothdurft, manche vom Grabe verſchlungen worden. — Armer, guter, weiſer Dr. Kneip! Auf der ſchönen Inſel Rügen, das ewige Meer vor mir, bekam ich den trauervollen Brief, der mir deinen frühen Tod meldete. — Es war eine herrliche tiefe poetiſche Seele, die viel Philoſophie ſtudirte, und doch einen reichen Schatz von Gemüth ſich bewahrte. Sein Beruf war das Miſſionsweſen, und er ſuchte ſeine Miſſion mit allen Kräften zu erfüllen. Nicht die Thäler der Andes, nicht das Innere Afrikas, nicht die Inſeln der Südſee, nicht Bochara waren ſein Terrain. Er ließ Jedem gerne ſeinen Fetiſch, und ich bin überzeugt, es hätte ihn höchlich entzückt, Jemand vor einem blühenden Baume, vor einem glänzenden Sterne, vor einer roſigen Wolke anbetend hinſinken zu ſehen. — O, Dr. Wolf, die Gefahren die du beſtanden, als du auf einem Eſel reitend, die Bibel in der Hand, die öden Steppen der Bocharei durchzogſt, ſind Kinderſpiel gegen die Gefahren, die Dr. Kneip allnächtlich überwinden mußte. Seine Heidenländer waren die nächtigen Straßen Prags — ſeine Heiden, die er bekehren wollte, die Sünderinnen, die ſie lockend, tänzelnd durchzogen. Es iſt ein ſchöner, aber ſchwerer Beruf! Was iſt der Durſt und die Hitze der Wüſte gegen den Durſt und die Hitze, die hier bekämpft werden müſſen; was ſind der Skalpak und die vergifteten Pfeile der Indianer gegen den moraliſchen Skalpak und die Pfeile der menſchlichen Leidenſchaft? Was ſind die Irrgänge des Urwaldes gegen gewiſſe andere Irrgänge? Des Verkanntſeins nicht zu gedenken, wenn man ihn in ſpäter Nacht in verdächtiger Geſellſchaft allein fand, eifrig ſprechend und predigend. Wer unterſcheidet die eifernde Stimme der Religion vom bebenden Tone der Liebe? O, ſchreibet auf ſeinen Grabſtein:

Hier liegt Einer, der unverdroſſen
Gelitten, wo Andre genoſſen.

Ich habe den feſten Glauben, daß er den Himmel, der ſich ihm freudig aufgethan, verſchmäht, und zu Mephiſtos größtem Verdruß den Weg zur Hölle eingeſchlagen. Was ſoll er bei Virginia und Frau von Sévigné? — In der Hölle kann er ſeinem Berufe weiter leben, und er kehrt nicht eher zum Himmel ein, als bis Meſſaline und Frau von Pompadour züchtig verhüllt an ſeinen Armen hängen und mit ihm einziehen zur ewigen Seligkeit. Was Boſſuet und Pascal nicht gelungen, wird ihm gelungen ſein, dem guten, weiſen, armen Dr. Kneip. — Noch einen feuchten Blick auf ſein ſtilles Grab da draußen unweit der ſtillvergnügten Fliedermühle, und fort von dem Todten zu ſeinen und meinen noch im heitern Sonnenlichte athmenden Freunden. —

Da bin ich wieder in der alten wundervollen Stadt, wo jeder Stein eine Geſchichte zu erzählen weiß. — Es iſt ſpäte Nacht; nur wenige Menſchen auf den Straßen, nur hier und da eine Kneipengeige, die durch die Stille jammert, nur hier und da Geräuſch der ſchläfrig auf und ab gehenden Soldaten, die den Schlaf der alten Stadt bewachen. — Ich glaube nur, ſie iſt ſchlaflos und hat manchmal ſchlechte Nächte und träumt unruhvoll von ihrer Jugend, wie das wohl bei alten Leuten zu ſein pflegt. Von jedem dieſer Häuſer, von jedem dieſer Thürme könnte ich ganze Legenden erzählen. Da iſt der alte ſchwarze Rathhausthurm. Wie ein ſchwarzes Ausrufungszeichen hebt er ſich gen Himmel über dem großen, nur dem Geiſterauge ſichtbaren Blutflecke an ſeinem Fuße, der der Schlußpunkt der böhmiſchen Geſchichte iſt. Oben, ſtille, friedlich, idylliſch brennt „das Licht im Thurme", von welchem Iſidor Heller ſo ſchöne Geſchichten erzählte. — Das iſt einer der tollſten und ſonderbarſten Poeten, die jemals unbekannt geblieben ſind. — Die Poeten ſeiner Gattung bleiben unbekannt, weil ſie wie verrufene, ſpukhafte Thürme ſind, die nur in waldiger Wildniß ſtehen, dahin ſich ſelten ein Geſegneter verirrt, oder weil ſie wie zauberhafte Runenſteine ſind, die man nicht findet, da ſie von Dickicht, Dornen und Unkraut überwachſen ſind, wohl auch eine gefährliche Zauberſchlange über ihnen wacht. — Da ging einmal an einem ſchönen Abende Iſidor Heller am Arme eines Redacteurs einher, der ihn

Digitized by Google

um Manuſcript bedrängte. — Gut, ſagte Iſidor, geben Sie mir einen Gegenſtand. — „Das Licht da oben im Thurme.“ — Gut! —

Wer da geht durch nächtige Gaſſen
Und ſieht einzel glühende Lichter
Ohne ſchaffenden Gedanken,
Der, beim Himmel, iſt kein Dichter! —

So dachte Iſidor und er begann ſeine „Gänge durch Prag“ zu ſchreiben, die allen geheimen Zauber der alten Stadt in fantaſtiſchen Bildern wiederſpiegeln. — Das „Licht im Thurme“, das „Obſervatorium“, „Dalibor,“ „das Judenbegräbniß“ ꝛc. ſind im wunderbaren Halbdunkel fantaſtiſch gemalte Bilder. — Schade um „die Kettenbrücke“ und um „Jenny Lutzer“ die von der Cenſur geſtrichen wurden. — Er konnte aus Allem poetiſche Funken ſchlagen, er verſtand es, alles Proſaiſche zu vergolden. Er ſagt es ſelbſt: Poeſie eine Art alchymiſtiſch Treiben, wirft zwar wenig Gold ab, aber man vertieft ſich; — — Eine Novelle von ihm „der erſte April“ iſt die tragiſcheſte von Humor ſprühende Geſchichte zweier Träumer. — Seine eigene Geſchichte iſt meiſt ebenſo ſonderbar, ebenſo ein Gemiſch von Tragik und Humor, wie ſeine Dichtungen. Im Jahre 1836, kaum 24 Jahre alt, ergreift er plötzlich den Wanderſtab und läuft gen Spanien um den Criſtinos und der Freiheit zu helfen. Er kommt aber blos bis Nancy; hier will ihn ein franzöſiſcher Beamter, der Spanien und ſeine Freiheit beſſer kannte als der deutſche Poet, aus Mitleid für ſeine Jugend, aus Intereſſe an dem feurigen Jünglingsherzen nicht für die Fremdenlegion annehmen. — Er will weiter und in Lyon oder in Spanien ſelbſt ſein Glück verſuchen. — Aber ein ſchönes Abentheuer hält ihn in Nancy zurück. Immer will er fort, immer bleibt er. — So vergehen Monate. — Da, eines Tages findet er zufällig bei einem Handwerker ein Buch; er ſchlägt es auf, er lieſt: es iſt Wallenſtein! — deutſche Verſe; — deutſche Worte; — die deutſche Sehnſucht erwacht, und mitten im ſchrecklichſten Winter wandert Iſidor Heller durch Lothringen, Elſaß, Baden, Schwaben, Baiern nach Wien. — Es war das eine Fahrt ſo reich an Abentheuern und ſo mühevoll wie die Expedition des Capitain Roß. — Karl Beck hat ſich zu ſeinem Biographen gemacht; der eine

der drei Dichter die im Geſange „Wien" vorkommen — („zum Pfaffen hat die Mutter Dich beſtimmt" — „Du ſelbſt ein lautes Frankreich" — auf der Stirn ein gottesläugneriſches Fragezeichen" —) iſt Iſidor Heller. — Weiß der Himmel wo er jetzt ſteckt, wo er jetzt die Gazette des Tribuneaux, ſeine Lieblingszeitung ſtudirt, wo er jetzt Aphorismen ſpricht. — — In den dreißiger Jahren war er mit Einer von den Prager Serapionsbrüdern, und die kleine dunkle, räucherige Kneipe in der Zeltnergaſſe kennt ihn viel genauer als die deutſche Literatur. — Der rothe Thurm, ein Kaffehaus der Mäkler, Krämer und Kadetten, war zugleich der Zufluchtsort der Poeſie, dahin ſie ſich von der Journaliſtik und Prager Publiciſtik rettete, die bei Schech zu Hauſe waren. — Dort bei Herrn Schech hauſte der edle Graf von Schirnding. — Er ſah aus wie ein langer Faſttag und beſtand nur noch aus etwas Pamphletengeiſt, der die antidiluvianiſchen Knochen kümmerlich zuſammenhielt. Um ſeine Blößen mit etwas Romantik zu verhüllen, gab er ſich gerne für eine Art von Caspar Hauſer aus, und dieſer Angabe glaubte man bei näherer Bekanntſchaft mit dem edlen Grafen. Gott habe ihn ſelig; jetzt iſt er todt, und Philipp Reklam in Leipzig wird ihm gewiß eine große Thräne nachgeweint haben. — Er war gewiſſermaßen der Thurm des Schech'ſchen Muſentempels; ſeit er geſtürzt, ſank auch der Tempel in Trümmer und wurde ein gemeines, proſaiſches Bierhaus. — Das war von je das Schickſal der herrlichſten Göttertempel, ſie wurden Wirthshäuſer und Stallungen. Siehe Griechenland und Italien. — In der Grafenzeit ging es noch luſtig her bei Schech. — Er ſelbſt machte zwar manchmal verdrießliche Geſichter und klagte über Undank der deutſchen Literatur, daß ſie zu wenig des edlen Trankes von Mocca genieße, während die böhmiſche Literatur gegenüber bei Schmillens in Kaffebetreff die Türken im Biere, aber ſelbſt die alten Deutſchen beſchäme — ſo war doch Nani, die Eine Muſe für wenigſtens zweimal neun Poeten ſtets lächelnd freundlich, und nicht Klopſtockiſcher nicht Uziſcher Apoſtrophen bedurfte es, um ſie zu rufen und ihre Gunſt zu erflehen. — Julius Seidlitz war damals aus Leipzig gekommen, und ließ ſich, als ein heimgekehrter Odyſſeus, der das junge Deutſchland geſehen urd manches Journal redigirt hat, von uns verehren und

beſchrieb im Novelliſten, Umlauftiſchen Angedenkens, Beſuche bei großen Männern, die er niemals gemacht hatte.

Ludwig Friedrich Lippmann machte ſeine Pläne für die Zukunft, vertrieb ſich aber indeſſen die Zeit mit mündlichen Kritiken. — Er perorirte bei Schech gegen Alfred Meiſſners glänzende Verſe und ergriff Partei für Moritz Hartmanns einfachere. — Keiner von beiden aber hatte damals vielleicht mehr als zwei oder drei Gedichte in Oſt und Weſt drucken laſſen. — Polemiſiren, tadeln, witzig ſpötteln war Lippmanns Bedürfniß; es war das der Trommelſchlag, die ſchreiende Janitſcharenmuſik mit welchen er die Rede ſeines innern Menſchen, der ſich gerichtet fühlte, übertäuben wollte. — Lippmann wäre auch ohne ſein trauriges Ende, das an Leßmann erinnert, eine der tragiſchſten Figuren. Eine reicher Erbe beſaß er frühzeitig alle die Mittel, deren Erwerb gewöhnlich das Beſte im Menſchen untergräbt, bevor er an den eigentlichen Zweck ſeines Strebens gelangt.

Eines doch bedenke jeder
Was er immer thut und treibt,
Ob mit Hammer oder Feder
Brod er ſchmiedet oder ſchreibt,
Daß die Mühſal des Erwerbens
Ihm ſein Beſtes untergräbt
Und am Tage ſeines Sterbens
Niemand weiß, daß er gelebt. Sauter.

Hätte Lippmann die Harmloſigkeit des wahrhaft Glücklichen beſeſſen, er wäre mit ſeinem geſegneten reichen Naturell da geweſen, wohin er mit allem verzehrenden Ehrgeiz nicht gelangen konnte. Er wäre kein Poet *geworden*, aber er wäre ein Poet *geweſen*, ein Poet per se, ein Poet von Gottes Gnaden. — Aber dieſe Harmloſigkeit, die eigentlich nichts anderes iſt als ein weiteres Fortträumen oder eine lebendige Erinnerung der Kindheit, dieſe fehlte ihm. — Im überfüllten Sinnengenuß, in raffinirter geiſtiger Wolluſt, ging ſie ihm verloren. — Nur noch verurtheilen, zerſetzen, vernichten konnte er, ſchaffen konnte er nicht mehr; nur ſein Verſtand konnte noch anerkennen und lieben, ſein Herz, ſein Gemüth blieben kalt dabei und wußten nichts von den Proceduren des Kopfes. — Ein Poet wollte er ſein und konnte ſeinen Ge-

ſchöpfen, die er mit unendlicher Mühe und Anſtrengung conſtruirt und gegliedert, das einzige was Noth thut, den fluor vitalis nicht einflößen. — Und er war klug genug einen Golem nicht für einen Geiſt oder Engel anzuſehen. — Suchte er auch andere mit ſeinen ſchön gegliederten, jahrelang gearbeiteten Geſchöpfen zu betrügen — ſich betrog er nicht; er wußte zu gut was ihm und ſeinen Gedichten fehlte. — Ein kleines Gedicht „die Sterne" klingt noch ſo wie eine Erinnerung an einen Kindertraum, wie ein Hornklang aus dem grünen Walde, wie der Glockenton einer verlorenen Kirche — aber es blieb allein, ein letztes Erinnern, ein letzter Ton, ein letztes Aufflackern. Seine Seele hatte ausgeklungen, ſein Herz war verkohlt. — Mit einem Male war er aus Prag verſchwunden und man hörte lange Zeit nichts von ihm. — Endlich erfuhr man, er ſei in Paris Lehrer an einer Penſionsanſtalt geworden, — Wie? wollte er, der reiche, arm ſein? wollte er im härenen Gewande das verlorene gelobte Land wieder finden, legte er ſich, wie die Asceten der alten Zeit auf ſteinernes Lager um göttliche Träume zu haben? Und wieder war er verſchollen. — Endlich nach langer, langer Zeit, ungefähr fünf Jahre nach der Prager Periode erhielt ich Nachricht von ihm. — Es war in Cöln im Börſenkaffeehauſe. — Der Bothe der mir die Nachricht brachte, war die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung, die da ſagte: dieſer Tage erſchoß ſich hier in Paris ein junger deutſcher Schriftſteller Namens Lippmann. Das Motiv ſeiner That ſoll unbefriedigter Ehrgeiz geweſen ſein. — Wie kurz, wie kalt ſo eine papierne Zeitung eine ſolche Geſchichte erzählt. — Armer Ludwig! — Mitten im öden Gewühle von Paris, wo der Schuß des verzweifelten Selbſtmörders eben ſo unbeachtet verhallt, wie der Knall einer Kinderpeitſche, — da zu ſterben, gewaltſam, durch die eigene Hand — es muß ein trauriges Schickſal ſein, und trauriger noch die Tage, die der That vorhergehen. Wer kann mit aller Phantaſie die tiefen, ſchreckenvollen Geheimniſſe jenes Momentes ergründen, da der Gedanke den Menſchen mitten im Gewühle der Freudeſuchenden oder auf öder Haide überkommt. — Voll guten Muthes zog Leſſmann von Leipzig fort, zwei Tage darauf fand man ihn auf der Brandenburger Haide an einem Baumaſte hängend. Was konnte ihm indeſſen begegnet ſein? wie muß der Moment geweſen ſein, da ihn in der traurigen Oede

Digitized by Google

plötzlich der Gedanke überkam? wie muß die ganze Wüste die um ihn lag und die ganze Wüste des Lebens ſich mit einem Male als eine farbloſe fata morgana in ſeinem Herzen wieder geſpiegelt haben! — Aehnlich mag es Lippmann in Paris gegangen ſein. Zu viele Menſchen und eine lebensloſe Wildniß — Paris und eine ſandige, ſtumme Seppe — ſie heben ſich auf, ſie haben beide dieſelben Effecte. —

Aber ich komme über die Todten nicht zu den Lebenden und zum rothen Thurme, dahin mich doch meine Seele zieht. — Da in der zweiten Stube an meinem einſamen Tiſch von einer armſeligen Kerze beleuchtet, ſitzen ſie in Cigarrendampf gehüllt wie Oſſianiſche Nebelgeiſter. — Der Blondkopf Alfred Meiſſner mit den Kinderaugen, das männliche Geſicht Moritz Hartmanns mit ſpaniſchen Bärten und das blaſſe unſcheinbare Profil Friedrich Bachs. — Bach hat in ſeinem ganzen Weſen etwas von einem Schlehmil, und hat das ſchauderhafte Unglück oft für einen Juden gehalten zu werden, wie das ganze junge Deutſchland; und doch iſt er ein ſo guter Chriſt wie Angelus Sileſius. — Die Poeten bedient als Nectar krendenzende Hebe eine ſchöne braunäugige Böhmin, über deren Unſchuld und irdiſchen Wandel ſie brüderlich wachen. Die armen Idealiſten, was mußten ſie ſpäter von Fanny hören; — Es war ein Roſenſtock auf offener Heerſtraße gepflanzt, von dem jeder Vorübergehende ein Röschen brach, wie Friedrich Bach ſagte. — Das und noch mehr Schönes ſagte er in den „Senſitiven", die damals im Jahre 1843 in Leipzig erſchienen und von deren Erfolge wir uns ſo viel verſprachen. — Wir täuſchten uns, denn ſie gingen unbeachtet vorüber, und eine einzige Kritik iſt uns zu Geſichte gekommen. — Die ſtillen, ſüßen, tiefen Lieder konnten in unſerer Zeit nicht gehört und mußten von dem ideellen Waffenlärm übertönt werden. — Wer hätte eine „melodiſche Grasmücke" gehört, die ſich mit ihrem ſchönſten Liede auf das Bajonett eines Soldaten geſetzt hätte, während Ludwig XVI. unter dem Trommelſchlag hingerichtet wurde. Nach funfzig Jahren vielleicht, wenn das menſchliche Herz wieder zu ſeinem Gemüthsrechte kommt und die Zeiten ſtiller und glücklicher ſind — dann findet vielleicht irgend ein Poet auf irgend einer Bibliothek Bachs Gedichte und gräbt ſie wie einen Schatz zu Aller Ergötzen aus dem Schutte

Digitized by Google

hervor. — Was hat dann aber der Poet davon, der unbeachtet, ungeehrt, ungeliebt wie ein Schatten vorübergeſchritten, er der ohnehin in allem was das Land jenſeits der Brücke betrifft, ſo ſkeptiſch iſt.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Blätter ſchallen,
Wenn ſie welk vom Baume
Herunterfallen.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Mauern ſprechen,
Wenn ſie morſch vom Alter
Zuſammenbrechen.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Waſſer ſagen,
Wenn ſie über die Häupter
Verſinkender ſchlagen.

Wenn ich nur wüßte,
Was die Sterbenden lallen,
Wenn matt ihre Arme
Zuſammenfallen.

Sind es Klagetöne,
Ach, was nützt dann alles Streben?
Sind es Jubellieder,
Sagt, was nützt dann unſer Leben? —

Sind das nicht Fragen, die jeder Menſch wohl hundert Mal des Tages an Bäume, Bäche, Himmel, Sterne, Sonn' und Mond ſtellen muß? iſt das nicht ein ſchönes, tiefſinniges Gedicht? und iſt nicht der, der nur Ein ſolches Gedicht geſchrieben, ein Poet? Bach aber hat noch viele ſo herrliche Gedichte und ich wollte, ich hätte das kleine rothe Büchlein hier um mir in der fremden Ferne in den „Geiſterſtunden" manchmal eines davon vorzuleſen; ſie würden mich wie Zauberruthen in die ſchöne alte Zeit zurückzaubern, und es wäre mir, als ſäße ich wieder zu Prag in der räucherigen Kneipe und blickte wieder in das ſchwärmeriſch verſchwommene Auge Friedrich Bachs. —

Digitized by Google

Eitles Mühn, entflammte Kerzen
Ruhig mit ſich fortzutragen!
Immer wird die Flammenſpitze
Sich nach rückwärts überſchlagen.

Eitles Mühn, dem Vaterlande,
Deiner Liebe zu entſagen!
Vorwärts werden dich die Füße,
Rückwärts die Gedanken tragen.

Nach der Nomenclatur, von der ſchon Göthe ſpricht und die ſich nach und nach in jeder innigen Geſellſchaft ausbildet, hieß Bach im rothen Thurme nur der Medicus, denn er war nahe daran D. Medicinae zu werden, und neben der Poeſie ſpukten ihm nur noch Magnetismus und allerlei ſonderbare Krankheiten, als da ſind Katalepſie und Selbſtverbrennung im Kopfe herum. Darum befand er ſich auch nicht immer wohl im rothen Thurme; — denn da wurde philoſophirt und politiſirt, und von Politik verſtand der Medicus nicht mehr als ein neugeborner Altöſterreicher. — Er war unberührt von allen Tendenzen des Tages und ein reiner Poet wie ihn eine Aeſthetik von Anno 1800 nur wünſchen kann. — Seine Welt war die Blumenwelt, und ſeine Politik die des Blumenſtaates; die Roſe, die Herbſtzeitloſe, die Primula Veris, der Amaranth ſind die Helden, die in ſeinen Senſitiven gefeiert werden. — Darum war er oft ſehr verdrüßlich in unſerer Geſellſchaft und nannte uns mit altkluger Miene „junge Leute.“ — Darunter waren vorzüglich Meißner und Hartmann verſtanden, mit ihrer ewigen Begeiſterung, mit ihrer Luſt nach Abentheuern, mit ihrer Sehnſucht nach einem friſchern bewegtern Leben. — Moritz Hartmann machte ſchon damals Pläne, wie er den Staub der Schule von ſich ſchütteln und als irrender Ritter die Lande durchziehen wolle. Meißner ſuchte ſeine Welt in alten ſonderbaren Büchern und in phantaſtiſchen Philoſophen. — Er beſaß eine große von Altvordern ererbte Bibliothek, in der er wühlte und aus der er jede Woche irgend einen ſonderbaren Heiligen à la Jacob Böhme ans Tageslicht förderte. Dann ſuchte er auch uns zu ſeinen neuentdeckten Syſtemen zu bekehren und docirte beim rothen Thurme wie ein begeiſterter Apoſtel. — Doch damit ge-

wann er uns weniger als mit seinen Erzählungen von alten Dichtern aus allen Sprachen. — Er ist der Sohn einer englischen Mutter, und die Sprache und Literatur Altenglands sind ihm eben so geläufig wie die Sprache und Literatur des alten und des jungen Deutschlands. — Er singt uralte schottische Balladen und Volkslieder, als wäre er in der Nähe der Fingalshöhle und nicht in der Nähe des Ziskaberges aufgewachsen. — Durch ihn erfuhren wir zuerst vom alten Faust-Marlow, von Gray, Chatterton, Savage, Shelley, Elliot, Keats — und von all den Poeten, die durch den großen Schatten Shakspeares und Byrons bedeckt werden und unbekannt bleiben. — Hartmann kümmerte sich mehr um das Buch des Lebens als um „alten Pergamenteswust und gothisches Geschmiere." Er war ewig von Abentheuern umgeben und führte ein stets bewegtes Leben, wie sehr es auch äußere Umstände und seine Hofmeisterei zu beschränken suchten. — Man las damals in gewissen Kreisen Laubes junges Europa und nannte ihn nach einem der Helden Hyppolit. — Man glaubte ihn damit zu ärgern, aber es war ihm vollkommen recht. — Hartmann war damals Student, Hofmeister, Poet und Lebemann zugleich; am wenigsten von allem war der Hofmeister an ihm zu spüren. — Der arme, ich glaube Wilhelm hieß er, — sein Schüler! — Oft bedauerte ich ihn, wenn er in unserer Gesellschaft an Hartmann's Arme daher lief und immer von Trauerspielhelden und heldinnen hören mußte. — Entweder er hat sich sehr gelangweilt, oder er schrieb selbst schon Trauerspiele.

Eine Scene, einen gewissen Rothen-Thurm-Abend vergesse ich hoffentlich nie. Julius Mosen hatte seinen Ahasver auf Subscription herausgegeben. — Wir liebten ihn seines Ritter Wahn wegen und subscribirten. — Ahasver war angekommen, und beim rothen Thurm wurden die schönsten Stellen vorgelesen.

Gleichförmig wie der Sturz von Katarakten
Roll hin mein Lied, der Sänger ist zu schwach
Zu widerstehen deinen Riesentakten.

Durch die pompösen Verse, durch starke Cigarren und guten Kaffee waren wir bald alle in einem gewissen Zustande gelinden Rausches. — Mosen spielte eine Hauptrolle. Von seinen schönen

Digitized by Google

Volksliede: „Die letzten Zehn vom vierten Regiment" kamen wir auf Polen und auf die „große Wunde der Menschheit." — Noch sprachen wir davon, und lobten begeistert was zu loben war, und fluchten was zu verfluchen war, Meißner pries das Glück eines Dichters, dessen Lieder in allen Schenken gesungen werden, ohne daß man seinen Namen kennt, Hartmann ballte die Faust gegen Rußland — da — wie ein Geisterlaut durchschauerte es uns — da von tiefer, zitternder Stimme gesungen, tönte es aus der ersten Stube in unsere Einsamkeit herüber: „Bei Warschau schwuren tausend auf den Knieen" u. s. w. Wie verzaubert sahen wir uns schweigend an, und stürzten einer vor dem andern hinein, woher uns das Lied entgegenklang. — Da saß ein alter blasser Mann mit langen zurückgekämmten Haaren und langem Barte; in einen weißen, weiten Ueberrock gehüllt, eine alte Harfe in der Hand, und sang das Lied mit bebender Stimme vor sich hin, ohne einen der Umstehenden eines Blickes zu würdigen. — Es war ein alter, flüchtiger Pole, der singend bettelte und bettelnd sein todtes Vaterland beklagte. — Man kann denken, welchen Eindruck die ganze, geisterhafte, wie durch die innere Begeisterung der Poeten citirte Erscheinung auf uns machte. Als gälte es ein gottgefälliges Opfer, wurden alle Taschen umgekehrt und in den Hut des Verbannten geleert. — Der aber ging schweigend, kaum daß er zur Hälfte unsere Fragen beantwortete, von dannen, und vergebens war am andern Tage alles Nachfragen — er war und blieb verschwunden.

Solcher Abende, solcher schönen geisterhaften Zufälle gab es beim rothen Thurme nicht wenige. Bei Gott, man befand sich dort mitten unter Rauch und Mäklern viel besser als in den schönen literarisch aufgeputzten Zimmern des Herrn M. — Sein Punsch war gut, sein Thee war klar, seine Cigarren waren duftig — aber seine Verse und das Trauerspiel Cyrus!! — Die Tage des Lebens vergeß' ich's nicht! — Sehr anverwandt mit diesen Zimmern waren die literarisch-artistischen Salons des Cancan plaudernden deutschen Edelmanns. — Man genoß daselbst Literatur und Kunst und Fasanen und Rebhühner. Letztere beiden waren ganz vortrefflich. — In den Salons der Frau von H. litt man wahre Höllenpein und lag ewig auf der Folter. — Es that

Noth, daß man jeden Sonnabend, bevor man zu ihr kam, die ganze deutſche Literatur noch einmal memorirte, denn man mußte beſtändig auf Fragen gefaßt ſein. — Wiſſen Sie was Herder ſagt? — Wiſſen Sie was Leſſing ſagt? — Wiſſen Sie was Jean Paul ſagt? — Wiſſen Sie was Göthe ſagt? — Wiſſen Sie was Börne ſagt? — u. ſ. w. u. ſ. w. Das waren die ewigen Fragen, die Frau von H. bei jeder Gelegenheit auf der Zunge hatte, denn ſie war die wandelnde deutſche Proſa, herausgegeben von Guſtav Schab, Stuttgard und Tübingen bei Cotta. — Auf alle dieſe Fragen ſollte man antworten, und das Für etwas Butterbrod, und wenn es hoch kam für ein Gläschen Wein. — Da honorirt ja Brockhaus ſeine Mitarbeiter am Converſationslexicon beſſer! — Ich pflegte mir zu helfen und antwortete mit ſinnloſen Phraſen, die nach etwas klangen. — Damit war Frau von H. zufrieden, und pflegte zu ſagen: Ja, das ſagt er auch, der große Mann, ich erinnere mich, aber er ſagt ferner — und nun folgte ein Citat das ſo lang war wie die Prager Brücke. — Epigonen, ſagt Immermann und Frau v. H. ſind immer unglücklich! — Das iſt nicht wahr, denn unſere Prager Epigonen im Salon der Frau v. H. ſind glücklich, ſehr glücklich, denn Frau v. H. fragt nicht mehr. — Ein Prager Dichter hat ſie geheilt von der furchtbaren, verheerenden Krankheit des Fragens und Citirens. — Wiſſen Sie was Jean Paul ſagt? — fragte ihn einmal Frau v. H., als er eben neben ihr ſtand. Madame, ſagte er, Jean Paul hat an die dreißig Bände geſchrieben. — Wiſſen Sie was Herder über das Vielſchreiben ſagt? — Madame! Herder hat an vierzig Bände geſchrieben! — Wiſſen Sie was Göthe über Herder ſagt? — Madame! Göthe hat an funfzig Bände geſchrieben. — Seit jenem Abende ſoll Frau v. H. nur noch ſelten fragen, und zwar nur, wenn ſie ſich ein beſonderes Vergnügen machen will. — Die glücklichen Epigonen. — Doch Frau v. H. hat ein großes Verdienſt um Literatur und Poeſie. — Sie hat eine ſchöne Tochter, und darum ſei ihr Alles, Alles vergeben; —

Ich will ſie loben und ſingen
Bis die Neige des Lebens zu Ende geht,
Im Toaſte die Becher zerſpringen.

Digitized by Google

Wie oft wanderten wir an dem kleinen Hauſe mit dem kleinen Balkon vorüber, und waren froh, ſie (die Tochter nämlich) nur geſehen zu haben. — Wiſſen Sie was Heine ſagt? — Ja Madame, ich weiß es: Es war in ſchönen Sommernächten, ſie trug ihr Haar in Flechten. —

Allein, Prag hat noch andere poetiſche Erſcheinungen als Frau v. H., und andere Poeten. — Da iſt zum Beiſpiel Lothar. — Er iſt zwar Polizeicommiſſär, das thut aber nichts. Wie ſeine Seele zwiſchen Poeſie und Polizei ſchwebt und ſein Inneres ſpaltet, glaubt er deſto poetiſcher zu ſein, und bildet ſich etwas darauf ein, eine Art George Sand'ſchen Trennors zu ſpielen. — Sein Bruder Jarno beſingt zur Abwechslung den Frühling und heißt par Excellence der Frühlingsdichter. — Um ſeinen originellen Stoff in originelle Formen zu kleiden, bedient er ſich der Heineſchen Manier. In der Poeſie iſt er ein melancholiſcher Maikäfer, im Leben Kreiscommiſſär zu Saatz. Doch Gott behüte mich vor Ironie. — Wiſſen Sie was Lear ſagt? — Ja Madame! er ſagt: wahnſinnig möchte ich nicht gerne ſein; ich ſage: ironiſch möchte ich nicht gerne ſein. — Mögen manche Prager Poeten manches Lächerliche und Unpoetiſche an ſich haben, Prag an ſich iſt durch und durch ernſt erhaben, ſchön, poetiſch, herrlich! — In Gedanken ſtehe ich wieder wie einſt in alten Zeiten auf der Höhe des Hradſchin und blicke hinab auf die unendlichen Giebel und alten ſchwarzen Dächer. — Es iſt Mitternacht, der Mond ſteht in voller Klarheit über der Stadt und ſpiegelt ſich in den murmelnden ſtillen Fluten der Moldau. — Alles ſtille und feierlich wie in einer Königsgruft. — Die hundert Thürme ragen in die Nacht empor wie die Maſten ſteingewordener Schiffe. Doch nein! — das ganze Prag iſt jenes fabelhafte Schiff, das mit vollen Segeln ſtürmend dahin fuhr, aber plötzlich zwiſchen Felſenklüften in den Lüften ſchwebend ſtecken blieb. — Die Sturmwelle, die es gehoben, wich zurück, und keine zweite kommt, es wieder empor zu heben und aus ſeinem Banne zu erlöſen. — Es iſt ſehr ſtille auf dem Schiffe; die Mannſchaft iſt geſtorben, der Capitain, der Steuermann und die Matroſen, und ein kalter Wind durchpfeift geiſterhaft die Maſten, Thaue, Segel und Raaen. — Nur manchmal in gewiſſen Nächten ſoll die Mannſchaft wieder von der Geiſterſtunde

geweckt im Takelwerk arbeiten, ſoll der Capitain commandiren, und die armen Geiſter bilden ſich ein, weiter zu kommen und dem Lande ihrer Heimath zuzuſteuern, während ſie nach wie vor von den alten Klippen feſtgehalten werden. — Mit dem erſten Hahnenruf verſchwindet dann der ganze Spuk, der in der Landesſprache „Slavomanie" heißt. — — Das arme ſchöne, herrliche Schiff — die arme ſchöne herrliche Stadt! — Troja, Theben, Jeruſalem, Rom, Venedig, ſie brauchen ſich der Klageſchweſter nicht zu ſchämen; ſo weit ich auch die Welt durchzogen, ich fand wenige ſchönere, poeſiereichere Städte als Prag. — Aber wer kennt ſie, wer kümmert ſich um ſie, wer kennt ihre Leidensgeſchichte? wer verſteht es, in ihrem Buche zu leſen? Kennt ſie ſich doch ſelbſt kaum. — Schwere Krankheiten, hitzige Fieber haben ihr das Gedächtniß geraubt, und ſie erinnert ſich kaum mehr an ihre ſchönſten Zeiten. — Ihre liebſten Lieblinge, ihre Dichter, Künſtler u. ſ. w., kaum weiß ich ſie zu nennen. — Wer hat die Prager Rathhausuhr gebaut? — Wer hat die Königinhofer Gedichte geſchrieben? — Wer hat den böhmiſchen Fenſterſturz erfunden? — und in ſeiner Folge, die fliegenden Rathsherrn und Stadthalter? —

Wenn ich ſtehe und hinunterblicke auf die ächzende Thurmuhr von S. Veit, und den Thurm Dalibor hinter mir, rechts den weißen Berg, links das alte Rathhaus, die Kirche mit dem Grabe Brahes nnd die rieſige Steinbrücke, die von mährchenhaften Zigeunern aus Aegypten mit Zauberſprüchen und Eiweiß gebaut ſein ſoll, vor mir den alten Wiſſherad mit allen uralten Sagen, ſchauerlichen und minniglichen Inhalts, und den weiten Blick ins blaue Land — da geht mir deine ganze Romantik auf, im Herzen und im Geiſte, deine, o Prag und deine, o ſchönes, grünes, trauriges Böhmen.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Verzehrungssteuer. — Kartoffelkrankheit. — Rußland und Rom. — Postwesen. — Eisenbahnverbindung. — Literarisches. — Theatralisches.

Erzherzog Stephan ist nach Böhmen zurückgekehrt, und scheint mit seiner Verwendung in Betreff der Erleichterung der niedern Volksklassen mittelst einer zweckmäßigen Modification der Verzehrungssteuer nicht ganz zufrieden zu sein, indem diese Maßregel an mancherlei Bedenken zu scheitern scheint, obschon sie eben so sehr von der Gerechtigkeit, als von dem Drange der Umstände geboten wird. — Die Kartoffelkrankheit hat bei uns nicht die Ausdehnung gewonnen, welche sie anderwärts hatte, und diesem Umstande sowohl, als der lenzartigen Witterung mag es wohl hauptsächlich zugeschrieben werden, wenn der Nothstand, der für den heranbrechenden Winter zu drohen schien, nicht in der furchtbaren Gestalt aufgetreten ist, der man nothbedingt einige Zugeständnisse machen muß. In der letzten Jahresversammlung der Gesellschaft der Aerzte hielt der berühmte Botaniker Endlicher einen Vortrag über die Kartoffelfäulniß, aus dem hervorgeht, daß die von ihm selbst gemachten Versuche die Erfahrung von der Unschädlichkeit des Genusses kranker Erdäpfel vollkommen bestätigen; die microscopischen und insbesondere chemischen Untersuchungen, die über diesen Gegenstand von Professor Endlicher und anderen Botanikern angestellt worden, sind noch nicht geschlossen, und sollen erst später der gelehrten Welt in einer umfassenden Arbeit vorgelegt werden. Nach der amtlichen Berichtabstattung des Regierungsrathes Dr. Knolz sind in der Provinz Niederösterreich blos 37 Ortschaften von der Kartoffelseuche ergriffen worden, und das Uebel gestaltet sich hierorts in keiner Art zu der Wichtigkeit, daß ein Ausfall des landwirthschaftlichen Erträgnisses zu befürchten stände.

Der ruſſiſche Geſandte am hieſigen Hofe, Graf Medem, hat demſelben die Anzeige gemacht, daß ſein Monarch entſchloſſen ſei, ſeinen Aufenthalt im Palais der Geſandtſchaft zu nehmen, wodurch denn die mit einem Koſtenaufwande von 30,000 Gulden C. M. beſorgte neue Decorirung der Appartements in dem unter dem Namen der Reichskanzlei bekannten Flügel der Hofburg überflüſſig geworden. Die in der Umgebung Wiens garniſonirenden Regimenter ſind bereits unter ſtrömendem Regen heute in die Stadt eingerückt, wo ſie bei den Bürgern einquartirt werden und vor Sr. Majeſtät paradiren ſollen. Die Berichte der Augsburger Allgem. Zeitung, denen man die ruſſiſche Feder auf den erſten Blick anſieht, haben bei den denkenden Leſern einen überaus niederſchlagenden Eindruck hervorgebracht, denn wenn man erwägt, welches Schickſal ſeit 10 Jahren dem Katholicismus in Rußland beſchieden iſt, und wie viele Thränen durch die gegen die treuen Bekenner der römiſchen Kirche verhängten Verfolgungen im Laufe dieſer Zeit erpreßt worden ſind, ſo muß man die Art und Weiſe, wie ſich die italieniſchen Höfe gegen das Oberhaupt dieſes Reiches benahmen, ſehr ſeltſam finden und ſelbſt davon ſchmerzlich berührt werden. Ja, ſogar der römiſche Stuhl, deſſen Syſtem ſonſt die Großartigkeit der eiſernſten Conſequenz nicht abgeſprochen werden kann, hat die Würde ſeines Berufes dem Czar gegenüber nicht genug behauptet, zumal wenn man ſein Verfahren gegen einzelne Männer in Anſchlag bringt, die wie Hermes oder Ronge, blos ihrer eigenen Ueberzeugung folgten und Niemand ein Haar krümmten. Scheint es doch, als ob die frömmſten Höfe, die ſonſt jederzeit die Kirche und den Glauben im Munde führen und damit die Strenge der von ihnen gegen mißfällige Perſonen ergriffenen Maßregeln bemänteln wollen, der Politik gerne die Oberhand einräumen, ſobald das dynaſtiſche Intereſſe dabei im Spiele iſt. Der Fanatismus dient blos als Waffe gegen die Kleinen, unter ſich macht man den Aufgeklärten und Voltairianer. Der Beſuch des ruſſiſchen Monarchen hat dem Anſehen der römiſchen Kirche weſentlich geſchadet, ſelbſt wenn es zu einem Concordat zwiſchen Rußland und dem Papſte kommen ſollte, das bei der ausgreifenden Staatskunſt der ruſſiſchen Regierung ohnedem gar wenig bedeuten will.

Die Poſtverwaltung hat eine erweiterte Organiſation erhalten, wie es die ſteigende Ausdehnung des Briefverkehrs erfordert, der anderſeits wieder durch den Aufſchwung der Induſtrie bedingt wird. Außer der Vermehrung des Perſonals und der Regulirung des Poſtenlaufs ſoll auch die Poſttaxe für den einfachen Brief auf 8 und 4 Kreuzer C. M. herabgeſetzt werden, je nach der Entfernung des Beſtimmungsortes; doch ſcheint man mit dieſer letzteren Neuerung noch zu zaudern, denn das Neujahr ſteht vor der Thür, und noch immer iſt die erwartete Kundmachung nicht erſchienen. Die Staats-

Digitized by Google

verwaltung hat bereits die Erfahrung gemacht, daß die Ermäßigung des Porto den Postverkehr steigere, und sollte darum um so weniger zögern, diesen erprobten Satz abermals durch eine neuerliche Reform zu erhärten. Im Jahre 1843 bestand der Reinertrag des Postregals in 1,986,000 fl., im Jahre 1844 schon 2,244,000 und im Jahre 1845 dürfte derselbe die Summe von 2½ Million Gulden übersteigen. Freilich steht diese Einnahme im Vergleiche mit der Einnahmsziffer kleiner Staaten noch in gar keinem passenden Verhältnisse, allein dies beruht wohl hauptsächlich auf der niedern Culturstufe, auf der sich die bedeutendsten Provinzen des Riesenstaates befinden, und gehört nicht zur erwähnten Sache. Diese besteht darin, daß sich die Hofpostverwaltung jährlich steigert und diese Steigerung in Folge einer Portoermäßigung eingetreten ist, folglich eine neuerliche Ermäßigung durchaus nicht dem financiellen Interesse des Staates feindlich sein dürfte, obschon jene nur ruckweise Statt finden muß, soll der Ertrag keinen nachhaltigen Ausfall erleiden.

Mehr noch der preußischen Bahn in Schlesien, als der Nordbahndirection erwächst durch die Bestimmung der Staatsverwaltung, wodurch es der letztern nicht erlaubt ist, vor der Vollendung der Staatseisenbahn an die sächsische Grenze die noch fehlende Strecke von 800 Klaftern zur preußischen Grenzlinie mit Schienen zu belegen, ein sehr empfindlicher Schaden, ohne daß man indeß die Verfügung der Staatsbehörde tadeln könnte, indem es derselben vorbehalten bleiben muß, auf ihrem Territorium solche Vorkehrungen zu treffen, um das Interesse der Gesammtheit dem Vortheile des Auslandes gegenüber kräftig zu wahren. Durch die frühere Vollendung der durch Mähren, Schlesien, Brandenburg und Pommern führenden Eisenstraße würde der Verkehr ohne Zweifel auf diese Route geworfen und bei der späteren Eröffnung des Schienenweges über Prag und Dresden würde es schwere Concurrenzopfer kosten, um die vorweggenommene Frequenz zum Theile wieder auf die Route durch Böhmen, Sachsen und die Mark zurückzuleiten, welche denn doch immer die eigentliche Verkehrsader zwischen Oesterreich und Norddeutschland bleiben wird, da der Weg nach Hamburg unter allen Umständen wichtiger ist, als der nach Stettin und die Berührung Leipzigs ungleich gesuchter sein wird, als die von Frankfurt an der Oder. Was der Nordbahn an Gewinn entgehen wird durch eine etwa zweijährige Brachlegung der Richtung nach Preußisch-Schlesien, das kann sie in der Folge wieder gewinnen durch das Monopol, das sie auch in der Richtung gegen Böhmen genießt, zumal die aus der geographischen Lage des sich an die schlesische Bahn anschließenden Flügels naturgemäß erwachsende Frequenz ihr ohnedem zufällt, und eine Rivalität der beiden Richtungen mehr einem Bruderzwiste ähnlich wäre, wo durch den Gewinn des Einen der Andere nicht verliert. Zudem

ſcheint eine Klauſel des zwiſchen der öſterreichiſchen und ſächſiſchen Regierung abgeſchloſſenen Staatsvertrages die Priorität der ſchleſiſchen Bahn grundſätzlich auszuſchließen, da Sachſen nicht minder bei der Sache betheiligt erſcheint und ſein Intereſſe im Gegenfalle offenbar dem Preußens aufgeopfert würde. Aus dieſem Grunde glaube ich auch, daß alle Bemühungen der preußiſchen Bahndirection um Ermächtigung der Nordbahn zum Fortbau und Anſchluß vergebens ſein werden und die beiden Eiſenſtraßen nach Sachſen und Preußen gleichzeitig dem öffentlichen Verkehre überantwortet werden dürften.

Die Gedichte von Hermann Rollet „Frühlingsboten aus Oeſterreich" werden hier viel geleſen und verſchiedenartig beurtheilt. Streng verboten iſt die neueſte ins Gebiet der religiöſen Fragen ſchweifende Schrift Schuſelka's: „Die neue Kirche und die alte Politik", ſo wie auch Rank's Roman „Waldmeiſter" das Admittitur nicht erhielt. Ueber dieſes Buch gehen die wunderlichſten Widerſprüche des Urtheils durch das Publicum, und während die Einen ſich in himmelnden Lobesergießungen über das ſeltene mit Jean Paul'ſchem Geiſte getränkte Talent des Verfaſſers erſchöpfen, ſchütteln Andere den Kopf, und Mancher bricht gar völlig den Stab über die darin aufgeſpeicherte Forcirtheit und Unnatur. Kuranda's Werk über Belgien hat eine nachſichtige Behandlung von Seiten der Cenſurbehörde gefunden und wurde demnach erlaubt; etwas über dieſes Buch in dieſem Journale zu ſagen, wäre unziemlich, doch kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß durch ähnliche Leiſtungen das Vorurtheil gegen im Auslande lebende öſterreichiſche Schriftſteller bald verſchwinden müßte, und in dem vorliegenden Falle auch die Behörde ihre Anerkennung auszuſprechen ſich veranlaßt fand. Das hieſige Journal „Die Gegenwart" brachte unlängſt eine kritiſche Beſprechung des ſehr günſtig beurtheilten Buches, ſonſt hat noch kein einziges hieſiges Blatt ſich die Mühe genommen, denn da ſind die Concerte, und ellenlange Referate müſſen geſchrieben werden über die großen Berühmtheiten, die unſer Ohr martern und unſere Seele langweilen.

Die Theater haben nichts Neues gebracht; im Hofburgtheater erwartet man Oehlenſchlägers „Dina", und im Operntheater gibt die franzöſiſche Schauſpielergeſellſchaft unter Herrn Sainvals Leitung ſehr ſpärlich beſuchte Vorſtellungen; außer einem Elſaſſer und Dem. Rouſſel lauter blanke Mittelmäßigkeiten, die Einem die ganze franzöſiſche Nation verleiden könnten. Zudem hat das Publicum die beſſern der zur Darſtellung gebrachten Piecen ſchon im Burgtheater von ganz anderen Kräften ſpielen ſehen, und iſt doppelt ungehalten über die ſchlechten Schauſpieler und das alte Repertoir. Im Theater an der Wien, welches unter den gegenwärtigen Verhältniſſen noch die meiſte Thätigkeit entfaltet, gab man den Freiſchütz mit verſchwenderiſch aufgeputzter Wolfsſchlucht, und der Andrang war ſo ſtark, daß Ohnmäch-

Digitized by Google

tige hinweggetragen werden mußten und einzelne Sperrſitzbillete um 10 Gulden verkauft wurden. In den nächſten Monaten erwartet man den Kapellmeiſter Wagner aus Dresden, der eine ſeiner Opern hieſelbſt zur Aufführung bringen will. Auch Bälfe aus Paris iſt geſonnen, angelockt von dem Erfolg der Haimonskinder, hieher zu kommen und ſein Glück mit einem jüngeren Werke zu verſuchen. Jenny Lind iſt mit 600 fl. für jeden Abend auf eine Reihe von Gaſtrollen gewonnen, und Meyerbeer wird ſie perſönlich begleiten. Der Intendant des Hoftheaters in Oldenburg, Herr von Gall, hat in einer beſonderen Schrift den Vorſchlag gethan zur Stiftung eines deutſchen Theatercartells, und es wäre dem Werke der gedeihlichſte Fortgang zu wünſchen. In Wien jedoch wurde das von Herrn von Gall in Vorſchlag gebrachte Verfahren gegen Ausreißer des dramaturgiſchen Heeres ſchon lange in ſtillſchweigender Uebereinkunft beobachtet, wie dies erſt jüngſt wieder der Tenoriſt Gehrer aus Peſth erfuhr, der ſeine Bühne heimlich verließ und nach Wien huſchte, um auf den dortigen Brettern zu glänzen. Der ehrgeizige Sänger, dem der Ruhm magyariſcher Kränze nicht mehr genügen wollte, ſah ſich indeß in ſeinen berauſchenden Hoffnungen ſchmerzlich betrogen, da die Polizeibehörde ihm jedes öffentliche Auftreten unterſagte und ihn überdem aufforderte, entweder ſeine contractlichen Pflichten zu erfüllen oder die vertragsmäßig ſtipulirte Reugeldſumme zu bezahlen. Es iſt nicht gut, wenn die Herren von der Kunſt allen bürgerlichen Rechtsbegriffen enthoben werden und der Künſtlerfreiheit jedwedes zu Gute geſchrieben wird; die Dichter ſind auch Kunſtjünger, aber Niemand räumt ihnen dieſe Künſtlerfreiheit ein, ja man hat ſie wohl in einem anderen Sinne des Rechtszuſtandes entkleidet, doch zu ihren Ungunſten.

II.

Aus Innſpruck.

Religiöſe Preſſe. — Die Jubelfeier des Tridentiner Concils. — Straßenbau. — Wünſchenswerthe Anlagen. — Geſchichtliche Werke.

Faſt jede Nachricht, welche aus unſern Thälern in die deutſche Journaliſtik dringt, trägt eine religiöſe Färbung, und ſeit der unſeligen Sectngeſchichte im Zillerthale bis zur Aufnahme der aus der Schweiz vertriebenen Mönche von Muri in ein tyroliſches Kloſtergebäude, iſt man gewohnt, die geiſtlichen Angelegenheiten als die eigentlichen Landesangelegenheiten behandelt zu ſehen, wozu indeß auch der Umſtand beitragen mag, da die meiſten Schriftſteller Tyrols dem geiſtlichen Stande angehören, und deßhalb über die Vorgänge des religiöſen Lebens in der Provinz am Beſten unterrichtet ſein mögen. Auch ich kann dieſe Region nicht gänzlich umſchiffen, und

muß wider Willen mit einer Feſtfeier beginnen, welche ein weſentlich religiöſes Gepräge an ſich trägt. Ich meine das Jubiläum des Conciliums, welches im Jahre 1545 in der ſüdtyroliſchen Stadt Trient abgehalten wörden und das in den Decembertagen d. J. ſehr feſtlich begangen wurde. Dieſes Ereigniß in der ſtillen Eintönigkeit unſeres engbegrenzten Berglebens bildet derzeit den Mittelpunkt des allgemeinen Intereſſes, und es hat der Vielſeitigkeit der Theilnahme keinen Eintrag gethan, daß zum Beſchluß der Feier ein heftiger Brand die Feſtfreude unterbrach, und der Jubel der fröhlichen Tage mit einem Leichenzuge ſchloß. Es wird Ihnen bereits aus den Zeitungen bekannt ſein, daß eine bisher in ihren Urſachen unenträthſelte Feuersbrunſt das große Gebäude der Zuckerraffinerie zu Trient in Aſche legte, wobei mehre Menſchen theils getödtet, theils verwundet wurden. Der Aberglaube des Volkes ſtiert dieſen ohne Zweifel ganz zufälligen Unfall wie eine ahnungsreiche und bedeutungsvolle Begebenheit an, und es wird lediglich von dem Maaße der Belehrung abhängen, welche man ihm zu Theil werden läßt, um die öffentliche Meinung über dieſe ſehr einfache Thatſache aufzuklären und zu berichtigen. Augenzeugen behaupten, die Jubiläumsfeier habe einen gar zu weltlichen Anſtrich gehabt, obſchon derſelben außer dem Erzbiſchofe von Salzburg, dem Fürſten von Schwarzenberg, noch ſechs fremde Biſchöfe und viele Aebte und Prieſter beigewohnt hatten, doch mag dieſes in dem Weſen des Südländers und in dem Temperament des Volkes liegen, das auch ſeine innerſten Empfindungen ſehr geräuſchvoll und plaſtiſch auszudrücken pflegt, ſo daß der kühlere Nordländer die Aeußerungen ſeiner Gefühle in einem anderen Sinne auffaßt, als dies bei einer gerechten Beurtheilung des Volksgeiſtes geſchehen ſollte. Ueber 50,000 Menſchen durchwogten die ernſten Straßen des alten Trient, und der blaue Himmel ſah trotz der vorgerückten Jahreszeit recht mild und freundlich auf das harmloſe Treiben der fröhlich bewegten Menge herab. Ein ausführlicher Bericht in deutſcher und italieniſcher Sprache iſt bereits unter der Preſſe, und aus ihm wird der Ami de la Religion in Paris ſeinen katholiſchen Leſern die getreueſten Schilderungen bringen; auch hat ein Künſtler in Mailand den Auftrag erhalten, auf die Jubelfeier des Tridentiniſchen Concils eine Denkmünze zu ſchneiden, die ſodann in Bronce ausgeprägt und an alle geiſtlichen und weltlichen Freunde des berühmten Kirchenfeſtes verſendet werden ſoll.

Ueber die religiöſen Feſtfreuden will ich indeß die materiellen Verbeſſerungen nicht vergeſſen, deren ſich Tyrol zwar ſpärlich und langſam, aber jährlich zu erfreuen hat. In einem ſo rauhen Gebirgslande, wo der Boden der Communication ſo arge Hinderniſſe in den Weg legt, iſt der Straßenbau von beſonderer Wichtigkeit, um

ſo mehr als Tyrol durch die Unfruchtbarkeit ſeines Bodens und ſeine geographiſche Lage zwiſchen Italien und Deutſchland von der Natur auf den Handel, auf den Tranſitverkehr angewieſen iſt. Die Bereiſung des Landes im Jahre 1842 durch den Erzherzog Stephan hat in dieſer Beziehung manches Gute angeregt, und namentlich legte der Erzherzog am 30. Auguſt des genannten Jahres den Grundſtein zu der Brücke über die ſchauerliche Schlucht des Rutzbaches am Fuße des Schönberges, über welchen die neue Straße nach Mattrei gegen den Brenner zu geführt wird. Die hohe Bedeutung des Unternehmens geht ſchon aus dem Umſtande hervor, daß dieſer Straßenzug die Verkehrsader des ganzen Landes iſt, und der geſammte Tranſit über den Brenner geht; auch muß bedacht werden, wie nur durch die vollendetſte Straßentechnik der geregelte Gang der indiſchen Poſt von Trieſt über Tyrol und den Rhein, welchen der engliſche Schiffslieutnant Waghorn unlängſt mit Glück verſucht hat, für die Zukunft bei jeder Jahreszeit möglich gemacht werden kann. Während nun in den zwei Jahren 1843 und 1844 durch eine feſte Herſtellung von koloſſalen Widerlagen geſorgt wurde, fand am 18. December d. J. die ſolenne Schließung des die Brücke bildenden Bogens Statt, welcher eine Spannweite von 138½ Fuß hat und kaum ſeines Gleichen in ganz Deutſchland haben dürfte. In Oeſterreich mindeſtens wird dieſer Brückenbogen blos von dem bei dem Caſtell Vecchio in Verona übertroffen, welcher eine Spannweite von 145 Fuß hat. Zur Herſtellung der Rutzbacher Brücke wurden innerhalb der drei Baujahre 80577 Kubikſchuh Quadern verwendet, wovon manches Werkſtück von 70 Kubikſchuh Stärke; ſie beſtehen aus Nagelfluhe und wurden bei Innsbruk in der Nähe von Mühlau gebrochen. Das Bauwerk verdient die Aufmerkſamkeit jedes verſtändigen Reiſenden.

Dem Tyrolerlande kann indeß nur durch zwei Dinge geholfen werden, nemlich durch die Regulirung des Etſchbettes, deſſen Fluten die gräßlichſten Verwüſtungen anrichten, und durch die Führung einer Eiſenſtraße von Verona nach Bregenz. Beide Unternehmungen ſind ganz leicht auszuführen, wie Paſetti und Negrelli unwiderlegbar bewieſen, und erfordern weiter Nichts als Geld. Bei der Wichtigkeit der Sache ſollte es aber an den dazu nöthigen Summen nicht mangeln, und kann der Staat auch nicht Alles, ſo vermag er doch ſehr viel, wenn es ſich um den Wohlſtand und die ganze Zukunft einer treuen Provinz handelt. Iſt die Verbindung Italiens durch die Schweiz mit dem Bodenſee einmal fertig, und nach Negrellis Meinung der eben die Trace in Zürich ausſteckte, iſt dieſe Zeit nicht mehr fern, ſo verliert Tyrol auf immer ſeinen wichtigen Tranſithandel und muß gänzlich verarmen. Es iſt eine Lebensfrage für das Land Tyrol!

Um die Literatur nicht ganz zu ignoriren, obschon dies in Tyrol nicht schwer fällt, will ich schließlich einer literarischen Erscheinung erwähnen, die gewiß volle Theilnahme finden wird, da sie auf die heiligsten Erinnerungen des Volkes gebaut ist, und ein sprechendes Bild von einer denkwürdigen Epoche liefert. Der Universitätsprofessor Dr. Flir hat Bilder aus der Kriegszeit veröffentlicht, die im Gewande der Erzählung die schätzbarsten Beiträge zu der genauesten Kenntniß der Vorfälle im Jahre 1809 liefern, und deßhalb allseitig gewürdigt werden sollten, da sie nicht so sehr Phantasiestücke, als romantisch behandelte Begebenheiten sind. Der durch mehre Werke historischen Inhalts rühmlich bekannte Dr. Albert Jäger, arbeitet gegenwärtig an einer Episode der Landesgeschichte, die in mehr als einer Hinsicht das Interesse des Geschichtschreibers anregt, die „Geschichte des Erzherzogs Sigismund" der der Sohn Friedrichs mit der leeren Tasche war, und unter dem Tyrol eine wichtige Rolle spielte.

III.

Aus Rom.

Des Kaisers Ankunft. — Bettelsophistik. — Joh. 8, 7. — Ins Albanergebirg. — Der Dianenspiegel. — Castel Gandolfo. — Für und wider. — Kunsturtheil und Künstlerurtheile. — Versprechen ohne Versprechen. — Ein Händedruck. — Die wunderbare Zeit.

Das muß man erlebt haben, um sich ein Bild davon machen zu können. Ich schreibe Ihnen spät, ich sollte eigentlich gar nicht schreiben. Denn Sie haben nun doch inzwischen Alles wie es gewesen ist, aus den Zeitungen erfahren, oder vermuthlich wie es nicht gewesen ist; denn selbst hier an Ort und Stelle mußte Einer schon ein wackrer Psycholog und Zeichendeuter sein, um aus dem was man erfuhr, etwas von dem Geschehenen zu erfahren. Aber wenn ich nun auch richtig vermuthe, daß Sie aus den Zeitungen so gut wie Nichts wissen, sollte ich dennoch eigentlich nicht schreiben, denn was ich wiederzugeben hätte, sind Eindrücke, von denen sich eben das wahre Wesen gar nicht wieder geben läßt. Indessen, ich habe Ihnen zu schreiben versprochen: va banque! — Es war, glaube ich, am 13., als der Kaiser von Rußland hier ankam; ich würde nicht hinausgegangen sein, um mir den Trubel mit anzusehen: — ich weiß selbst nicht, warum ich ein solcher Thor bin, daß mich die Affenschande welche das müßige und neugierige Volk schon seit mehreren Tagen trieb, ärgerte —; aber ich konnte den Palazzo Giustiniani, das Hotel der russischen Gesandtschaft, kaum vermeiden: ich hatte mit einem Freunde ein Stelldichein in einem Café beim Platze S. Eustachio verabredet, und kam vom Platze Colonna; — da geht der

Digitized by Google

kürzeſte Weg über den Platz des Pantheon, an welchem auch der Palaſt Giuſtiniani liegt. Der Platz und die anſtoßenden Gaſſen waren mit Menſchen bedeckt, die das fremde Wunder zu ſehen begehrten, Bürger, Abaten, Traſteveraner, Vignarolen mit ihren ledernen Schienen an den Beinen, Frauen mit ihren Broncekämmen im Haare, kniehohe Buben mit runden Filzhüten, doppelt ſo hoch wie ſie ſelbſt, Verkäufer, Bauern, alles bunt durch einander. Sie gafften auf der Seite des Pantheon nach den Fenſtern hinauf, Andre ſtanden in Gruppen, ſteckten die Köpfe zuſammen und erzählten ſich ſeltſame Geſchichten von den ungeheuern Säcken voll Zechinen die der Czar mitgebracht hätte, und daß ſein Tafelzeug von lauter Gold und ſeine Meſſer und Gabel mit diamantnen Heften wären, und daß er eine Henne hätte, die ihm alle Tage ein goldnes Ei legte, und daß er mit dem Leibhaften einen Bund gemacht hätte, und was dergleichen mehr. Vor dem Palaſte ſelbſt war kaum durchzudringen. Man wollte den Kaiſer abfahren ſehen, da er, hieß es, ſogleich nach dem Vatican wollte, um dem heiligen Vater ſeine Aufwartung zu machen.

Als ich mein Ziel erreichte, fand ich meinen Freund, der mich ſchon erwartete, und mehre andre Perſonen, die ſehr eifrig ſprachen. Ja, beim Leib eines Juden, ſagte ein kurzer dicker Krämer aus der Nachbarſchaft, indem er beide Arme auf die kleine runde Platte eines Tiſchchens ſtemmte, ich will ihm auch eine Bittſchrift einreichen, er muß mir helfen, man muß das Eiſen ſchmieden weil's warm iſt, mein Hauswirth kann lachen, dem ich ſeit einem Jahr die Miethe ſchuldig bin. — Aber habt ihr denn keine Scham? verſetzte ein Abate, der an demſelben Tiſchchen behaglich ein Glas Sahne mit Kaffee ſchlürfte; bedenkt doch die Ehre unſerer Stadt, und daß er der Feind unſerer Kirche iſt, und daß wir ihm unſeren Stolz zeigen müſſen. — Cospetto! fiel ihm der kleine Dicke in die Rede; was braucht er hierher zu kommen? Wenn's ihm zu Hauſe zu wohl iſt, ſo kann er uns auch das Vergnügen bezahlen, daß er ſich unſere Herrlichkeiten beſieht. Wozu hat er all das Geld, wovon ſie ſagen? Drückt er bei ſich zu Hauſe die Gläubigen, gut, ſo iſt's Recht, daß er dafür hier von den Gläubigen ausgedrückt wird, wie eine Citrone. Was Ehre? Wer klug iſt, hat Ehre. — Die Bettler hat der Governatore alle einſperren laſſen, fuhr der Andre fort, damit der fremde Kaiſer nicht beläſtigt werden ſoll, und nun wollt ihr zu Bettlern werden, und ihn ärger beläſtigen, als jene gethan hätten? — Jeſus, Marie und Sanct Joſeph, antwortete der Krämer lachend, ich ſagt' euch ſchon, daß das nicht gebettelt iſt; wir caſſiren nur ein, was er uns ſchuldig iſt, uns, die wir ihn hier beherbergen, und unſern Brüdern, denen er Unrecht thut; man muß nur die Dinge

Ich habe schon in Nr. 1 dieser Zeitschrift (Jahrg. 1888) Mitteilungen über die Verwendung des Kalkstickstoffs gemacht. Seitdem sind mir noch mehrere Anfragen zugegangen, welche ich in Folgendem beantworte.

Der Kalkstickstoff ist ein Produkt, welches durch Einwirkung von Stickstoff auf Kalk bei Gegenwart von Kohle entsteht. Er enthält 20 bis 21 % Stickstoff, 50 % Kalk, 20 % Kohle und 8 % Verunreinigungen. Der Stickstoff ist in Form von Cyanamid vorhanden. Der Kalkstickstoff ist ein graues Pulver, welches sich in Wasser nicht auflöst, sondern nur zersetzt. Er ist ätzend und darf nicht mit der Haut in Berührung kommen. Er ist nicht explosiv und kann ohne Gefahr transportiert werden. Er ist nicht hygroskopisch und kann an trockenen Orten aufbewahrt werden. Er ist nicht giftig und kann ohne Gefahr verwendet werden. Er ist nicht brennbar und kann ohne Gefahr verwendet werden. Er ist nicht explosiv und kann ohne Gefahr verwendet werden. Er ist nicht hygroskopisch und kann ohne Gefahr verwendet werden. Er ist nicht giftig und kann ohne Gefahr verwendet werden. Er ist nicht brennbar und kann ohne Gefahr verwendet werden.

den Monte Cavo hinauf, dann hinunter nach dem See von Nemi, auf welchen Ludwig von Baiern das unſterbliche Diſtichon gemacht hat:

Spiegel Dianens genannt wirſt du See; jungfräuliche Ruhe,
Von der jungfräul'chen Natur giebſt du zurücke das Bild, —

und kehrten über Genzano und Arizzia nach Albano zurück. Tages darauf beſuchten wir Caſtel Gandolfo, wo der Papſt einen Sommerpalaſt beſitzt (der ſchon ſeit 1596 der apoſtoliſchen Kammer gehört); wir thaten was der Papſt hätte thun können, wenn er ſeinem Gaſte ausweichen wollte. Manche Cardinäle ſollen zu ſolchem Ausweichen in der That gerathen haben; aber der alte Gregor zog es vor, ſeinem Widerſacher in die Augen zu ſehen und, wo möglich, ans Herz zu reden.

Faſt am Abend des dritten Tages kamen wir von dieſem wunderſchönen Spaziergange nach Rom zurück. Den andern Tag, als ich ausging, erfuhr ich, daß der Czar ſoeben ſeinen Abſchiedsbeſuch beim Papſte gemacht hätte. Ich ließ mir nun von vielen und ſehr verſchiedenartigen Perſonen, die zum Theil den Vorgängen dieſer Tage näher geſtanden hatten, den Verlauf erzählen. Ich horchte auch in den Cafés, beſonders unter den Künſtlern im Café Greco, in den Buchläden, auf den Straßen herum. Aber das iſt nun eben was ſich nicht wiedergeben läßt. Ein ſolches Durcheinander von Meinungen, von leidenſchaftlichem Für und Wider. Ganz Rom war in Aufregung. Die große Menge war entzückt von dem Czaren. Er hatte Gold mit vollen Händen ausgeſtreut, ungeheure Trinkgelder gegeben, ganzen Maſſen von Leuten, die ihn mit Bettelbriefen beſtürmten, Geſchenke gemacht. Er hatte die Ausſtellung, hatte Ateliers von Künſtlern beſucht, zu Fuße, rühmte man, wohin der Wagen nicht dringen konnte, hatte den Schmutz der Gaſſen nicht geſcheut, hatte viel gekauft, hatte viel beſtellt. Diejenigen welche dabei übergangen worden waren, behaupteten, er habe ſich, als ein rechter Barbar, nur die grellen und bunten Bilder ausgeſucht; die Anderen widerſprachen dem mit Heftigkeit; Manche meinten, die Sache ſei nicht ganz ohne, entſchuldigten ihn jedoch deswegen auf allerlei Art, um auf ſeinen guten Geſchmack (hatte er doch von ihnen gekauft und bei ihnen beſtellt) nichts kommen zu laſſen. Die Zeitungscorreſpondenten, die bei den Künſtlern herumhorchen, um ihre Berichte zu machen, und die nun ſo und ſo hören, werden recht in Verlegenheit ſein. Aber die Verſchiedenheit der Meinungen über des Kaiſers Bilderwahl iſt noch gar nichts gegen die Verſchiedenheit der Meinungen über das Benehmen der beiden Herrſcher gegen einander. Hier hört man von den Czaromanen, der Czar ſei höchſt liebenswürdig, der heilige Vater höchſt zuvorkommend gegen ſeinen Gaſt geweſen; dort hört man von den Freunden der Kirche, der Papſt habe den Kaiſer mit Vorwürfen überhäuft und der Kaiſer habe die verlegenſte Figur von der Welt geſpielt. Jene behaupten, dem Kaiſer ſei alle

mögliche Ehre erwieſen, dieſe, es ſei ihm kalt begegnet worden, und in Allem nur ſo viel geſchehen, als durchaus nicht zu vermeiden war, wenn man den nothdürftigen Anſtand nicht verletzen wollte: nicht einmal die Geſchenke welche der Kaiſer erhielt, ſeien ihm im Namen des Papſtes gemacht worden, ſondern nur im Namen der Vorſtände verſchiedener Kunſtanſtalten welche er beſuchte; die römiſche Noblesſe habe ſich gar nicht um ihn gekümmert. Jene erzählen, wie der Kaiſer ſich einen Gegenbeſuch des heiligen Vaters aufs ernſtlichſte verbeten habe; dieſe ſagen: ja, weil er durch vorangegangene Unterhandlungen wußte, daß er ihn keinesfalls empfangen würde. Und auf die Beleuchtung der Peterskuppel, ſetzen ſie hinzu, hat der Czar ſogar angeſpielt, aber keine Lampe hat man ihm angezündet. Ach, das hat die und die Urſachen gehabt, ſagen die Anderen; kein Mißwollen lag dem zu Grunde. Von der einen Seite wird verſichert, der Kaiſer habe ſtrenge Unterſuchung und Abſtellung aller Beſchwerden verſprochen, von der anderen, er habe alles was nach Rom berichtet worden ſei, für Verleumdung erklärt und nicht die geringſte Hoffnung auf eine beſſere Zukunft der römiſchen Kirche in ſeinem Reiche gegeben.

Letzteres weiß ich ſogar aus dem Munde eines Hochgeſtellten. Indeſſen warum ſollte der Kaiſer nicht ſtrenge Unterſuchung und Abſtellung „gerechter" Beſchwerden verſprochen haben? Das konnte er ja thun, ohne ſich im Geringſten zu binden. Bleibt ihm doch die Entſcheidung, was gerechte Beſchwerden ſind. Iſt es richtig, was ich derſelben Quelle verdanke, daß Lambruſchini, nachdem er den Czaren geſprochen, geäußert habe, „von dieſem Manne ſei nichts zu erwarten", ſo deutet man ſich dieſe Aeußerung doch wohl falſch, wenn man meint, daß ſie auf eine directe Zurückweiſung der römiſchen Anliegen zu beziehen ſei; vielmehr möchte der Cardinal eher indirecter Weiſe aus dem Eindrucke, welchen ihm der Czar machte, und aus dem Mangel beſtimmter Zuſagen, auf die Hoffnungsloſigkeit der römiſchen Kirche in Rußland geſchloſſen haben. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß beide Behauptungen richtig ſind: der Kaiſer kann ja doch und wird auch wohl aufs Höflichſte „alles Mögliche" verſprochen, und ſomit nichts verſprochen haben. Wie ſollten aber die klugen Handhaber der römiſchen Gewalt nicht fühlen, daß als Folge dieſes kaiſerlichen Beſuches für die römiſche Sache nicht nur nichts zu hoffen, ſondern im Gegentheile mehr denn je zu fürchten iſt? Welche Waffe giebt nicht der ruſſiſchen Regierung dem römiſch-katholiſchen Theile ihrer Unterthanen gegenüber die, wenn auch immer nur rückſichtsvolle, Begegnung in die Hand, welche der Czar in Rom gefunden hat, dieſer Handkuß, mit welchem er den Papſt verehrte, dieſe Umarmung, mit welcher der Papſt die Verehrung bezahlte! Arme Polen! Die Träger der beiden Gewalten, unter deren entgegengeſetztem Federdruck euere Herzen ſchlagen, haben ſich geküßt. Vor der rauhen Hand der einen flüchte-

Digitized by

Mr. Cavendish's Experiments to determine the Density of the Earth.

Read June 21, 1798.

I HAVE found by experiments made with the apparatus described in the Philosophical Transactions for the year 1797, that the mean density of the earth is to that of water nearly as 5.48 to 1. Of the apparatus I shall therefore say little more than is sufficient to explain the method in which it was used.

Fig. 1. Plate 1.

The wooden arm ABC (fig. 1.) was suspended by a wire at the point B, and the two balls c, c, were hung by fine wires so as to touch the two balls E, E, when at rest. The balls E, E, were fixed to the ends of a leaden rod DE, which was supported in a horizontal position by the wire FD. The balls c, c, were 2 inches in diameter, and the balls E, E, were 12 inches apart from each other.

When the balls c, c, were drawn aside from the balls E, E, and let go, they were observed to be drawn towards the balls E, E, and after vibrating backwards and forwards for some time, to settle at last in contact with the balls E, E. The weight of the balls c, c, was 1 lb. 14 oz. 5 dwt. and the weight of the balls E, E, was 348 lb. 5 oz. 10 dwt.

ihre Intriguen und Manöver den Verein untergruben, auf deſſen Trümmern ſie dann die ſogenannte Moskitogeſellſchaft zu Stande brachten. Ob der Verein, wenn er ins Leben getreten wäre, ſich ſeiner Aufgabe gewachſen gezeigt haben würde, kann man natürlich nicht wiſſen; aber des Verſuches wäre es doch immer werth geweſen, und es iſt ſchon zu beklagen, daß es unter den Gründern deſſelben keinen Mann von hinlänglicher Energie gab, um die Keime zuſammenzuhalten und den Machinationen der andern Partei Trotz zu bieten. Möchte der Verſuch erneuert werden! Unterdeſſen wäre es aber hohe Zeit, daß von Regierungswegen nachdrückliche Maßregeln in Betreff der immer ſtärker anſchwellenden Auswanderungen ergriffen und Mittel gefunden würden, die Auswanderer vor Irreleitung, Betrug und Mißhandlung ſo mannichfaltiger Art zu ſchützen.

Was in dieſer Hinſicht Geſetzgebung, Unterhandlung mit den überſeeiſchen Regierungen (denen von Deutſchland aus ja kaum irgend eine Art Nachdruck gegeben werden kann) und polizeiliche Aufſicht vermögen werden, ſteht freilich auch noch dahin. Jedenfalls, geſetzt auch es gelänge das Beſte was irgend zu hoffen iſt, wird der officiellen Fürſorge die Thätigkeit philanthropiſcher Vereine über Lang oder Kurz zu Hülfe kommen müſſen, wenn unſeren Auswanderern ein leidliches Loos geſchaffen werden ſoll.

V.

Aus Dresden.

Julius Moſens Don Johann von Oeſterreich.

Nach althergebrachter Sitte bringt unſere Bühne am Neujahrstage ein neues Stück; dieſes Mal war die Wahl auf Moſens jüngſtes Trauerſpiel gefallen. Obwohl der Dichter von ſeinem früheren Verweilen in Dresden her gar manchen Freund hier zählt, ſo fanden doch ſeine dramatiſchen Dichtungen im Allgemeinen auf unſrer Bühne ebenſowenig als anderwärts — höchſtens etwa den oldenburgiſchen officiellen Beifall ausgenommeu — etwas mehr als einen, oft ſogar zweifelhaften succes d'estime; es iſt dies natürlich, da Moſens dramatiſche Figuren nichts als Träger ſentenzenreicher Phraſen ſind, ihr Pathos der Lebenswahrheit entbehrt und ſein Shakeſpeariſiren nachgerade langweilig wird. Hiernach war dann eine gewiſſe Voreingenommenheit gegen das Stück vorhanden; doch wurde ſie bei der Darſtellung überwunden — ein Erfolg, den wir auch keineswegs auf alleinige Rechnung jener ſtellen mögen. Das Stück iſt allerdings das Beſte, was Moſen bis jetzt producirt hat; es bietet fortſchreitende Handlung und durch ſie bedingte Entwickelung der Charaktere; die zu Grunde liegende tragiſche Idee wird ohne allzu große Anſtrengung für den

Bestand und Bedeutung. Die Ausführung der Bestimmungen des Gesetzes vom 30. Juni 1876 über die Verwendung der Ueberschüsse der Reichseinnahmen hat zu Anständen nicht Anlass gegeben. Die Ueberschüsse der Jahre 1876 und 1877 sind zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1878 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1879 bestimmt worden. Die Ueberschüsse der Jahre 1879 und 1880 sind zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1881 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1882 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1882 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1883 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1884 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1884 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1885 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1886 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1886 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1887 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1888 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1888 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1889 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1890 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1890 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1891 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1892 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1892 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1893 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1894 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1894 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1895 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1896 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1896 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1897 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1898 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1898 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1899 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1900 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1900 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1901 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1902 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1902 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1903 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1904 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1904 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1905 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1906 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1906 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1907 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1908 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1908 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1909 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1910 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1910 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1911 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1912 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1912 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1913 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1914 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1914 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1915 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1916 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1916 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1917 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1918 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1918 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1919 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1920 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1920 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1921 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1922 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1922 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1923 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1924 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1924 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1925 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1926 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1926 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1927 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1928 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1928 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1929 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1930 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1930 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1931 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1932 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1932 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1933 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1934 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1934 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1935 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1936 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1936 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1937 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1938 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1938 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1939 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1940 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1940 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1941 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1942 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1942 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1943 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1944 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1944 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1945 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1946 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1946 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1947 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1948 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1948 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1949 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1950 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1950 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1951 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1952 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1952 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1953 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1954 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1954 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1955 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1956 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1956 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1957 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1958 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1958 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1959 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1960 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1960 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1961 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1962 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1962 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1963 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1964 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1964 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1965 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1966 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1966 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1967 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1968 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1968 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1969 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1970 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1970 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1971 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1972 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1972 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1973 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1974 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1974 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1975 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1976 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1976 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1977 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1978 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1978 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1979 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1980 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1980 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1981 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1982 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1982 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1983 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1984 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1984 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1985 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1986 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1986 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1987 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1988 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1988 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1989 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1990 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1990 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1991 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1992 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1992 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1993 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1994 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1994 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1995 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1996 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1996 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1997 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 1998 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 1998 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 1999 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2000 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2000 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2001 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2002 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2002 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2003 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2004 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2004 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2005 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2006 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2006 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2007 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2008 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2008 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2009 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2010 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2010 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2011 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2012 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2012 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2013 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2014 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2014 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2015 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2016 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2016 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2017 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2018 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2018 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2019 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2020 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2020 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2021 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2022 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2022 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2023 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2024 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2024 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2025 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2026 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2026 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2027 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2028 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2028 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2029 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2030 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2030 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2031 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2032 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2032 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2033 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2034 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2034 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2035 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2036 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2036 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2037 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2038 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2038 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2039 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2040 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2040 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2041 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2042 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2042 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2043 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2044 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2044 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2045 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2046 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2046 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2047 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2048 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2048 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2049 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2050 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2050 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2051 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2052 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2052 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2053 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2054 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2054 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2055 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2056 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2056 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2057 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2058 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2058 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2059 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2060 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2060 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2061 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2062 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2062 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2063 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2064 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2064 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2065 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2066 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2066 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2067 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2068 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2068 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2069 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2070 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2070 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2071 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2072 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2072 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2073 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2074 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2074 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2075 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2076 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2076 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2077 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2078 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2078 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2079 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2080 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2080 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2081 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2082 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2082 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2083 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2084 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2084 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2085 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2086 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2086 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2087 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2088 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2088 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2089 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2090 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2090 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2091 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2092 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2092 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2093 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2094 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2094 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2095 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2096 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2096 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2097 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2098 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2098 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden. Der Ueberschuss des Jahres 2099 ist zur Deckung des Fehlbetrages des Reichshaushalts-Etats für 2100 bestimmt worden. Der Ueberschuss des Jahres 2100 ist zur Tilgung von Reichsschulden verwendet worden.

VI.

Notizen.

Deutſche Auswanderer. — Der Sue-Krieg in der Allgemeinen Deutſchen. — Buchhändler-Annonce. — Die welterobernde Schienenſtraße.

— Seit einigen Monaten ſchreien die deutſchen Zeitungen über den franzöſiſchen Prinzen Joinville; dieſer Franzoſe ſoll nämlich, durch welſche Zauberei, hunderte deutſcher Seelen gezwungen haben, als Sklaven auf ſeine neuerworbenen Beſitzungen in Braſilien zu gehen. Schreckliche Mähre!... Die Sache ſcheint ſich indeß, nach einer Correſpondenz aus Braſilien in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, ein wenig anders zu verhalten; und wir thäten überhaupt beſſer, wenn wir bei unſern Calamitäten nicht ſtets mit wohlfeilem Patriotismus alle Schuld auf fremde Argliſt und Pfiffigkeit wälzen wollten. Nicht Prinz Joinville, ſondern die Provinzialregierung von Rio Janeiro hat ſechshundert deutſche Arbeiter beſtellt. Sogleich fanden ſich über ſechshundert und machten ſich mit ihren Eltern, Weibern und Kindern, zuſammen neunzehnhundert Perſonen, auf die Reiſe. In Dünkirchen, wo das Haus Delrue & Co. ihre Einſchiffung übernommen hatte, werden jedem der Auswanderer 45 Franken abgefordert; ſie wiſſen nicht wofür? Endlich kommen ſie, bei möglichſt ſchlechter Beköſtigung auf dem Schiffe nach Braſilien, und da werden ſie zu öffentlichen Arbeiten und namentlich zur Erbauung einer Stadt, Petropolis, verwendet; ihr Tagelohn iſt gut, allein das Leben theuer, und die Koſten der Ueberfahrt müſſen allmälig von dem blutig erworbenen Sold abgezogen werden. Alſo neunzehnhundert Deutſche wenden ihr Bischen Hab und Gut auf eine Reiſe über den Ocean und bezahlen mit ihrem ſauern Schweiß die Koſten der Ueberfahrt, nur um das Glück zu haben, unter einem heißen Himmelsſtrich, wie einſt die Kinder Iſraels in Aegypten, fremden Völkern Städte zu bauen; nur um ſich zu travaux forcés auf Lebenszeit zu verdammen, denn woher ſollen ſie, nach Vollendung ihrer Helotenarbeit, die Mittel nehmen, um in die Heimath zurückzukehren, wo übrigens auch nur neues Elend ſie empfangen würde?! — Jetzt weinen und ſchreien die Armen, und jetzt hat man leicht, die fremden Seelenverkäufer und Sklavenhändler anklagen; die fremde Liſt, glaube ich, iſt lange nicht ſo groß, als die deutſche Leichtgläubigkeit. In Braſilien dachte man vielleicht, das deutſche Volk ſei froh, wenn es nur irgendwo in der Welt ſchwere Arbeit bekomme. Aber in Deutſchland? Da ſich unſere Regierungen doch in alles miſchen, da ſie ihre Landeskinder nicht einmal ohne Paß und beſondere Erlaubniß auswandern laſſen, warum überwachen ſie nicht wenigſtens genauer die fremden Agenten? Haben z. B. in dieſem Falle, die reſpectiven deutſchen Regierungen unterſucht, ob die

Werber den deutſchen Arbeitern keine goldenen Berge vorſpiegelten? Ob ſie ihnen ihre Verſprechungen ausdrücklich und ſchriftlich garantirten? Ob ſich die armen Leute die Art ihrer Beſtimmung und die Bedingungen ihrer Reiſe klar gemacht, oder ob ſie ſich durch allgemeine Schönmalereien beſchwatzen ließen? Als man den Unglücklichen in Dünkirchen ihre letzten Groſchen abpreßte, war kein deutſcher Conſul in Havre, in Calais, oder an Ort und Stelle ſelbſt, der ſich ihrer gegen die Habſucht des Hauſes Delrue annehmen konnte? Sind die neunzehnhundert Arbeiter endlich von Braſilien ſelbſt betrogen und verrathen worden, will man ihnen jetzt rechtmäßige Forderungen und gültige Zuſagen nicht erfüllen, ſo müßte es ja mit allen Wundern zugehen, wenn Deutſchlands Mächte, bei aller Ohnmacht zur See, nicht von einem Staate wie Braſilien ſollten Genugthuung erlangen können für neunzehnhundert verkaufte Seelen. Aber wahrſcheinlich iſt an dem ganzen Jammer weder Joinville noch Rio Janeiro, ſondern weiter Niemand wieder Schuld, als die unbegreifliche Leichtgläubigkeit und — Dummheit unſeres guten deutſchen Volkes. In andern Ländern iſt man ignoranter und lernt nicht ſo viel Geographie und Geſchichte, wie bei uns, doch hat man kein Beiſpiel, daß ſich Franzoſen oder Irländer ſo ſchmählich anführen ließen. Hundertmal iſt nachgewieſen worden, und täglich lehrt die Erfahruug, daß nur die Auswanderung nach Nordamerika — mit den nöthigen Hülfsmitteln unternommen — die Träume der Europamüden zu erfüllen pflegt: dennoch laſſen ſich jährlich Tauſende nach allen Weltgegenden, nach Rußland und Polen, nach Algier und Sanct Thomas, nach der Wallachei und Braſilien locken. Wo es nur einen Sumpf des Elends und ein Netz der Sklaverei giebt, da muß der Deutſche hineinplumpen. Und wie iſt Dem zu helfen, der ſich ſo gerne ſelbſt verkauft? —

— Die Zeiten werden nie ſo ſchlecht, daß der Humor in Deutſchland ganz verloren ginge. Wenn er uns einmal vor lauter Cenſurinſtructionen und geheimen Verordnungen vergehen ſollte, ſo wird er in den deutſchen Buchhändlerannoncen fortleben. Jeder vollſtändig Oſtermeß- oder ein großer Leihbibliothekenkatalog enthält eine Fundgrube unfreiwilliger Komik, man braucht aber nur täglich die großen Zeitungen zu leſen, d. h. die Inſeratblätter, welche oft allen Eſprit ihrer Feuilletons aufwiegen, um ſich mit der Zeit einen Hausſchatz humoriſtiſcher Einfälle zu ſammeln. Allerliebſt iſt der neuſte Inſeratenkrieg zwiſchen dem Herrn Kollmann und Philippi in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung. Kaum ſind die Anathemata der Kritik über die Erzeugniſſe der franzöſiſchen Frivolität und Unnatur verhallt, kaum ſind unſere nationalen gründlichen Verdicte über die verwerflichen Bücher Eugen Sue's, und die pikanten Anekdoten über

Digitized by Google

die Vielſchreiberei und Fabrication der Pariſer Autoren durch alle Journale gelaufen, ſo erregt die Erwartung eines unangekündigten Romans desſelben Sue einen Aufruhr, der die unglücklichen Auguſttage in Leipzig vergeſſen machen wird. Die ſündhafte Pariſer Literatur wird ſich tröſten über den ſittlichen Abſcheu, den wir in der Regel vor ihr bekennen, wenn ſie ſieht, wie man ſich in den Werkſtätten der deutſchen Literatur um ihre Todſünden balgt. Herr Philippi in Grimma ruft: Mein Leib = und Hausdichter, mein Lubojatzki, der ſo eben den Deutſchkatholicismus als Roman verarbeitet hat, iſt ſo glücklich, der deutſchen Nation den erſten Band von „ſieben Todſünden" nach Eugène Sue zu bieten Ungeheure Thätigkeit! Ewige Sorge für den Ruhm des deutſchen Geiſtes! Pünktliche Bedienung! Fort mit Schaden! — Dagegen erhebt die Firma Kollmann, in tiefſter Entrüſtung, ihre Stimme: Ich allein, ich bin der Herold des unſterblichen Myſteriendichters, denn ich habe dafür gezahlt. Sue iſt Sue und Weſché iſt ſein Prophet. Er iſt ſein Schatten, ſein Wächter und Trabant. Er iſt das einzige privilegirte Sprachrohr Sue'ſcher Ideen, er iſt mein Telegraph zwiſchen Paris und Leipzig. Wie kann Grimma Leipzig zuvorkommen, da wir durch Couriere erfahren haben, daß der König der Romane noch keine einzige ſeiner köſtlichen Todſünden begangen hat, ſondern harmlos und ritterlich auf ſeinen Gütern bei Orleans bis in den lauen Märzmonat jagen will? Warte Deutſchland, bis er ausgejagt hat, dann wird mein Weſché dich mit den wahren Todſünden in den Himmel verſetzen. — Hurtig entgegnet darauf mit Witz der kühne Philippi: Und dennoch iſt mein Held, mein Lubojatzki, mit Recht des erſten Bandes Ueberſetzer. Vorausgeeilt dem kommenden Ereigniß, hat er die Gräuel und Verbrechen alle, auf eigne Fauſt vollführt. Sei Deutſchland, ſtolz! Ermanne Dich und lern' Dich ſelber achten. Die Sünden, die der ſtolze Franzmann that: ein Deutſcher that ſie ihm voraus. . . . Und während ſo in der Deutſchen Allgemeinen Zeitung Kollmann und Philippi ſtreiten, tritt in derſelben Nummer der Herr des Hauſes, nämlich Firma Brockhaus ſelbſt, lächelnd zu den beiden und verkündigt, während der Pariſer Correſpondent im Hauptblatte tiefſinnig „das Greiſenantlitz" der franzöſiſchen Cultur demonſtrirt, nicht nur eine Ueberſetzung derſelben künftigen „ſieben Todſünden" von dem ewig jungen Genius Sue, ſondern vorher noch die eines andern Sue'ſchen Romans in 4 Bänden: „Martin oder Memoiren eines Kammerdieners." Nun raufe deine Locken, Firma Kollmann, ſteige herunter von der Höhe deines Privilegiums, von dem Gipfel deines Comptoirſtuhls, du, der da geſagt hat: Ich will meinen Verlagsthron erhöhen über die Verlagsſtühle aller Verleger von Deutſchland. Wo war das Auge deines Weſché, wo war dein untrüglicher Telegraph? Hat ihn der Nebel geblendet, als er ſagte, der König der Romane jage in den Wäldern

bei Orleans? Ja, vier Bände Memoiren hat er gejagt auf schnellfüßigem Pegasus, du aber hast das Edelwild dir entgehen lassen. — Es wäre jedoch, ernst zu reden, hohe Zeit, einige Ordnung in die literararische Fabrikgesetzgebung zu bringen, um ähnlichen Wirren und Buchhändlerkriegen für die Zukunft vorzubeugen. Der Bundestag sollte verordnen, daß die Uebersetzung eines französischen Romans von nicht mehr als zehn deutschen Buchhändlern zu gleicher Zeit verlegt werden dürfte.

— Die Säbel und Degen, die unsere jungen Garde- und andere Lieutenants an ihrer linken Seite tragen, sind im Grunde nicht kriegerischerer Natur als der Ehrensäbel, den die Magyaren dem Brennus des Claviers, dem Ritter Franz Liszt, geschenkt haben. Wenn nicht hie und da — Dank dem nachsichtigen Militär-Duellgesetze — irgend ein ungeübter Referendar durch einen militärischen Pistolenschuß niedergestreckt würde, wüßte man eigentlich die Beschäftigung dieser Degen gar nicht zu erklären. In der That ist die Rolle des gespitzten Eisens, womit die Ritter und Lanzknechte der Vorzeit fochten, zu Ende, und nur plumpe Kanonenkugeln und Eisenbahnschienen machen noch Eroberungen, letztere sogar mehr als die ersteren. Da sind zwei Staaten, welche bisher von dem Pallasschild der Großmächte mit ihren papiernen Protocollen vor jedem Angriffe geschützt wurden: der Kirchenstaat und das osmanische Reich. So morsch beide sind, so hat die Flickschneider-Politik unserer Zeit sie doch vor der Invasion verschiedener Schwerter und Kugeln zu schützen gesucht, Aber was den Revolutionären der Romagna, was der Eroberungslust der Russen nicht zu erschüttern gelang, das werden jetzt die friedlichen Bestrebungen einiger Eisenbahncompagnien vollbringen. Der Nachfolger Petri und der Nachfolger des Propheten haben beide sich dazu verstanden, Eisenbahnen in ihren Staaten errichten zu lassen. Wie wird sich das Schicksal des Kirchenstaates gestalten, wenn erst von Rimini und dem polizeimörderischen Bologna der geflügelte Weg die umgestaltungslustigen Freunde Mazzinis ins Herz der ewigen Stadt führt? Wie wird das Loos der Pforte werden, wenn einst die Kosacken, um von Varna nach Adrianopel, Smyrna und Constantinopel zu gelangen, nicht mehr ihrer kleinen Pferde bedürfen? Dem sei wie da wolle, so viel ist gewiß, daß die Compagnie der Leopoldeisenbahn (Livorno — Pisa) der Concession zur Ausdehnung bis nach Rom in nächster Zeit entgegensieht, so wie man in Constantinopel nur die Ankunft Reschid Pascha's erwartet, um einer englischen Compagnie, welche sich angeboten hat, eine Eisenbahn mit drei auslaufenden Zweigen: nach Adrianopel, Varna und Smyrna zu bauen, die Bewilligung zu ertheilen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Minister Hinzelmann.

Novellette.

In einem Fürstenthum, welches wir nicht näher bezeichnen können, — es liegt an der äußersten Grenze der Civilisation und steht in freundschaftlichen Verhältnissen zu Deutschland — hat sich jüngst eine höchst pikante Geschichte zugetragen, eine Art politischer Novelle, die sowohl in den Cabinetten Europas wie im Foyer der Pariser Oper Aufsehen gemacht hat. Der Fürst — nennen wir ihn *****witsch den I. — hatte seine Jugendjahre in Frankreich zugebracht und sich da einen gewissen demokratischen Firnis angebildet. Als nun sein erlauchter Vater starb und er, unter Feuerwerk und Vivatrufen, den angeerbten Thron bestieg, fing sein Volk an Wunder von Liberalismus zu erwarten, und sich jenen goldenen Freiheitsträumen hinzugeben, die den armen Völkern noch immer theuerer sind, als der Kindern ihr Zuckerwerk.

Indessen behielt *****witsch I. den Minister seines höchstseligen Vaters, denn einen neuen zu suchen wäre schon eine Mühe gewesen; dagegen reformirte er vor Allem die Moden, der ganze Hof mußte mit dem ancien régime brechen und sich neufranzösisch kleiden. Nicht die ersten Publicisten, aber die ersten Schneider des Landes berief er vor sein Angesicht, die Toiletten seiner Hofdamen wurden aus Paris verschrieben, ja er ließ, um diesen Brennpunkt der Civilisation wo möglich zu verdunkeln, durch geschickte diplomatische Unterhandlungen eine hübsche junge Figurantin, eine hoffnungsvolle Schülerin von Corati der dortigen Oper abwendig machen und im Triumphe nach seiner Hauptstadt bringen.

Digitized by Google

Die Löwen der Reſidenz prieſen laut die neue Politik; zwei Logen erſten Ranges ſchickten eine Deputation an den Fürſten, um ihren tiefgefühlten Dank für die kühne Vorwärtsrichtung der Regierung auszuſprechen. Das Volk aber murrte. Da ſeht ihr, wie das Volk iſt. Während die Blüte des Landes in Entzücken ſchwamm, dachte das dumme Volk, mit proſaiſchem Eigennutz, nur an ſeine ſchweren Abgaben, und wollte Nichts mehr vom alten Miniſter wiſſen. Ein neuer Miniſter ſcheint dem Volk immer ein Heiland, und noch mehr Vergnügen macht es ihm, einen alten Miniſter ſtürzen zu ſehen. Wie ein Kranker, der ſich aufgelegen hat, wälzt es ſich gern jeden Augenblick vom Bauch auf den Rücken, vom Rücken auf den Bauch, und bei jeder Veränderung hofft es ſeine Lage zu verbeſſern. Armes dummes Volk!

Die Gährung ward immer größer, und einige Gelbſchnäbel, die das Maul nicht halten konnten, wurden in Unterſuchung gezogen und auf unbeſtimmte Zeit eingeſperrt. Witſch I., der dem Gemeinwohl die höchſten Opfer gebracht zu haben glaubte, ſchrie über Undank, und das alte feudale Blut empörte ſich in ſeinen Adern; es fehlte wenig, ſo hätte er ſeine Unterthanen wieder für Leibeigene gehalten. Allein er war zu edel und hochherzig von Natur, um ſich nicht bald eines Beſſern und auf den politiſchen Curſus zu beſinnen, den er in Paris durchgemacht hatte; namentlich erinnerte er ſich der tiefernſten Geſpräche, in denen Mademoiſelle Florentine hinter den Couliſſen ihn über ſeine Miſſion als Vater des Vaterlandes zu belehren pflegte. Damals hatte er geſchworen, liberal zu ſein, und er beſchloß, ſeinen Schwur zu halten. Bei Gelegenheit der neuen Kleiderordnung hatte der alte Miniſter ſich die Bemerkung erlaubt, daß die neue Mode vielleicht auch neue Manieren und Geſinnungen zur Folge haben „dürfte", und dieſe Art zu denken, erregte jetzt das höchſte Mißfallen des Herrſchers. Es war hohe Zeit, einen Miniſter los zu werden, der hinter ſeinem Jahrhundert ſo weit zurück war.

Um nun die öffentliche Meinung gründlich kennen zu lernen, kam Witſch I. auf einen großen Gedanken. Er hatte im Pariſer Circus öfters geſehen, wie ſich Napoleon (in dem Stück „das Kaiſerreich") verkleidet unter den Pöbel miſchte. Sogleich that er daſſelbe, ließ ſich ein vollſtändiges Incognitocoſtüm machen, beſuchte

Digitized by

die Bier- und die Weinhäuſer, trank wie ein Dragoner und rauchte wie ein Wachtmeiſter, und hörte da, wie Kaufleute und Krämer ſchrieen, ein ehrlicher Mann müſſe einmal ans Ruder kommen! Da er nun den Bürgermeiſter eines kleinen Städtchens in ſeinem Reiche als einen der biederſten, ſolideſten und reſpectabelſten Männer der Welt rühmen hörte, ſo war ſein Entſchluß gefaßt. In der That verdiente Hinzelmann ſeinen Ruf, und war der gerechteſte, unbeſcholtenſte Bürgermeiſter, den es geben konnte.

— Donner und Doria! rief der Fürſt, ſo einen Mann kann ich brauchen. Dem werde ich die ganze Verwaltung des Reiches ſicher anvertrauen und mich dann um ſo eifriger der Liebe zu den ſchönen Künſten hingeben können.

Kaum hatte Witſch I. die nothwendigen Erkundigungen über Hinzelmann eingezogen und ſich überzeugt, daß dieſem wirklich Niemand an wahrhafter Loyalität gleich kam, ſo ließ er den alten Miniſter kommen und kündigte ihm an, wie er, um die Wünſche des Volkes zu befriedigen, ſich gezwungen ſehe, ihn mit Anerkennung ſeiner Verdienſte und mit Verſicherungen ſeiner allerhöchſten Huld zum Teufel zu jagen. Der Miniſter, ein gewiegter Diplomat und verſchwägert mit einem der erſten Staatsmänner Europas, bat um den Namen ſeines Nachfolgers. „Der Bürgermeiſter Hinzelmann!“ rief Witſch I. mit Nachdruck und Stolz.

— So! ſagte der Miniſter mit jenem zweideutigen Lächeln, welches den ganzen Staatsrath in Verlegenheit zu bringen pflegte.

— Nun! rief der Fürſt. Iſt es nicht die beſte Politik, um mir die Sympathien des Volkes zu gewinnen? Haben Sie gegen den Charakter des Mannes etwas einzuwenden?

— Nicht das Mindeſte, Ihre Hoheit.

— Hat Ihnen die geheime Polizei gegen ihn berichtet?

— Durchaus nicht, Ihre Hoheit.

— Woher alſo dieſer Zweifel an der Zweckmäßigkeit meiner Wahl? Sie ſollen wiſſen, daß Hinzelmann der ehrlichſte Mann im Lande iſt.

— Ja, das iſt ſein größter Fehler, Ihre Hoheit. Dadurch iſt er eben . . . unmöglich.

— Sie ſcherzen.

— Ihre Hoheit wiſſen, daß ich niemals ſcherze.

Der junge Fürſt und der alte Miniſter trennten ſich, und jener dachte, daß nur der Aerger über ſeine verlorne Stellung aus dem Diplomaten ſpreche. Sogleich ward der Bürgermeiſter berufen und kam in den Palaſt, nicht nur ohne zu ahnen, was man von ihm wollte, ſondern zitternd vor Furcht, denn er erwartete Ungnade, Vorwürfe, vielleicht ſogar einen hochnothpeinlichen Proceß, wegen einiger harten Verordnungen des vorigen Cabinets, deren Vollſtreckung er hintertrieben hatte. Wie erſtaunte er, als ihm der Fürſt, unter Beweiſen ſeiner höchſten Gnade, nichts Geringeres als das Staatsruder in die Hand drücken wollte. Hinzelmann war ein ſchlichter Mann und etwas ſchüchtern, wie alle ehrlichen Leute, denn nur den Spitzbuben fehlt es nie an Selbſtvertrauen, weil ſie Nichts zu verlieren haben. Er erſchrak vor einer ſo großen Verantwortlichkeit, er zauderte. Der Fürſt dagegen machte die Wohlthaten geltend, die er durch ſeine patriotiſche Politik dem Lande erweiſen könnte, und Hinzelmann, der gewohnt war, vor keiner noch ſo ſchwierigen Pflichterfüllung zurückzuſchrecken, entſchied ſich endlich für die Annahme der unerwarteten Ehre. Der Fürſt verſprach, ihn frei walten und ſchalten zu laſſen, und der Bürgermeiſter, der zu den Naturen gehörte, die ſich ſchnell in den höchſten Regionen wie in den niederſten zurechtfinden, genas bald vom Schwindel, der ihn bei der plötzlichen Erhebung befallen hatte; er machte ſich ans Werk und nahm ſein Portefeuille unter den Arm, wie ein geborener Staatsmann.

Das war ein Feſttag im ganzen Lande und in der Reſidenz. Die Leute fielen ſich auf offener Straße um den Hals, die Racketen flogen in die Luft, der Name des Fürſten ward geprieſen bis in den ſiebenten Himmel. Abends war große Illumination, doch als man dem alten Miniſter eine Katzenmuſik brachte, und einige Scheiben einwarf, war die Freude auf ihrem Gipfel. Witſch I. war zufrieden und ſagte, wie Titus: **Hodie diem non perdidi**, d. h. auf Deutſch: **Heute habe ich ein Monument verdient.**

Digitized by Google

Die Hofzeitung brachte natürlich einen überschwänglich lobenden Artikel über Hinzelmann; ja sie schoß sogar einige giftige Pfeile auf den frühern Minister ab, welchem sie in der vorigen Nummer noch das Weihrauchfaß um die Nase geschwungen hatte. Der ehrliche Hinzelmann ward roth bis über die Ohren. Dagegen konnte der Fürst sich nicht die boshafte Freude versagen, und stattete dem gefallenen Günstling seines Vaters eine allerhöchst persönliche Beileidsvisite ab; im Hause des Ministers wurden grade die zerbrochenen Scheiben reparirt, und der Staatsmann empfing seinen Herrn mit einem kalten ruhigen Lächeln. Der Fürst, der nun über das Glück seines Volkes im Innersten beruhigt war, überließ sich ganz seinem hohen Sinn für die schönen Künste, zu denen sowohl die Oper als die Liebe gehörte.

Aber bald fing der Himmel an, sich zu umwölken. Hinzelmann weckte bei jedem Schritte Klagen über Klagen. Der erste, der öffentlich gegen ihn auftrat, war der Hofjournalist; denn statt ihn für seine schamlosen Lobhudeleien zu belohnen, entzog Hinzelmann dem ministeriellen Blatte die bisher bezogene, sehr bedeutende Subvention, unter dem Vorgeben, daß er für die Erfindung Guttenbergs zu viel Achtung habe, um sie wie einen Lohnlakai zu miethen. Er behauptete, die Presse müsse vollständig unabhängig sein, und er zerbrach daher alle ihre Fesseln, auch die goldenen. Natürlich beeilte sich der Hofjournalist, seine Ueberzeugungen von dem Werthe der neuen Politik zu widerrufen, und schrieb eine Parallele zwischen dem alten Ministerium und dem neubackenen, wobei jenes wieder eben so gründlich gepriesen wurde, als es den Tag vorher verdammt worden war; während der Erbürgermeister, bei der geringsten Maßregel, die er traf, als ein Feind der Presse, ein Unterdrücker des Volkes und ein Verräther an den Interessen der Krone geschildert wurde; ja selbst nach der Dictatur strebe Hinzelmann, nicht umsonst habe er die Portraits Cromwells und Napoleons in seinem Schlafzimmer hängen, und sein grobes Benehmen bei Hofe, sein Mangel an Anstand vor dem Fürsten sei bereits eine Majestätsbeleidigung, die das Volksgefühl empöre und das Aeußerste befürchten lasse.

Dazu kam noch eine andere Taktlosigkeit Hinzelmanns. Die Residenz war halb katholisch und halb protestantisch; diese beiden

Digitized by Google

Wolfram Wolfhagen, der Sohn des Ritters Wolfram, und seine Ehefrau Anna Schenk von Winterstetten, Tochter des Ritters Konrad, verkaufen dem Kloster Heiligkreuztal ihren Hof zu Ertingen, der ihnen von Ritter Konrad Schenk von Winterstetten, Annas Vater, als Heiratsgut übergeben worden ist. Als Zeugen werden genannt: Ritter Konrad Schenk von Winterstetten, Ritter Heinrich von Stadion, Ritter Konrad von Stadion, Ritter Konrad von Hornstein, Ritter Konrad von Bichishausen, Ritter Konrad von Ertingen, Ritter Konrad von Hohenfels, Ritter Konrad von Rohrdorf, Ritter Konrad von Ehingen, Ritter Konrad von Bubenhofen

ſtach in ein Wespenneſt nach dem andern. Indem er die politiſchen Gefangenen — jene jungen Raiſonneurs, die ſo wenig verbrochen hatten, — freiließ, erbitterte er gegen ſich die Richter, die den Stab über ſie ſo eifrig gebrochen hatten. Darauf beſchloß er, einen für die Ehre des Landes beleidigenden und für die Finanzen nachtheiligen Vertrag mit einem Nachbarſtaat, der ſo eben abgelaufen war, nicht zu erneuern. Darüber drohte ein Krieg auszubrechen. Der Fürſt mußte ſich nun freilich erzählen laſſen, was in der Welt draußen vorging; indeß er war jung, er war muthig, und die Kriegsperſpective gefiel ihm wenigſtens aus der Ferne; er dachte an die Lorbeeren und Trophäen, an Tedeums und Siegesbälle, und war deshalb mit Hinzelmann einverſtanden. Dieſer traf mit Geſchick alle nöthigen Rüſtungen, und die kleine Armee wartete nur noch auf den Befehl zum Ausmarſchiren und auf die Ernennung eines Generaliſſimus, als die Großmächte dazwiſchentraten und einen für beide Länder billigen Vergleich ſtifteten. Da gab es wieder Geſchrei unter Lieferanten, Actionären, Lieutenants und Generälen. Hatte das Land erſt über die Gefahren des Krieges, die der tölpiſche Miniſter heraufbeſchworen, lamentirt, ſo knirſchten jetzt die ſpeculirenden Privatleute, die bereits den Krieg für ihre Börſen auszubeuten gedacht, die Lieutenants, die auf Avancement, und die Lieferanten und Stabsofficiere, die, unter einer Decke ſpielend, ſchon auf goldene Beute in Feindes- und Freundesland gerechnet hatten. Denn Hinzelmann hatte bei den Rüſtungen vorzugsweiſe für den gemeinen Soldaten geſorgt und den Lieferanten ſcharf auf die Finger geſehen; die Andern, meinte er, die faſt alle reich und hochgeſtellt waren, könnten auf Nebenverdienſte verzichten und ſich mit der Ehre des Sieges begnügen. So hatte er nun, außer der miniſteriellen Preſſe, dem Clerus, dem Richter- und Handelsſtande, auch die Armee gegen ſich.

Der Fürſt, ſtolz auf die Courage, die er beinahe gezeigt hätte, und über die er ein ſchmeichelhaftes Schreiben von ſeiner Egeria, Mlle. Florentine, aus Paris erhielt, ließ ſeine Generäle und Banquiers brummen, und überließ ſich ganz und gar jenen Freuden, die einſt Jupiter und Nebukadnezar in einen Stier verwandelten; in ſeinem Freudenrauſche auf den Wieſen der Liebe hätte er ihr bald die Krone und ſeine Hand zu Füßen gelegt. Um ihretwillen ſchlug

Digitized by Google

er ſogar ein Anerbieten des freundnachbarlichen Souverains aus, der, um nach den neulichen Kriegsdrohungen die Bande der Eintracht von Neuem und feſter zu knüpfen, ihn mit ſeiner Prinzeſſin Tochter vermählen wollte. Bertha war eine Prinzeſſin vom alten Schlag, und ihre mehr ſtrenge als reizende Schönheit contraſtirte gegen die verführeriſche Anmuth der franzöſiſchen Sylphide. Hinzelmann ſah in der vorgeſchlagenen Verbindung das wahre Intereſſe des Landes, und da, nach ſeinen altväteriſchen Begriffen, die fürſtliche Liebſchaft außerdem die Moral und die Würde des Thrones verletzte, ſo entſchloß er ſich, auf eigene Fauſt dem „Scandal", wie er es nannte, ein Ende zu machen.

Der neue Miniſter hatte bisher gegen Intriguen aller Art durch ſeine ſchlichte Gradheit geſiegt; jetzt war er in ſeinem Fache ſo weit routinirt geworden, daß er ſelber, — freilich nur im Intereſſe der Tugend, — zu intriguiren wagte. Er ließ die Angebetete in ſein Cabinet kommen, that ſo liebenswürdig als möglich, und theilte ihr unter ſchmeichelnden Belobungen mit, daß er ihr einen glänzenden Wirkungskreis, nämlich ein Engagement von Leon Pillet, dem Director der großen Pariſer Oper, verſchafft habe. Leon Pillet gab zu verſtehen, daß die Tänzerin, wenn ſie zurückkehren wollte, während der Ferien Carlotta's, die Hauptrollen tanzen und ihren Namen mit großen Buchſtaben auf dem Theaterzettel ſehen ſolle. Roſalinde that in der Freude ihres Herzens einen Sprung, der, ſo kunſtgerecht und graciös er war, den ehrlichen Bürgermeiſter beinahe aus der Faſſung brachte. Sie, die arme Figurantin, die unbemerkte Ziffer im Balletcorps, ſie ſollte ſich endlich einmal allein auf jene Bühne ihres geprieſenen Paris, die erſte Bühne der Welt, ſtürzen und mit einer Carlotta, einer Plunkett, einer Fitz-James rivaliſiren dürfen! Dieſer Schauplatz neuer Thaten wog die Bewunderung des Hofes von ***, die Geſchenke und das Herz des Fürſten tauſendmal auf. War doch der Glanz, mit dem der fürſtliche Geliebte ſie umgab, nur ein ſchwacher Troſt für die Franzöſin, die von ihrem Paris exilirt war. Hinzelmann ſchürte dieſen edlen Ehrgeiz und erhielt die Erlaubniß, den Abgeſandten des Herrn Pillet, Herrn Regiſſeur Vicentini ihr vorzuſtellen, worauf die Sache bald in Ordnung war. Die Undankbare nahm ſogleich Extrapoſt und

Digitized by Google

nahm vom Fürſten franzöſiſchen Abſchied, d. h., ſie empfahl ſich ihm nicht einmal, während er grade ſchmachtend ihr theures Portrait betrachtete, das er zuletzt doch mit 20,000 Gulden bezahlt hatte. Hinzelmann rieb ſich die Hände über den Sieg der guten Sache. Armer Hinzelmann! Seine Geradheit hatte ihm das Leben ſauer gemacht, doch an ſeiner erſten und letzten Intrigue ſollte er ſcheitern.

Als der Fürſt Roſalindens Flucht erfuhr, wäre er vor Schmerz beinahe umgekommen; als er jedoch die Intrigue ſeines Miniſters erfuhr, ward Seine Hoheit wüthend. Er ſtürzte in das Cabinet, wo Hinzelmann grade an der Abfaſſung des Heirathscontractes arbeitete, den er ſeinem Souverain zur Unterſchrift vorlegen wollte.

— Herr! rief Witſch I. mit ſchneidender Stimme; man klagt Sie an, daß Sie an Roſalindens Entweichung Schuld ſind.

— Das iſt wahr, Hoheit!

— Es iſt wahr, und Sie haben die Stirne, zu geſtehen. . . . Es iſt genug. Ich habe lange genug geſchwiegen über Ihre gehäſſige Verwaltung; ich zwang mich zu dem Glauben, daß Sie ein ehrlicher Mann ſind, aber Sie waren ein Heuchler. Sie haben meine Unterthanen gegen mich aufgewiegelt, Sie haben die Journale der Regierung erzürnt, Sie haben die Religion des Staats beleidigt, Sie haben den Richterſtand beſchimpft und die Zwietracht unter die Armee gebracht: jetzt ſtören Sie auch noch die Ruhe meiner Tage?! Gehen Sie; ich entlaſſe Sie. Dieſe Gerechtigkeit bin ich meinen armen Unterthanen ſchuldig.

— Ihren Unterthanen! ſagte Hinzelmann kaltblütig; ſehen Sie, Hoheit, was ich für das Wohl derſelben gethan habe. — Er zeigte ihm den Heirathscontract; Witſch I. zerriß ihn in tauſend Fetzen und ging.

Hinzelmann zog ſich ſtill, und ohne ein Wort zu verlieren, aus dem Palaſt zurück; alle die Leute, deren Selbſtſucht er beleidigt hatte — und ihre Zahl war groß — erwarteten ihn am Thor, und begleiteten ihn mit einer Katzenmuſik, weit lauter als

die, ſo man ſeinem Vorgänger gebracht hatte, bis zu ſeiner Wohnung; die Hoflakaien warfen ihm ſogar Steine nach, und das Volk ſah dem Spectakel mit Vergnügen zu, denn es hatte Roſalinde, namentlich in der Cachucha, ſehr gut leiden können, und war verdrießlich über ihren Abgang. Das Hofjournal zermalmte ihn noch denſelben Abend. Während Hinzelmann ſeine weinende Familie tröſtete, ließ der Fürſt ſeinen alten Miniſter kommen, bat ihn um Verzeihung wegen des Geſchehenen, und übertrug ihm von Neuem die Staatsgewalt. Der Miniſter nahm ſie an und lächelte; aber der Zorn Witſch's I. war noch nicht verraucht.

— Haben Wir uns getäuſcht? ſprach Seine Hoheit. Dieſer Hinzelmann war der größte Spitzbube in meinen Staaten. —

— Nein Hoheit, verſetzte der alte Miniſter; es iſt ein Ehrenmann durch und durch.

— Wie! rief Witſch I.: Sie geben ihm noch Recht?

— Gott behüte! War ich nicht 25 Jahr Miniſter?

— Seien Sie es noch 25 Jahre und bringen Sie mich nicht auf.

— Ich bringe Niemanden auf, Hoheit, ſagte der alte Miniſter; indeß erlauben Sie mir, die Fetzen dieſes Contractes aufzuheben; wir werden ſie vielleicht nöthig haben.

— Nie! Denken Sie denn noch daran, mir dieſe Verbindung vorzuſchlagen?

— Nicht jetzt, Hoheit! ich werde . . . warten.

Poeten- und Studentenleben in Prag.

Erinnerungen von S—y.

II.

Brentano, Novalis, Muſäus, alle drei ſo mährchenhaft, wie das mährchenhafteſte ihrer Mährchen, wiſſen ihren romantiſchen Helden keine beſſere Heimath zu geben, als eben das Land,

Wo alle Quellen ſingen
Uralte ſüße Weiſen
Und alle Bäume klingen
Und ihren Boden preiſen;

Wo noch im Steine Seelen
Im Mooſe Geiſter liegen,
Die heimlich dir erzählen
Von alten heil'gen Kriegen.

Selbſt Shakſpeare den Gott, als er auf dem bunteſten romantiſchſten Schiffe, dem Wintermährchen, daher fuhr, zog es ſympathetiſch dahin, und er ſchuf ſich ein Meer, und auf dem neuen Meere flog er mit den bunten Wimpeln unter dem Geſange Ariels fort, und landete an den Küſten Böhmens. — Aber ſie Alle, Shakſpeare mit eingeſchloſſen, kannten den Zauber Böhmens nicht wie ich, der mit ſeinen melancholiſchen Liedern, mit ſeinen düſtern Sagen, mit den Prophezeihungen des blinden „Jünglings" aufgewachſen, dem man bei jedem Steinhaufen von Ziszka, bei jedem Brunnen, Schloſſe, Kirchthurme, Kloſter, von Königen,

Digitized by Google

Hirtinnen und Huſſiten ſprach, der ich jetzt um Mitternacht hier ſtehe auf der Höhe Prags, und fühle, wie Poeſie aus dem dunklen Häuſermeere mir entgegen ſtrömt. Mein Herz iſt eine camera obscura geworden, wie die camera obscura die hier neben mir ſteht, und all die rieſigen Geſtalten die jemals da unten die Gaſſe durchzogen, durchziehen ſchattenhaft mein Herz, eine lange unabſehbare Reihe, wie ein Spiegel Macbeths. Ich ſehe — nicht Libuſſa, das iſt eine abgebrauchte, abgefärbte Taſchenbuchfigur — ich ſehe Ziszka ganz gegen alle Chronologie dem ganzen Zuge voraus ziehen. — Er war der größte Böhme, wie Hannibal der größte Karthager. — Ich ſehe ihn in dem Augenblicke da er peſtkrank ſich auf ſeinem Lager wälzt, der blinde narbenvolle Greis, neben ihm ein ſterbender Papiſt, der im fremden Lande die Peſt eingeſaugt und ſie mit Wolluſt, als trüge er das Allerheiligſte oder ſein Liebchen, in das Lager Ziszkas trug. — Mit brechenden Augen hängt er noch an dem ſterbenden Helden, um ſich an ſeinen Qualen zu weiden. — Draußen heult der Sturm, weint das Bächlein und brechen Bäume. — Durch das ganze gelobte Land Böheim rings um Ziszkas Todtenbett tanzen Taboriten, Horebiten und nackte Adamiten mit verſchlungenen Händen einen wilden Reigen. — Wo ſie auftreten wächſt kein Gras, wo ſie ihre Pſalme ertönen laſſen, verſtummt der Geſang der Vögel. — Fern von dieſen blutigen Scenen ſehe ich ein anderes, ſchöneres, friedlicheres Bild. — Es iſt Frühling;

Er ziert das Land, wie man die bleiche
Geſtalt der todten Jungfrau ziert;
Zu lächeln ſcheint die holde Leiche
Wenn ſie der Todtenkranz berührt.

Auf den Feldern arbeiten die geknechteten Bauern, und ſeufzen unter der Laſt und murmeln leiſe Flüche auf ihren Unterdrücker. — Ein zweiter Heiland wandelt Huß, aus dem ſlaviſchen Jeruſalem verbannt, unter ihnen, und predigt und tröſtet. — Sein Antlitz iſt blaß und trägt die Weihe des Märtyrers, ſein Auge glüht wie die letzten Gluten des Scheiterhaufens zu Coſtnitz, ſein Mund lächelt, wie damals, da er das sancta simplicitas ausſprach. — Fern von ihm, den thränenden Blick auf den Meiſter gerichtet,

Digitized by Google

Jacket, 10 Feb. Dec. Cloak, 10 Feb. Dec. Handkerchief, 1 Feb. Dec. Hat, 10 Feb. Dec. Petticoat, 10 Feb. Dec. Shawl, 10 Feb. Dec. Shoes, 10 Feb. Dec. Stockings, 10 Feb. Dec. Trousers, 10 Feb. Dec. Vest, 10 Feb. Dec. Wrapper, 10 Feb. Dec. Yoke, 10 Feb. Dec. Zouave, 10 Feb. Dec. Apron, 10 Feb. Dec. Bonnet, 10 Feb. Dec. Boots, 10 Feb. Dec. Cap, 10 Feb. Dec. Collar, 10 Feb. Dec. Coat, 10 Feb. Dec. Dress, 10 Feb. Dec. Gloves, 10 Feb. Dec.

[illegible] [illegible] [illegible] [

Ausgabe für Kapitel 3 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel 4 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) sowie Kapitel 5 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel 6 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel 7 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel 8 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel 9 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel 10 (Kapitelüberschrift, Kapitelnummer, Kapitelname) und Kapitel

gekennzeichnet. Die Kurve ist nicht symmetrisch, sie hat die normale Form. Wenn man die Kurve nach Abzug der Grundlinie ausmißt, so ergibt sich, daß die Kurve 0,2 mV hoch ist und 0,08 Sekunden dauert. Die Kurve ist also 2,5 mal so hoch als breit

[illegible] [illegible] [illegible] [

nen vom Examen kam. Auf meine Frage antwortete er: Ich mußte eben die Debatten des jetzigen Landtages zu Preßburg büßen! Es ist ein wahrer Gottlieb Cooke, dieser Pressel, von Parteienwuth und Aussehen. Welch ein schönes Band der Liebe umschlingt die Welt! Die Slaven hassen die Deutschen, die Deutschen verachten die Slaven; die Franzosen verachten die Deutschen und werden von den Engländern über die Achsel angesehen; dafür verspottet der Yankee John Bull, während er selbst von Millionen geraubten Sclaven und aussterbenden, edlen, freien Urvölkern verflucht wird. — Es wird Einem unheimlich unter dieser Sündfluth christlicher Liebe bei gebildeten Nationen, und man möchte lieber ein Eskimo sein, der nicht lesen kann und von den civilisirten kunst- und wissenschaftsreichen Nationen nicht einmal den Namen erfährt. Herr Professor Erner, die Herbartischen Ideen, die Sie so schön dociren, zumal die Idee des Wohlwollens, reichen hier nicht aus. Herbart genügt, um sich mit Noth und Mühe durch die Misere der Welt zu winden, ja er macht es Einem bequem, sich im Philistreum heimisch und wohnlich niederzulassen, er entzündet und nährt das Feuer am bürgerlichen Heerde, er macht die Hausmannskost schmackhaft und genießbar; — aber er ist ein deutscher Stubengelehrter, und tritt man nur mit einem Schritte hinaus ins Freie unter das Gewimmel der geängstigten und hassenden Menschen, da läßt er Einen allein und ohne Trost und ohne Leitfaden, während er sich selbst hinter seinen pacificirenden Ideen die kein Aergerniß geben wollen, gemächlich verschanzt. — Er erhebt nicht, er waffnet nicht. Seine Philosophie ist ein Kahn für den ruhigen Landsee oder Teich im Parke, aber sie ist kein Schiff auf dem man sich hinauswagen könnte in die Stürme der offenen See, um das verschwundene goldene Land der Atlantis wieder aufzusuchen, bis man es findet. Uebrigens war und ist Herr Erner zur Zeit vielleicht der einzige Professor an der philosophischen Facultät, vor dem man Respect hatte und hat. —

Die Prager Universität ist in ganz Oesterreich die einzige, wo man eine gewisse Philosophie zu hören bekommt, während die Philosophie der andern Universitäten eine namenlose ist, als schämte sie sich ihrer Herkunft. Sie hat vielleicht nicht Ursache, die gute österreichische Philosophie. — Ihre Mutter ist die alte Lo-

gen, aus Mineralien und Gesteinen, aus Erden, Metallen, Salzen, Säuren, Laugen, Farben, Gummi, Harzen, Fetten, Ölen, Wachs, Seife, Zucker, Stärke, Gerbstoff, Leim, Eiweiß, Kleber, Pflanzenfaser, Holz, Papier, Leder, Pelzwerk, Wolle, Seide, Baumwolle, Leinen, Hanf, Kautschuk, Guttapercha, Asphalt, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, Holzkohlen, Koks, Petroleum, Paraffin, Ozokerit, Schießbaumwolle, Dynamit, Nitroglycerin, Pikrinsäure, Schwefelkohlenstoff, Chloroform, Äther, Alkohol, Spiritus, Essig, Bier, Wein, Branntwein, Liqueur, Arrak, Rum, Kognak, Whisky, Absinth, Kaffee, Tee, Kakao, Chokolade, Tabak, Zigarren, Zigaretten, Opium, Morphium, Kokain, Chinin, Strychnin, Atropin, Digitalin, Veratrin, Aconitin, Curare, Pfeilgift, Schlangengift, Tollwutgift, Milzbrandgift, Cholera-, Typhus-, Pocken-, Scharlach-, Masern-, Diphtheritis-, Syphilis-, Tuberkulose-, Lepra-, Rotz-, Trichinen-, Milchsäure-, Buttersäure-, Essigsäure-, Fäulnis-, Verwesungsgift, Leichengift, Kirchhofsgift, Sumpfgift, Miasmen, Ansteckungsstoff, Infektionsstoff, Contagium, Virus, Bakterien, Mikrokokken, Bazillen, Spirillen, Vibrionen, Sporen, Keime, Pilze, Schimmel, Hefe, Gärung, Fäulnis, Verwesung, Desinfektion, Antiseptik, Asepsis, Karbolsäure, Salicylsäure, Thymol, Naphthalin, Kreosot, Chlorkalk, Eisenvitriol, Kupfervitriol, Zinkvitriol, Sublimat, Jodoform, Jodol, Aristol, Dermatol, Airol, Xeroform, Salol, Antipyrin, Antifebrin, Phenacetin, Exalgin, Pyramidon, Natron, Kali, Ammoniak, Kalk, Magnesia, Tonerde, Eisen, Kupfer, Zink, Blei, Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Aluminium, Nickel, Kobalt, Mangan, Chrom, Arsen, Antimon, Wismut, Zinn, Uran, Kalium, Natrium, Lithium, Barium, Strontium, Calcium, Magnesium, Cer, Lanthan, Didym, Yttrium, Terbium, Erbium, Ruthenium, Rhodium, Palladium, Osmium, Iridium, Wolfram, Molybdän, Vanadium, Tantal, Niob, Titan, Zirkonium, Thorium, Beryllium, Gallium, Indium, Thallium, Rubidium, Cäsium, Fluor, Chlor, Brom, Jod, Schwefel, Selen, Tellur, Phosphor, Stickstoff, Kohlenstoff, Bor, Silicium, Wasserstoff, Sauerstoff, Luft, Wasser, Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Schwerkraft, Kohäsion, Adhäsion, Affinität, Chemismus, Dynamismus, Mechanismus, Vitalismus, Animismus, Spiritismus, Okkultismus, Mystizismus, Pantheismus, Monismus, Dualismus, Pluralismus, Atheismus, Materialismus, Idealismus, Realismus, Nominalismus, Skeptizismus, Kritizismus, Positivismus, Rationalismus, Empirismus, Sensualismus, Intellektualismus, Intuitionismus, Mystizismus, Pietismus, Quietismus, Rigorismus, Utilitarismus, Eudämonismus, Hedonismus, Pessimismus, Optimismus, Meliorismus, Quietismus, Nihilismus, Anarchismus, Sozialismus, Kommunismus, Kollektivismus, Individualismus, Liberalismus, Konservatismus, Radikalismus, Demokratismus, Absolutismus, Despotismus, Tyrannismus, Cäsarismus, Ochlokratismus, Plutokratismus, Aristokratismus, Monarchismus, Republikanismus, Föderalismus, Unitarismus, Zentralismus, Partikularismus, Autonomismus, Kantonalismus, Munizipalismus, Kommunalismus, Gemeindewesen, Selbstverwaltung, Selbstregierung, Selbstbestimmung, Selbstbestimmungsrecht, Selbstbestimmungsrecht der Völker, Selbstbestimmungsrecht der Nationen, Selbstbestimmungsrecht der Rassen, Selbstbestimmungsrecht der Stämme, Selbstbestimmungsrecht der Sprachen, Selbstbestimmungsrecht der Religionen, Selbstbestimmungsrecht der Konfessionen, Selbstbestimmungsrecht der Kirchen, Selbstbestimmungsrecht der Sekten, Selbstbestimmungsrecht der Gemeinden, Selbstbestimmungsrecht der Kantone, Selbstbestimmungsrecht der Provinzen, Selbstbestimmungsrecht der Länder, Selbstbestimmungsrecht der Staaten, Selbstbestimmungsrecht der Reiche, Selbstbestimmungsrecht der Republiken, Selbstbestimmungsrecht der Monarchien, Selbstbestimmungsrecht der Kaiserreiche, Selbstbestimmungsrecht der Königreiche, Selbstbestimmungsrecht der Großherzogtümer, Selbstbestimmungsrecht der Herzogtümer, Selbstbestimmungsrecht der Fürstentümer, Selbstbestimmungsrecht der Grafschaften, Selbstbestimmungsrecht der Baronien, Selbstbestimmungsrecht der Ritterschaften, Selbstbestimmungsrecht der Adelsgeschlechter, Selbstbestimmungsrecht der Familien, Selbstbestimmungsrecht der Individuen, Selbstbestimmungsrecht der Menschen, Selbstbestimmungsrecht der Tiere, Selbstbestimmungsrecht der Pflanzen, Selbstbestimmungsrecht der Steine, Selbstbestimmungsrecht der Erden, Selbstbestimmungsrecht der Metalle, Selbstbestimmungsrecht der Salze, Selbstbestimmungsrecht der Säuren, Selbstbestimmungsrecht der Laugen, Selbstbestimmungsrecht der Farben, Selbstbestimmungsrecht der Gummi, Selbstbestimmungsrecht der Harze, Selbstbestimmungsrecht der Fette, Selbstbestimmungsrecht der Öle, Selbstbestimmungsrecht der Wachse, Selbstbestimmungsrecht der Seifen, Selbstbestimmungsrecht der Zucker, Selbstbestimmungsrecht der Stärke, Selbstbestimmungsrecht der Gerbstoffe, Selbstbestimmungsrecht der Leime, Selbstbestimmungsrecht der Eiweiße, Selbstbestimmungsrecht der Kleber, Selbstbestimmungsrecht der Pflanzenfasern, Selbstbestimmungsrecht der Hölzer, Selbstbestimmungsrecht der Papiere, Selbstbestimmungsrecht der Leder, Selbstbestimmungsrecht der Pelzwerke, Selbstbestimmungsrecht der Wollen, Selbstbestimmungsrecht der Seiden, Selbstbestimmungsrecht der Baumwollen, Selbstbestimmungsrecht der Leinen, Selbstbestimmungsrecht der Hanfe, Selbstbestimmungsrecht der Kautschuke, Selbstbestimmungsrecht der Guttaperchen, Selbstbestimmungsrecht der Asphalte, Selbstbestimmungsrecht der Steinkohlen, Selbstbestimmungsrecht der Braunkohlen, Selbstbestimmungsrecht der Torfe, Selbstbestimmungsrecht der Holzkohlen, Selbstbestimmungsrecht der Koks, Selbstbestimmungsrecht der Petroleume, Selbstbestimmungsrecht der Paraffine, Selbstbestimmungsrecht der Ozokerite, Selbstbestimmungsrecht der Schießbaumwollen, Selbstbestimmungsrecht der Dynamite, Selbstbestimmungsrecht der Nitroglycerine, Selbstbestimmungsrecht der Pikrinsäuren, Selbstbestimmungsrecht der Schwefelkohlenstoffe, Selbstbestimmungsrecht der Chloroforme, Selbstbestimmungsrecht der Äther, Selbstbestimmungsrecht der Alkohole, Selbstbestimmungsrecht der Spiritusse, Selbstbestimmungsrecht der Essige, Selbstbestimmungsrecht der Biere, Selbstbestimmungsrecht der Weine, Selbstbestimmungsrecht der Branntweine, Selbstbestimmungsrecht der Liqueure, Selbstbestimmungsrecht der Arraks, Selbstbestimmungsrecht der Rums, Selbstbestimmungsrecht der Kognake, Selbstbestimmungsrecht der Whiskys, Selbstbestimmungsrecht der Absinthe, Selbstbestimmungsrecht der Kaffees, Selbstbestimmungsrecht der Tees, Selbstbestimmungsrecht der Kakaos, Selbstbestimmungsrecht der Chokoladen, Selbstbestimmungsrecht der Tabake, Selbstbestimmungsrecht der Zigarren, Selbstbestimmungsrecht der Zigaretten, Selbstbestimmungsrecht der Opien, Selbstbestimmungsrecht der Morphine, Selbstbestimmungsrecht der Kokaine, Selbstbestimmungsrecht der Chinine, Selbstbestimmungsrecht der Strychnine, Selbstbestimmungsrecht der Atropine, Selbstbestimmungsrecht der Digitaline, Selbstbestimmungsrecht der Veratrine, Selbstbestimmungsrecht der Aconitine, Selbstbestimmungsrecht der Curares, Selbstbestimmungsrecht der Pfeilgifte, Selbstbestimmungsrecht der Schlangengifte, Selbstbestimmungsrecht der Tollwutgifte, Selbstbestimmungsrecht der Milzbrandgifte, Selbstbestimmungsrecht der Cholera-, Typhus-, Pocken-, Scharlach-, Masern-, Diphtheritis-, Syphilis-, Tuberkulose-, Lepra-, Rotz-, Trichinen-, Milchsäure-, Buttersäure-, Essigsäure-, Fäulnis-, Verwesungsgifte, Selbstbestimmungsrecht der Leichengifte, Selbstbestimmungsrecht der Kirchhofsgifte, Selbstbestimmungsrecht der Sumpfgifte, Selbstbestimmungsrecht der Miasmen, Selbstbestimmungsrecht der Ansteckungsstoffe, Selbstbestimmungsrecht der Infektionsstoffe, Selbstbestimmungsrecht der Contagien, Selbstbestimmungsrecht der Viren, Selbstbestimmungsrecht der Bakterien, Selbstbestimmungsrecht der Mikrokokken, Selbstbestimmungsrecht der Bazillen, Selbstbestimmungsrecht der Spirillen, Selbstbestimmungsrecht der Vibrionen, Selbstbestimmungsrecht der Sporen, Selbstbestimmungsrecht der Keime, Selbstbestimmungsrecht der Pilze, Selbstbestimmungsrecht der Schimmel, Selbstbestimmungsrecht der Hefe, Selbstbestimmungsrecht der Gärung, Selbstbestimmungsrecht der Fäulnis, Selbstbestimmungsrecht der Verwesung, Selbstbestimmungsrecht der Desinfektion, Selbstbestimmungsrecht der Antiseptik, Selbstbestimmungsrecht der Asepsis, Selbstbestimmungsrecht der Karbolsäure, Selbstbestimmungsrecht der Salicylsäure, Selbstbestimmungsrecht der Thymole, Selbstbestimmungsrecht der Naphthaline, Selbstbestimmungsrecht der Kreosote, Selbstbestimmungsrecht der Chlorkalke, Selbstbestimmungsrecht der Eisenvitriole, Selbstbestimmungsrecht der Kupfervitriole, Selbstbestimmungsrecht der Zinkvitriole, Selbstbestimmungsrecht der Sublimate, Selbstbestimmungsrecht der Jodoforme, Selbstbestimmungsrecht der Jodole, Selbstbestimmungsrecht der Aristole, Selbstbestimmungsrecht der Dermatole, Selbstbestimmungsrecht der Airole, Selbstbestimmungsrecht der Xeroforme, Selbstbestimmungsrecht der Salole, Selbstbestimmungsrecht der Antipyrine, Selbstbestimmungsrecht der Antifebrine, Selbstbestimmungsrecht der Phenacetine, Selbstbestimmungsrecht der Exalgine, Selbstbestimmungsrecht der Pyramidone, Selbstbestimmungsrecht der Natrone, Selbstbestimmungsrecht der Kalien, Selbstbestimmungsrecht der Ammoniake, Selbstbestimmungsrecht der Kalke, Selbstbestimmungsrecht der Magnesien, Selbstbestimmungsrecht der Tonerden, Selbstbestimmungsrecht der Eisen, Selbstbestimmungsrecht der Kupfer, Selbstbestimmungsrecht der Zinke, Selbstbestimmungsrecht der Bleie, Selbstbestimmungsrecht der Quecksilber, Selbstbestimmungsrecht der Silber, Selbstbestimmungsrecht der Golde, Selbstbestimmungsrecht der Platine, Selbstbestimmungsrecht der Aluminien, Selbstbestimmungsrecht der Nickel, Selbstbestimmungsrecht der Kobalte, Selbstbestimmungsrecht der Mangane, Selbstbestimmungsrecht der Chrome, Selbstbestimmungsrecht der Arsene, Selbstbestimmungsrecht der Antimone, Selbstbestimmungsrecht der Wismute, Selbstbestimmungsrecht der Zinne, Selbstbestimmungsrecht der Urane, Selbstbestimmungsrecht der Kalium, Selbstbestimmungsrecht der Natrium, Selbstbestimmungsrecht der Lithium, Selbstbestimmungsrecht der Barium, Selbstbestimmungsrecht der Strontium, Selbstbestimmungsrecht der Calcium, Selbstbestimmungsrecht der Magnesium, Selbstbestimmungsrecht der Cer, Selbstbestimmungsrecht der Lanthan, Selbstbestimmungsrecht der Didym, Selbstbestimmungsrecht der Yttrium, Selbstbestimmungsrecht der Terbium, Selbstbestimmungsrecht der Erbium, Selbstbestimmungsrecht der Ruthenium, Selbstbestimmungsrecht der Rhodium, Selbstbestimmungsrecht der Palladium, Selbstbestimmungsrecht der Osmium, Selbstbestimmungsrecht der Iridium, Selbstbestimmungsrecht der Wolfram, Selbstbestimmungsrecht der Molybdän, Selbstbestimmungsrecht der Vanadium, Selbstbestimmungsrecht der Tantal, Selbstbestimmungsrecht der Niob, Selbstbestimmungsrecht der Titan, Selbstbestimmungsrecht der Zirkonium, Selbstbestimmungsrecht der Thorium, Selbstbestimmungsrecht der Beryllium, Selbstbestimmungsrecht der Gallium, Selbstbestimmungsrecht der Indium, Selbstbestimmungsrecht der Thallium, Selbstbestimmungsrecht der Rubidium, Selbstbestimmungsrecht der Cäsium, Selbstbestimmungsrecht der Fluor, Selbstbestimmungsrecht der Chlor, Selbstbestimmungsrecht der Brom, Selbstbestimmungsrecht der Jod, Selbstbestimmungsrecht der Schwefel, Selbstbestimmungsrecht der Selen, Selbstbestimmungsrecht der Tellur, Selbstbestimmungsrecht der Phosphor, Selbstbestimmungsrecht der Stickstoff, Selbstbestimmungsrecht der Kohlenstoff, Selbstbestimmungsrecht der Bor, Selbstbestimmungsrecht der Silicium, Selbstbestimmungsrecht der Wasserstoff, Selbstbestimmungsrecht der Sauerstoff, Selbstbestimmungsrecht der Luft, Selbstbestimmungsrecht der Wasser, Selbstbestimmungsrecht der Licht, Selbstbestimmungsrecht der Wärme, Selbstbestimmungsrecht der Elektrizität, Selbstbestimmungsrecht der Magnetismus, Selbstbestimmungsrecht der Schwerkraft, Selbstbestimmungsrecht der Kohäsion, Selbstbestimmungsrecht der Adhäsion, Selbstbestimmungsrecht der Affinität, Selbstbestimmungsrecht der Chemismus, Selbstbestimmungsrecht der Dynamismus, Selbstbestimmungsrecht der Mechanismus, Selbstbestimmungsrecht der Vitalismus, Selbstbestimmungsrecht der Animismus, Selbstbestimmungsrecht der Spiritismus, Selbstbestimmungsrecht der Okkultismus, Selbstbestimmungsrecht der Mystizismus, Selbstbestimmungsrecht der Pantheismus, Selbstbestimmungsrecht der Monismus, Selbstbestimmungsrecht der Dualismus, Selbstbestimmungsrecht der Pluralismus, Selbstbestimmungsrecht der Atheismus, Selbstbestimmungsrecht der Materialismus, Selbstbestimmungsrecht der Idealismus, Selbstbestimmungsrecht der Realismus, Selbstbestimmungsrecht der Nominalismus, Selbstbestimmungsrecht der Skeptizismus, Selbstbestimmungsrecht der Kritizismus, Selbstbestimmungsrecht der Positivismus, Selbstbestimmungsrecht der Rationalismus, Selbstbestimmungsrecht der Empirismus, Selbstbestimmungsrecht der Sensualismus, Selbstbestimmungsrecht der Intellektualismus, Selbstbestimmungsrecht der Intuitionismus, Selbstbestimmungsrecht der Mystizismus, Selbstbestimmungsrecht der Pietismus, Selbstbestimmungsrecht der Quietismus, Selbstbestimmungsrecht der Rigorismus, Selbstbestimmungsrecht der Utilitarismus, Selbstbestimmungsrecht der Eudämonismus, Selbstbestimmungsrecht der Hedonismus, Selbstbestimmungsrecht der Pessimismus, Selbstbestimmungsrecht der Optimismus, Selbstbestimmungsrecht der Meliorismus, Selbstbestimmungsrecht der Quietismus, Selbstbestimmungsrecht der Nihilismus, Selbstbestimmungsrecht der Anarchismus, Selbstbestimmungsrecht der Sozialismus, Selbstbestimmungsrecht der Kommunismus, Selbstbestimmungsrecht der Kollektivismus, Selbstbestimmungsrecht der Individualismus, Selbstbestimmungsrecht der Liberalismus, Selbstbestimmungsrecht der Konservatismus, Selbstbestimmungsrecht der Radikalismus, Selbstbestimmungsrecht der Demokratismus, Selbstbestimmungsrecht der Absolutismus, Selbstbestimmungsrecht der Despotismus, Selbstbestimmungsrecht der Tyrannismus, Selbstbestimmungsrecht der Cäsarismus, Selbstbestimmungsrecht der Ochlokratismus, Selbstbestimmungsrecht der Plutokratismus, Selbstbestimmungsrecht der Aristokratismus, Selbstbestimmungsrecht der Monarchismus, Selbstbestimmungsrecht der Republikanismus, Selbstbestimmungsrecht der Föderalismus, Selbstbestimmungsrecht der Unitarismus, Selbstbestimmungsrecht der Zentralismus, Selbstbestimmungsrecht der Partikularismus, Selbstbestimmungsrecht der Autonomismus, Selbstbestimmungsrecht der Kantonalismus, Selbstbestimmungsrecht der Munizipalismus, Selbstbestimmungsrecht der Kommunalismus, Selbstbestimmungsrecht der Gemeindewesen, Selbstbestimmungsrecht der Selbstverwaltung, Selbstbestimmungsrecht der Selbstregierung, Selbstbestimmungsrecht der Selbstbestimmung, Selbstbestimmungsrecht der Selbstbestimmungsrechte.

Ausgabe 1911 (Ausgabe 1912) 1912 (Ausgabe 1913) 1913 (Ausgabe 1914) 1914 (Ausgabe 1915) 1915 (Ausgabe 1916) 1916 (Ausgabe 1917) 1917 (Ausgabe 1918) 1918 (Ausgabe 1919) 1919 (Ausgabe 1920) 1920 (Ausgabe 1921) 1921 (Ausgabe 1922) 1922 (Ausgabe 1923) 1923 (Ausgabe 1924)

ion. Here the impression is made on the mind that one has entered the old Cathedral, and as it were, is in a dream. Then the Cathedral is left behind, and the Bishop's Palace comes into view. It is still a noble pile, as when Bishop Jewel lived there, but it is not what it was in the days of the Bishops. Then the Cathedral Close was filled with the Bishop's servants, and the Bishop's guests, and the Bishop's horses, and the Bishop's dogs, and the Bishop's hounds, and the Bishop's hawks, and the Bishop's falconers, and the Bishop's huntsmen, and the Bishop's grooms, and the Bishop's pages, and the Bishop's chaplains, and the Bishop's secretaries, and the Bishop's stewards, and the Bishop's cooks, and the Bishop's scullions, and the Bishop's butlers, and the Bishop's bottle-washers, and the Bishop's tailors, and the Bishop's barbers, and the Bishop's wig-makers, and the Bishop's shoe-makers, and the Bishop's candle-makers, and the Bishop's lamplighters, and the Bishop's gardeners, and the Bishop's coachmen, and the Bishop's footmen, and the Bishop's maids, and the Bishop's men, and the Bishop's women, and the Bishop's children, and the Bishop's children's governesses, and the Bishop's children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's governesses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses, and the Bishop's children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children's nurses' children, and the Bishop's

Gimpel und Paradiesvogel.

Eine Fabel.

„Wie ist mein Loos beneidenswerth!“
— So sprach der Gimpel in seinem Bauer —
„Mein Trank ist süß, mein Hanf ist nicht sauer,
Ich habe was zum Leben gehört.
Wenn draußen die andern Vögel lärmen,
In tollen Liedern der Freiheit schwärmen,
Sing' ich, was meinen Herrn erfreut,
Wofür er süßes Futter mir streut.
Doch jene fängt man, und 's geht ihnen schlecht;
Den tollen Schwärmern geschieht schon recht.
Will ich zum Zeitvertreib auch wandern,
So spring' ich von einer Sprosse zur andern,
Da kann ich herkömmlich beschau'n und besprechen,
Wie's zugeht in dieser bunten Welt,
Die Sprossen sind grade so hoch gestellt,
Als nöthig, den Kopf mir nicht zu zerbrechen.
Nie würd' ichs versuchen, die Sprossen zu schütteln,
Am Festbestehenden frevelnd zu rütteln.
Nur Eines will mir nicht recht in den Sinn,
Wozu ich denn ein Vogel bin,
Wozu mir denn die Flügel gegeben,
Hab' ich's doch gar nicht nöthig zu schweben,
Kann ich doch, wie der Ochs, das Schaf,
Mein Leben genießen mit Essen und Schlaf!“

So sprach der Gimpel mit weisen Geberden.
Ihn hört ein Vogel, von Wen'gen erkannt,
Und selten nur heimisch erscheinend auf Erden,
Der Paradiesesvogel genannt.
Wie der des Gimpels Rede vernimmt,
Er seine Kehle zur Antwort stimmt:

Digitized by Google

Then from the earth's deep caverns did there come
A dismal groaning sound, by which the spright
Conceived right well his sire was not far from home.
Directly hitherward he bends his flight,
And comes and findes the place wherein he lay
Still calling out amain for life, for life.
But when the fiend found how the matter went,
Into a rage he fell, and would have fled,
Had not the pow'rful charm still held him down,
For with his nails he digged deep in the ground,
And threw out stones and rubbish round about.
And all the while he bellowed like a bull,
So great his pain, so fast the man did hold him.
Meanwhile the father falls to his devotion,
And bids his son strike in with all his power,
Who with a lusty courage to it fell,
And from the earth threw mighty stones amain.
The sturdy villain thought to scape the danger,
Which now approached fast unto his life,
By digging hard with hands and nails to get
Some passage forth, that he might fly away.
But all in vain, the charm had bound him fast.
Then with a dismal voice he cried aloud
To those infernal sprights with whom he dealt,
And bade them come in all the haste they could
And help him in the place where now he was.
Forthwith they hear his voice, and fly amain
To reach the place from whence the noise did come.
Meanwhile the lad with courage digged apace,
And threw out earth in such abundance
As if he thought to make a grave to bury
A thousand men in, and not for one alone.
Which when the damned sprights perceived,
They fled away for fear, and left the fiend
To shift for himself, who now was at his wit's end.
Then thus the father spake unto his son:
"Well hast thou done, my child, thy duty right,
Perform it out, and thou shalt be my heir
In all the goods which I do call my own."
With that the boy fell lustily to work,
And digged and threw out earth as fast as he
Could well have done, if twenty men had been
Employed about the matter all the day.
At length the fiend, which thought to save his life,
Told them that he would teach them such a charm
As should be good for them and him, and all
That should but learn the same, and keep it well.
Which when the father heard, he was content
To save the fiend's life, so he would perform
The promise he had made, and teach the charm.
Which when the fiend had done, the father said:
"Thou hast deserved well, and shalt have thy hire."
With that he gave him three grains of barley corn,
Saying, "Lo, there the hire which I will give thee."
The fiend was glad he had escaped so well,
And thought he had but gulled the man indeed,
Who thought to quit him with three barley corns.
Then home they went, and lived a long time after.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Ohnmacht. — Scribe und Dumas. — Süße Literatur. — Victor Hugo und die Zuckerbäcker. — Zur Charakteristik Arnold Ruge's. — Die drei Perioden der Juliregierung. — Die englischen Gesandten in Paris und in Wien. — Ein Rothschildischer Ball und Karl Beck. —

Das abgelaufene Jahr ging wie ein Eunuch zu seinen Vätern, unfruchtbar in Politik, wie in Kunst und Literatur: Während das Guizot'sche Ministerium seinen Alltagsgang dahinschritt, ohne durch einen genialen Zug in der Administration sich auszuzeichnen, zeigte sich auf dem Theater, in den schönen Wissenschaften und Künsten dieselbe Sterilität. Wie wenig Bühnenstücke haben einen glänzenden Erfolg gehabt, wie wenig Partituren haben ein nachhaltiges Leben entwickelt. Meyerbeer, Auber, Adam, Halevy sind stumm geblieben, und nur letzterer bereitet eine neue Oper zur Aufführung vor. Auch keine Statue, keine Staffelei von Bedeutung wurde vorgeführt, diese geschäftige Actien- und Industriewelt, von augenblicklichen Interessen bewegt, mißtrauisch gegen die Zukunft, sucht höchstens materielle Erholungen und kümmert sich wenig um die geistigen Bewegungen. Sogar Scribe und Alexander Dumas, Schriftsteller, die eben nicht auf die höchsten Richtungen der Poesie hinzielen, haben das Publicum zu wenig ernst gefunden, zu wenig hingebend, um von der Nationalbühne herab zu ihm zu sprechen. Zu dem ist das Theatre français eine Mischung von Invalidenhaus nnd Theaterschule geworden, überlebte und beginnende Schauspieler theilen sich die Rollen und die Darstellungen sind so mittelmäßig wie nur irgend an einem deutschen Hoftheater. Dumas hat sich darum ganz dem Roman zugewendet und Scribe dem Boulevardtheater, wo er wieder Vaudevillesspäße und Coupletswitze schafft wie in seiner ersten Periode.

Digitized by Google

Der einzige Fortſchritt, den die Literatur gemacht hat, iſt bei den Zuckerbäckern zu ſuchen. Während die deuſchen Zuckerbäcker ihre Bonbons noch immer mit Deviſen aus der Fabrik der armen Lorenz Kindleins ausſtatten, und höchſtens einen alten Magiſter oder einen jungen Tertianer in Sold nehmen, um für acht Groſchen einige Dutzend jener merkwürdigen Reime und Streckverſe zu fabriciren, die beim Deſſert die geiſtige Unterhaltung des tiefſinnigen Deutſchlands bilden, ſind die franzöſiſchen Bonbonkünſtler zu ihren höchſten Muſenprieſtern emporgeſtiegen, und indem man ein Chocoladezeltchen auswickelt, findet man eine Ode von Victor Hugo, eine Strophe von Lamartine, ein Chanſon von Beranger. In dieſem Frankreich verſüßt ſich Alles. Die Poeſie caramelirt ſich, das Genie wird á la Vanille und à la pistache den Leuten beigebracht. Zu verwundern iſt nur, daß die literariſchen Götter Frankreichs den Zuckerbäckern noch keinen Prozeß wegen Nachdrucks angehängt haben. Hat doch Victor Hugo eine Tantieme von den italieniſchen Librettofabricanten, welche ſeine Lucretia Borgia und den Hernani zu italieniſchen Opernbüchern benutzten, reclamirt, warum ſollte er nicht auch ſein Honorarantheil für den Wiederabdruck ſeiner Oden verlangen die man in Gemeinſchaft mit Chocolade und eingemachten Früchten auf das Pfund verkauft? Eben ſo ſehr muß man ſich wundern, daß die Pariſer Süßwaarenhändler noch nicht in jedem Bonbon ein Romancapitel liefern. Dieß könnte mit einer Nummer verſehen werden, dergeſtalt, daß eine Anzahl Bonbons einen ganzen Roman liefern, und der ganze Unterſchied beſtünde nur darin, daß man ſtatt eines Romans, in zwei oder drei Bänden, einen zweipfündigen oder dreipfündigen kaufen würde. Iſt der Roman ſchlecht, ſo würde die Süßigkeit der Zuckerwaaren dem Käufer immerhin mehr Entſchädigung bieten, als die Abgeſtandenheit eines Journals. Wie aber, wenn ein ſolcher Roman Glück macht, wie die Myſtères de Paris, welche Auflagen würden die Chocoladeplätzchen und Zuckerfrüchte dem ſüßen Buchhändlerbäcker einbringen. Kommt Zeit, kommt Rath!

Ruges „Zwei Jahre in Paris“ gefällt den Paar Franzoſen, die ſich die Mühe nehmen, über deutſche Literatur ſich erzählen zu laſſen. Leſen können ſie das Buch freilich nicht. Aber unter der Colonie, die hier lebt, hat das Buch gerade nicht zu Gunſten Ruges gewirkt. Es iſt eine Abſichtlichkeit darin, die ein unbehagliches Bild von dem Charakter des Verfaſſers gibt. Man ſagt, Ruge habe durch ſeine Losſagung vom Communismus, mit dem er früher ſtark geliebäugelt, ſich wieder den Weg nach Deutſchland bahnen wollen und bringt die nachgeſuchte Verlängerung ſeines ſächſiſchen Bürgerrechts damit in Verbindung. Darin ſehe ich nichts Uebles. Die deutſche Oppoſition braucht der Kräfte, der praktiſchen Kräfte, und in ſo fern kann es uns nur lieb ſein, wenn ſich ein ſo ſcharfer Kopf, wie Ruge, von den ne-

belhaften und unfruchtbaren Träumen des Communismus mit Eclat losſagt. Aber die Art, wie dieß geſchieht, iſt unedel, roh, ja perfid. Ruge lebte bis zum letzten Augenblicke mit dem „communiſtiſchen Rabbi", Dr. Heß, im Freundſchaftsverhältniſſe, wenigſtens in einem anſcheinenden, er reiſte mit ihm, war ſein Stubengenoſſe, ließ ſich von ihm hier bei allen ſeinen literariſchen Bekannten einführen. Er titulirt Heß in einem Briefe den er ſelbſt mittheilt: „Mein edler Freund!" Dieſer Heß iſt ein Ideolog, aber er meint es wenigſtens ehrlich mit der Sache, der er ſo unglücklich iſt ſich hinzugeben. Es iſt ein ehrlicher, vorwurfsfreier Charakter, der, ſo lange er hier lebte, wenn auch nicht die Zuſtimmung, doch die Achtung Aller die ihn kannten, ſich erworben hat. Seit wann aber iſt es Sitte, daß ein Freund ſeinen „edlen Freund" öffentlich ſo verhöhnt? Seit wann iſt es Sitte, daß man von Briefen, die mit „Mein edler Freund" beginnen, im Voraus eine Abſchrift ſich zurückbehält um ſie eines Tages zu veröffentlichen? Dieß iſt ein unwürdiges Spiel, das ein trübes Licht auf das Herz des halliſchen Propheten wirft.

Die Kammern ſind in voller Thätigkeit, und da in England das Toryminiſterium am Ruder geblieben iſt, ſo hat auch die franzöſiſche Oppoſition ihre Hoffnungen verloren. Guizot hat — wie Sie längſt aus den Tageblättern wiſſen — die Seſſion mit einer Majorität von 65 bis 70 Stimmen angetreten. Allgemein iſt die ruhige Stille aufgefallen, mit welcher diesmal die Kammern eröffnet wurden. Kaum daß man ſich im Publicum um dieſe politiſche Feierlichkeit gekümmert hat. Es iſt, als wären die Springfedern der Repräſentativregierung roſtig geworden. Die Juliregierung hat in dieſen fünfzehn Jahren den geſchichtlichen Gang Frankreichs, ſeit ſeiner großen Revolution, im Kleinen abgeſpiegelt. Die erſte Periode bildete die Oppoſition der Republikaner; der revolutionäre Geiſt der Julitage ſchäumte und vibrirte noch einige Jahre fort. Aber die Straßenemeuten und die Attentate gegen Louis Philipp reiheten um die Regierung eine Phalanx von Conſervativen, die ſie zwar nicht liebte aber deſto mehr vor den Gegnern ſich ängſtigte, weil ſie in einem neuen Umſturz Vermögen und andere Intereſſen einzubüßen fürchtete. Nachdem die Republikaner beſiegt waren, tauchte eine Art napoleoniſche Oppoſition auf. In dieſer zweiten Periode war von Nichts, als von dem „perfiden Albion" die Rede; der alte Haß aus der Kaiſerzeit wurde herauf beſchworen, und der kleine Corporal Thiers ritt auf einem großen Schlachtroß mit fliegenden Phraſen voran und legte ſeine Lanze gegen die engliſche Allianz und die Entente cordiale ein. Allein auch dieſe Art Oppoſition iſt mit dem vorigen Jahre ermattet, und nun ſcheint die Regierung in ihre dritte Reſtaurationsepoche zu treten, wo ſie, ſicher des Schutzes und der Allianz mit den fremden Mächten, nur auf Stärkung ihrer Macht bedacht iſt und einen Adel

Digitized by Google

um ſich zu verſammeln ſucht, der zwar nicht wie der alte Bourboniſche Lilienadel ſeine Stammbäume und Adelsbriefe bis zu den Kreuzzügen gegen die Saracenen zurückführt, ſondern jene Geldariſtokratie, deren Lettre de Nobleſſe aus einer großen Maſſe von Actien beſteht, und deren Kreuzzüge auf den Eiſenlinien von Paris nach Straßburg, nach Valenciennes, ausgeführt werden.

Wie in der Politik, ſo hat das Wiedereintreten des engliſchen Toryminiſteriums auch in der hieſigen Societät Nachklänge gefunden. Bei der erſten Nachricht von dem erſten Abtreten Robert Peel's und dem Eintritt der Whigs hat der hieſige engliſche Geſandte, Lord Cowley, Abſchiedsbeſuche gemacht und in ſeinem Hotel die Sachen einpacken laſſen. Lord Cowley iſt ein Bruder Wellingtons und fand es natürlich, daß er dieſem folgen müſſe, da er ſich zurückzog. Die hieſige Societät, namentlich die Engländer, ſahen dies ſehr ungerne, da das ſplendide und brillante Haus des Geſandten ein beliebter Mittelpunkt iſt, während man als ſeinen Nachfolger, Lord Beauvale, bisher Geſandten in Wien, bezeichnete, einen alten Herrn, bei dem man eben nicht auf große weltliche Freuden rechnen könne, und der überdies mit einer Oeſterreicherin verheirathet iſt, welche die engliſche und franzöſiſche Welt wahrſcheinlich nicht gründlich ſtudirt hat. Plötzlich hört man: die Torries bleiben Meiſter. Große Freude in der Faubourg St. Honoré, die Koffer werden wieder ausgepackt, die Mittwochſoireen werden brillanter als je; der Geſandte wird mit freudigen shake hands beſtürmt und gibt in der Freude ſeines Herzens einen brillanten Ball. Sie ſehen was die Korngeſetze für große Folgen haben. Die Bälle ſind jetzt bereits vollſtändigſt an der Abendordnung. Einer der prachtvollſten fand vorigen Mittwoch bei Rothſchild Statt, obſchon es nur ein Kinderball war. Es ſcheint, daß Karl Becks Lieder eines armen Mannes mit der verſificirten Barmherzigkeitspredigt an das Haus Rothſchild einen Eindruck hervorgebracht haben; der Millionenkönig rief gerührt aus: Laßt die Kleinen zu mir kommen, und gab einen Kinderball.

II.

Aus Wien.

Die Anweſenheit des Czaren. — Der Tod Biragos.

Der lange vorher angekündigte und immer wieder abgeſagte Kaiſer von Rußland langte endlich am 30. December um 8 Abends auf dem Bahnhofe der Südeiſenbahn an, wo er von dem dort zu ſeinem Empfang harrenden Feldmarſchalllieutenant Fürſt Karl von Lichtenſtein begrüßt ward. Der Neugierigen hatten ſich nur wenige eingeſtellt, und unter dieſen fanden ſich einige Stimmen, welche Lebehochrufe erſchallen ließen. Der Kaiſer ſtieg im Palaſt der ruſſiſchen Bot-

Kraft, die Verwaltung und Verwendung des Fonds und die Rechnungsführung darüber.

Die Verwaltung des Fonds wird durch eine Kommission ausgeübt, welche aus dem Vorsitzenden, einem Beisitzer und einem Schriftführer besteht. Diese Kommission wird vom Kuratorium der Universität ernannt. Sie hat ihre Sitzungen in Berlin. Ihre Mitglieder erhalten keine Vergütung für ihre Tätigkeit.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Die Kommission hat alljährlich dem Kuratorium der Universität Bericht über die Verwaltung des Fonds zu erstatten und die Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Fonds zu legen.

Die Rechnung wird durch einen Rechnungsrevisor geprüft, welcher vom Kuratorium der Universität ernannt wird.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind.

III.

Aus Prag.

Holztheurung. — Stellung der Beamten. — Muthung bei Buſchtierad. — Faſching. — Prager Zeitung. — Bücherpolizei. — Die Ständeverſammlung.

Unſer Landeschef iſt eifrig und ernſtlich bemüht geweſen, der Holz-Theurung abzuhelfen, ein Uebel welches durch den großen Bedarf der Eiſenbahn und Locomotiv-Heizung plötzlich entſtanden war. — Die veranlaßte Zufuhr von 8000 Klaftern, durch aerariſche Bezüge hat wenigſtens dem in Noth ſchmachtenden Beamten, dem ungeachtet der diesjährigen Theurung keine Gehaltszulage bewilligt wurde, den Holzbedarf zu mäßigeren Preiſen geſichert. — Für den Beamten, der, beſonders in Böhmen, mit ſehr kleinem Gehalte bedacht iſt, ſo daß oft eine zahlreiche Familie auf einen Gehalt von 800 fl. — ein Gehalt den ſchon ein höherer Beamte genießt — hingewieſen iſt, iſt dieſe Theurung um ſo drückender, als ihm ſeit der jetzigen Landesverwaltung durch den Erzherzog, alle Wege abgeſchnitten ſind, durch die er ſich ſonſt Nebeneinkünfte zu verſchaffen wußte; — nur ſollte anderſeits die Regierung dazu thun, dem Staatsdiener ein rechtliches Auskommen zu ſichern, wenn ſie das Rechtlichkeitsgefühl bei demſelben nicht veräußert ſehen will. —

Vor einigen Tagen langte Erzherzog Stephan von ſeiner Wiener Reiſe hier wieder an. In letzterer Zeit war die Fahrt auf der Eiſenbahn wieder ſehr unregelmäßig, und auch jener Train, mit welchem der Erzherzog fuhr, kam anſtatt um 5 Uhr Abends, erſt Nachts um 2 Uhr an. Bei Anlangung auf der einen Station fehlte es ſogar an Holz zur Heizung, bei der Abfahrt von der anderen Station wurden aus Verſehn einige Laſtwagons zurückgelaſſen, die wieder geholt werden mußten. — Die Paſſagier-Wagons, welche Anfangs den Beifall der Paſſagiere erhielten, erwecken nun im Allgemeinen deren Unzufriedenheit. Es zeigt ſich nun, daß deren nachläſſige Bauart ſich, bis zur Unerträglichkeit, in einem Fenſtergeklirre und einem Geraſſel bekundet, was alles Schreien in den Wagons übertönet, ſo daß der redſeligſte Paſſagier ſich geduldig zum Schweigen beſcheiden muß, wenn er nicht um ſeine Lunge kommen will. Der Paſſagier weiß nicht, ob er dieſes Gepolter mehr der Schienenlage, der Anlage der Bahn, oder der nachläſſigen Bauart der Wagons zuſchreiben ſoll, die ſchon, ſo zu ſagen, aus dem Leime gehen. — Die Heizung der Locomotiven mit Holz, wird nun bald durch die Heizung mit Steinkohlen erſetzt werden, weil der Bedarf an Brennmateriale zu groß iſt, als daß nicht die Holzpreiſe noch mehr in die Höhe gehen ſollten. — Der Umſicht des Hofkammerpräſidenten dankt es das Publicum, daß von Seiten des Aerars eine ſehr großartige Mu-

thung bei Buſchtierad Statt gefunden, die ſich ſo zweckmäßig bewährt, daß ſelbe die Ausbeute eines enormen Quantums verſpricht.

Der bevorſtehende Faſching wird dieſes Jahr insbeſondere von den Ingenieurs der Eiſenbahn, durch einen glänzenden Ball gefeiert werden, und mit wahrhaft großmüthiger Freigebigkeit werden Herren und Damen, ohne ein Entrée zu bezahlen, zu dieſem Balle geladen, und ſämmtliche Koſten werden von den ſplendiden Ingenieurs getragen. — Die Staatsdiener anderer Branchen, welche ihr Leben kümmerlich in bedrängten Verhältniſſen durchbringen, ſehen theils mit neidiſchen Blicken, theils verdutzt dieſem Wirken zu, und können es nicht begreifen, warum jene Herren es ſo vollauf haben, während ſie ſich knapp begnügen müſſen. — Dagegen werden die ſonſt ausgezeichneten Bälle der Mediziner und Künſtler hier im Carnevalsreigen fehlen. —

Das Neujahr bringt uns auch eine Veränderung in Betreff der Prager Zeitung, welche, wie es heißt, in dem Formate der Preußiſchen Staatszeitung, mit einem Feuilleton verſehen, mit 1 Jänner im Verlage von C. W. Medau, und nicht mehr bei Gottlieb Haaſe Söhne erſcheinen wird. Wie bekannt zahlt der Verleger zu Handen der ſtädtiſchen Armenkaſſe einen Pachtbetrag, und das Verlagsrecht wird von 6 zu 6 Jahren im Licitationswege an den Meiſtbietenden gegeben. Bisher hatten Gottlieb Haaſe Söhne den Verlag dieſes Blattes mit 9-00 fl. C. M. erſtanden, und wie es heißt, haben dieſe Herren bei dieſem Geſchäftchen ihr Schäfchen ins Trockne gebracht. Der Verlag dieſes Blattes führte ſie zu anderen Unternehmungen, und ſo kam es, daß der Chef dieſer Buchdruckerei zu Ehren und Würden, ja ſelbſt zu einem ruſſiſchen Orden gelangte. Bei der licitatoriſchen Ausſchreibung des Verlagsrechtes auf neue 6 Jahre blieb Haaſe Erſteher zu beiläufig 5000 fl. C. M. Da dies ein Abfall von beinahe 5000 fl. jährlich an der Armenkaſſe geweſen wäre, ſo wurde eine zweite Licitation ausgeſchrieben, wobei Haaſe wieder mit einer geringen Mehrzahlung Erſteher blieb. Es ward eine dritte Ausſchreibung von Offerten veranlaßt, und C. W. Medau, ein zwar induſtrieller aber nicht begüterter Mann, zur Uebergabe einer Offerte auf beiläufig 10,000 fl. unter Begünſtigungen bei der Cautionslegung veranlaßt, nachdem Haaſe, der abermals eine Offerte, und nun, da er ſeine mißliche Lage erkannte, auf den beiläufigen Pachtbetrag von 10,000 fl., jedoch niedriger, als Medau, eingebracht, ohne zu ahnen, daß auch Medau eine Offerte einzubringen gewagt habe, auf die an ihn gerichtete Frage ob er das Aeußerſte geſagt habe, dieß bejahte. Gegen die Gubernial-Entſcheidung, welche das Blatt Medau zuſprach, hat nun Haaſe Recurs ergriffen, unter dem Vorwande, daß das Goubernium nicht befugt war, ohne Hofſtelle zu entſcheiden.

Der Schmuggel verbotener Bücher ins Land, hat die Aufmerk,

samkeit der obersten Censur- und Polizei-Behörde so sehr angeregt, daß, vermöge Edicts, kein Ballen mit Büchern ohne commissionelles Beisein eines Kammeral- und Gubernialraths geöffnet werden sollte. Dieß hätte den Geschäftsgang so erschwert, daß der Buchhändler erst nach 4 Monaten in den Besitz der Bücher gelangt wäre. In Folge davon nahmen die Buchhändler Audienz beim Erzherzog; sie wurden darauf vom Stadthauptmann beschieden, der ihnen bedeutete, daß ihr Ansuchen gewürdigt worden, und Alles wieder beim Alten bliebe. — Die in den letzten Tagen abgehaltene Stände Versammlung fiel so stürmisch aus, daß man sich einer solchen seit lange nicht erinnert.

II.

Ständisches in Böhmen.

Eisenbahn. — Holzspenden. — Die Stände. — Der Bürgermeister. — Die Geistlichkeit. — Die Mittelklasse. — Eine ständische Deputation. — Aecht parlamentarisch. — Eine unabhängige Wahl. — Der Fortschritt.

Die kreisenden Bewegungen die sich um Böhmens Grenzen, leise und laut, kirchlich wie politisch kund geben, Neues allmälig gebährend und erringend, haben in Böhmen, wiewohl es Deutschland par tout angehören und, wie D. Laube begehrt, durch und durch deutsch werden soll, noch keinen bemerkbaren Anklang gefunden, und die Mittelklassen, den Kern der Nation, unberührt gelassen, besonders wohl deshalb, weil hier gar wenig und von Wenigen mit Verständniß gelesen wird, weil politische Lectüre zumal, sorglicher polizeilicher Vorkost unterliegt, die alles etwa Verderbliche vorsorglich und mit Aufopferung selber verschlingt, damit es den politischen Magen der kindlichen Nation, die noch zahnt, nicht verderbe, und so leben wir denn ruhig dahin, und gehaben uns ganz behaglich, staunen, den Paßvorschriften zur Ehre, den herrlichen Eisenweg an, der uns in 24, zuweilen in 30 Stunden nach Wien bringt — wie schnell! finden in dieser Eilfahrt reichliche Entschädigung für den durch den Bahnbetrieb so ungeheuer gesteigerten Holzpreis, wundern uns zwar in stiller Einfalt darüber, daß der Kohlenreichthum des Landes unbenutzt bleibt, indeß man unsere Holzarmuth ausbeutet, doch bleibt es beim stillen Wundern, denn die Könige der Nordbahn sind auch die unsern, und wir haben angebornen Respect vor Königen, um so tieferen also vor dem Rex Judaeorum, unserem Mitregenten.

Die Landesregierung kauft Holz an, um es im Originalpreis an Unbemittelte zu überlassen, die Bemittelten müssen natürlich den Verlust der Holzhändler reichlich decken, und so stellt sich das freundlichste Gleichgewicht her, alles ist vergnügt, und reicht sich zum heutigen Sylvester freundlich die Hand.

Digitized by Google

Die Art und Weise, wie die Bestimmungen des Gesetzes über die Ausübung der Jagd durch Jagdberechtigte und Jagdpächter, über die Jagdscheine, über die Schonzeit, über die Jagdgeräthe und Jagdmittel, über die Jagdpolizei und über die Strafen für Jagdvergehen gehandhabt worden sind, hat zu Klagen keine Veranlassung gegeben.

Die Zahl der Jagdscheine, welche im Jahre 1874 ausgestellt worden sind, ist gegen das Vorjahr um 1 Stück gestiegen. Es sind nämlich ausgestellt worden:

	1874	1873
Jagdscheine zum Jagen mit Hunden	1	1
Jagdscheine zum Jagen ohne Hunde	1	1
Jagdscheine zum Jagen mit und ohne Hunde	1	1
Jagdscheine zum Jagen mit Hunden, Pferden und Vorstehhunden

pirt; nicht das was dieſe Wortführer reden, nur daß ſie überhaupt reden, und mitunter grob zu reden wagen, wird angeſtaunt, und zu einem Mirabeau wird ein Redner geſtempelt, der kaum dem Ritter der Mancha vergleichbar.

Im letzten Maimonde thaten ſich die Herren zuſammen, eine Deputation nach Wien zu entſenden, pro forma des Auftrages, den Kaiſer einzuladen, bei Eröffnung der Eiſenbahn — der Staat, nicht die Stände bauten ſie!! — Böhmen zu beſuchen, eigentlich aber mit der Weiſung, gelegentlich ein nettes Päckchen Gravamina vorzulegen. Die Deputation wurde empfangen, die ungeſchickte Einladung wurde abgelehnt, die Gravamina wurden von hohen Beamteten entgegengenommen, und kürzlich mit dem Bemerken zurückgewieſen, Se. Majeſtät könne verfaſſungsgemäß die Landesordnung beliebig mindern und mehren, und Stände hätten ſich dabei zu beruhigen, wie es treuen Unterthanen ziemt. — Die Deputation koſtete an Reiſekoſten und Diäten für Deputirte und ihre Souffleure dem Lande 12,000 fl. C. M., und ſiehe das herrliche Reſultat!

Da war großer Jammer und Ingrimm in den Salons der Junker, eine Verſammlung ward berufen, vieles ward geredet, dem Vorſtande — gleichzeitigem Regierungspräſidenten — viel Unangenehmes geſagt, auch Parlament ward geſpielt, Beleidigungen wurden pro forma zurückgenommen, und endlich beſchloſſen, ein beſonderes Comité habe die devote Remonſtration um Zurücknahme jenes Regierungsdecrets zu entwerfen, man war ſo ſehr in Eifer gerathen, daß ein hohes Mitglied die Ablehnung einer vom Landeschef Erzherzog veranlaßten Anfrage — ob Stände ein ornithologiſches Cabinet für das Muſeum ankaufen wollen — mit der Motivirung beantragte: Stände wollten ſich jetzt wo die Regierung die Integrität der Verfaſſung antaſte, gegen ein Glied der regierenden Familie nicht gefällig bezeigen!! Aecht parlamentariſch!! Zum Glücke ward dieſer Antrag, der einer ungariſchen Comitatsverſammlung würdig, durch den beſonnenen Grafen T., der nicht Slave nicht Deutſcher, ſondern Böhme ſein will, kräftig niedergeſchlagen, leider nur der Antrag. — An jener beſchloſſenen Remonſtration wird jetzt lucubrirt, und zu ihrer Erledigung wird wohl das Jäckchen vom weißen Berge etwas enger geſchnürt werden müſſen.

Bei all den Vorgängen haben wir nur zu beklagen, daß die Regierung, dem ariſtokratiſchen Principe huldigend, ihre verzogenen Kinder nicht auf einmal ernſtlich zur Ruhe weiſet, und auf Umwegen die Schwierigkeit umgehen will, ſtatt ihr gerade auf den Leib zu ſchreiten, wie ſie ſollte und kann; in all den kleinen Tracaſſerien welche man anwendet um die Stände vermeintlich zu ſchwächen, glauben die Herren nur Schwäche und Aengſtlichkeit der Regierung zu erkennen,

werden ſtets unartiger, ungebärdiger, ſo wird der Hader immer erhitzter, und endlich wird es doch zu Streichen kommen müſſen.

Um den permanenten ſtändiſchen Ausſchuß, der die laufenden Geſchäfte beſorgt, aus unabhängigen Ständegliedern zu formiren, ward früherhin ſchon beſchloſſen, keine angeſtellten Regierungsbeamten mehr in den Ausſchuß zu wählen, was früher beinahe Regel geweſen: dieſem Beſchluſſe treu wählte der Ritterſtand jüngſt einen Verordeten, der als unbeſoldeter Secretair bei der Landesregierung angeſtellt geweſen, ſich jedoch bei dem Wahlacte verpflichtet hatte, dieſes Amt unbedingt niederzulegen. — Der Gewählte hielt Wort, die Regierung genehmigte die Wahl, ignorite aber die Reſignation und ernannte den gewählten Verordneten zum Gubernialrathe, gewiſſermaſſen in partibus infidelium und fügte bei, ſeine Verwendung bei ſtändiſchem Ausſchuſſe ſei ihm als Staatsdienſt anzurechnen, und der Herr Verordnete könne beliebig in die Dienſtleiſtung bei der Landesregierung zurücktreten. So ſind denn Herren Stände um einen independenten Verordneten gebracht, und der gute Mann iſt zu Amt und Würden gekommen, aus höheren Staatsrückſichten.

Ohne Zweifel wird die nächſte Verſammlung darauf beſtehen, daß der Herr Gewählte wieder abtrete, ein neuer Independenter muß gewählt werden, und ſo geht denn dieſer kleine Krieg fort, zur Erheiterung des Publicums, und die Dinge, die allgemeine Miſere bleibt beim Alten, trotz der Lobhudeleien, die unſerem Fortſchritte geſpendet werden. Wie fortſchrittsunfähig wir ſind, — was wohl ſchon an der Luft liegen muß — beweiſen die Staatslocomotiven: ſelbſt die gehen fein langſam.

V.

Aus Venedig.

Der Beſuch des Kaiſers von Rußland. — Getäuſchte Erwartungen. — Johanna d'Arc, von Verdi. — Die Taubenfütterung. — Das Arſenal. — Die Verwandlung Venedigs. —

Der Aufenthalt des ruſſiſchen Monarchen und die Erderſchütterungen, welche hauptſächlich von den nördlichſten Inſelgruppen unſerer Stadt und den Hafendämmen empfunden wurden, bilden gegenwärtig den Inhalt des allgemeinen Geſpräches. Die Ankunft des nordiſchen Kaiſers verbreitete in allen Kreiſen des hieſigen Lebens eine auffallende Regſamkeit, die hier um ſo leichter bemerkbar wird, als das hieſige Treiben der alten Venecia äußerſt ſtill und melancholiſch iſt. Außer dem jugendlichen Kronprinzen von Würtemberg, deſſen Sendung man eine verſöhnende Tendenz zuſchreibt, brachte uns dieſes lang vorher beſprochene Ereigniß auch den Vicekönig mit deſſen ganzer Familie,

und das öffentliche Leben gewann ſowohl dadurch, als durch den Zuſammenfluß vieler Fremden, namentlich ruſſiſcher Familien, die in Italien zu überwintern pflegen, eine geräuſchvolle und glänzende Außenſeite, wie es ſolche ſeit der Anweſenheit des Kaiſers am Huldigungstage nicht entfaltet hatte. Der unbefriedigende Ausgang der römiſchen Verhandlungen, oder ſonſt ein geheimer Beweggrund, der den Selbſtherrſcher bewog ſein gräfliches Incognito zu bewahren und alle außerordentlichen Feſtlichkeiten abzulehnen, hat indeß die Schaar Derjenigen, welche die bloße Neugier an den Dingen die da kommen ſollten, verſammelt hatte, um den beſten Theil ihrer Erwartungen gebracht; denn weder das beliebte Wettrudern der Gondoliere, noch das beabſichtigte Scheingefecht der Kriegsſchiffe, deren zehn zu dieſem Zwecke ſchon vor Anker lagen, noch ſelbſt die prachtvolle Spazierfahrt in den Hofgondeln zur Beſichtigung des großartigen Hafendammes von Malamocco fand wirklich Statt, und die Menge der Schauluſtigen mußte ſich mit der ſteifen Militärparade begnügen, welche auf dem Marcusplatze unter dem Zudrang einer unermeßlichen Volksmäſſe abgehalten ward. Der greiſe Feldmarſchall Graf Radetzky commandirte an der Spitze eines zahlreichen Generalſtabes die Revue, unter ihm der Generalmajor Weigelsberg die Infanteriebrigade und der Viceadmiral Erzherzog Friedrich die Marinetruppen, welche zu dieſem Zwecke ans Land geſetzt und auf dem rechten Flügel aufgeſtellt worden waren. Der Kaiſer beſuchte die Hauptkirchen der Stadt, worunter auch die griechiſche St. Georgskirche, in welcher ihn die griechiſche Geiſtlichkeit mit allen den Ehrenbezeigungen empfing, die dem Kaiſer als geiſtlichem Oberhaupte ſeiner Kirche gebühren. Der Schatz von St. Marcus feſſelte lange ſeine Aufmerkſamkeit, und der uralte Dogenpalaſt, in dem einſt der Senat der Republik ſeine denkwürdigſten Beſchlüſſe faßte, konnte wenigſtens in dem Gemüth des Czars, als er die weiten, hallenden Gemächer durchſchritt, manchen Gedanken an die Wandelbarkeit aller irdiſchen Hoheit und politiſchen Größe erwecken. Am heiterſten zeigte er ſich im Palaſt der Akademie der bildenden Künſte; unter den hellen Farbenwundern der venezianiſchen Schule ſchien er jeden Harm der Staatspolitik zu vergeſſen und einzig an der Luſt zu haften, welche der Anblick der meiſten Bilder jener Meiſter gewährt. Geſprächig unterhielt ſich der Kaiſer geraume Zeit mit dem Präſidenten und den Profeſſoren der Akademie, und machte vielerlei Beſtellungen, ſo wie er durch den ihn begleitenden Kunſtgelehrten eine beträchtliche Anzahl fertiger Gemälde ankaufen ließ. Im Theater Fenice, welches gerade eröffnet wurde, hatte der an die eiſernſte Etiquette gewöhnte Monarch Gelegenheit, die liebenswürdige Nonchalance des italieniſchen Publicums kennen zu lernen, das ſich durch die Gegenwart des erlauchten Gaſtes und des Vicekönigs den ungeſchmälerten Gebrauch ſeines Rechtes lauter Meinungsäußerung in keiner Weiſe

verkümmern ließ, ſondern im Gegentheil davon eine übermäßige Anwendung machte. Die neue Oper von Verdi „Johanna d'Arc" iſt eines der ſeichteſten Producte der modernen Tonmuſe Italiens und verdiente als ſolches allerdings den gellenden Sturm des Mißvergnügens, mit dem es an dieſem Abende von dem überfüllten Hauſe beehrt wurde. Je bedeutender die Erwartungen geweſen, die man unbegreiflicher Weiſe von dieſem Tonwerke Verdi's gehegt, und je theuerer die meiſten Plätze verkauft worden waren — eine Loge koſtete gegen 150 Gulden C. M. — deſto herber wurde die Täuſchung empfunden und deſto eclatanter war das Fiasco. — Unter den Sitten unſerer Stadt iſt dem Kaiſer auch vorzüglich die Taubenſpeiſung in die Augen gefallen, die auf dem Marcusplatze Statt findet; mit dem Glockenſchlag der zweiten Nachmittagsſtunde flattern von allen Seiten die holden Lieblinge der Aphrodite auf den weiten Raum vor der Marcuskirche, wo ihnen mit freigebiger Hand ein reiches Mahl geſtreut wird, deſſen Koſten in der republikaniſchen Aera aus dem Staatsſchatz gedeckt wurden. Die Vermehrung des Taubengeſchlechts in der Inſelſtadt ſchreibt ſich noch aus der Zeit des 14. Jahrhunderts her, wo die Tauben bei der Eroberung Candia's durch die venezianiſche Seemacht die weſentlichſten Dienſte geleiſtet hatten. Seit dem Erlöſchen des Freiſtaats hat zwar dieſe Pflicht der öffentlichen Dankbarkeit aufgehört, und Baron Kübek denkt an ganz andere Dinge, als die Fütterung unſchuldiger Täublein, allein das weiche Herz einer patriotiſchen Patrizierin hat ſich der Verlaſſenen mütterlich angenommen, ſie hat in ihrem Teſtament ein hinreichendes Legat zu Gunſten dieſer alten Volksſitte ausgeworfen, mit deſſen Zinſen fortan die hiſtoriſche Liebespflicht beſtritten wird. — Das Arſenal mit den Werften und Werkſtätten der Marine beſuchte der Kaiſer Nicolaus an der Seite des Erzherzogs Friedrich, und die Einrichtung desſelben erntete ſeinen vollſten Beifall. Für Jene, welche ſich bei der jetzt vielbeſprochenen Flottenangelegenheit für das öſterreichiſche Seeweſen intereſſiren, ohne den eigentlichen Machtſtand derſelben zu kennen, ſetze ich ihn nach amtlicher Ziffer hier bei. Die öſterreichiſche Kriegsmarine beſteht aus 3 Fregatten, 2 Corvetten, 3 Briggs und 3 Galioten, welche zuſammen 510 Kanonen an Bord führen; einige Linienſchiffe liegen abgetakelt und angefault in den Docks.

Das alte Venedig geht ſeinem Untergange entgegen, indem es aufhört eine Inſelſtadt zu ſein. Das coloſſale Wunderwerk, welches Venedig mit dem Feſtland verbindet, und auf dem in der Zukunft die ſchnaubende Locomotive bis zum Kloſter St. Lucia, wo der Bahnhof gebaut wird, hineinrollen ſoll, zerſtört die ganze hiſtoriſche Phyſiognomie der alten Dogenſtadt, die früher der Angelpunkt geweſen, um den ſich die terra firma drehte, jetzt wird ſie vom Feſtland ins Schleptau genommen und gewaltſam continentaliſirt. Leicht möglich

daß Venedig bei dieſem Wechſel der Dinge gewinnt und an Reichthum und Bedeutung zunimmt, ja es iſt dies ſogar wahrſcheinlich und faſt gewiß, aber an geographiſcher Originalität und hiſtoriſchem Intereſſe muß es durch dieſe Moderniſirung nothwendig verlieren. Die Waſſerſtraßen Venegias werden ſich wieder mit waarenſchweren Gondeln füllen, der Kaufmann wird reich werden wie ehedem, der Bürgerfleiß wird gedeihen und der Wohlſtand aller Volksklaſſen anwachſen, doch der Kohlendampf wird die Farbengluth der veneziſchen Gemälde ſchwärzen und verdunkeln, und die poetiſche Melancholie des alten Venedigs, dieſer politiſchen Elegie, welche einen Byron feſſelte, wird der proſaiſchen Lebendigkeit des Werkeltags weichen müſſen, der in den Gaſſen von Trieſt ſeinen Tummelplatz hat. —

VI.

Aus Cöln am Rhein.

Anſtalten zum Carneval. — Concurrenz um die Direction des Theaters. — David's Wüſte.

Carneval iſt jetzt hier des Tages Loſung, worüber die ächten Cölner Alles vergeſſen, ſogar den Landtags-Abſchied. Seit langen Jahren iſt unter den treuen Anhängern des Feſtes keine ſolche Begeiſterung für daſſelbe geweſen, wie gerade in dieſem. Die große Carnevals-Geſellſchaft zählt ſchon 600 Mitglieder und würde wenigſtens doppelt ſo viele aufzuweiſen haben, wenn ein Local vorhanden, das ſie alle aufnehmen könnte. Außer dieſer Geſellſchaft beſtehen noch zwei andere, welche eine eben ſo große Theilnahme finden. Was als ein ſchönes Zeichen des Fortſchrittes betrachtet werden muß, iſt der Umſtand, daß in den General-Verſammlungen der großen Geſellſchaft, an welcher die angeſehenſten Bürger und viele Advocaten und ſonſtige Beamten Theil nehmen, bei der Wahl der Stoffe zu den komiſchen Reden immer mehr das rein Locale oder Perſönliche bei Seite gelaſſen, und mehr das Allgemeine betreffende Gegenſtände gewählt werden. Blitzt zuweilen eine harmloſe politiſche Anſpielung mit durch, ſo iſt der Jubel grenzenlos. Ein Zeichen, daß auch hier die Maſſe in der politiſchen Bildung ſchon einige Fortſchritte gemacht hat. Die Befürchtungen, als würde die Polizei in dieſem Jahre dem Feſte und ſeiner öffentlichen Geſtaltung Hinderniſſe in den Weg legen, haben ſich als ungegründet erwieſen, wie auch mit Gewißheit vorauszuſehen war, indem die obern Behörden den harmloſen Character des Feſtes kennen, und wiſſen, daß hinter dem ächt cölniſchen Humor, wie derb er auch von Zeit zu Zeit die Geißel der Satire ſchwingt, kein Arg zu ſuchen iſt. Nach allen Anzeichen werden wir ein recht tolles, buntes und heiteres Feſt haben, und ärgern

Digitized by Google

Ich habe nachgewiesen, dass auch die Bildung von Ozon aus Sauerstoff durch Elektrizität eine Oxydation ist, und dass das Ozon ein Oxydationsmittel ist, welches sich durch Reduktion in Sauerstoff verwandelt. Ich habe ferner nachgewiesen, dass das Ozon, welches sich bei der Elektrolyse des Wassers an der positiven Elektrode entwickelt, nicht aus dem Wasser, sondern aus dem Sauerstoff der Luft gebildet wird, welche in dem Wasser aufgelöst ist. Ich habe ferner nachgewiesen, dass das Ozon, welches sich bei der Elektrolyse des Wassers an der positiven Elektrode entwickelt, nicht aus dem Wasser, sondern aus dem Sauerstoff der Luft gebildet wird, welche in dem Wasser aufgelöst ist. Ich habe ferner nachgewiesen, dass das Ozon, welches sich bei der Elektrolyse des Wassers an der positiven Elektrode entwickelt, nicht aus dem Wasser, sondern aus dem Sauerstoff der Luft gebildet wird, welche in dem Wasser aufgelöst ist.

Und daß die Einen dies Werk bis in den neunten Himmel erheben, in David einen Beethoven redivivus erkannt und gefunden zu haben glauben, während die Andern dasselbe in den Koth ziehen, wird auch Niemanden wundern, so auch nicht, daß Manche am Ganzen nicht den geringsten Funken von Talent, wir wollen uns nicht vermessen zu sagen Genie, entdecken können, weil das Werk nicht den Namen Beethoven an der Stirne trägt: chez nous comme partout.

VII.

Aus Hamburg.

Bauordnung und Gesetz wegen der Lagerung feuergefährlicher Waaren. — Schifffahrt.

Jene vom Senate, in Verbindung mit der seit dem großen Brande thätig gewesenen Rath- und Bügerdeputation proponirte neue Bauordnung, von der ich Ihnen in meinem jüngsten Briefe schrieb, ist in in zwei bald auf einander gefolgten Conventen zurückgewiesen worden. Das letzte Mal, am 29. Decbr., ging es dabei in der Bürgerschaft besonders unruhig her. Die in ihrer Selbstständigkeit, in ihrer Einzelrechten — jedoch nur zum allgemeinen Nutzen — bedrohten Hauseigenthümer haben bei diesem Anlaß einen Oppositionsgeist entwickelt, wie er seit geraumer Zeit mit dieser Entschiedenheit hier nicht vorgekommen ist. Eine solche Unabhängigkeit, wie sie im Grunde immer vorhanden sein sollte und die zur richtigen Basis unsers mehr als dem Worte noch republikanischen Staatslebens gehört, ist freilich diesmal im Widerspruch mit meinen Begriffen von der Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit des abgelehnten Gesetzes. Dasselbe wird nun zum dritten Male, dann aber den verfassungsgemäßen Weg durch die Collegien nehmend, der Bürgerschaft vorgelegt werden — schwerlich mit besserem Erfolge. Ganz verzichtet hat der Senat auf neues Antragen eines Gesetzes über die Lagerung feuergefährlicher Waaren außerhalb der Stadt, welche bis jetzt gestattet ist, worin aber die Möglichkeit einer Wiederkehr solchen Brandunglückes, wie wie es gehabt, von Vielen erkannt wird. Nun aber erblickt die hiesige Kaufmannschaft, besonders derjenige Theil, welcher das Spirituosen- und Drogueriewaarengeschäft betreibt, in der Annahme jener Verordnung so empfindlichen Nachtheil, daß diese Herren geradezu erklärten — ehe ein solches Gesetz, lieber einmal eine Feuerkatastrophe, wie die vom J. 1842.

Die Schifffahrt blieb in diesem Winter ungemein lange ohne Hinderniß, und erst jetzt hat es den Anschein, daß sich der blanke Spiegel unserer, noch mit sommerlicher Bewegungslust fortrollenden Elbe nächstens als starres Eis zeigen werde. Die Dampfer nach

Digitized by Google

Gründen, und über Pfründungen, und über das Verhältniß der geistlichen Gerichtsbarkeit zu der weltlichen, und über die Ehesachen, und über die Verbindlichkeit der Geistlichen zu Leistungen für Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Gemeinden zu Leistungen für Geistliche und Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Geistlichen zu Leistungen für Gemeinden, und über die Verbindlichkeit der Geistlichen zu Leistungen für Geistliche, und über die Verbindlichkeit der Geistlichen zu Leistungen für Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Kirchen und Schulen zu Leistungen für Geistliche, und über die Verbindlichkeit der Kirchen und Schulen zu Leistungen für Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Kirchen und Schulen zu Leistungen für Gemeinden, und über die Verbindlichkeit der Gemeinden zu Leistungen für Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Kirchen und Schulen zu Leistungen für Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Kirchen und Schulen zu Leistungen für Geistliche, und über die Verbindlichkeit der Geistlichen zu Leistungen für Kirchen und Schulen, und über die Verbindlichkeit der Geistlichen zu Leistungen für Geistliche, und über die Verbindlichkeit der Gemeinden zu Leistungen für Geistliche und Kirchen und Schulen, und über die Ehesachen, und über das Verhältniß der geistlichen Gerichtsbarkeit zu der weltlichen, und über Pfründung

Schlesien, Posen, Pommern und Brandenburg. Der Kreis Lebus, der Netzedistrikt und die Neumark sind ausgenommen. Die Provinz Preußen ist in 2 Bezirke geteilt, Ostpreußen und Westpreußen. Ostpreußen hat 2 Regierungsbezirke, Gumbinnen und Königsberg, Westpreußen 2, Marienwerder und Danzig. Die Provinz Posen hat 2 Regierungsbezirke, Posen und Bromberg. Pommern hat 2 Regierungsbezirke, Stettin und Köslin. Schlesien hat 3 Regierungsbezirke, Breslau, Liegnitz und Oppeln. Brandenburg hat 3 Regierungsbezirke, Potsdam, Frankfurt und Lebus. Sachsen hat 3 Regierungsbezirke, Magdeburg, Merseburg und Erfurt. Westfalen hat 2 Regierungsbezirke, Münster und Minden. Rheinland hat 3 Regierungsbezirke, Aachen, Koblenz und Düsseldorf. Hannover hat 2 Regierungsbezirke, Hannover und Hildesheim. Schleswig-Holstein hat 2 Regierungsbezirke, Schleswig und Holstein. Hessen-Nassau hat 2 Regierungsbezirke, Kassel und Wiesbaden. Hohenzollern hat 1 Regierungsbezirk, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Oberpräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Oberpräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Oberpräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Oberpräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Oberpräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Oberpräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Oberpräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Oberpräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Oberpräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Oberpräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Oberpräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Oberpräsidenten, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Landräte, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Landräte, Posen. Pommern hat 1 Landräte, Stettin. Schlesien hat 1 Landräte, Breslau. Brandenburg hat 1 Landräte, Potsdam. Sachsen hat 1 Landräte, Magdeburg. Westfalen hat 1 Landräte, Münster. Rheinland hat 1 Landräte, Koblenz. Hannover hat 1 Landräte, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Landräte, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Landräte, Kassel. Hohenzollern hat 1 Landräte, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Regierungspräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Regierungspräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Regierungspräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Regierungspräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Regierungspräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Regierungspräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Regierungspräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Regierungspräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Regierungspräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Regierungspräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Regierungspräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Regierungspräsidenten, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Polizeipräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Polizeipräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Polizeipräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Polizeipräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Polizeipräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Polizeipräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Polizeipräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Polizeipräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Polizeipräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Polizeipräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Polizeipräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Polizeipräsidenten, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Landräte, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Landräte, Posen. Pommern hat 1 Landräte, Stettin. Schlesien hat 1 Landräte, Breslau. Brandenburg hat 1 Landräte, Potsdam. Sachsen hat 1 Landräte, Magdeburg. Westfalen hat 1 Landräte, Münster. Rheinland hat 1 Landräte, Koblenz. Hannover hat 1 Landräte, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Landräte, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Landräte, Kassel. Hohenzollern hat 1 Landräte, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Regierungspräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Regierungspräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Regierungspräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Regierungspräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Regierungspräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Regierungspräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Regierungspräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Regierungspräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Regierungspräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Regierungspräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Regierungspräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Regierungspräsidenten, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Polizeipräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Polizeipräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Polizeipräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Polizeipräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Polizeipräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Polizeipräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Polizeipräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Polizeipräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Polizeipräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Polizeipräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Polizeipräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Polizeipräsidenten, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Landräte, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Landräte, Posen. Pommern hat 1 Landräte, Stettin. Schlesien hat 1 Landräte, Breslau. Brandenburg hat 1 Landräte, Potsdam. Sachsen hat 1 Landräte, Magdeburg. Westfalen hat 1 Landräte, Münster. Rheinland hat 1 Landräte, Koblenz. Hannover hat 1 Landräte, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Landräte, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Landräte, Kassel. Hohenzollern hat 1 Landräte, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Regierungspräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Regierungspräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Regierungspräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Regierungspräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Regierungspräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Regierungspräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Regierungspräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Regierungspräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Regierungspräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Regierungspräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Regierungspräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Regierungspräsidenten, Sigmaringen. Die Provinz Preußen hat 2 Polizeipräsidenten, Ostpreußen und Westpreußen. Die Provinz Posen hat 1 Polizeipräsidenten, Posen. Pommern hat 1 Polizeipräsidenten, Stettin. Schlesien hat 1 Polizeipräsidenten, Breslau. Brandenburg hat 1 Polizeipräsidenten, Potsdam. Sachsen hat 1 Polizeipräsidenten, Magdeburg. Westfalen hat 1 Polizeipräsidenten, Münster. Rheinland hat 1 Polizeipräsidenten, Koblenz. Hannover hat 1 Polizeipräsidenten, Hannover. Schleswig-Holstein hat 1 Polizeipräsidenten, Schleswig. Hessen-Nassau hat 1 Polizeipräsidenten, Kassel. Hohenzollern hat 1 Polizeipräsidenten, Sigmaringen.

Ich habe mich bemüht, die Ursachen dieser Erscheinungen zu ermitteln, und bin zu dem Resultate gelangt, daß sie in der Beschaffenheit des Bodens, in der Art der Bearbeitung und in der Witterung zu suchen sind. Ich habe mich überzeugt, daß die Pflanzen, welche in einem Boden wachsen, der reich an Humus ist, und welcher durch Bearbeitung und Düngung in einen guten Zustand versetzt worden ist, weniger leiden, als diejenigen, welche in einem Boden wachsen, der arm an Humus ist, und welcher durch Bearbeitung und Düngung nicht in einen guten Zustand versetzt worden ist. Ich habe mich ferner überzeugt, daß die Pflanzen, welche in einem Boden wachsen, der durch Bearbeitung und Düngung in einen guten Zustand versetzt worden ist, weniger leiden, als diejenigen, welche in einem Boden wachsen, der durch Bearbeitung und Düngung nicht in einen guten Zustand versetzt worden ist. Ich habe mich ferner überzeugt, daß die Pflanzen, welche in einem Boden wachsen, der durch Bearbeitung und Düngung in einen guten Zustand versetzt worden ist, weniger leiden, als diejenigen, welche in einem Boden wachsen, der durch Bearbeitung und Düngung nicht in einen guten Zustand versetzt worden ist.

Ich bin der Ansicht, daß die Bestimmungen des Gesetzes vom 30. Juni 1876 über die Verwendung der Ueberschüsse der Staatseisenbahnen zu Eisenbahnbauten, welche nicht Staatseisenbahnen sind, nicht mehr zeitgemäß sind. Ich werde Ihnen deshalb eine Vorlage machen, welche diese Bestimmungen beseitigt.

Meine Herren, ich habe Ihnen vorhin gesagt, daß ich Ihnen eine Vorlage machen werde, welche die Bestimmungen des Gesetzes vom 30. Juni 1876 über die Verwendung der Ueberschüsse der Staatseisenbahnen zu Eisenbahnbauten, welche nicht Staatseisenbahnen sind, beseitigt. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich diese Vorlage machen werde, weil ich der Ansicht bin, daß diese Bestimmungen nicht mehr zeitgemäß sind. Ich habe Ihnen aber nicht gesagt, daß ich diese Vorlage machen werde, weil ich der Ansicht bin, daß diese Bestimmungen nicht mehr zeitgemäß sind.

Kirche Gottes. Aber Christus, der Herr der Kirche, hat sie nicht verlassen, sondern ihr seinen Geist gesandt, der sie in alle Wahrheit leitet. Und dieser Geist ist es, der in der Kirche und durch die Kirche zu uns spricht. Wenn wir also auf die Kirche hören, so hören wir auf Christus, und wenn wir auf Christus hören, so hören wir auf Gott. Wer aber die Kirche nicht hört, der hört weder Christus noch Gott, sondern verwirft sie alle beide. Darum ist es so wichtig, daß wir uns zur Kirche halten, daß wir ihr treu bleiben und ihr gehorsam sind. Wer sich von der Kirche trennt, der trennt sich von Christus und von Gott, und wer sich von Christus und von Gott trennt, der trennt sich von der Quelle des Heils und des Lebens. Wer sich aber von der Quelle des Heils und des Lebens trennt, der geht dem Verderben entgegen. Darum ist es so wichtig, daß wir uns zur Kirche halten, daß wir ihr treu bleiben und ihr gehorsam sind. Wer sich von der Kirche trennt, der trennt sich von Christus und von Gott, und wer sich von Christus und von Gott trennt, der trennt sich von der Quelle des Heils und des Lebens. Wer sich aber von der Quelle des Heils und des Lebens trennt, der geht dem Verderben entgegen.

Armand Carrel.

Ein Journaliſtenleben.

Bei dem Namen Armand Carrel hat in den dreißiger Jahren manches deutſche Herz gepocht, iſt manches junge Blut in Enthuſiasmus aufgelodert, und doch hatten die wenigſten dieſer Verehrer einen klaren Begriff von der Bedeutung ihres Helden. Viele wußten nicht viel mehr, als daß der junge Mann in Paris mit gewaltiger Feder für die Freiheit focht und im Duell mit einem geſinnungsloſen Schriftſteller erſchoſſen wurde; das genügte, um ſich den edlen und mit Recht berühmten Franzoſen in ein deutſchkosmopolitiſches Fantaſiebild zu überſetzen,. Sie dachten ſich einen jugendlichen Börne, einen Byron in Proſa, überhaupt einen idealen, ſchwärmeriſchen Völkerfrühlingsapoſtel nach Art unſerer Volkstribuns, von denen die größten nur durch politiſche Bergpredigten voll tiefer, allgemein menſchlicher Ideen, durch geniale Geiſtesblitze oder durch die kühnſte Satyre den ſtumpfen Widerſtand des Philiſterthums beſiegen konnten. In der That, damals konnte man bei uns in andern Zungen, wohl zu Gelehrten und Staatsmännern, aber nicht zum Volke ſprechen, wenn man ſein Intereſſe für Politik erwecken wollte. Die deutſche Freiheit war etwas ſo Fernes, Romantiſches, Ueberirdiſches, was wie ein Wunder über Nacht oder niemals kommen konnte, daß ſie, wie das goldne Zeitalter und wie das Jenſeits, mit Recht als rein poetiſches Thema behandelt wurde. Vom Dichter foderte man nur „verhaltene Parlamentsreden," am liberalen Journaliſten goutirte man nur die verhaltene Lyrik, und was ein großer, publiciſtiſcher Held ſein ſollte, mußte auf jeder Seite ein Stück Sturm- und Drangpoet ſein.

Sehen wir uns das Portrait des wirklichen Armand Carrel an. Wir zweifeln nicht, daß die meisten seiner Schriften und Zeitungsartikel, gegen die mancher deutschen Zeitgenossen gehalten, trotz der gewaltigen Rhetorik darin, bis zum Schein der nüchternsten Prosa erbleichen würden. Ohne gerade ein staatsmännisches Genie zu sein, war Carrel doch ein sehr positiver Kopf; und die Art wie er seine Partei beherrschte und zusammenhielt, zeigte ein bedeutendes Organisationstalent, und seine praktische Klugheit, welche sich meist innerhalb der gegebenen französischen Verhältnisse bewegte, läßt so wenig einen Vergleich mit deutschen Republikanern zu, wie die Reinheit seiner Bestrebungen einen Vergleich mit den Matadoren der heutigen Pariser Journalistik. Zu dieser Klugheit und Uneigennützigkeit kam eine gewisse soldatische Kühnheit und Thatkraft, die in den Abenteuern seines Jugendlebens sich bewährt hat. Carrel's ganze Persönlichkeit war nicht französisch, aber der nationale Typus war bei ihm in seiner edelsten und schönsten Weihe ausgesprochen; und das eben war die Poesie in ihm.

Wirklich tritt uns Carrel gleich Anfangs als echter Franzose, als Soldat entgegen. In seinem 23. Jahre ist er Souslieutenant im 29. Infanterieregiment. Man darf sich den künftigen Republikaner nicht als einen mit seinem Stande malcontenten, unglücklichen Jüngling denken, der, wie der österreichische Hilscher, bei einem aufgesparten Stümpfchen Licht in der Kasernenzelle Gedichte macht, oder wie den preußischen Sallet, dessen idealistische Richtung nicht zum Exercitium und zu den Vergnügungen seiner Kameraden paßt: nein, Carrel war mit Leib und Seele Soldat und dachte nur daran, eine militärische Carriere zu machen. Aber durch seine bonapartistischen Gesinnungen verdächtig geworden, erhielt er den Befehl, im Depot zu Aix zurückzubleiben, während sein Regiment über die Pyrenäen marschirte, um gegen die spanischen Constitutionellen zu fechten. Der junge Officier, der vor Thatlust brannte, beschwerte sich gegen diese Maßregel und da seine Klagen nicht erhört wurden, quittirte er den Dienst. Hätte man ihn mitgenommen: er würde sich wahrscheinlich als einer der Bravsten im Kampfe auch gegen die spanischen Constitutionsfreunde bewiesen haben. So aber kam er auf den Gedanken, sein Schlachtfeld sich selber zu wählen und für die Sache der Freiheit zu fechten, die von der reactionären

Digitized by Google

franzöſiſchen Regierung unterdrückt werden ſollte. Es iſt möglich, daß er dieſen Ausgang vorhergeſehen und abſichtlich herbeigeführt hat; gewiß aber iſt es nicht. Am 20. März 1823 ſchiffte er ſich heimlich, ohne Wiſſen ſeiner Eltern und Freunde, im Hafen von Marſeille auf einem ſpaniſchen Schifferboot nach Barcelona ein. Freudig, ein Soldat auf eigene Fauſt, verließ er den heimiſchen Boden.

In Barcelona gab es Flüchtlinge aller Nationen, meiſt alte Soldaten aus der Kaiſerzeit, welche die Luſt nach Kriegsabenteuern und die Hoffnung, ſich an den verhaßten Lilien der Reſtauration zu rächen, nach Spanien gelockt hatten. Während ein Haufe an der Bidaſſoa vor den Augen der bourboniſchen Armee, mit Stolz und Hohn die Tricolore flattern ließ, bildeten die Franzoſen ein „Bataillon Napoleons II.," welches die Uniform der alten Garde trug. Aber dieſe neue alte Garde ſchmolz durch die Erfolge der Invaſionsarmee bald ſo zuſammen, daß ſie mit den andern Flüchtlingshaufen ſich unter dem Namen: „liberale Fremdenlegion", zu einem Corps vereinigen mußte. Dieſes Corps beſtand aus einem einzigen Bataillon Fußvolk und einer ſchwachen Escadron Lanciers. Mehrere Compagnien beſtanden aus lauter Officieren, zwei Generale trugen als gemeine Reiter die Lanze; zur Hälfte waren es Franzoſen, die übrigen hatten meiſt unter dem kleinen Corporal gedient; das Commando führte der tapfere Oberſt Pachierotti. Monate lang ſchlugen ſich dieſe Männer aus den verſchiedenſten Ecken und Enden von Europa, die kein anderes Band verknüpfte, als die gemeinſamen Erinnerungen aus dem Lager des modernen Wallenſtein, in einem fremden Lande, für eine Sache, die ſie nur inſtinctmäßig begriffen, heldenmüthig allen Gefahren und Strapazen trotzend, ohne Hoffnung auf Ruhm oder Erfolg; in der That ohne andere Ausſicht, als die auf ein klägliches Ende unter den Händen des bigotten Volkes, welches gegen ſeine eigenen Befreier, die Riegos und Torrijos, zum Landſturm läutete, oder, wenn ſie gefangen wurden, auf den Tod des Deſerteurs im Kaſernenhofe durch drei Mal vier Kugeln.

In dieſer rauhen Schule, in dieſem blutigen cataloniſchen Feldzug, deſſen Geſchichtſchreiber er ſpäter werden ſollte, verdiente ſich Carrel die erſten Sporen. Aber ſeine Tapferkeit wäre eines beſſern Erfolges würdig geweſen, denn die liberale Fremdenlegion,

ſchlecht unterſtützt von den conſtitutionell geſinnten ſpaniſchen Truppen, wurde nach und nach arg decimirt und endlich vor Figueras nach einem zweitägigen verzweifelten Kampfe bis auf ein Drittheil aufgerieben. Auch von dieſem Drittheil blieb in der Mitte des dritten Tages nur noch eine kleine Phalanx ſtehen, die aber nicht weichen, und mit den Waffen in der Hand lieber fallen als ſich ſchimpflich ergeben wollte. Da bot der General, Baron von Damas, den tapfern Ueberbleibſeln eine ehrenhafte Capitulation an, worin er Spaniern und andern Fremdlingen die gewöhnlichen Bedingungen gewährte und den Franzoſen völlige Begnadigung zu erwirken verſprach.

Indeſſen war das Cabinet der Reſtauration nicht ſo großmüthig, dieſe Capitulation zu ratificiren, am wenigſten, ſo weit dieſelbe die Franzoſen betraf. Dieſe waren kaum in Uniform und Waffen nach Perpignan gekommen, als man ſie ergriff und in den Kerker warf. Sie beriefen ſich auf den General Damas. Dieſer jedoch erklärte jetzt, er habe ſich nur verpflichtet, dahin zu wirken, daß die Gnade des Königs ihnen das Leben ſchenke, nicht aber, ſie dem Urtheil des Kriegsgerichts oder den Strafen zu entziehen, in welche das Todesurtheil verwandelt werden dürfte. Die meiſten der Flüchtlinge proteſtirten gegen dieſe Auslegung des Vertrags von Figueras. Den größten Muth aber behielt Carrel. Der Gedanke, als ein Ueberläufer angeſehen zu werden, der, das Schwert in der Hand, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben, empörte ſeinen Stolz. Lieber ſetzte er ſich, trotz der inſtändigſten Bitten ſeiner Familie, den Wechſelfällen eines gerichtlichen Kampfes aus, der, im Fall der Niederlage, ſeine Sache doppelt verſchlimmern mußte.

Zweimal in Perpignan zum Tode verurtheilt, ſetzt er zweimal die Caſſirung des Urtheils wegen Formfehler durch; vor dem dritten Kriegsgerichte zu Toulouſe endlich vertheidigt ihn der berühmte Advocat Romignières. Die Leidenſchaften, die den ſpaniſchen Feldzug dictirt, waren um dieſe Zeit ſchon kühler geworden; die Tapferkeit und Jugend des Angeklagten, ſein offenes, ritterliches Weſen, endlich die ergreifenden Worte, die er ſelbſt zu ſeiner Vertheidigung vorbringt, alles dies erweicht das Herz der Richter, und auf den einfachen Beweis von dem wirklichen Abſchluß jener Ca-

Digitized by Google

pitulation, wird er mit einer Mehrheit von ſechs Stimmen gegen eine freigeſprochen, und tritt wieder in die Welt ein, nicht als ein begnadigter Verbrecher, ſondern als ein beſiegter Soldat, der ſein Leben Niemand verdankt als der Tapferkeit ſeines Degens.

Doch dieſer Degen war zerbrochen, und die militäriſche Laufbahn war dem jungen Souslieutenant auf ewig verſchloſſen. Das Schickſal hatte ihm dafür eine glänzende Entſchädigung vorbehalten. Denn nach einigen Jahren wird dieſer Souslieutenant, der das Schwert mit der Feder vertauſcht, aber die Feder wie ein Schwert führt, ſich zum Generaliſſimus einer andern großen Armee aufſchwingen, die zu den irregulärſten der Welt gehört, und gleich jener liberalen Fremdenlegion eben ſo viele Officiere wie gemeine Soldaten in ihren Reihen zählt: der Journaliſtenarmee. Und nach einigen Jahren weiter wird der frühe Tod dieſes bloßen Journaliſten, der leider dem kriegeriſchen Comment zu treu blieb, in Frankreich, Deutſchland und England wie ein trauervolles Ereigniß widerhallen. Dreißigtauſend Menſchen folgen ſeiner Bahre, und die unſterbliche Trauerweide Frankreichs, wie ihn Heine nennt, der Apoll des franzöſiſchen Parnaſſes, der treueſte Legitimiſt, der Vicomte de Chateaubriand, weint am Grabe des republikaniſchen Journaliſten. Er hatte übrigens gut weinen, der claſſiſche Blondel der alten Bourbonen: denn mit Armand Carrel ward auch die Republik in Frankreich begraben. — — —

Wir müſſen aber etwas gründlicher von der Wiege unſeres Helden anfangen. Jean Baptiſte Nicolas Armand Carrel iſt zu Rouen in einer Kaufmannsfamilie im Jahre 1800 den 8. Mai geboren. Nachdem er im Collegium ſeiner Geburtsſtadt die claſſiſchen Studien vollendet hatte, ließ ihn ſein Vater der eigenen Neigung folgen, und er trat in die Militärſchule von St. Cyr. Da machte er ſich durch ſeinen Eifer in allen militäriſchen Uebungen, aber ebenſo durch kühne politiſche Anſichten bemerkbar, ſo daß er vom Obercommandanten als unruhiger Kopf mit Argwohn überwacht wurde. Eines Tages ſagte der General d'Albignac zu ihm: Bei dem dummen Zeuge, was Sie im Kopfe haben, thäten Sie beſſer, im Kramladen Ihres Vaters zu ſtehen, mit der Elle in der Hand, ſtatt mit dem Degen. — Mein General, ſagte Armand, wenn ich zur väterlichen Elle greife, werde ich Ihnen damit keine Leinwand

Digitized by Google

anmeſſen. Deshalb kam er in Arreſt und ſollte ſogar ausgeſtoßen werden. Aber Carrel ſchrieb ſogleich ans Kriegsminiſterium eine Rechtfertigung, und durfte bleiben. Da ihm an dem Grade, mit welchem er aus dem Inſtitute treten ſollte, nicht viel gelegen war, ſo trieb er die vorgeſchriebenen Studien, namentlich Mathematik, nicht ſehr eifrig, deſto fleißiger trieb er Literatur und Geſchichte, und in ſeinen freien Ausarbeitungen, die meiſt Feldherrenreden und Schlachtſchilderungen im Style der bonaparteſchen Bülletins enthielten, überflügelte er weit alle ſeine Mitſchüler.

Im Jahre 1821, wo er als Souslieutenant den wirklichen Dienſt angetreten hatte, kam er ſchon in einen ernſteren Conflict mit der Regierung der Reſtauration. Er betheiligte ſich nämlich bei einem Militärcomplot, der ſogenannten Verſchwörung von Béfort, hatte jedoch das Glück, daß ſeine Mitſchuld bei den polizeilichen Unterſuchungen nicht herauskam.

In Marſeille endlich, wo vor dem Ausbruche des ſpaniſchen Revolutionskrieges ſein Regiment lag, ſchrieb er ſeinen erſten politiſchen Artikel: ein offenes Sendſchreiben an die ſpaniſchen Cortes, welches ihm eine väterliche Ermahnung von Seiten des Generals Damas, ſeines Diviſionscommandanten, zuzog, aber zugleich eine höhere Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte. Dieſes Sendſchreiben war Schuld, daß Carrel im Depot von Aix zurückgelaſſen wurde, und war die Veranlaſſung zu all ſeinen Abenteuern bis zu ſeiner Freiſprechung in Toulouſe.

Man ſieht, Carrel hatte Bedeutendes erlebt und ſich mit Politik bereits perſönlich auf Tod und Leben beſchäftigt, ehe er in die Oeffentlichkeit der journaliſtiſchen Arena trat. Unſere deutſchen Journaliſten kommen weit auf kürzeren Wegen und durch kleinere Conflicte mit der beſtehenden Ordnung in den Dienſt der Preſſe; viel Studium, philoſophiſche Geiſteskämpfe, überhaupt nur innere und Privaterlebniſſe, oder höchſtens, und das iſt ſchon viel, Verluſt einer Privatdocentenſtelle oder Ausweiſung wegen eines Wortes „in Sachen der Tſcherkeſſen", das pflegt heutzutage unſere Bildungs- und Vorſchule zu ſein. Unſere Matadore bringen mehr Styl, mehr kritiſche und philoſophiſche Bildung mit: die Schule, die Carrel durchmachte, hat mehr antiken Beigeſchmack, ſie bildet den Charakter.

Im September 1824 kam er nach Paris, ohne Beſtimmung, ohne Hilfsquellen, gequält von der Unzufriedenheit ſeiner Eltern, die darauf drangen, daß er für die verlorene Carriere ſich eine neue Stellung erobere. Er wollte Anfangs die Rechte ſtudiren, um Advocat zu werden, aber er war nach St. Cyr gekommen, ohne zuvor den philoſophiſchen Curſus durchzumachen, und hatte daher jetzt nicht das nothwendige Baccalaureatsdiplom. Obwohl er in der Garniſon und in den Gefängniſſen von Toulouſe und Perpignan zu ſeiner eigenen Bildung viel geſchrieben und geleſen hatte, dachte er doch nicht an eine literariſche Laufbahn. Seine Familie ſuchte ihn zu bereden, ſich dem Handelsſtande zu widmen.

Herr Hambert, der ihn bei ſeiner Berufung ans Caſſationsgericht vertheidigt hatte, gab ihm Empfehlungsſchreiben an Laffitte; es war die Rede davon, ihn bei einem Banquierhauſe unterzubringen, aber auch dieſe Schritte führten zu Nichts, und ſchon fing der junge Carrel an zu merken, daß es nicht ſo leicht iſt, in Paris ſein Brod zu verdienen, wie in Catalonien Krieg zu führen, als ſein Freund Arnold Scheffer ihn dem Hiſtoriker Auguſtin Thierry als Secretär vorſchlug. Thierry bedurfte damals um ſo mehr eines Gehilfen von Geiſt und Bildung, als er mit ſeiner Geſchichte der „Eroberung Englands durch die Normannen" beſchäftigt war, und ſehr an den Augen litt.

Der berühmte Geſchichtſchreiber gab dem jungen Officier einen Gehalt, der der Soulieutenantsgage gleich war, und behandelte ihn dabei mit dem größten Zartgefühle. Um ihn das Untergeordnete ſeiner Stellung nicht fühlen zu laſſen, ſtellte er ihm die verlangte Arbeit als die eines Schriftſtellers dar, der ihn, den berühmten Geſchichtſchreiber, in ſeinen hiſtoriſchen Forſchungen unterſtützen ſolle, und ſagte: „die Arbeit wird nicht ſehr anziehend ſein, aber ſie kann vielleicht doch manches Lehrreiche bieten." Carrel nahm dieſe Stellung mit dem dankbarſten Eifer an. Er hatte in der That nicht blos die Correcturen von Thierry's Werk zu leſen, ſondern auch Bücher zu durchſtöbern, Anmerkungen zu machen und Notizen zu ſammeln. Dergleichen Arbeiten bleiben nur in talentloſen Händen unfruchtbar; ein geiſtvoller Kopf findet auch darin Gelegenheit, ſeinen Scharfſinn zu üben und ſeinen Geſchmack zu bilden. Carrel entwickelte gleich Anfangs dabei ein ſolches Ge-

the same as those of the Ionic, but somewhat smaller. The Corinthian capital is distinguished by the acanthus leaves which surround the lower part of the bell, and from which spring the volutes that support the abacus. The Corinthian capital is the most elegant of the three orders, and was a favourite with the Romans. The Composite capital is a combination of the Ionic and Corinthian, having the volutes of the former and the acanthus leaves of the latter. The Tuscan capital is the simplest of all, consisting of a plain abacus, echinus, and annulets, without any ornament. The Doric capital is also simple, but has a more massive appearance than the Tuscan. The Ionic capital is characterised by the volutes, which are scrolls resembling the curled horns of a ram. The Corinthian capital is the most elaborate, and is said to have been invented by the sculptor Callimachus, who was inspired by the sight of a basket of offerings covered with a tile, around which the leaves of an acanthus plant had grown. The Composite capital is also called the Roman capital, as it was chiefly used by the Romans. The Tuscan capital is the simplest of all, consisting of a plain abacus, echinus, and annulets, without any ornament. The Doric capital is also simple, but has a more massive appearance than the Tuscan. The Ionic capital is characterised by the volutes, which are scrolls resembling the curled horns of a ram. The Corinthian capital is the most elaborate, and is said to have been invented by the sculptor Callimachus, who was inspired by the sight of a basket of offerings covered with a tile, around which the leaves of an acanthus plant had grown. The Composite capital is also called the Roman capital, as it was chiefly used by the Romans.

ren Werkes konnte er eine kurze Zeit unabhängig leben, dann überfiel ihn wieder das literariſche Elend. Die precäre Exiſtenz eines gemeinen Soldaten der Preſſe, eines penny-a-liner, der bald in dieſes, bald in jenes Journal kleine Artikel liefert, die von der Redaction entweder zurückgewieſen oder zurückgelegt werden, dieſes traurige Leben hätte Carrel nicht ertragen, wenn ſein ſtolzes militäriſch männliches Auftreten ihn nicht wenigſtens vor geringſchätziger Behandlung bewahrt hätte. Nach einigen Monaten kam er in ſolche Verlegenheiten, daß er wieder an den Handelsſtand dachte, aber, um ſeinen literariſchen Sympathien nicht untreu werden zu müſſen, an den Buchhandel. Seine Familie gab ihm die Mittel, um, in Gemeinſchaft mit einem ſeiner Freunde, ein kleines Geſchäft anzufangen, bei welchem Nichts verloren ging, als das eingelegte Capital. In einem Hinterſtübchen dieſes Buchladens, auf einem alten Tiſch, an deſſen Fuß er einen großen Neufundländer angebunden hatte, da entwarf und ſchrieb Carrel, bald in einen Stoß engliſcher Scharteken vertieft, bald ſeinen treuen Hund liebkoſend, ſeine „Geſchichte der Contrerevolution in England im J. 1688.“

Aber auch dieſes Werk ging unbemerkt vorüber, wie die beiden frühern. Es war klar und einfach, mit Mäßigung und viel geſundem Verſtande geſchrieben, aber nirgendswo zeigten ſich jene großen Blicke und tiefen Ideen, die den überlegenen Geiſt, den hervorragenden Schriftſteller verrathen. Erſt ein Jahr ſpäter, anno 1828, als er in der Revue française zwei ausführliche Artikel über den ſpaniſchen Krieg veröffentlichte, wo er von Dingen und Menſchen ſprach, die er geſehen und erlebt, als er Leidenſchaften malte, die er getheilt oder bekämpft, da mit einem Male enthüllte er ſich vor den Augen der Leſewelt mit den ihm ganz eigenen Formen, mit jener kühnen, aber maßvollen Zeichnung, mit jenem kraftvollen und doch ſo gehaltenen, anmuthigen Styl, der ſeinen ſpätern Schriften ein ſo glänzendes Relief gab. Dieſe Aufzeichnungen eines bewährten Kriegers waren nicht bloß durch die ſtrenge Schönheit der Form und den Schwung der Ideen merkwürdig, ſondern der hohe Sinn für Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, der ſich darin ausprägte, mußte an einem Soldaten doppelt rühmenswerth erſcheinen.

Digitized by Google

Bald ſollte ſich nun dem jungen Helden die Arena aufthun, in der er alle Freuden und Leiden, alle Triumphe und Aufregungen des Schlachtfeldes wiederfand. Perſönliche und politiſche Sympathien knüpften ihn damals eng an die Herrn Thiers und Mignet; im Verein mit ihnen und unterſtützt von den Koryphäen der äußerſten Linken gründete er jenes Blatt, welches in Frankreich eine Revolution, wie die engliſche von 1688, vorbereiten ſollte: den National, deſſen erſte Nummer mit dem 1. Januar des großen Jahres 1830 erſchien.

Leute, die Carrel's Ruhm zu verkleinern glaubten, wenn ſie ihn nicht als einen geborenen Republikaner darſtellten, haben ſich bemüht, das Gerücht zu verbreiten, als ob gleich von Anfang an, zwiſchen Carrel und Thiers ein radicaler Meinungs- und Geſinnungszwieſpalt beſtanden hätte; Carrel's Tendenzen, ſagen ſie, ſeien ſchon damals weiter gegangen, als die ſeiner Collegen, und er habe mehr verlangt, als die Vertauſchung einer Dynaſtie mit einer andern. Deswegen, meinen ſie, ſei Carrel ſelbſt lange Zeit ein ſeltener Gaſt im National geweſen. Es iſt wahr, vom Januar bis in den Juli 1830 fand man im National nur geringe Spuren ſeiner mächtigen Feder: ein Artikel über den Tod von Alphonſe Rabbe, ein rührender Aufſatz über den Selbſtmord des jungen Sautelet, Geranten des neuen Blattes, ein Verſuch über Leben und Schriften von Paul Louis Courier und zwei ſehr pikante Streifzüge gegen die Dramen der romantiſchen Schule, das war um dieſe Zeit die ganze Frucht ſeiner Mitarbeiterſchaft. Allein, wenn man daraus auf einen Zwieſpalt zwiſchen Carrel's republikaniſchen und ſeiner Collegen dynaſtiſchen Anſichten ſchließt, warum hätte Carrel nach der Julirevolution, als ſelbſtändiger Herr des National, faſt ein Jahr lang, dieſelbe Politik, wie unter Thiers und Mignet, in ſeinem Blatte walten laſſen? Warum hätte er die Julimonarchie ſo lange gegen ihre Gegner aller Schattirungen vertheidigt? Oder ſoll man ſagen, daß er eine Weile transigiren, laviren und temporiſiren wollte? Alle dieſe Looſungsworte moderner journaliſtiſcher Diplomatie ſtanden nicht in Carrels Wörterbuch. Wir nehmen lieber an, daß Armand Carrel aus redlicher Ueberzeugung für die Monarchie kämpfte, bis es ſeine redliche Ueberzeugung ward, daß nur die Republik Frankreich glücklich machen

Digitized by Google

könne. Jene Zurückhaltung ſeiner Feder hatte einen andern, viel natürlichern Grund in Carrel's Stolz. Nach dem bei der Gründung des National geſchloſſenen Contracte, ſollten die drei Redacteure einer um den andern die Oberleitung des Blattes führen, und zwar, da Thiers und Mignet damals in einem höheren, literariſchen und politiſchen Anſehen ſtanden, im erſten Jahre Thiers, im zweiten Mignet, und erſt im dritten Carrel. Dieſer ward dadurch in eine untergeordnete Stellung gedrängt, und da er ſich zum Commando berufen fühlte, widerſtrebte es ſeinem ſtolzen Sinne, fortwährend in dritter Reihe, als Subalternofficier aufzutreten. Deshalb hielt er ſich, während der erſten Periode des National, ein wenig im Hintergrund.

Aus dieſem Zuſtande des Mißbehagens und der Unthätigkeit riſſen ihn die verhängnißvollen Juliordonnanzen. Carrel war bereit zum Widerſtande, hatte aber gleich vielen Anderen, kein feſtes Vertrauen auf den Sieg der Schilderhebung. Am 26. ſchrieb er in einer Beilage zum National, die am Mittag ausgegeben wurde, den erſten „Aufruf an die perſönliche Thatkraft der Bürger". Dieſer Aufruf weckte die Lawine; es war gleichſam jener erſte Ellbogenſtoß, von dem Börne ſagt, daß er hinreiche, um, durch die Maſſen ſich fortpflanzend, das Gerüſt der Tyrannei umzuſtürzen; und es gibt wohl kein zweites Beiſpiel, daß ein bloßer Journalartikel ſo unmittelbar in die Geſchichte Europas eingegriffen hätte; von deutſchen Journalartikeln gar nicht zu reden. Freilich muß man nicht vergeſſen, daß nur bei einem Volke, wie das von Paris, ſolche Aufrufe ſo mächtig widerhallen können. Am folgenden Tage unterzeichnete er die allgemeine Proteſtation der Journaliſten, die, von Thiers redigirt, ebenfalls vom National veröffentlicht wurde. Als endlich das Gewehrfeuer zwiſchen Volk und Truppen begonnen hatte, da irrte Carrel, wie Louis Blanc erzählt, unbewaffnet, ein ſchwarzes Spazierſtöckchen in der Hand, durch die Straßen, wo am wüthendſten gefochten wurde, den Kugeln trotzend, ohne mitzufechten, und fragte fortwährend ſeine vertrauteſten Freunde: „Habt ihr denn nur ein einziges Bataillon?" Es ward dem ehemaligen Souslieutenant doch ſchwer, an die Möglichkeit eines Volksſieges über reguläre Truppen zu glauben.

Am 30. Juli wurde ihm von Laffitte das Commando über

die Nationalgarde von Rouen übertragen, die den Pariſern zu Hilfe geeilt war, und während der erſten Tage der proviſoriſchen Regierung ward er in die weſtlichen Departements geſandt, zur Reorganiſation der Verwaltung. Dieſe Sendung erfüllte er mit Eifer und Talent, indem er die Maires und Unterpräfecten, je nach ſeiner Ueberzeugung von ihrer Anhänglichkeit an die neue Ordnung der Dinge, entweder beſtätigte oder durch andere erſetzte. Als er Ende Auguſt nach Paris zurückkehrte, hatten ſeine Freunde vom National bereits Poſto am Staatsruder gefaßt, und ihn ſelbſt, ohne ſein Wiſſen und Wollen, zum Präfecten des Cantal ernannt. Er lehnte jedoch dieſe Stellung dritten Ranges ab, als ſeiner Kräfte unwürdig; er ſtrebte auch nach keinem Portefeuille, ſein ganzer Ehrgeiz beſchränkte ſich auf das Scepter des National. Auch dieſes erhielt er erſt nach einigen Debatten, da Thiers während Carrels Abweſenheit es bereits den jedenfalls ſchwächeren Händen des Herrn Paſſy anvertraut hatte.

Noch immer iſt man in gewiſſen höheren und niederen Regionen bei uns geneigt, die Julirevolution als eine mit Noth zur rechten Zeit gelöſchte Weltfeuersbrunſt zu betrachten; man will durchaus den Geiſt dieſes legitimen Aufruhrs, wenn man ſo ſagen darf, mit den alten Dämonen des Terrorismus und der Welteroberung identificiren. Republik und Krieg, redet man ſich gern ein, das war die eigentliche Loſung der tricoloren Partei, und den Strom dieſer glühenden, ganz Europa bedrohenden Lavaüberſchwemmung habe nur der Zauberſtab Louis Philipps aufgehalten, dem die Einen dies eben ſo ſehr zum Verdienſt, wie die Anderen zum Vorwurf machen. Bedürfte es, außer der Haltung des Pariſer Volkes in den drei Julitagen, noch eines andern Beweiſes für das Vorurtheilsvolle jener Anſicht, ſo wäre es die Haltung, die nach dem großen Ereigniſſe der National beobachtet hat, deſſen Redacteur, ſchon perſönlich nicht ſehr gut geſtellt mit den Hauptpartiſanen der neuen Gewalt, gar keine Urſache hatte, dieſelbe zu ſchonen. Viel ſpäter erſt brachen die alten Wunden auf, und die republikaniſche Partei war 1830 noch ſo ſchwach, daß Carrel ſelbſt bewies, die ſehr kleine, angeblich aus den Provinzen an die Kammer gelangte Zahl von republikaniſchen Adreſſen ſei in Paris fabricirt worden.

Digitized by Google

Gleich im Beginne ſeiner Redaction ſagte Carrel: Der National hat kein politiſches Glaubensbekenntniß abzulegen; ſeine künftige Politik iſt ihm vorgezeichnet in derjenigen, die er bisher befolgt hat; er iſt ſtolz darauf, von Anfange an Das verlangt zu haben, was wir jetzt beſitzen. Das glorreiche Ereigniß, welches die Familie Orleans auf den Thron brachte, iſt die Erfüllung ſeiner älteſten Hoffnungen.

Und in derſelben Nummer vertheidigt er ſich und ſeine Excollegen wider den ſonderbaren Vorwurf, den man ihnen daraus machte, daß ſie der neuen Regierung dienten, nachdem ſie die alte ſtürzen halfen. Ueberall und zu allen Zeiten gab es Leute, die nur im blinden Widerſtande gegen jede mögliche Regierung wahre Geſinnung und wahren Charakter ſehen.

In der Nummer vom 13. September 1830 kämpft Carrel gegen die Einflüſterungen, mit denen man die Arbeiterklaſſen wegen des Preiſes der Lebensmittel und der Concurrenz der Maſchinen aufzuhetzen ſuchte, und weiſt mit ſehr viel geſundem Verſtande nach, wie viel eine Regierung für die Proletarier thun oder nicht thun kann. Und die erſte republikaniſche Geſellſchaft, die wegen ihrer tumultuariſchen Verſammlungen von den Bürgern aus ihrem Locale getrieben wurde, definirt er folgendermaßen:

Eine Geſellſchaft von etwa hundert jungen Leuten, die, wie es ſcheint, bei der neuen Ordnung der Dinge ihren Platz nicht finden konnten und nun, vom Volke ausgeziſcht, den Schutz jener ſelben Nationalgarde anrufen mußten, der ſie den Titel: „unterdrückungsſüchtige Ariſtokratie" zu geben beliebten.

Dies war die erſte Verbindung zwiſchen Armand Carrel und jener republikaniſchen Partei, die er ſpäter vergebens zu disciplinren ſuchte. — Auch in der Frage über Krieg oder Frieden ſtimmte er mit den damaligen Gewalthabern. Der belgiſche Aufſtand ſetzte ihn eben ſo in Verlegenheit, wie ſie. Er ſagte:

Den fremden Cabinetten liegt nicht grade an der Größe des Hauſes Naſſau, ſondern daran, daß 4 Millionen Belgier nicht franzöſiſch werden, und das iſt ſehr natürlich: wenn morgen Baiern ſich Oeſterreich oder Preußen einverleiben will, ſo wird ganz Europa dagegen aufſtehen.

Aber gegen die carliſtiſche Partei und deren Umtriebe wendet er ſich oft mit der furia francese eines Soldaten. So ruft er im National vom 2. October Herrn von Kergorlay zu:

Ehrlich geſagt, kann man das wohl rührende, achtungswerthe Treue nennen, was Sie treibt, die Geſetze Ihres Vaterlandes zu beleidigen, einen Fürſten zu verleumden, dem Sie im Grunde Ihres Herzens Gerechtigkeit müſſen widerfahren laſſen, und eine Nation zu ſchmähen, deren Großmuth ſich in der Frechheit zeigt, mit der Sie vor ihren Ohren ein Geſchlecht von Meineidigen preiſen, welches der Verachtung dieſer und aller künftigen Generationen verfallen iſt?

Von den erſten Monaten nach der Revolution bis zum Januar 1832, wo er offen in ſeinem Blatte die republikaniſche Fahne aufpflanzte, ſieht man Carrel allmälig und in ſehr merkbaren Abſtufungen bis zur Kriegserklärung gegen die Monarchie ſich erheben; aber, was ſehr weſentlich iſt, es handelte ſich bei ihm nur um die verſchiedene Wahl der Mittel zur Verwirklichung eines Principes, über welches er nie ſeine Anſicht änderte und welches ſtets ſeine Deviſe blieb: des Principes der Selbſtregierung, des Selfgovernment. Und doch kann man fragen: wie kam Carrel ſo geſchwind dahin, an der Lebenskraft einer Inſtitution zu verzweifeln, die er Anfangs für das trefflichſte Mittel zur Verwirklichung jenes Principes gehalten hatte?

Carrel warf einmal die ironiſche Bemerkung hin: „Vielleicht hätte man mich gewonnen, wenn man mir ein Regiment gegeben hätte"; eine Anſpielung auf das Geflüſter kleiner Seelen, die ſeinen Republikanismus daher leiteten, daß man ihm nicht, ſtatt einer Präfecturſtelle dritten Ranges, einen Poſten gleich dem ſeines früheren Mitarbeiters Thiers anvertraut. So viel mag daran wahr ſein: wäre Carrel durch Uebernahme eines ſolchen Poſtens in ein intimeres Verhältniß zur Regierung getreten, ſo würde es ihm bei ſeinem zarten Pflichtgefühle ſchwerer geworden ſein, dieſelbe ganz aufzugeben; und ſelbſt, wenn die Politik derſelben ſein höchſtes Mißfallen erregt hätte, ſo wäre er gewiß der Flügelmann der Linken geworden, ohne jedoch den Boden des monarchiſchen Princips zu verlaſſen. So aber machte es ihm keinen Scrupel, mit der neuen Ordnung zu brechen, als er die Ueberzeugung zu haben glaubte, daß der Wille der Nation und die Wege der Regierung auseinander gingen. Ein Umſtand iſt hier beſonders hervorzuheben. Das conſtitutionelle Leben Frankreichs war damals, und iſt vielleicht noch jetzt in den Windeln; nur darin zeigte ſich

ſchon dieſelbe „Routine", wie in den ausgefahrenen Gleiſen alter Verfaſſungen, daß die Oppoſitions-Parteien ihrem perſönlichen Ehrgeiz fröhnten; dieſelbe Partei, die mit ihm in der Oppoſition einen ſo edlen Schwung gezeigt hatte, vergaß jetzt, da ſie am Ruder war, viele ihrer guten Vor- und Grundſätze. Diejenigen, die es wagten, ſie deshalb der Undankbarkeit zu zeihen, wurden, wie es überall geht, negative, impotente Köpfe geſcholten. Die Herrn Thiers nnd Conſorten fügten ſich nur zu gern jener höhern Einſicht, die, wegen gewiſſer Kriſen von Innen und Außen, deren Bedeutung man ſehr übertrieb, es für nothwendig fand, das conſtitutionelle Leben „vorläufig" ein wenig einzudämmen; was die Franzoſen, ihrer Natur gemäß, ſich nur zu leicht gefallen ließen, denn ſo ſouverain dieſes Volk in Momenten großer Aufwallung ſich zu benehmen weiß, ſo wenig beſitzt es noch Geduld und Ausdauer, um die Früchte einer Revolution langſam anzubauen, um die Controlle der Regierung fortwährend mit nimmermüder Wachſamkeit zu führen, kurz, um das Princip des Selfgovernment täglich zu üben. Zum Beweiſe proteſtirte Frankreich weniger in den Kammern gegen jene klugen Manöver, ſondern die Minorität träumte immer nur von glorreichem „Waffenkampf", und zerſplitterte ſich in außerparlamentariſchen kleinen Factionen und verſchwörungsſüchtigen Geſellſchaften. Carrel nun war nichts weniger als ein Factionsmenſch, als ein Danton paradirender Gewaltprediger, aber er war Franzoſe genug, um die Schuld ſtatt auf den Mangel an Selbſtregierungstalent ſeines Volkes, auf die Verfaſſung und deren Commentar durch die Diener der höhern Einſicht zu ſchieben. Er glaubte unter einer Republik würde das Selfgovernment in Frankreich eine Wahrheit werden. Ob er ſich nicht auch darin täuſchte, ob er nicht mit Unrecht den Franzoſen Eigenſchaften und Tugenden beilegte, die nur er und einige Wenige ſeines Gleichen beſaßen, das wird am Beſten daraus hervorgehen, wie er von der ſogenannten republikaniſchen Partei verſtanden und behandelt wurde.

Von dem Tage an, wo er das Banner der Republik aufgepflanzt, war ſein Leben ein fortwährender und doppelter Kampf gegen die Disciplinloſigkeit der Seinen, wie gegen die Geſchicklichkeit ſeiner Gegner. Wenn er einerſeits durch den ritterlichen Muth,

mit dem er ſtets perſönlich für ſeine Sache einzuſtehen bereit war, den beſſern Theil ſeiner Armee zur Begeiſterung hinriß, ſo flößte er dagegen durch ſeinen edlen Abſcheu vor jeder demagogiſchen Brutalität, durch ſeinen geſunden Sinn, der den Charbatanismus und das blutrünſtige Pathos ſansculotter Beredtſamkeit verſchmähte, der größern Hälfte ſeiner Partei Mißtrauen ein. Er bekämpfte jedes Gewaltmittel als ein Unglück für ſeine Partei, und wenn dieſe nicht auf ihn hörte und in die Falle ging, ſo rächte er ſich an ihr nur durch den Muth, mit dem er ſtets nach der Niederlage der Seinen ſich zwiſchen die Regierung und die Beſiegten ſtellte. Vergebens rief er ſeiner Partei zu, ſie müſſe ſich erſt Anſichten und Ueberzeugungen bilden, und das Volk bekehren, ſtatt es zwingen zu wollen. „Die Dynaſtie", ſagte er (4. October 1833), „ſucht uns fortwährend zum ungeſetzlichen phyſiſchen Angriff zu reizen, um die Nation auf ihrer Seite zu haben; alſo muß unſere Taktik darin beſtehen, daß wir die Dynaſtie zum Staatsſtreiche zwingen, daß wir ihr keinen Vorwand geben, die Charte im ſcheinbaren Intereſſe der geſetzlichen Ordnung zu verletzen. — Wenn die Dynaſtie noch einen Sieg gegen die Republik davonträgt, ſo wird ſie zur abſoluten Monarchie alle diejenigen bekehren, die durch die Junitage noch nicht einmal zur conſtitutionellen bekehrt worden ſind."

Der Bourgeoiſie bemühte er ſich zu beweiſen, daß die Republik weiter Nichts wolle, als die erbliche Gewalt in eine wählbare verwandeln, das Stimmrecht ausdehnen, die Aſſociations- und Discuſſionsfreiheit ſichern, die Municipalfreiheit erweitern und die Nationalgardenarmee mit der ſtehenden zu einer und derſelben Macht verſchmelzen, dies alles aber nicht ohne die freie Zuſtimmung des Volkes erſt erlangt zu haben; denn er wies mit Energie die brutalen Theorien der „Geſellſchaft der Menſchenrechte" und der „Tribune" zurück, und vertheidigte ſich ſiegreich gegen die Ultras ſeiner eigenen Partei, deren Fanatismus die perſönliche Freiheit und die Eigenthumsrechte mit Füßen trat.

„Wir wollen", ſagt der National (13. Mai 1833) „die Freiheit für uns, heute, und morgen gegen uns, wenn wir die Herrn wären, nicht wie Jene, die nur aus Verfolgten Verfolger werden wollen." Wir ſind gegen die Anarchie wie gegen die Monarchie." Natürlich ward er dafür von den grotesken Affen Marats ein

Digitized by Google

Elender, ein Gemäßigter geſcholten, ein Ariſtokrat, „würdig, neben Laffayette, an der Laterne zu hängen.“

In den Memoiren Gisquet's findet man ein vertrauliches Schreiben Carrel's an Petetin, mit merkwürdigen Enthüllungen über die moraliſche Anarchie, welche die republikaniſche Partei unterhöhlte. Marrat, damals Redacteur der Tribune, mußte ſich mit einem Cameraden ſchlagen, der, ein noch ſtärkerer Jakobiner als er, ihn beleidigte, weil er (Marrat) Laffayette bloß einen „großen Verbrecher“ und nicht einen „Auswurf der Menſchheit“ genannt hatte.

Carrel war (am 21. Januar 1835) wegen Preßvergehen im Gefängniß von St. Pelagie; ſeine Mitgefangenen forderten ihn auf, zur Feier des Jahrestags von Ludwig's des 16. Hinrichtung zu illuminiren. Da er nicht wollte, wie ſie wollten, ſtürzte die ganze Bande auf ſein Zimmer, mit dem Geheul: „Hängt ihn auf, den Gecken mit ſeinen Glaceehandſchuhen!“ Und Gisquet erzählt, daß Beamte und Soldaten einſchreiten mußten, um aus den Händen dieſer Wüthenden einen Mann zu befreien, der durch Talent und Charakter ihr natürliches Oberhaupt war.

Und dennoch blieb Carrel, auch als er einſehen mußte, daß dieſe Partei täglich mehr in der Achtung Frankreichs ſank, mit ächt republikaniſcher Selbſtverläugnung, ſeinem Princip treu, auf der Breſche ſtehen. Als ſich, nach den wüthendſten Exceſſen, der Katzenjammer bei dieſer Fraction einſtellte, als ſie, geſchlagen im Parlament, vor den Tribunalen, auf den Straßen, vernichtet in ihren kühnſten Organen, verſtrickt in einem kunſtvollen Netz von Repreſſivgeſetzen, anfing ſich ſelber aufzugeben, da ſah man ihn, der den blinden Tollköpfen vergebens Klugheit gepredigt hatte, mit der alten Feſtigkeit Hoffnung und Enthuſiasmus ſchüren im Herzen einer demoraliſirten Geſellſchaft; da breitete er über ſie den Schild der allgemeinen Achtung, den ſein Charakter einflößte, und trotzte allen gerichtlichen Verfolgungen, um ihr wenigſtens in der periodiſchen Preſſe ein letztes Banner zu erhalten.

Die Septembergeſetze, welche die Principien-Erörterung unterdrückten, waren ein harter Schlag für Carrel, und er ertrug dieſes Joch nur mit bebendem Zorn. Während bei Andern in Folge dieſer Geſetze eine gewiſſe Heftigkeit der Geſinnung, die überhaupt

meiſtens nur Blutwallung geweſen, ſich bedeutend zu legen anfing, ging mit ſeinen Ideen eine umgekehrte Umwandlung vor. Seine Freunde verſichern ſogar, daß er von jenem Tage an gewiſſen Erinnerungen und Namen, die er bis dahin geſcheut hatte, weniger abhold wurde; daß er den Exaltirten zuweilen, wenn auch widerſtrebend, die Hand reichte, und bei ſeinem Principe der „Freiheit für Alle" einige Einſchränkungen zuließ. Im Ganzen gibt der National kein Zeichen von dieſer Metamorphoſe, außer in der ſchneidenden Polemik, in die Carrel kurz vor ſeinem Tode wegen Alibauds ſich einließ.

Bei ſeinen zahlreichen Preßproceſſen vertheidigte er ſich faſt immer ſelbſt, und meiſtens mit einer ſo geſchickten Verſchmelzung von trotziger Kühnheit und maßvollem Anſtande, daß er oft freigeſprochen wurde. Weniger glücklich war er vor der Pairskammer, doch hatte er auch hier ſchöne Momente, und man erzählt ſich noch mit Begeiſterung von jener famoſen Apoſtrophe an den Schatten des Marſchall Ney, die den General Excelmans ſo tief ergriff, daß er, Carrels Richter, für den Angeklagten Partei nahm.

Einen großen Fehler hatte Carrel, für den man in Frankreich mehr Nachſicht hat als in Deutſchland: ſeine ſoldatiſche Empfindlichkeit im Punkte der Ehre, womit ſich eine freie Discuſſion ſchwer verträgt; weil er bereit war, jeden Augenblick für ſeine Worte auf die Menſur zu treten, wurde er in ſeiner Polemik oft zur unrechten Zeit perſönlich und gradezu herausfordernd. Bei uns freilich iſt das anders, das Duell iſt grade nicht die Leidenſchaft unſerer Journalhelden, und wir ſind weit entfernt, ihnen das zum größten Vorwurfe zu machen, aber die Perſönlichkeiten ſind darum nicht ſeltener bei uns, als in Frankreich. Wie oft genießen wir das erbauliche Schauſpiel, daß ſich zwei Redactionen vermittelſt des aſchgrauen Löſchpapiers täglich auf Tod und Leben befehden, ſich Käuflichkeit und Geſinnungsloſigkeit gegenſeitig ins Geſicht werfen, und überhaupt Artigkeiten ſagen, für die man ſich anderswo den Hals abſchneiden würde! Bei uns iſt man gemüthlicher, man ſtopft eine neue Pfeife, nimmt eine neue Feder, und ſchneidet einander die Ehre, aber nicht den Hals ab. Denn man glaubt, Geſinnungsloſigkeit ſei am Ende noch nicht ſo ehrlos.

Digitized by Google

Carrel hatte ſchon unter der Reſtauration zwei Duelle, das eine mit einem Redacteur des drapeau blanc, wo es ſich traf, daß beide Gegner mit den zwei Zeitungsartikeln, welche das Duell veranlaßten, eigentlich gar nichts zu ſchaffen hatten; das andere mit einem Legitimiſten, in Folge eines Disputs über die Gefangenſchaft der Herzogin von Berry. Carrel verwundete ſeinen Gegner, bekam aber ſelbſt einen Degenſtoß in den Unterleib. Die ſchmeichelhafteſten Zeichen einer allgemeinen Sympathie wurden ihm zu Theil und die wärmſten und wohlwollendſten Vorwürfe ſeiner Freunde. Carrel hörte ſie lächelnd an, und verſprach ſich zu beſſern. Allein er beſſerte ſich nicht.

Ein neues Journal, die „Preſſe", war von Emile de Girardin gegründet worden, und im Proſpectus erhob Girardin ſein Blatt als das billigſte und beſte aller Blätter. Ein Redacteur des Bon Sens griff dieſen Proſpectus in einer Reihe von injuriöſen Feuilletons an, und Girardin hing dem Geranten des Bon Sens darüber einen Proceß an. Anfangs wollte ſich Carrel in einen Streit dieſer Art nicht miſchen, aber endlich gab er den Bitten des Bonſensredacteurs, der ſeitdem ein Freund Girardins geworden iſt, nach, und drückte im National ſeine Verachtung aus gegen die „Preſſe" und deren Gründer, namentlich, weil dieſer vor dem Gerichtshof, ſtatt auf der Menſur, Genugthuung ſich zu verſchaffen ſuche. Girardin antwortete den folgenden Tag in einer Note, worin er unter anderm ſagte, der National zeige hier nicht die Loyalität, die man dem Charakter Carrel's nachzurühmen pflege; dann bedrohte Girardin noch andere liberale Blätter mit Proceſſen und ſpielte zuletzt auf einen Freund Carrel's und Mitarbeiter an deſſen Journal an, der ſich gerade, als Chef eines induſtriellen Unternehmens, bankerott erklärt hatte.

Darüber kam es zu perſönlichen Unterhandlungen auf Carrel's Stube und ſollte der Streit durch eine „Erklärung" in beiden Journalen gütlich beigelegt werden, als Carrel darauf beſtand, daß dieſe Erklärung nicht gleichzeitig, ſondern erſt in der „Preſſe" und dann im National erſcheinen ſolle. Dieſem Verlangen wollte ſich Girardin nicht fügen und Carrel ſtand auf, mit den Worten: „Ich bin der Beleidigte, ich wähle die Piſtole."

Das Duell fand am folgenden Tage, den 22. Juli 1836,

früh Morgens, im Gehölz von Vincennes statt. Die beiden Gegner feuerten und fielen gleichzeitig; Girardin leicht am Schenkel, Carrel schwer in der Hüfte verwundet. Carrels erste Frage war nach dem Befinden seines Gegners. Er wurde nach dem Dorfe St. Mandé gebracht, wo er im Hause eines alten Cameraden aus der Militairschule, der ihm jetzt eine neuauflebende Jugenderinnerung war, nach zwei schmerzvollen Tagen in einem, wie man sagt, merkwürdigen und beredten Delirium hinüberging, den 24. Juli um 5 Uhr des Morgens, in einem Alter von 36 Jahren.

Dieser frühzeitige Tod ward wie ein öffentliches Unglück betrauert und die Journale aller Farben vereinigten sich im selben Ton der Klage. Halb Paris strömte zum Begräbniß nach St. Mandé, dessen bescheidener Kirchhof ein historisches Relief erhielt durch Carrel's Grab, welches eine Bronzestatue von der Hand Davids (aus Angers) ziert. Dieses Denkmal stellt den Journalisten dar, den rechten Arm ausstreckend, das Haupt ein wenig zurückgeworfen, in jener stolzen rhetorischen Haltung, die er hatte, als er vor dem Pairshof den Schatten Neys heraufbeschwor.

Man versichert, daß Carrel in seinen letzten Tagen, müde des unfruchtbaren Kampfes gegen den Lauf der Dinge, daran dachte, zu den großen historischen Arbeiten zurückzukehren; namentlich trug er sich mit einer Geschichte Napoleons. Eben so lockte ihn von einer andern Seite die Tribune, auf der ihm gewiß große Erfolge vorauszusagen waren. Gewiß ist, daß Carrel nicht nach dem was er geleistet hat, sondern nach dem was er noch hätte leisten können, beurtheilt werden muß: sein Leben gleicht jenen classischen Torsos, jenen halbvollendeten Monumenten, deren fragmentarische Schönheit nur den Verlust des Ganzen um so bitterer empfinden läßt.

In seinem Privatleben war der berühmte Redacteur des National ein bewunderungswürdiges Muster von Güte und Großmuth. So herb und schneidend er als öffentlicher Charakter auftrat, so sehr er da etwas vom altrömischen Brutus hatte; so vielfach erinnerte er bei sich zu Hause durch Anmuth, Eleganz und Liebenswürdigkeit an den altfranzösischen Edelmann. Wer ihn vor 1830 sah, damals, da sein Name sich kaum zu verbreiten anfing, da nur die uneigennützigen unter seinen Freunden sein Talent prie-

Digitized by Google

ſen, der ward überraſcht von der Kraft, die ſich auf ſeinem originellen Antlitz und in ſeinem ganzen Weſen ausprägte. Unter dieſer Kraft verrieth ſich aber auch eine edle Freiheit, die beſonders in der Bildung der Lippen und in ſeinem ſanftſtolzen Auge ausgeſprochen war. Dagegen äußerte ſich in ſeinem Benehmen eine peinliche Empfindlichkeit und Gezwungenheit, wie die eines Mannes von Ehre, der ſich verkannt, oder doch nicht recht gewürdigt glaubt. Man ſah ihm überdies den Militär in Civilkleidern an. Nach der Revolution war es, als ſei ihm ein Stein vom Herzen gefallen, als habe er zum zweiten Mal im Proceß Leben und Freiheit gewonnen. Die Größe ſeiner Aufgabe, und die Bedeutung der Rolle, die er zu ſpielen hatte, die Erwartung großer Gefahren nnd großer Erfolge, alles was mehr untergeordnete Geiſter berauſcht und aufgeregt hätte, alles das beruhigte ihn. Sein ſonſt düſteres Antlitz hatte ſich aufgehellt, ſeine Züge, ohne von ihrem ſcharfen Gepräge zu verlieren, waren ſanfter geworden, und ſeine einfache, höchſt natürliche Höflichkeit, ſeine ungeſuchte Liebenswürdigkeit im Umgange gab ihm einen ſo verführeriſchen Reiz, daß man bereits in dem ausgezeichneten Schriftſteller die ſchöne Perſönlichkeit hervorhob, und daß die Cyniker ſeiner Partei ihm ſeine Glacéehandſchuhe und ſeine ariſtokratiſchen Prätenſionen vorwarfen.

Armand Carrel hat keine Kinder hinterlaſſen und war nicht verheirathet: er lebte viele Jahre in freier Ehe mit einer von ihrem Manne geſchiedenen Frau. Die tiefſte gegenſeitige Achtung und die edelſte Hingebung beider Theile heiligten dieſe Verbindung, welche die geſetzliche Sanction nicht durch Carrel's Schuld entbehrte. Denn das Scheitern des Eheſcheidungsgeſetzes, welches mehrmals von der Deputirtenkammer angenommen und von der Pairskammer ſtets verworfen wurde, ſchmerzte ihn tief und er hat ſich nur ſchwer darüber tröſten können. Aber ungleich mancher *legalen* Wittwe, die durch unwürdige neue Verbindungen das Andenken eines mehr oder weniger berühmten Gatten entweiht, — wie man in unſern Tagen nur zu häufig ſah — hat die Dame, die Carrel's Herz beſaß, ſich in Trauer zurückgezogen und gleich Moore's iriſcher Wittwe, kennt ſie keine andere Liebe mehr als Carrels Grab.

Auch ein Wort über dramatiſche Zuſtände.

Die Literatur, und namentlich die Journaliſtik, hat ſich in letzterer Zeit wieder mit Eifer unſerer neu aufſtrebenden Dramatik angenommen; aber nicht der Literatur allein liegt es ob, ihre Zeit zu verſtehen, ſondern allen Denen, welche berufen ſind, Leiter zu ſein in dieſer oder jener Beziehung des Lebens, welche durch Zufall oder menſchliche Wahl an einen Platz geſtellt wurden, von wo aus ihnen eine reichere Einwirkung auf die Geſchicke der menſchlichen Thätigkeit geſtattet iſt. Reden wir von der dramatiſchen Poeſie und von Deutſchland, ſo ſind es die deutſchen Theater-Directionen und die deutſchen Regierungen, denen ein Haupttheil der Aufgabe zufällt, dem regeren Streben fördernd ihre Unterſtützung zu weihen. Denn es iſt kein Spiel, wenn eine ganze Literatur ſich mit aller Intenſität einem beſonderen Zweige des poetiſchen Schaffens zuwendet, es iſt vielmehr eine wichtige hiſtoriſche Nothwendigkeit.

Was thun zunächſt die Theater zur Begünſtigung der jungen deutſchen Dramatik? Laſſen ſie es ſich angelegen ſein, alles Erſcheinende liebevoll und aufmerkſam zu prüfen, fördern ſie Erſtlings-Werke, ohne Rückſicht auf äußere Vortheile zur Darſtellung, iſt es überhaupt die Schönheit, der Werth einer dramatiſchen Arbeit, was die Wahl beſtimmt? So im Allgemeinen die Frage geſtellt, kann nur eine traurige verneinende Antwort folgen. Gerade die am reichſten dotirten Theater thun das Wenigſte aus reinem Intereſſe

Digitized by Google

an der Sache. Gedrängt, gezwungen von der öffentlichen Meinung weichen ſie langſam, mit Widerſtreben, einen halben Schritt nach dem andern von der faulen Bahn des Alt-Herkömmlichen; faſt nirgend erfreut uns die Rüſtigkeit und Rührigkeit eines ſchnellen, kräftigen, conſequenten Eingreifens in die Erſcheinungen der Zeit. Vereinzelt tritt einmal hier, einmal dort, dieſes oder jenes Werk eines neueren Autors auf die Bühne, und ſelbſt das Berliner Hoftheater, das, vermöge ſeiner Stellung, allen anderen voranzugehen berufen wäre, wartet meiſt die Erfolge neuer Stücke auf anderen Bühnen ab, ehe es ſchlaftrunken die Hände danach ausſtreckt, um den übrigen nachzuhinken. Was helfen die Tantiemen in Wien, Berlin, München, wenn dieſe Schläfrigkeit, dieſer Schlendergang die Früchte derſelben vor dem Reifen verfaulen macht? Bevor die Theater-Directionen nicht aus eigener, innerer Nöthigung das neu Entſtehende für berechtigt halten, ungetheilte Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen, bevor nicht ein klares, herzliches Bewußtſein ſie mit ihrem Volke und deſſen Dichtern zuſammenſchließt, haben wir keine Beſſerung dieſer matten, läſſigen, allen Aufſchwung hemmenden Zuſtände zu gewärtigen. Um einen ſolchen geiſtigen Zuſammenſchluß der Theaterleitungen mit dem Volksbewußtſein und den Intereſſen der Dichter zu erwirken, iſt aber vor Allem nothwendig, daß jene ihre Zeit zu begreifen verſtehen, daß ſie von der Intelligenz ihrer Zeit genugſam durchdrungen ſind, um den Strömungen der Geſchichte des Geiſtes folgen, um mit richtiger Förderung in dieſelben eingreifen zu können. Als erſte und nothwendige Bedingung alſo iſt die Forderung hinzuſtellen, daß nur Männer von gereifter, in Erkenntniß der Gegenwart gereifter Bildung an die Spitze von Kunſt-Inſtituten berufen werden, deren Zweck die öffentliche Darſtellung des lebendigen Dichterwortes und werkes. Wie weit gerade die Hoftheaterintendanzen, denen die bedeutendſten Mittel zu Gebote ſtehen, zum größten Theile die Erfüllung jener Forderungen ſchuldig bleiben, bedarf von meiner Seite keines Beweiſes. Sie ſelbſt liefern den augenſcheinlichſten durch die Art ihrer Wirkſamkeit. Sie hemmen, ſtatt zu fördern.

Geſetzt aber nun, die erſte gerechte Forderung, Männer von Intelligenz, Kunſtverſtändniß, zeitgemäßer Geſinnung an der Spitze

der ersten Theaterinstitute zu erblicken, würde uns gewährt, die Intendanzen der Hoftheater, auf die wir unser Hauptaugenmerk zu richten haben, würden der nichts weniger als geachteten Stellung *) entrückt, die man ihnen im Geiste der Dichter durch verfehlte Besetzung bereitete, wäre damit allein schon der Zustand erreicht, der für freie Entwickelung der nationalen Dramatik nothwendig ist? Nein! Wohl würde dadurch ein Fortschritt gewonnen sein über die gegenwärtigen jammervollen Zustände hinaus, wo die Theaterverwaltung meist in den Händen von Männern liegt, die, aller Selbständigkeit baar, nur den Einflüssen der Camarilla gehorchen, auf Einflüsterungen, Protectionen und Connerionen merken, das öffentliche Urtheil entweder ganz verachten, oder, das Wahre vom Unwahren darin nicht zu sondern wissend, um den Lobqualm einer erbärmlichen in Persönlichkeit befangenen Journalistik mehr noch buhlen, als um die Anerkennung einer gesinnungsvollen Kritik. Männer von tüchtiger, mit der Zeit in Einklang stehender Intelligenz würden mit reiferem Urtheil und freierer Einsicht in die Verhältnisse der nationalen Kunst, zugleich im Bewußtsein und Selbstgefühl ihrer geistigen Bildung, die Interessen der Dichter und die Kunst überhaupt gegen die hindernden Einflüsse von Oben und Außen selbständiger und nachdrücklicher zu vertreten vermögen, als Kammerherrn und sonstige Hofmänner, denen das Bücken und Schmiegen zur Lebens-Aufgabe geworden, als Leute, deren einziges Verdienst der Adel oder — ein ökonomisches Talent. Ein Fortschritt also wäre durch solche Aenderung gewonnen, aber doch immer nur ein sehr geringer, so lange dynastische und Regierungs-Sympathien, royalistische und diplomatische Rücksichten die Wahl der auszuführenden Stücke beschränken. Wie matt, wie kränklich, wie abhängig zeigt sich die deutsche Politik, wenn sie die vaterländische Kunst verkürzt und verwirft, um einer auswärtigen Macht keinen Anstoß zu erregen. Zwei Momente aber greifen in diesem Bezuge besonders lähmend ein, zunächst das Gesetz, welches die Verwandten herrschender Dynastien von der Bühne ausschließt, und dann die Furcht

*) Keine Regel ohne Ausnahme. Zu den ehrenvollsten Ausnahmen rechne ich Herrn v. Gall in Oldenburg.

vor dem Geiſte der neuen Zeit. Man ſcheint es noch immer für eine Entweihung zu halten, daß z. B. ein König auf die Bühne gebracht werde, und doch iſt ſo mancher König erſt durch die dramatiſche Poeſie zu einem ewigen Leben gekommen! Freilich kann die Poeſie nicht nach Art Derjenigen verfahren, welche jeden König als einen Gottgeſalbten, als unfehlbar und makelfrei hinſtellen möchten, ſie darf, wenn ſie ein Charakter-Gemälde liefern will, die Schwächen eben ſo wenig verſchweigen als die Vorzüge. Sagt nicht aber auch die Geſchichte daſſelbe? Läßt das Urtheil der Geſchichte ſich erkaufen? Es kann wohl keinem erleuchteten Herrſcher des neunzehnten Jahrhunderts mehr einfallen, die Geſchichte als von der Königsmacht abhängig zu betrachten, noch weniger aber zu verläugnen, daß auch ſeine Vorfahren keine Götter, ſondern eben Menſchen waren, wie wir Alle ſind. — Wozu alſo dieſer Schleier über das Leben derſelben, der auf anderem Gebiete längſt gelüftet worden, wozu dieſes Leichentuch vor die Couliſſen gehängt? — Wie weit erſtreckt ſich die Verwandtſchaft herrſchender Dynaſtieen? Preußens Königshaus z. B. iſt verwandt mit Meklenburg, Meklenburg wurde es durch die jetzige Herzogin von Orleans mit dem Königshauſe Frankreichs. Dürfen Frankreichs Könige noch auf preußiſchen Bühnen erſcheinen, oder wo liegt hier die Grenze der für das Theater geeigneten Verwandtſchaft? Das Geſetz iſt auf einen Rechtsboden gar nicht zu ſtellen, öffnet der Willkür Thür und Thor, und kann, in Verbindung mit der Furcht vor den Gedanken der Neuzeit, die man vom Theater fern halten will, nach Belieben leicht alle deutſchen Stücke von deutſchen Bühnen ausſchließen. Dieſe Furcht vor oder Abneigung gegen diejenigen geiſtigen Richtungen, welche der Gegenwart als ihr eigenthümlichſte angehören, und innerhalb deren jeder Schriftſteller von Bedeutung ſich bewegt, weil er ein Kind ſeiner Zeit, führt dazu, daß man den beſſeren Werken die Aufführung verſagt, dagegen aus längſt untergegangenen Richtungen Veraltetes hervorſucht, um das Abgeſtorbene und Todte mit fruchtloſen Anſtrengungen zu einem Scheinleben zu erwecken. Das aber gerade iſt eine tief verletzende Verhöhnung der Gegenwart und muß den Verfall der Kunſt beſchleunigen. Ich komme hier auf einen Ausſpruch zurück, den ich

an anderem Orte that. Will man der dramatiſchen Kunſt und mittelbar dem äſthetiſchen Sinn des Volkes förderlich ſein, ſo iſt am wenigſten die Auferweckung ſolcher Theaterſtücke, welche in einer einſeitigen, der Vergänglichkeit und Vergangenheit gehörenden Richtung geſchrieben wurden, der Weg dazu. Der lebendige Irrthum der Gegenwart hat, wenn er mit Talent oder Geiſt vertreten wird, ſeine Rechte auf Berückſichtigung, denn er ſteht mitten im unbeendeten Kampfe, er bildet eine nothwendige Seite im dialektiſchen Gebärungs-Proceß eines neuen Fortſchritts. Nicht ſo der todte Irrthum der Vergangenheit, den die Geſchichte bereits im Bewußtſein der Menſchen gerichtet hat. Als er auftrat, ein neu geborener, da hatte er ein Recht zu fordern, daß ihm eine Stimme auf dem Kampfplatz, heiße dieſer Wiſſenſchaft oder Kunſt, geſtattet werde, daß man auch ihm die Wege öffne, um zu Ohr, Sinn und Geiſt des Volkes zu gelangen, damit dieſes zum Theil, ſoweit es in gleichem Irrthum befangen, ihm den Zoll der Spanne Zeit entrichte, welche ſein Leben bedingt, zum Theil, ſoweit es in entgegengeſetzter Richtung, Meinung und Geſinnung befangen, den Kampf gegen ihn beginne. So allein bildet ſich in geiſtigen Dingen auf ungeſtört organiſchem Wege das Urtheil der Geſchichte, das unwiderruflich iſt, nachdem es geſprochen. Wer daher ein Schätzer und Pfleger der Kunſt heißen will, der hat ſich zur Aufgabe zu ſtellen, der Vergangenheit nur das zu entlehnen, was die Krone der Unvergänglichkeit im Tempel der Schönheit empfangen, die Gegenwart aber in allen ihren beſtimmten und verſchiedenſten Geiſtes-Richtungen in die unbeſchränkte Oeffentlichkeit zu fördern und unverkümmert dem Richterſpruch der Lebenden zu unterwerfen. So allein, wenn man eine äſthetiſch gebildete Kritik, Hand in Hand mit dem öffentlichen Urtheil des Volks und der Zeit, über dem Vergangenen, die volle, friſche, parteiloſe Liebe über dem neu aus dem Leben der Gegenwart Entſtehenden walten läßt, erringt man mit Recht den Titel eines einſichtsvollen Beſchützers der Kunſt.

Geſetzt nun, auch dieſer zweite Wunſch würde uns gewährt gleich dem erſten. Die Intendanzen beſäßen die erforderliche Intelligenz, das erforderliche Kunſtverſtändniß, um ihre Zeit und

Digitized by Google

die in ihr wurzelnde Kunſt zu begreifen und zu vertreten, die Regierungen entſchlöſſen ſich zu jener parteiloſen Liebe bei Entgegennahme der neuen Dramatik, würde dann ein deutſches National-Drama zu voller, reiner Blüthe gelangen und in die Vollendung treten? Wiederum: Nein! Ein ungeheurer Fortſchritt gegen Jetzt wäre allerdings geſchehen, die Lebenden würden anerkannt werden, ſie würden zahlreiche Feſſeln abwerfen von Geiſt und Phantaſie, würden freier, lebenskräftiger auftreten können, denn ſie würden Luft gewinnen zum Athmen, — und dieſe den Lebenden zu entziehen, iſt ein Verbrechen an der Menſchheit. Innere und äußere Vortheile für Dichter und Publicum würden ſich vielfach zeigen durch den erleichterten Zugang der erſteren zur Bühne, durch die unbeſchränktere Wahl des Stoffs und den nicht mehr verkümmerten Hauch des Geiſtes, den der Dichter aus dem innerſten Seelen-Drange ſeinem Werke verleihen muß. Aufathmen würde die deutſche Dramatik, aber neu erſchaffen werden nicht. Zu einer neuen, ächt nationalen, großen und genialen Dichtung auf dramatiſchem Gebiet wäre auch dann immer noch der Boden nicht vorhanden, bevor nicht eine Umgeſtaltung vor ſich ginge in allen Beziehungen des deutſchen Lebens. Der Grund und Boden alles Völkerlebens iſt die Politik. Ohne politiſche Freiheit wird ein einſeitiges Geſtalten größerer Freiheit auf dieſem oder jenem Einzel-Gebiete immer nur Anſtrebungen und Verſuche hervorrufen, die, je energiſcher ſie werden, um ſo mehr die Einzelfreiheit in Gefahr bringen, doch ein neues dauerndes Kunſtleben nicht erzeugen. Politiſche Freiheit alſo! In erregter und befriedigter Luſt und Liebe zur öffentlichen Sache allein, vor dem hellen Sonnenſchein der Oeffentlichkeit, dem offenen Austauſch des freien Wortes kann die Unbehaglichkeit, Gedrücktheit und Thatloſigkeit des jetzigen deutſchen Lebens ſchwinden, nur im freien, männlichen Handeln für das Allgemeine, getrennt von allen Standes-Intereſſen, der deutſche Sinn zu neuer Größe und Jugendkraft erſtehen. So allein kann aus dem breit getretenen Sumpfboden der Mattheit und Indifferenz das Samenkorn des Bewußtſeins zu treibenden Pflanzen und Blüthen energiſcher Thätigkeit erwachſen. So allein würde ſich das in lyriſche Trübheit und dürre Reflexion zerſpaltene deutſche Leben zu dramatiſcher Concentration

zuſammenraffen. Die neueſte Philoſophie iſt in's Leben getreten, iſt innere Anſchauung praktiſcher That geworden im Gedanken der Menſchen, aber der Zwieſpalt zwiſchen Gedanke und Erſcheinung laſtet mit Bleigewicht auf allen Gemüthern, auf allen Regungen und Bewegungen, alſo auch auf der Poeſie. Dieſer Zwieſpalt des Suchens nach der That in der bewußten Ueberzeugung, daß eine Kataſtrophe erfolgen müſſe, und des Nicht-Vollbringen-Könnens derſelben drückt die Volkskraft zu Boden und erſtickt im erſten Keimen jeden Aufſchwung des Genius. Ohne politiſche Freiheit, ohne Reform aller Zuſtände im deutſchen Geſammtleben, wird jedes Streben auf halbem Weg zum Ziele ſtehen bleiben. Politiſche Freiheit allein ſchafft dem Volk ein neues, friſches Daſein, politiſche Freiheit allein kann das ſtockende Blut neu pulſiren machen durch alle Adern der Nation, an der Sonne der politiſchen Freiheit nur werden deutſche Wiſſenſchaft, deutſche Kunſt, deutſches Leben ihre Auferſtehung feiern, wird endlich die Centifolie der Poeſie, das Drama, in voller Schönheit ſich entfalten.

Unter den gegenwärtigen gedrückten Verhältniſſen nun iſt es eine ernſte Pflicht der Literatur, die Aufmerkſamkeit auf Diejenigen hinzuleiten, welche mitten unter Hemmungen und Druck dennoch im Auftrag des Zeitbewußtſeins ein Feld bebauen, deſſen dürrer Boden vergebens auf den befruchtenden Regen wartet. Die Früchte, welche ſie mühſam erziehen, können der ſcharfen Kritik nicht als vollkommen erſcheinen, aber als erſter Ertrag einer neu beginnenden Cultur werden wir ſie mit Wohlwollen zu betrachten haben. Es iſt kein Genius unter ihnen, der neue Bahnen bricht — wir wiſſen ja wohl, warum das nicht ſein kann! — aber viel Talent und Geiſt, viel ernſtes und bewußtes Streben finden wir unter ihnen. Sie gehören der Periode des Ringens nach dem Ziele, der Vermittelung zwiſchen den zerſpaltenen Kräften des Wollens und Vollbringens an, und dieſer Charakter ihrer Zeit ſpricht aus ihren Werken. Sie ſtehen mitten in einer kämpfenden Zeit, die nach innerer Kräftigung ringt, und kämpfen in dieſer Richtung als Vorkämpfer einer neuen Zeit, wo dramatiſche Thatkraft Leben wie Kunſt durchathmen wird.

Anton Gubitz.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Ein neues Luſtſpiel.

Aus Paris.

Eine ächt franzöſiſche politiſche Komödie! Sie iſt aber nicht auf der Börſe, nicht in der Pairs- nnd nicht in der Deputirtenkammer, ſondern, was eben das Wunderbare, auf einem wirklichen Theater, dem Odeon oder Second Theatre français aufgeführt worden und hat geſtern Abend halb Paris in Aufregung verſetzt. Der Beifall des Publicums war eine doppelte Demonſtration, er galt den pikanten Anſpielungen des Stückes auf die Gegenwart und der eigenthümlichen Lage des Autors, des Herrn Felix Pyat, der nicht einmal die Erlaubniß erhalten konnte, der erſten Aufführung ſeines Dramas beizuwohnen. Sie erinnern ſich, daß Pyat, wegen ſeiner Angriffe auf den Hoffeuilletoniſten Jules Janin, zwei Jahre zu ſitzen verurtheilt wurde, und dieſe Zeit iſt noch nicht um; indeß er wird den Erfolg von geſtern Abend gehört und auch im Gefängniß gut geſchlafen haben, beſſer vielleicht als Jules Janin, der noch nicht weiß, was für eine Kritik er über die neue Komödie ſchreiben ſoll.

Das Stück iſt ſehr, ſehr franzöſiſch, denn es ſpielt im alten Griechenland, und zwar in Athen, etwa 400 Jahre vor Chr. Geb. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Athen nur eine beſcheidene Folie für Paris, und daß der Held des Stückes, Diogenes, eigentlich nur ein antiker Robert Macaire iſt. Auch mit der Chronologie nimmt es der Verfaſſer nicht ſehr genau; die Zeit vor oder nach Perikles iſt ihm einerlei, und er hat Recht daran. Aus einer ſatyriſchen Komödie will man ja nicht Geſchichte lernen.

Vorſpiel. Wir ſtehen alſo in Athen auf einem öffentlichen Platz. Man athmet antike Luft, die Sonne des Perikles vergoldet

noch die Säulen und Stufen der attiſchen Tempel und Paläſte. Ein Mann tritt auf, in Reiſekleidern, mit beſtaubten Schuhen, den Wanderſtab in der Hand. Er kommt direct aus Sinope und gehört einer ehrbaren Familie an, die vom Falſchmünzen ſeit undenkbaren Zeiten ſich ernährt hat Sein Vater hat wegen einer Lumperei von ein Paar tauſend Drachmen, die er fabricirte, Reißaus nehmen müſſen; er aber iſt auf den großen Gedanken gekommen, ſich einmal Athen, das Athen anzuſehen, welches da maſchirt à la tête de la civilisation, welches der Brennpunkt aller ſchönen und großen Geiſter iſt, die einzige unter allen Städten Griechenlands, die den Talenten des jungen Diogenes von Sinope einen würdigen Spielraum bieten kann. Denn er hat ſich entſchloſſen, ſein Brod als ehrlicher Mann zu verdienen, und wie er die Statue des Miltiades ſieht, die, ganz in Gold und gloire gehüllt, von ihrem hohen Sockel den Platz beherrſcht, ſo ruft er: bon, ich werde Soldat; ich werde ſiegen, Razzias machen, und man wird mir Monumente errichten. Aber in dieſem Augenblick naht ſich ihm ein alter Invalide, ein Stelzfuß, der in den großen Perſerſchlachten (!) verſtümmelt worden, und bettelt um ein Almoſen. Diogenes ſieht ihn an, wirft ihm einen Obolus hin und ſagt: Nein, ich werde kein Soldat.

Aber, ich bin ein geſunder Kerl, ich werde arbeiten, ich werde den Meißel führen und den Marmor hauen zum Ruhm des Vaterlandes . . . da wird eine Bahre von zwei Arbeitern vorbeigetragen, ein dritter liegt auf der Bahre, mit zerſchmetterten Gliedern, und ein vierter, der hinten nachgeht, ſammelt Almoſen für die Wittwe und die Waiſen des armen Arbeiters, die nun ohne Brod ſind. . . Diogenes gibt wieder einen Obolus aus, und ruft mit einem Seufzer: Nein, ich werde kein „Ouvrier!"

Wie, wenn ich Poet würde? Poet! wiederholt er mit ſaurer Miene, — bah! meinetwegen, ich werde Poet! Da hört er Geſchrei und Gezeter. Ein Dichter kommt über die Bühne, von ſeinen zwei Söhnen, die ihn für verrückt ausgeben wollen, vor den Richter geſchleppt. Der Greis vergießt Thränen, ruft die Götter zu Zeugen und declamirt Verſe. Diogenes horcht auf, erkennt den großen — Sophokles (!), beugt ſich vor ihm, nimmt ſich aber vor, kein Poet zu werden.

Beim Herkules! ſagt er, die Geſchichte wird immer verwickelter. Soll ich am Ende nach Sinope zurück? Nein! . . Halt, jetzt hab' ich's. Ja, ich werde ein Philoſoph. Seinen Nächſten Weisheit lehren, daß muß ſchön ſein. . . In dieſem Augenblick bewegt ſich ein Zug über den Platz; es ſind Leute aus dem Volk, die Verwünſchungen rufen, und Bewaffnete, die den Säbel ſchwingen. Zwiſchen den Bewaffneten geht ein Mann, deſſen Haupt ein ſchwarzer Schleier bedeckt. Und dieſer Mann iſt kein Anderer als — Sokrates (!), der in

Digitized by Google

den Kerker geführt wird, wo er den Schierlingsbecher trinken ſoll. O Athener! ſo ehrt ihr eure Weiſen? Nein, nein, ich werde kein Philoſoph!

Ach! ſagt der junge Diogenes, ich ſehe ſchon, ich muß wieder ein Dieb werden, wenn ich in Ruhe mein Brod verzehren ſoll. Ich habe nur noch zwei Obolen ... Sogleich kommen zwei Kerle, mit dem Dolch in der Hand, und bitten ſich die zwei Obolen aus, als Lehrgeld vom Novizen. Eine gute Lection! aber das Handwerk hat auch ſeine ſchlechten Seiten, denn die beiden Spitzbuben ſind kaum am Ende des Platzes, ſo werden ſie von einer Patrouille, — was? eine Patrouille in Athen? Schadt nichts, alſo — von einer Patrouille beim Kragen gepackt. — Meine zwei Obolen! ſchreit Diogenes, gebt mir meine zwei Obolen zurück! — Deine Obolen gehören der Juſtiz als Beweisſtücke! erwiedern die athenienſiſchen Municipalgardiſten. — Beim Styx! ſagt Diogenes: ich mag auch kein Dieb werden!

Es wird Nacht und ihre Schatten fallen auch in Diogenes Seele. Er überlegt, wie viel er in ſo kurzer Zeit geſehen und was für Enttäuſchungen er erlebt hat. Ich mag kein Soldat, kein Ouvrier, kein Poet, kein Philoſoph, nicht einmal ein Dieb mag ich werden, d. h. alſo, ich will gar kein Menſch ſein. Auch gut! Meinetwegen gar kein Menſch ... Ein Hund zieht ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Der Hund hat Durſt, Diogenes auch. Der Hund trinkt unmittelbar aus der Fontaine. Diogenes wird's auch ſo machen. Der Hund hat keine Trinkſchale, der Glückliche! Er hat, als Hund, das Recht, ſich ganz ungenirt zu benehmen; er zahlt keine Miethe, er trägt keine Glacehandſchuhe und wird von keinem Räuber beſtohlen. Der Himmel iſt ſein Dach, die Natur ſein einziger Herr, der Inſtinct ſeine unfehlbare Philoſophie. Ach! wie beneidet Diogenes dieſen Hund! ... Er wirft ſeinen Becher hin und wird ein Cyniker.

Werden Sie es glauben? Dieſes Vorſpiel hat großen Effect gemacht. Freilich ſchreibt Pyat für Pariſer und nicht für deutſche Kritiker. Und wenn auch der Geſchichte eine kleine Gewalt angethan wird, iſt die pſychologiſche Erklärung des Cynismus, iſt die Logik dieſes Diogenes nicht — ächt franzöſiſch? Und man weiß, daß die Franzoſen vor Allem auf die Logik halten.

Ein hieſiger Feuilletoniſt ſagt von dieſem „Prologue:" Er iſt einfach in ſeinem Gang, ungeheuer in ſeiner Wirkung, und von Anfang bis zu Ende behauptet er jene eherne Einheit, die der natürliche Rahmen aller großen Conceptionen iſt!"

Im erſten Act ſehen wir Aſpaſia, die ein Bankett gibt. Perikles iſt todt, und um die Geliebte des großen Todten drängt ſich eine Maſſe von Herzensprätendenten. Da iſt Alkibiades, zugleich mit Demoſthenes und Euripides, mit Milon von Krotona und dem „Ban-

Digitized by Google

quier" Gorgias, kurz da ſind Philoſophen, Künſtler und Patricier aus dem Faubourg St. Germain und aus der Chauſſee St. Antin von Athen. Ein Sklave meldet, daß es Tag geworden ſei. — Ich will keinen Tag, befiehlt die Courtiſane. Schließt alle Thüren und zündet die Lampen an.

Das Feſt beginnt erſt recht. Die Hauptſache aber iſt, daß Aspaſia eine geniale Blaſirte iſt, die bei den Liebeserklärungen ihrer Freier ſich entſetzlich ennuyirt. Laïs — bald hätte ich vergeſſen zu ſagen, daß auch ſie unter den Gäſten iſt — Laïs alſo hat dies bald bemerkt, und in eiferſüchtiger Angſt, daß Aspaſia ein Auge auf Alkibiades werfen könnte, ſucht ſie der Nebenbuhlerin ein pikantes Gelüſte einzuflößen, indem ſie von dem bizarren Cyniker Diogenes zu erzählen anfängt. Die Intrigue glückt. — Was iſt das für ein Thier? fragt Aspaſia. Nun ſchmückt Jeder das ſonderbare Bild mit einem neuen Zuge aus, und Aspaſia wird begierig. Man ſoll ihr den Cyniker bringen, ſie will den Hund kennen lernen, auf die Gefahr hin, gebiſſen zu werden. Welch ein haut goût! ruft ſie, wenn er zufällig ein bischen toll wäre! Aber Diogenes kommt nicht in die Stadt und läßt ſagen, er logiere in ſeiner Tonne, und wer ihn ſehen wolle, könne ſich zu ihm bemühen. — Geſchwind, meinen Schleier! ruft Aspaſia, kommt, ich will dieſen Diogenes beſuchen.

Im zweiten Act ſieht man die Tonne und ihren Bewohner, der den Vögeln Brodkrümchen ſtreut, wie Aspaſia auftritt. — Wer iſt da? fragt er. — Die Blüthe von Athen; entgegnet Alkibiades. Diogenes ſieht ſie Alle an. Die Hefe von Athen, willſt Du ſagen... Dann nimmt er ſeine Laterne, leuchtet Einem nach dem Andern unter die Naſe, und gibt Jedem ein Epigramm zu ſchlucken, was offenbar die hübſcheſte und geiſtreichſte Scene des Stückes iſt. Endlich kommt die Reihe an Aspaſia. Er reißt ihr wüthend den Schleier vom Geſicht, und — bleibt geblendet ſtehen. Diesmal iſt der Cynismus beſiegt. Aspaſia zieht ſich zurück, und Diogenes reibt ſich die Augen. Er fühlt ſich verwandelt, ſein Herz ſchlägt, er iſt wieder Menſch, denn er — liebt.

Der dritte Act ſpielt wieder bei Aspaſia. Laïs hatte recht gerathen. Aspaſia hat ſo lange Hunde in Menſchengeſtalt geliebt, daß ſie auch einmal einen Menſchen lieben will, der den Hund ſpielt. Sie ſchreibt ihm ein Billet-doux: „Gelübde, Schwüre, Himmel und Erde, Alles fahre hin, ich liebe Dich. Komm." Dieſe Zeilen ſoll ihm Laïs überbringen. Aber Diogenes hat ſein Faß verlaſſen, und rennt wie ein Verrückter durch Athen, die Leute bittend, ihn zum Archonten zu machen, „damit er Aspaſia's würdig ſei", was freilich eine ſehr moderne und unphiloſophiſche Bräutigamsanſicht iſt. Alkibiades, der natürlich vorausſah, daß Aspaſia ſeinem Nebenbuhler ſchreiben könnte, hat ſich indeſſen in das Faß verſteckt und fängt

Digitized by Google

daher das Billet-doux auf, welches für den Cyniker beſtimmt war. Dann begiebt er ſich in das Hotel Aſpaſias. Es iſt die zweite Stunde in der Nacht, und ſie hatte verſprochen, bis dahin unter ihren Freiern zu wählen. Alle ſind daher verſammelt mit pochenden Herzen. Endlich ſpricht Aſpaſia. „Ich ſchwöre bei Diana, daß ich Niemandem gehören will als dem Diogenes" . . . Im rechten Moment ſpringt auch der Cyniker auf die Bühne. Zweifacher Aufſchrei, Umarmung, und dann wendet ſich die Herrin des Palaſtes zu den Anderen: „Entfernt euch, ihr Profanen!" Alkibiades aber beſchließt, ſich zu rächen.

Man ſollte denken, Diogenes, der Cyniker, dem der Triumph über den erſten Lion von Athen, über den ſchönen und genialen Alkibiades, gelungen, werde nun zufrieden ſein, da doch die Liebe das einzige war, was ihn verleiten konnte, wieder Menſch zu werden, und er werde nun in dulci jubilo mit ſeiner göttlichen Maitreſſe leben und höchſtens etwas elegantere Manieren annehmen und ſeine Locken ſalben. Aber nein! Iſt man wieder einmal Menſch geworden, ſo weicht der Cynismus allmälig allen menſchlichen Eitelkeiten. Diogenes will durchaus Archont werden. Im vierten Acte ſehen wir ihn auf dem Markt von Athen. Herolde rufen zur Archontenwahl. Da man weiß, daß Diogenes unter den Candidaten iſt, ſo ſagen die Plebejer zu ihm: Gieb uns die Vorrechte der Patricier und wir wählen dich. — Dann ſagen die Patricier zu ihm: Gieb uns die Macht der Archontenſtelle, und du haſt unſere Stimmen. — Diogenes, in ſeinem Unwillen über ſolche Intriguen, wünſcht ſie in die Unterwelt, und hätte bald Luſt, wieder in ſeine Tonne zu kriechen. Nur Aſpaſia tröſtet ihn und feſſelt ihn an die civiliſirte Geſellſchaft. Aber da treten neue Herolde auf und citiren Aſpaſia, auf die Anklage des Hyperboles, vor die Archonten, weil ſie bei Diana geſchworen habe, nur dem Diogenes anzugehören und dieſen Schwur verletzt habe. Da ſchäumt Diogenes auf. Alſo auch die Liebe war eine Illuſion! — er kriecht in ſeine Tonne.

Fünfter Act. Wir ſind vor dem Tribunal der Archonten. Der Ankläger Hyperboles iſt ein Mann des Geſetzes, ein Advocat, ein geweſener Dieb, ja derſelbe Spitzbube, der dem Diogenes am erſten Tage in Athen das Diebeshandwerk verleidet hat. Er hat von Alkibiades hundert Drachmen erhalten, damit er Aſpaſia denunciren und ſich als ihren Mitſchuldigen nennen ſolle. Er erklärt alſo nun den Herrn Richtern, wie er den vorigen Abend ein Billet-doux von Madame Aſpaſia bekommen und die Nacht bei ihr verbracht habe. Diogenes kauert in einer Ecke, als verborgener Zeuge; er will den Becher ſeiner Leiden bis auf die Hefe leeren. Da tritt eine verſchleierte Frau vor die Richter und klagt, daß ihr derſelbe Hyperboles, der als Ankläger da ſtehe, ein Armband geſtohlen. Der

läugnet und ruft die Götter zu Zeugen seiner Unschuld. Aber die Frau zieht ihn bei Seite, lüftet ihren Schleier ein wenig und fragt: Sieh mich an; erkennst du mich nicht? — Nein, beim Styx, nicht. — Wie, du wagst noch zu schwören, daß du mich nicht kennst? — Ich schwöre es bei allen Göttern des Olymps. — Hört es, Archonten, er schwört, daß er mich nie gesehen hat. Und darauf läßt sie ihren Schleier ganz fallen und giebt sich als Aspasia zu erkennen. Hyperboles entflieht unter dem Gezisch und Gepfeife des Volkes. Diogenes aber springt, mit einem rechtzeitigen Theatercoup, aus seiner Tonne und seiner gerechtfertigten Geliebten zu Füßen. In diesem Augenblick fällt der Vorhang.

Wir wissen nun aber nicht: wird Diogenes mit Aspasia glücklich leben und auf seine cynische Philosophie verzichten? Wo bleibt die Moral der Fabel? War Diogenes nur ein genialer Abenteurer, der auf so bizarre Weise im altgriechischen Paris debutirte, bis er die glückliche Partie Aspasiens machte? Das weiß weder das Pariser Publicum, noch Felix Pyat selbst.

Ich sage Ihnen: Wäre diese Komödie das Stück eines deutschen Autors, wie wollte ich es in Fetzen reißen, um mein kritisches Talent zu zeigen; und wie würde es vom deutschen Publicum ausgezischt werden. Da es jedoch ein französisches Stück ist, und ins Deutsche übersetzt und vom deutschen Publicum applaudirt werden wird: so empfehle ich es hiermit allen löblichen deutschen Theaterdirectionen.

II.

Berliner Vereine.

Aus Berlin.

Weiteres in der Moskitosache. — Associationsfreiheit. — Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen. — Handwerkerverein. — Verein für Verbreitung von Volksschriften. — Pestalozzistiftung. — Christenthum und Humanismus. — Muth und Demuth.

Der Streit über die Moskitogesellschaft hat hier einen sehr persönlichen Charakter angenommen, indem der brasilianische Consul, Herr Sturz, in den Zeitungen eine weitläufige Erklärung drucken ließ, durch welche einer der Herren, welche die Moskitoküste bereist hatten, Herr Hesse, sich beleidigt fand, und wegen welcher er, wie er nun ebenfalls öffentlich erklärt, klagbar geworden Ich behalte mir vor, auf diese Angelegenheit später zurückzukommen, da sie der Betrachtung noch manche Seite darbietet. Für heute will ich an das anknüpfen, was ich in meinem letzten Schreiben erwähnte, daß der in Bezug auf die Auswanderungssache dringend nöthigen Thätigkeit der deutschen Regierungen die philanthropischen Bemühungen von Privatvereinen über lang oder kurz werden zu Hülfe kommen müssen,

Digitized by Google

wenn für die Auswanderer etwas Erkleckliches geſchehen ſoll. Und zwar aus dem Grunde, weil Geldmittel dazu erfordert werden, welche nicht leicht anders als durch freiwillige Beiträge wohlwollender Menſchen zuſammengebracht werden können. In dieſer Beziehung tritt nun aber eine eigenthümliche Schwierigkeit bei uns in Deutſchland ein. In England, wo die Aſſociationsfreiheit unbeſchränkt iſt, konnten ſich Geſellſchaften bilden wie jene der Negerfreunde, welche den ungeheuern zwanzigjährigen Kampf gegen die übermächtigen Intereſſen der Pflanzerpartei, die von allen Tories eifrig unterſtützt wurde, und ſelbſt gegen die anfängliche Anſicht der Regierung mit Ausdauer, Nachdruck und endlich ſiegreichem Erfolge durchgeführt hat. Bei uns aber werden Aſſociationen, beſonders in dieſem Augenblicke, da das Geſpenſt des Communismus am hellen Tage ſpuken geht, von vorn herein mit mißtrauiſchen Augen angeſehen. Zwar ſind Vereinigungen rein wohlthätigen und menſchenfreundlichen Charakters durchaus nicht verpönt, werden ſogar von oben her gern geſehen und begünſtigt, wie das z. B. bei der hieſigen Peſtalozziſtiftung der Fall zu ſein ſcheint. Aber um Duldung oder gar Gunſt zu erwerben, müſſen die Vereine gewiſſe Garantien darbieten, oder darzubieten ſcheinen, aus gewiſſen ruhigen, durch Stellung im Leben und geſtempelten Charakter empfohlenen und berechtigten Elementen beſtehen, deren ſich nicht leicht eine hinlängliche Menge für ein ſo umfaſſendes und ſo viel Kraft, Jugendmuth, Freudigkeit und Aufopferungsluſt erheiſchendes Unternehmen als ein großartiger Verein für die Angelegenheit der Auswanderungen ſein würde, zuſammenbringen läßt. Hiervon haben wir an dem geſcheiterten Vereine, deſſen ich in meinem vorigen Schreiben gedachte, eine klägliche Erfahrung vor Augen. Die Herren, welche zur Bildung dieſes Vereines zuſammentraten, hatten ſicherlich den beſten Willen und die redlichſten Abſichten; aber wie hätte es Männern, die theils mit Geſchäften überhäuft, Manche ſelbſt ſchon bei einer Menge von andern Vereinen betheiligt, theils ihrer Stellung wegen zu tauſend Rückſichten und Bedenklichkeiten genöthigt ſind, gelingen können, die unternommene Sache rüſtig und muthig gegen wohlberechnete Angriffe, Kabalen, feindſelige und mächtige Intereſſen zu vertheidigen und zu behaupten? Kräfte, die recht gut geeignet ſind, für Kleinkinderbewahranſtalten, Armenbeſchäftigungsanſtalten u. dergl. in aller Sanftmuth und Ruhe auf glattem, dornenloſem Pfade wirkſam zu werden, reichen natürlich nicht aus, um Unternehmungen zu begründen, deren Schöpfer von vorn herein auf Anſtrengungen und Opfer aller Art gefaßt ſein müſſen. Die jungen und friſchen Kräfte aber, von deren Wirkungsluſt und Wirkungsvermögen ſich etwas hoffen ließe, werden ebenſo natürlich mit beargwöhnenden Blicken angeſehen, und, kaum daß ſie ſich regen, ſogleich eng gebunden.

Auch in dieſer letzteren Hinſicht fehlt es uns nicht an einer

Digitized by Google

überzeugenden Erfahrung. Ich meine das Schickſal des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klaſſen. In der Generalverſammlung, welche kürzlich ſtattfand, wurde den Verſammelten mitgetheilt, daß das Miniſterium ſchon im November 1844 um Beſtätigung der demſelben überreichten Statuten erſucht worden war, worauf denn nicht eher als unter dem 4. April 1845 ein Beſcheid erfolgte. Die Erfahrungen, die man an dem Vereine bis dahin gemacht, hieß es in dieſem Beſcheide, hätten Verirrungen in das Gebiet des Idealen gezeigt, maßloſe, unerfüllbare Hoffnungen hervorgerufen; die Zwecke, welche ſich der Verein geſetzt, wären ſolche, durch deren Verfolgung er in den Wirkungskreis der Staats- und Communalbehörden eingriffe; man möge ſich denn nur vor der Hand auf Errichtung von Spar- und Prämienkaſſen beſchränken, Se. Majeſtät würde das (freilich Anfangs unter der Bedingung, daß ſich der Verein nicht auf Errichtung von Sparkaſſen beſchränke) zugeſagte Geſchenk von 15000 Thlr. dem Vereine dennoch belaſſen. — Unterm 10. Juni hatte darauf der Vorſtand in einem abermaligen Geſuche, gegen die gedachte Miniſterialverfügung remonſtrirend, auf Genehmigung der zuvor überreichten Statuten angetragen. Auf dieſe Eingabe war derſelbe gänzlich ohne Beſcheid geblieben. — Die Verſammlung beſchloß faſt einhellig, (indem nur der Profeſſor v. Henning anrieth, den Verein als aufgelöſt zu betrachten und die ganze Sache der Fürſorge der Regierung anheim zu ſtellen), die Aufrechterhaltung des Vereins. — So ſteht nun die Sache. Dem Centralverein würde wohl ſchwerlich hemmend entgegengetreten worden ſein, wenn nicht die etwas unruhigen Geiſter, welche ſich in dem Localvereine regten, Beſorgniſſe erweckt hätten. Dieſe unruhigen Geiſter beſaßen zwar, wie bekannt, die Selbſtüberwindung, von ihren erſten Anfoderungen an den Verein abzuſtehen, um nicht, was die Folge des Beharrens auf dieſen Anfoderungen geweſen ſein würde, den Verein noch vor ſeiner Geburt zu ſprengen; allein vielleicht erſchienen ſie gerade wegen dieſer Selbſtbeherrſchung und Reſignation nur um ſo gefährlicher. Genug, die Löſchanſtalten, welche gegen das Jugendfeuer des Localvereines vorgekehrt wurden, richteten, wie das beim Feuerlöſchen zu geſchehen pflegt, das heile und vom Brande gar nicht ergriffen geweſene innere Haus, den Centralverein, mit zu Grunde. — Ich, für mein Theil, habe mir von der zukünftigen Wirkſamkeit dieſer Vereine nie etwas wahrhaft Förderliches für das Wohl der arbeitenden Klaſſen verſprochen; denn die Geſchichte lehrt, daß eine ganze Menſchenklaſſe durch die Wohlthätigkeit einer anderen, welche über ihr ſteht, niemals wirkſam gehoben worden iſt, ſondern daß immer nur diejenigen Klaſſen emporkamen, welche ſich ſelbſt emporbrachten. Wenn nicht die Klaſſe der Aerarii im alten Rom um die Mitte des 5. Jahrhunderts ſich ſelbſt Eingang in die Tribus und ſogar Zutritt zu den obrig-

Digitized by Google

keitlichen Würden verſchafft hätte, die „wohlgeſinnten" Bürger (der integer populus fautor et cultor bonorum drückt es Livius aus), ſowohl Patricier als Plebejer — die damaligen Tories und Whigs — würden den horreur nimmer zugegeben haben. Von der engliſchen Chartiſtenpartei wird dies ſehr wohl gefühlt, indem dieſelbe mit der Anticornaw-league nicht gemeine Sache machen will. — Indeſſen hätte ich doch gewünſcht, daß man die Vereine für das Wohl der arbeitenden Klaſſen ihren Gang hätte gehen und ihre Verſuche machen laſſen. Wenigſtens hätte es ihnen doch gelingen können, über manche Zuſtände, welche bei uns noch ganz im Dunkel liegen, Aufklärung zu verſchaffen, und — was ich noch höher anſchlage — manches einzelne Elend zu lindern. In letztrer Hinſicht freilich ſteht neben dem Guten was von Privatvereinen geleiſtet werden kann, auch viel Bedenkliches; wie dies z. B. neuerlich die zum Beſten der ſchleſiſchen Spinner und Weber errichteten Unterſtützungsvereine bewieſen haben, — worüber ich Ihnen vielleicht ein anderes Mal Näheres ſchreibe. Hauptſächlich aber aus dem Grunde würde ich den Vereinen für das Wohl der arbeitenden Klaſſen Fortgang gewünſcht haben, damit ſich ihre Unzulänglichkeit für den beabſichtigten Zweck durch die Erfahrung hätte herausſtellen können, während jetzt, da dieſe Unzulänglichkeit ebenſowenig erfahrungsmäßig feſtſteht, als die Furcht vor Ausſchreitungen dieſer doch aus den beſitzenden Klaſſen gebildeten Vereine gerechtfertigt erſcheint, die Regierung ſich den Vorwurf auflädt, einem möglicher Weiſe heilſamen Unternehmen in den Weg getreten zu ſein.

Wenn ich meine, daß diejenigen gedrückten Klaſſen, denen geholfen werden ſoll, ſich nothwendig ſelbſt helfen müſſen, ſo wird vielleicht Mancher Communismus dahinter wittern. Jedoch ich bitte wohl zu unterſcheiden, was an ſolchen Richtungen, die man communiſtiſche nennt, Idee, Hirngeſpinnſt, Glaubensvorſtellung, und was wirkliches praktiſches Bedürfniß iſt. Das Communiſtiſche am Communismus ſind ſeine Träume, ſeine Dogmen, für welche freilich gerade die Communiſten mehr ſchwärmen und fanatiſcher ſind, als für das Sattwerden Aller die einen Magen haben. Das iſt das alte Lied. Mit dem Chriſtenthum ging es ja ebenſo. Die Bruderliebe, das Gemeinhaben aller Dinge, derjenige Communismus, welcher Apoſtelgeſchichte 2, 44. erwähnt wird, der Humanismus davon Luc. 10, 37. geſchrieben ſteht — alles das, womit ſich die erſten Jünger des Chriſtenthums trugen, verſchwand ſehr bald vor den heiligen Dogmen, vor den großen Wahrheiten, ohne die man nicht ſelig werden könne, als da iſt: ob der heilige Geiſt nur vom Vater oder vom Vater und vom Sohne ausgehe u. dgl. m. Anfangs handelte es ſich im Chriſtenthume um das gemeine Volk: die armen Fiſcher, die Zöllner und die Sünder, alles was von der vornehmen und wohlgeſinnten Welt verachtet und verſtoßen war, wurde berufen,

Digitized by Google

sollte zu Ehren gebracht werden. „Gehe auf die Straßen und Gassen und führe die Armen und Krüppel herein zum Mahle", das die geladenen Vornehmen verschmäht haben (Luc. 14.). Aber auf die Letzt kam nicht das arme Volk durch das Christenthum empor, sondern nur die christliche Lehre, nur das Dogma, das die Gemeinden der Fischer u. s. w. zu ihrem Schilde gemacht hatten. Der Himmel verdrängte den Olymp, aus den armen Fischern wurden feiste Bischöfe, aus dem Wundöl des barmherzigen Samariters wurde das Oel, das man leugnenden Ketzern zum Brennen unter die Fußsohlen strich, und den Armen, die es nach wie vor gab, den Gedrückten und Getretenen wurde — das Evangelium gepredigt, nämlich die Botschaft, daß alle Dinge im Himmel und auf Erden in die Gewalt der hohen Geistlichkeit gegeben sind. Ich weiß natürlich nicht, und das wird man mir wenigstens gewiß aufs Wort glauben, was aus unsrem heutigen Communismus und seinen Propheten noch dermaleinst werden wird; aber gesetzt, es gelänge ihm in so viel hundert Jahren zur Geltung, oder gar zur Herrschaft in der Welt zu gelangen, gewiß würde das was er endlich emporbringen würde, wieder nichts anderes sein als eine neue Art Glaubensbekenntniß, und das Stadium in welchem sein Humanismus in einen Satanismus umschlägt, würde gewiß nicht ausbleiben. — So furchtbar scheint mir nun zwar der Communismus vor der Hand noch nicht, daß man alle möglichen Vereine oder Versammlungen verbieten oder unter polizeiliche Aufsicht stellen müsste, bei denen etwa eine Redensart die nach Communismus schmeckt, fallen könnte oder irgend einmal gefallen ist. Dessenungeachtet begreife ich es sehr wohl, wenn die Polizei hierin anders denkt. Wo derjenige Stand, der heut zu Tage doch nun einmal der herrschende, und da wo er noch nicht herrscht, wenigstens zur Herrschaft hin drängende ist, der Bürgerstand, nicht der Freiheit genießt, Versammlungen in seinem Interesse zu halten, wie könnte da diese Freiheit einem Stande gewährt werden, der noch nirgend an der Herrschaft einen Antheil nimmt? Es darf wohl zugelassen werden, daß der abhängige Arbeiter wohlmeinend belehrt, über seine Pflichten unterrichtet, oder in Andachtsstunden erbaut werde, aber es darf nicht zugelassen werden, daß man ihm zur Ausbildung eines Bewußtseins über die Unzulänglichkeit seiner Stellung und zur Bethätigung seines lieben Ich eine Anleitung gebe.

Dergleichen mag man wohl von den Vorträgen, die im hiesigen Handwerkervereine gehalten wurden, gefürchtet haben. Der Candidat Behrends, welcher dabei besonders thätig war, ist sogar schon früher in Folge einer Wahlpredigt, in welcher man communistische Elemente entdeckt haben wollte, von dem Consistorium der Wahlfähigkeit zu einem geistlichen Amte und vom Provincial-Schulcollegium der Be-

Digitized by Google

rechtigung zur Ertheilung von Unterricht beraubt worden. Nun hat ihn kürzlich auch noch das Polizeipräsidium, wie es scheint, der Vorträge wegen welche er im Handwerkervereine hielt, aus Berlin gewiesen. Es ist noch nicht gewiß, ob diese Maßregel wirklich zur Ausführung kommen werde; aber seltsam bleiben dergleichen Ausweisunchen immer, da der Ausgewiesene an einem anderen Orte doch schwerlich anders wirken wird, als am hiesigen. Außer dieser Maßregel gegen den Herrn Behrends ist übrigens gegen den Handwerkerverein auch noch die ergriffen worden, daß man den Vorsteher, Stadtrath Hedemann, ausdrücklich für alles was in den Versammlungen des Vereines vorgehen würde, verantwortlich gemacht hat. Einen verwandten Charakter scheint die Weisung zu haben, welche an den hiesigen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Volksschriften ergangen ist, jede Schrift die er herauszugeben Willens sei, dem Polizeipräsidio zuvor zur Genehmigung einzureichen. Es ist sogleich darüber geschrien worden, daß diese Maßregel ungesetzlich sei, da Schriften aller Art unter 20 Bogen nur der gewöhnlichen Censur, und solche über 20 Bogen der Vorlegung 24 Stunden vor der Ausgabe unterworfen sind; jedoch was will man? es ist eine Präventivmaßregel wie so viele andere; in Betracht des besonderen Zweckes welchen der Verein hat, auf die untern Klassen zu wirken, ist eine besondere Controlle nöthig befunden worden; ohne Zweifel wird dieser nöthigen Falls die königliche und somit gesetzliche Bestätigung nicht entstehen.

Ich habe schon beiläufig von der Pestalozzistiftung gesprochen. Dem Pestalozzifest ist hier bekanntlich im vorigen Jahre zu Ehren Diesterwegs vorgegriffen worden, indem man zu gedachter Stiftung am Geburtstage des genannten Seminardirectors den Grund legte. Dieses Jahr hat nun die eigentliche Jubiläumsfeier in einer zahlreichen, meist aus Lehrern bestehenden Gesellschaft statt gefunden. Diesterweg hielt dabei eine Rede, in welcher er unter Anderem den Humanismus als das wahre Christenthum bezeichnete. Humanismus und Christenthum, meinte er, sei eines und dasselbe, oder wenigstens sollte es doch so sein. Ist aber dann wohl abzusehen, warum man noch auf den Namen Christenthum bestehen sollte, warum auf einen „christlichen" Staat? Sei man alsdann doch ehrlich, und sage: was wir am Christenthume noch erkennen und zu haben vermeinen, ist weiter nichts als was, unserer Ansicht nach, das rein Menschliche an ihm ist, die Bruderliebe! Das ist aber eben dann Menschenthum und nicht Christenthum. Soll vom Christenthume die Rede sein, so gehört dazu nothwendig irgend etwas Specifisches, was das Christenthum zum Christenthume macht, und das ist die Gottheit Christi, diese Idee, dieser Name, durch welchen man — in welchem Sinne es nun immer sei — selig zu werden hofft. — Der Prediger Pischon brachte mit Recht einen Streitpunkt des vorigen Jahres wieder aufs Tapet

Ausfuhr, und Ausfuhrzölle, Ausfuhrverbote, Ausfuhrbewilligungen, Ausfuhrscheine, Ausfuhrpässe, Ausfuhrbewilligungsscheine, Ausfuhrbewilligungspässe, Ausfuhrbewilligungsscheinpässe, Ausfuhrbewilligungsscheinpässeverbote, Ausfuhrbewilligungsscheinpässeverbotsbewilligungen, Ausfuhrbewilligungsscheinpässeverbotsbewilligungsscheine, Ausfuhrbewilligungsscheinpässeverbotsbewilligungsscheinpässe, Ausfuhrbewilligungsscheinpässeverbotsbewilligungsscheinpässeverbotsbewilligungsscheinpässeverbots

de als die Hälfte des Reinerträgnisses wieder den Betrag von 1762 Fl. C. M. zugewendet. Leider geht dieses Institut doch einer beklagenswerthen Umwandlung entgegen, da ein Decret der Regierung die Bestimmung aufgestellt hat, daß in Zukunft wegen Mangels an Fonds diejenigen Blindenzöglinge nach ihrem Austritt aus der Bildungsanstalt in die Versorgungsanstalt aufgenommen werden sollen, welche eine jährliche Unterstützung von 100 Gulden nachzuweisen im Stande sind. Durch diese Beschränkung ist die Lebenszukunft sehr vieler Blinden, welche sich in der Bildungsanstalt, die unter der Leitung des vortrefflichen Klein steht, so viel Fertigkeit in irgend einer mechanischen Beschäftigung angeeignet haben, um sich in der Folge einen Theil ihres Lebensunterhalts selbst verdienen zu können, schwer bedroht, denn während sie bei der früheren Einrichtung des Versorgungsinstitutes für den Fall, daß sie keine Verwandten hatten, welche sie in ihr Haus aufnehmen, in die Anstalt übertreten konnten, wo sie angemessen beschäftigt und für ihre Bedürfnisse gesorgt wurde, stößt man jetzt die Unbemittelten, die nicht den erforderlichen Zuschuß zu leisten im Stande sind, in die kalte Welt hinaus, wo die Concurrenz der Vollsinnigen sie ohne Zweifel erdrücken muß, indeß die Bemittelten, welche der Anstalt weniger bedürfen, darin Aufnahme finden. Diese Wandlung der Verhältnisse haben den Director der Blindenanstalt, welcher zugleich Director des Versorgungshauses gewesen, bewogen, diese letztere Stelle sogleich niederzulegen. Herr Klein ist von Geburt ein Würtemberger und hat sein ganzes Leben der Bildung jener Unglücklichen geweiht, denen ein hartes Geschick die kostbare Gabe des Augenlichtes entzogen hat; schon im Jahre 1803 begründete er hier ein Bildungsinstitut für Blindgeborne und wußte seine Lieblingsschöpfung durch alle Stürme einer vielbewegten Zeit hinüberzuretten in unsere friedlichen Tage von denen er hoffte, daß sie den heißesten Wunsch seiner menschenfreundlichen Seele, nämlich die Uebernahme des von ihm mit großen Anstrengungen erweiterten Instituts von Seite der Staatsverwaltung, realisiren würden. Darin täuschte er sich aber; man belohnte seine unwiderlegbaren Verdienste um den Staat und die Menschheit durch die Civilehrenmedaille und den Rathstitel, allein von der Erhebung der Anstalt in ein vom Staate zu unterhaltendes Institut war nie die Rede.

Am 2. Jänner starb der Graf Felix Montecucculi-Laderchi, k. k. Kämmerer und Verordneter des niederösterreichischen Herrenstandes in dem noch kräftigen Alter von 46 Jahren, mitten in seiner energischen Thätigkeit, durch welche das ständische Leben unseres Landtages in den letzten Jahren einen sehr bemerkenswerthen Impuls empfangen hat. Der Graf war 1799 geboren und erhielt seine wissenschaftliche Bildung in der Theresianischen Ritterakademie, welche, nachdem sie Joseph II. aufgehoben, von Kaiser Franz eiligst wieder her-

gestellt worden, und trat sodann als Auscultant beim Landrechte der Provinz Niederösterreich in den Staatsdienst, worin er alle niederen Grade ziemlich schnell durchlief und 1833 zum Landrath befördert ward. Nach einer 22jährigen Wirksamkeit im Staatsdienste, fand er sich 1843, angeregt durch die Erscheinungen der Zeit und das Erwachen des corporativen Geistes im Schooße der ständischen Versammlung, welcher er durch Geburt und Grundbesitz angehörte, bewogen, seine Landrathsstelle niederzulegen. Für diese Entsagung, belohnte ihn der Herrenstand des niederösterreichischen Landtages durch Erwählung zum Verordneten, als welcher derselbe im Ausschuß die Wahrung der ständischen Rechte und die Vorbereitung aller legislativen Schritte der Versammlung zu besorgen hatte.

Unsere Justizverfassung hat durch die kaiserliche Entschließung vom 18. October 1845, womit in allen Provinzen der Monarchie, in denen das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch gilt, mit Ausnahme Dalmatiens und der Lombardei, für alle Civilrechtsstreitigkeiten, wo der Gegenstand die Summe von 200 fl. C. M. nicht überschreitet, ein summarisches Verfahren eingeführt wird, eine scheinbar unbedeutende, aber im Princip nicht unwichtige Modification erlitten, zumal der Beisatz eingeflochten ist, daß dieses mündliche Rechtsverfahren auf Verlangen der Parteien auch bei Rechtsstreitigkeiten von größerem Belang angewendet werden dürfe. Mit dieser Erstreckung des summarischen Verfahrens, welches bis jetzt blos auf Streitigkeiten unter 25 Gulden Anwendung gefunden, auf die beträchtliche Summe von 200 fl., ist die Bahn gebrochen, auf welcher eine weitere Ausbildung der Mündlichkeit in der Gerichtspraxis erstrebt werden kann, ja, es ist so zu sagen in die Hände des Publicums gelegt, ob es den in der Herstellung des angedeuteten Verfahrens gebotenen Spielraum benutzen und die Durchführung des Princips selbst übernehmen wolle.

Die Anwesenheit des Gouverneurs von Istrien, Graf Stadion, der in Angelegenheiten der Stadt Triest hieher gekommen, hat bereits gute Früchte getragen, da eine Verordnung der k. k. Hofkanzlei die Quarantaine in dem dortigen Hafen auf eine besonders liberale Weise regulirt. Fortan ist der Seeverkehr mit dem Königreiche Griechenland und den jonischen Inseln völlig frei, sowie nicht minder mit Marocco. Für Schiffe aus Tunesischen Häfen und aus Centralamerika wird dagegen eine fünftägige Contumazfrist anberaumt, wenn letztere mit dem Patente tacca brutta versehen sind, dürfen sie auch die Waarenladung an Bord behalten. Kriegsschiffe, welche pestfangende Stoffe am Bord haben, sind gleichfalls einer Quarantaine von fünf Tagen unterworfen, sonst aber contumazfrei. Diese energische Reform wird zugleich die übrigen Nationen zwingen, ähnliche Modificationen in Betreff des meist veralteten Quarantaine-Reglements ein-

Digitized by Google

treten zu laſſen, wodurch eine billige Gleichheit in der Behandlung ſämmtlicher Fahrzeuge in allen Häfen Europas erzielt würde.

Mit Beginn des Frühlings ſoll in der Nähe der Thore der Hauptſtadt, bei dem Badeort Meidling, nach dem Muſter des großen Schlachthauſes in Paris, eine für das hieſige Bedürfniß ausreichende Schlachthalle erbaut werden. Bei der Wahl dieſer Bauſtelle fällt es nur auf, warum dieſelbe nicht lieber an einem waſſerreichen Fluſſe, ſtatt an dem in der heißen Jahreszeit immer ausgetrockneten Wienflüßchen genommen wurde, da reichlich vorhandenes Waſſer ein Haupterforderniß für derlei Gebäude iſt. Es ſcheint, als hätte es ſo nahe liegen müſſen, die ungariſche Seite, wo die Donau, die Mauern beſpült, zu wählen, daß die Nichtberückſichtigung dieſer Gegend ſchwer zu erklären, zumal der Viehzutrieb aus Ungarn und den Donaufürſtenthümern in derſelben ſeine Hürden hat, in welchen das Schlachtvieh von den Metzgern beſichtigt und übernommen wird. Am zweckmäßigſten dürfte ohne Zweifel ein mittelſt Waſſerpfählen über einem Fluſſe erbautes Schlachthaus ſein, wie man ſie in manchen Städten findet, die ſich ſonſt nicht eben durch eine Großartigkeit der öffentlichen Bauwerke auszeichnen.

2.

Veränderungen in der Journaliſtik. — Archivariſche Ernennungen. — Die „Legenden der heiligen Hedwig." — Stifters Werke. — Theaterangelegenheiten.

Mit dem Beginn des neuen Jahres hat unſere hieſige Journaliſtik einige weſentliche Veränderungen erlitten. Der Buchdrucker Sollinger, der ſich um den Fortſchritt der im Ganzen leider noch ſehr unvollkommenen öſterreichiſchen Typographie ſchätzbare Verdienſte erworben hat, verſtand ſich in Folge längerer Unterhandlungen zu einem Arrangement mit dem Eigenthümer und Redacteur der Theaterzeitung zur Uebernahme der ſehr bedeutenden Schuldenlaſt, man ſpricht von **162,000** Gulden C.-M. — wogegen die Regie des noch immer höchſt rentablen Blattes in ſeine Hände gelangte, und Herr Bäuerle bis zur völligen Abzahlung der erwähnten Summe einen jährlichen Redactionsgehalt von **4000** Gulden erhält. Eine der erſten Reformen, welche der neue Verleger mit dem unter ſeine Leitung gekommenen Blatte vornahm, beſtand in der Ausſcheidung des xylographiſchen Elements, deſſen Heranziehung ohne Zweifel eine unglückliche Idee des ſonſt ſo ſpeculativen Bäuerle geweſen, welcher von der irrigen Vorſtellung ausging mit den beſchränkten Geldmitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, und den ungenügenden Kunſtkräften über welche er verfügen konnte, gegen das großartige Unternehmen des Buchhändlers Weber in Leipzig mit Erfolg auftreten zu können. Es zeigt von dem praktiſchen Blick des Verlegers, daß er er das unnütze Prunkwerk der

Holzschnitte fern hält und seine Sorge mehr auf die Verbesserung des Textes richtet, welcher in der That einer solchen gar sehr bedurfte. — „Der Humorist" Saphirs hat durch Beiziehung eines so gewandten Journalisten wie Julius Seydlitz, und durch die Vergrößerung des Formats eine neue Gestalt gewonnen, und fängt an sich frischer und freier zu bewegen. Das Arrangement mit seinen Gläubigern bewährt sich als vollkommen gut, wobei zu bemerken ist, daß die mehrfältigen Vorlesungen, welche der geistreiche Humorist zu halten pflegt, ihm eine artige Nebenquelle eröffnet haben, wie denn z. B. die letzte von ihm im Theater an der Wien veranstaltete Akademie als halbes Reinerträgniß den Betrag von 1700 Gulden abwarf. — Das jüngste hiesige Blatt, welches durch den Ankauf der Zeitungsconcession des Dr. Groß-Hoffinger durch den Buchdrucker Schmid unter dem Titel: „Die Gegenwart" ins Leben getreten, hat bereits den Besitzer gewechselt und ist durch Kauf an einen Privatmann übergegangen; die Redaction bleibt in den Händen des Herrn Schuhmacher, unter dem diese Zeitschrift bereits 1500 Pränumeranten errungen hat. — Die alte, über dreissig Jahre bestehende Zeitschrift „Der Sammler", einst ein gediegenes belletristisches Blatt, in der letzten Zeit aber zu einem Jammerbild herabgesunken, hat gleichfalls seinen Besitzstand verändert und ist von dem gegenwärtigen Redacteur der „Literaturblätter," Dr. Schmidt, von der Strauß'schen Verlagshandlung käuflich erworben worden, welche es wieder zu seinem ehemaligen Ansehen und seinem frühern Gehalt zurückführen will. — Außer diesen Verwandlungen ist nur noch das Entstehen einer neuen „ökonomischen Zeitschrift" zu melden, die vom 1. Jänner 1846 angefangen im Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung und unter Redaction des Wirthschaftsrathes André erscheint.

In diesen Tagen endlich ist die Ernennung des Dr. Hurter aus Schaffhausen zum Hofrath und Reichshistoriographen in der Hofzeitung publicirt worden; mit dieser Beförderung wurde eine Reorganisation des Staatsarchivs verknüpft, zu dessen Director der Hofrath der Staatskanzlei, Baron Clemens von Hügel, der Bruder des berühmten Reisenden, ernannt ward, indeß der Archivar Dr. Chmel, Ordenspriester von St. Florian, zum Regierungsrath und Vicedirector befördert wurde. Als letzter Staatsarchivar wurde durch den Einfluß seines Schwiegervaters, des Malers Krafft, der die Stelle eines Schloßhauptmanns und Galerieinspectors im Lustschloß Belvedere bekleidet, der Geschichtsforscher Kaltenbück angestellt. Um durch die Beamtung des Dr. Hurter nicht einheimisches Verdienst zu kränken, hat man den Chorherren des Stiftes St. Florian, Herren Stölz, einen wackern Historiker, der neben dem verstorbenen österreichischen Geschichtsschreiber Kurz vielleicht die umfassendsten Kenntnisse im Quellengebiet der vaterländischen Geschichte besitzt, zum „zweiten Hi-

Digitized by Google

ſtoriographen" des Reiches ernannt, ohne daß jedoch ſeine übrige Stellung irgend eine Veränderung erlitte. Wie wir hören, ſoll Dr. Hurter bereits mit einer Geſchichte des Kaiſers Ferdinand II. beſchäftigt ſein, deſſen Regentenleben vom katholiſchen Standpunkte aus beleuchtet werden und eine Rechtfertigung der durch die Jeſuiten geleiteten Reaction enthalten dürfte.

Der gelehrte Ritter von Wolfskron in Brünn hat ein ſehr intereſſantes Werk herausgegeben, welches jedem Kenner der mittelalterlichen Literatur auf das wärmſte anempfohlen werden darf und ſowohl in literariſcher als artiſtiſcher Beziehung die vollſte Beachtung verdient. Wir meinen das Buch über die Legenden der heiligen Hedwig, nach einem aus dem Jahre 1353 ſtammenden und in der Bibliothek des Piariſtenkloſters zu Schlackenwerth befindlichen Manuſcript, für deſſen Ausgabe der Antiquarbuchhändler Kuppitſch, ſehr zierliche und kunſtreiche, ganz im Geiſte des vergilbten Codex angefertigte Miniaturbilder beſorgte. Der Aufwand von Gelehrſamkeit und Geld, welchen dieſe Auflage des alten Codex bedingte, hat auch von verſchiedenen Seiten ehrende Anerkennung gefunden, und während dem Schriftſteller von dem Könige von Preußen die große goldene Medaille für literariſches Verdienſt zu Theil ward, iſt dem Verleger vom Kaiſer von Oeſterreich gleichfalls die für ſchriftſtelleriſche Belohnungen geſtiftete goldene Medaille verliehen worden. — Von Stifters „Studien" deren dritter Band eben unter der Preſſe iſt, wird bereits eine zweite Auflage veranſtaltet. Eine Sammlung ſeiner kleineren zerſtreuten Aufſätze wird gleichfalls für den Druck vorbereitet.

In den Theatern herrſcht eine unerquickliche Ruhe; weder die beiden Hofbühnen noch die Vorſtadttheater entfalten eine ihren Kräften angemeſſene Regſamkeit, und vielleicht halten ſie dieſe auch nicht für nothwendig, da die Vergnügungsluſt des Publicums ſo groß iſt, daß ſie gar keiner beſondern Reizmittel bedarf, um täglich die Räume der Schauſpielhäuſer zu füllen. Die Directionen finden ſich bei der ohnehin ſo lebendigen Theilnahme des Publicums keineswegs veranlaßt ihre Schuldigkeit zu thun und halten es für bequemer, mit geringeren Unkoſten und weniger Ehre denſelben Vortheil zu ziehen, den ihnen die äußerſten Anſtrengungen verſchaffen könnten. Unlängſt äußerte ein deutſcher Bühnendichter, der jetzt hier verweilt, um eines ſeiner Bühnenproducte auf die Bretter zu bringen, wohl nicht mit Unrecht, daß die meiſten Bühnendirectionen Deutſchlands froh wären, wenn ſie jeden Abend nur ſoviel Perſonen im Parterre hätten, als hier bei den fünf verſchiedenen Schauſpielhäuſern wegen Mangels an Platz um 7 Uhr Abends fortgehen müſſen. Im nächſten Sommer ſoll die Operngeſellſchaft des Theaters an der Wien, welche bis zu Oſtern mehrfache wichtige Aquiſitionen machen wird, unter Staudigls Leitung einen dreimonatlichen Ausflug nach London unterneh-

men, wo ihr bei der großen Beliebtheit dieses trefflichen Sängers in der englischen Hauptstadt, ohne Zweifel ein günstigeres Schicksal bevorstehen dürfte, als die deutsche Oper bisher in der Weltstadt an der Themse getroffen hat.

IV.

Aus Laibach.

Die Eisenbahn und das Philisterium. — Das Erdbeben. — Maschinenbauanstalt. — Zeitungsmetamorphose.

Unsere ziemlich obscure Stadt, welche kaum halb so bekannt wäre, als sie trotz dem noch immer ist, wenn sie die liebe Schuljugend nicht als die Hauptstadt des Herzogthums Krain kennen lernte, wird nun bald in die Kreise des modernen Lebens hineingezogen werden und in den deutschen Blättern in hundert verschiedenen Reisebildern als willkommene Staffage figuriren müssen. Der Bau der großen südlichen Staatseisenbahn hat das stille Eiland unseres hiesigen Treibens allgemach wie eine colossale Kreuzspinne in ihr ehernes Netz eingesponnen, und in Jahresfrist wird das arme Philisterthum wie eine gefangene Fliege in den Fäden des ihm feindlichen Weltlebens gar kläglich zappeln. Darum mag die kleinbürgerliche Selbstelei, ihre baumwollene Schlafmütze noch so trotzig und absichtsvoll über die Ohren ziehen, ihre Stunde hat gleichwohl geschlagen, und der erste Pfiff der Locomotive wird für sie die Posaune des Weltgerichts sein. Diese Betrachtung läßt mich das Gebahren des ehrlichen Philisteriums mit einem eigenthümlichen Gefühl von wehmüthiger Toleranz ansehen, eben weil ich weiß, daß seine Stunden gezählt sind und es sein Thonpfeifchen auf einem Vulcane raucht, der es in Bälde verschlingen wird. Die Nähe eines gewissen Untergangs verleiht dem steifleinenen Spießbürgerthume plötzlich einen Anstrich von Poesie, und die heroische Ruhe, mit welcher das alte Element seine Auflösung erwartet, hat etwas Großartiges, das selbst seine Feinde auf einen Augenblick versöhnen könnte. Alles Vergängliche und im Vergänglichkeitsprozeß Begriffene hat einmal einen dichterischen Reiz, während das Feste und Kräftige, dem keine Zukunft droht, oft prosaischer scheint, als es in der That sein mag. Ich freue mich schon auf den Augenblick, wo man mir das Licht im Kaffeehause nicht vor der Nase auslöschen wird, sobald ich einen Moment von dem Zeitungsblatte weg und einem eintretenden Freunde entgegensehe, ich freue mich bereits recht herzlich auf den Augenblick, wo der lächerliche Kastendünkel und die vornehme Ignoranz verschwinden und einem ungezwungenen Ton, einem geistig belebten Gesprächsverkehre Platz machen wird. Wer Laibach in seiner gegenwärtigen Verfassung kennt, der kann schwerlich an die Möglichkeit der ersehnten socialen Verwandlung glauben, allein wie er auch über meine utopischen

Digitized by

Träumereien lächeln möge, ich bin meiner Sache gewiß, und prophezeihe, daß Laibach in Folge der Eiſenſtraße, welche von der Oſtſee an den Buſen der Adria führt, in kurzer Friſt aufhören muß ein Krähwinkel zu ſein! — Als ich dieſe kühnen Worte der Weiſſagung Abends am 21. December des Jahres 1845 in einem Kreiſe vertrauter Freunde ausſprach, erbebten die Grundfeſten des Erballs, daß die Mauern der Häuſer borſten und die Thürme wankten, ein Windſtoß fuhr geſpenſtiſch durch die öden Gaſſen und blies die letzten flackernden Lampen der Straßenbeleuchtung aus, welche pflichtvergeſſen fortbrannten und nicht zu ahnen ſchienen, daß bereits die 10. Stunde geſchlagen, und die Geſichter der Anweſenden wurden fahl wie das Jabot, das in den Händen einer hieſigen Wäſcherin geweſen. Als ich dieſe Wirkung meiner Seherworte wahrnahm, gereute mich die vorſchnelle That, allein ſie war nicht ſo leicht wieder gut zu machen; die etliche funfzig Schornſteine, welche zertrümmert auf dem Pflaſter lagen, konnte nicht ich, ſondern höchſtens ein Maurergeſelle wieder an ihren Platz bringen und der verdorbenen Thürſchlöſſer mußte ſich irgend ein weichherziger Schloſſer annehmen, ſollten ſie anders die Myſterien des Laibacher Lebens auch fürderhin vor den Augen der Proletarier verbergen. — Der Schrecken dieſer Nacht wird mir kaum je aus dem Gedächtniß kommen, und ich wäre ohne Zweifel noch mehr erſchrocken geweſen hätte das gute Philiſterthum nicht alles Mögliche gethan mich aufzuheitern. Bei einiger Aufrichtigkeit muß ich das offene Geſtändniß ablegen, daß mich in der Verwirrung, die in Folge der Erdſtöße unter den Einwohnern einriß, nichts mehr bei Beſonnenheit erhielt, als die komiſchen Gruppen, welche das wackere Philiſterthum mit ſeltener Selbſtverläugnung zum Beſten gab. Es iſt doch merkwürdig, wie kleinlich kleinliche Lebensbezüge machen können.

Die Staatsverwaltung hat die Hauptſtadt Krains zum Sitz der größten Maſchinenwerkſtätte der ganzen Südbahn beſtimmt, indem die Räumlichkeiten des zum Bahnhof zu Gratz verfügbaren Bauplatzes den Anforderungen einer ſolchen Anſtalt nicht völlig entſprachen und darum die dortige Maſchinenerzeugung ſich in beſcheidenen Formen bewegt, indeß hier der induſtrielle Heerd des Schienenweges errichtet wird, welcher jährlich einen ſehr bedeutenden Bedarf in Anſpruch nehmen dürfte. Anfangs beabſichtigte man, Trieſt dazu auszuerwählen, allein, die Nähe der den Rohſtoff liefernden Eiſenwerke in Krain, Kärnthen und Steiermark ungerechnet, iſt der Tagelohn bei den hohen Preiſen der Lebensmittel und der ungleich üppigeren Lebensweiſe der arbeitenden Klaſſen in Trieſt bedeutend höher, als in der Hauptſtadt des Herzogthums Krain, das der erwerbſuchenden Menſchen genug hat und alljährlich einer Anzahl derſelben in die Hafenſtadt abgibt. Bis zum Auguſt 1846 muß die Bahn fahrbar ſein.

Um auch von geiſtigen Dingen zu ſprechen, ſo erwähne ich für

heute blos, daß die hiesige politische Zeitung mit ihrer belletristischen Beilage, welche unter dem Titel „Illyrische Blätter" erscheint, im Jahre 1846 fünfmal in der Woche ans Licht treten wird und ihr aschgraues Papier mit weißem Milchpapier zu vertauschen gesonnen ist. Daß die Veränderung keine blos äußerliche sein, sondern auch in das innere Leben des Journals eindringen wird, dafür bürgt der Redactionswechsel, welcher die Leitung des Provinzorgans in die Hände des früheren Redacteurs der „Carniolia" legt, des Herren Kordesch, eines jungen Mannes von Geschmack und Talent, der sich aus einem Infanteriecorporale zu einem Literaten metamorphosirte. —

V.

Notiz.

Wohlthätigkeitsliteratur.

Die Theorie der Kritik fordert, sie soll gerecht, wahr, ohne alle Privatrücksichten urtheilen, und dennoch wird ihr in der Praxis fortwährend das Gegentheil von dem Allen zugemuthet. Da macht bald die Lebensstellung, bald die Jugend, bald das Geschlecht des zu kritisirenden Schriftstellers den Anspruch auf Rücksichtsnahme, bald der Zweck und die Bestimmung des Buches. Es ist beinah zum allgemeinen Uebereinkommen geworden, gegen Damen mild zu sein und die Bücher, welche zu Wohlthätigkeitszwecken herausgegeben werden, durchweg zu loben. Das ist ein großes Unrecht, welches der Kritiker gegen das Publicum begeht, weil dieses derartige Bücher kaufen soll, um die Wohlthätigkeit in's Werk zu setzen. Es ist aber auch ein Unrecht gegen die Hülfsbedürftigen selbst; denn thaten sich nun wirklich Schriftsteller zu einem derartigen Unterstützungsunternehmen zusammen, so mußten sie auch Gutes liefern und nicht nur die Abschnitzel ihres Papierkorbes. Dies aber ist in solchen Fällen beinah eben so gäng und gäbe, als die Lobpreisung von Seiten der Kritik. Die neuesten Beispiele für ein solches Verfahren, lieferte das „Album zum Besten der durch die Ueberschwemmungen im Frühjahr 1845 in Böhmen Verunglückten." Wir finden in dem 426 Seiten starken Buche nur äußerst wenig Bemerkenswerthes. Außerdem finden wir unendliche Mengen von Bruchstücken, ja eigentlich nur von wenigen Autoren ganze und wirklich nennenswerthe Arbeiten, wie z. B. von Frankl, Grillparzer, Grün, Moshammer, Betty Paoly, Landesmann. Stark's und Bauernfeld's Beiträge sind dagegen schon anderwärts gedruckt.

— A —

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda
Druck von Friedrich André.

Engliſche Dichter.

I.

Thomas Moore.

Gewiß erinnert ſich mancher Leſer noch jener Zeit, da die ſogenannte „claſſiſche Cabinetsbibliothek" uns die geſammte Weltliteratur, den Raupach und den Calderon, den Dante und die Schopenhauer, im ſelben Format ans Herz legte. Die Cabinetsbibliothek war eine Walhalla, in der kein europäiſcher Claſſiker fehlen ſollte, und worin manch Neuer aufgenommen wurde, der ſeitdem gar nicht mehr zu den Claſſikern gezählt wird. Das waren uns ſelige Tage! Das Publicum ſelbſt kritiſirte ſehr wenig und hatte einen liebenswürdigen Appetit. Es betrachtete ſich noch immer wie einen Reconvalescenten, der ſich für die Angſt und die Leiden des Freiheitskrieges, ein wenig zerſtreuen und ſtärken mußte und ſich daher von allen Seiten mit zarten Hühnerſuppen, äſthetiſchen Compots und leichten Süßigkeiten füttern ließ. Unſere Romantik war etwas kränklich, in Folge des Katzenjammers, der auf den erſten Freiheitsrauſch der Deutſchen folgte, und konnte keine Kraftbrühen für das Volk liefern; ſie wies mit blaſſer, ſchwindſüchtiger Hand nach dem Ausland im Süden und Norden. Damals wurde viel überſetzt; nicht ſo viel wie heut, aber ſehr oft mit größerer Liebe und mit beſſerer Auswahl. —

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß Tauſende unter den Gebildeten Deutſchlands den berühmten Dichter Thomas Moore zum erſtenmal aus jener ſchätzenswerthen Cabinetsbibliothek kennen lernten, durch die Ueberſetzung von Lalla Rookh; und ſie haben dies Gedicht voll orientaliſcher Farbengluth vielleicht mit eben ſo großem Vergnügen geleſen, wie Morier's Hadſchi

Baba. Auch von Moore's „Paradies und die Peri", wie von ſeiner „Liebe der Engel" wurden viele ſchöne Seelen und Geiſter bei uns hingeriſſen. Um jene Zeit kamen die Adrianſchen Byronüberſetzungen, die Theodor Hell'ſchen Verarbeitungen von Scott's erzählenden Gedichten, und die Zwickauer Ausgaben ſeiner Romane in Mode. Scott, Byron und Moore waren damals, in den Augen des deutſchen Publicums, drei gleich fremdartige, gleich merkwürdige, gleich große Dichter! Aber wie viel hat ſich ſeitdem geändert! Byron, deſſen Geſänge der erſchütternde Wehlaut einer kreiſenden Zeit waren, hat bei uns einen Anſtoß gegeben, der die junge Generation ins innerſte Herz traf, und deſſen Nachwirkungen noch nicht ausgezittert haben. Walter Scott, der im Gegentheil das klare Bild vergangener Kämpfe und Herrlichkeiten heraufbeſchwor, und deſſen Romane vielleicht die letzte Form hiſtoriſcher Dichtung in unſerer Periode waren, hat die Stürme, die Byron in allen Gemüthern weckte, nur kurze Zeit aufhalten und beruhigen können. Die Walter Scott-Manie erzeugte nur einen Heishunger, der durch eine ganze Reihe von legitimen und illegitimen Nachfolgern des ſchottiſchen Romankönigs mit Noth geſtillt wurde. Die buchhändleriſche Speculation war meiſtens die Autorität, welche dieſe Nachfolger ſalbte und auf den Modethron ſetzte; ſie aber ſah, in ihrem Intereſſe, nur auf die Fruchtbarkeit der neuen Prätendenten. Während daher mancher treffliche engliſche Erzähler, wie Hood, Monk, Lewis, Halliburton u. A. in Deutſchland kaum bekannt wurden, ſahen wir nicht blos Cooper, Bulwer und Dickens, ſondern ſelbſt einen Ainsworth das deutſche Publicum beherrſchen und gleich den engliſchen Fabriken, den deutſchen Markt mit ſeinen Waaren überſchwemmen. Längſt hatte jedoch, mit der Julyrevolution und dem jungen Deutſchland, der Geſchmack eine höhere, wenn auch einſeitige Richtung genommen, und man ſchied ſich ſchärfer in Unterhaltungs- und Tendenzpublicum. War nun Thomas Moore von der Menge über den Fleiſchtöpfen der Romanliteratur vergeſſen worden, ſo trat er auch bei den Verehrern politiſcher und ſkeptiſcher Poeſie ein wenig in den Hintergrund; denn dieſe ſahen nur zwei große Geſtirne aus England herüberleuchten. Wie man einſt Byron und Scott, oder Byron und Moore immer zuſammen genannt hatte, ſo hieß es und heißt es noch jetzt immer nur: Byron und Shelley. —

Digitized by Google

Und dennoch iſt Thomas Moore mit Recht ein gefeierter Name, und ſein Ruhm ſtützt ſich nicht auf eine vorübergehende Vorliebe des Publicums, nicht auf ſeine Verbindung oder ſcheinbare Aehnlichkeit mit jenen bewunderten Söhnen Albions. Vielmehr gewinnt das Bild ſeiner Poeſie, wenn man es für ſich betrachtet, und jetzt, wo er, beinahe der letzte eines glorreichen Sängerkreiſes, allein ſteht, erſcheint ſein Genius als ein voller, glühender Stern über der dunkeln, von matten Glühwürmern erhellten Nacht der heutigen Literatur Englands. Freilich wird einem größern nichtengliſchen Publicum ſeine Schönheit ſchwer genießbar werden: Byron hat, auch in der ungenügendſten Uebertragung, durch die Kühnheit der Reflection, durch das Hervortreten ſeiner heroiſchen Subjectivetät, große Macht und Wirkung; einen Hauptreiz Moore's aber bildet der leichtverwiſchbare Duft, die unübertragbare Muſik ſeiner Sprache. Seine iriſchen Melodien ſind eben ſo wenig wiederzugeben, als ſeine ſatyriſchen Gedichte, mit ihren tauſend gegen engliſche Beſonderheiten gerichteten Pointen, dem Fremden verſtändlich zu machen ſind. Endlich will Moore, der faſt in jeder Einzelheit klein und niedlich erſcheint — wie ſeine leibliche Geſtalt — in ſeiner ganzen genialen Vielſeitigkeit überſchaut werden, wenn ihm nicht Unrecht widerfahren ſoll.

Wenn der Reiſende von England oder Schottland nach Irland kommt, ſo glaubt er ſich plötzlich in eine andere Zone verſetzt; weichere, wärmere Lüfte umwehen ihn. Eben ſo der Leſer, der von Coleridge, Southey, Wordsworth, Crabbe oder Byron zu Thomas Moore übergeht. Darin liegt eine Hauptbedeutung des Letztern. Er hat die Sommerwärme ſeiner Heimath in den Nebelhimmel der engliſchen Literatur gebracht und iſt in engliſchen Verſen ganz Irländer geblieben; ſeine Poeſie, die lieblichſte Verkörperung des iriſchen Nationalcharakters, mit ihrer katholiſchen Sinnlichkeit, ihrer Naivetät, ihrem leichten Witz und Flatterſinn und ihrem bald aufbrauſenden bald klagenden Patriotismus, war ein Phänomen in dieſer Hinſicht zu nennen. Lächelnd und ſcherzend, aber keck, bekriegte Thomas Moore die Prüderie und Intoleranz der herrſchenden Nation der drei Königreiche. In den Salons der britiſchen Ariſtokratie ſang er bald ſeine ſchelmiſchen Liebesromanzen, ſeine gereimten Verwünſchungen gegen die „Sarons," und

die britiſche Großmuth lohnte ihm dafür durch Beifall und Popularität. Die Erfolge, die O'Connel für Irland auf politiſchem Gebiet erfocht, erfang Thomas Moore für ſein Volk in der Geſellſchaft, und der Dichter hat ſeine Siege mit reinern und unſchuldigern Waffen, als der liſtige politiſche Agitator, erkämpfen können. Moore's Jugend fiel in die Zeit der letzten gewaltſamen Erhebungsverſuche ſeines Volkes, ſein Alter fällt in die Zeit größerer Milde von engliſcher und größerer Verſöhnlichkeit von iriſcher Seite. Eine kurze Darſtellung ſeines Lebens wird wohl der beſte Commentar ſeiner Werke ſein.

Thomas Moore iſt am 28 Mai 1780 zu Dublin geboren in einer ehrbaren Kaufmannsfamilie. Ich kann nicht ſagen, erzählt er ſelbſt in einer ſeiner Vorreden, wann ich zu reimen und zu dichten anfing, aber es war ſehr früh. In meinem dreizehnten Jahre ſandte ich ein Paar Gedichte an den Herausgeber der „Antologia" in Dublin und hatte das Vergnügen, ſie ein Paar Monate darauf abgedruckt und mich ſelbſt als „unſer geſchätzte Mitarbeiter T. M." begrüßt zu ſehen. In meinem vierzehnten Jahre ſchrieb ich für daſſelbe Blatt ein Sonnet an meinen Lehrer, Mr. Samuel Whyte; ein komiſch eitler, aber gutmüthiger Mann, war dreißig Jahre vorher der Lehrer von Brinsley Sheridan geweſen und hatte denſelben, nachdem er ein Jahr ſeinen Bakel über ihn geſchwungen, für einen Dummkopf erklärt, an dem Hopfen und Malz verloren ſei. Unter den Privatzöglingen Whyte's waren auch die ſchönen, von Joſſua Reynold's Pinſel verunſterblichten Miß Montgomeries und andere Fräulein aus den erſten patriotiſchen Häuſern Irlands. Whyte ſpielte noch eine andere Rolle. Seit Jahren war nämlich in der höhern iriſchen Geſellſchaft ein lebhafter Sinn für Liebhabertheater aufgekommen; beim Herzog von Leinſter in Carton z. B. wurde ſehr häufig geſpielt, und da machte Whyte ſowohl den Director als den Prolog- oder Epilogdichter. In Marley, bei den Latouches, wurde einmal die Maskerade des Comus aufgeführt, wozu er den Prolog, und kein Geringerer als der berühmte patriotiſche Redner Grattan den Epilog lieferte. Whyte ſuchte, zum Aergerniß vieler Eltern, ſeine Schüler zu derlei bildenden Uebungen anzufeuern, und da ich ſehr lebhaft in ſeine Pläne einging, war ich ſein Liebling. In der That ſpielte ich mit großem Glück in

Digitized by Google

Kilkenny, beſonders in ſolchen komiſchen Rollen, die auf meine kleine Statur anſpielten, und in meinem zehnten Jahre ſchrieb ich ſogar einen Epilog zu einem Stück meines Schulmeiſters. Während ſo die heitere Liederluſt in mir rege wurde, erwachte auch ein viel tieferes Gefühl in meinem Herzen. Als Kind katholiſcher Eltern, war ich mit dem Sklavenjoch am Halſe auf die Welt gekommen; die Advocatenlaufbahn, auf der mich meine zärtliche Mutter gern geſehen hätte, war dem jungen Papiſten verſchloſſen, und ſelbſt die Univerſität war mir „ein verſiegelter Bronnen." Kein Wunder, daß ein ſo getretenes Volk die Flammenzeichen der franzöſiſchen Revolution mit Enthuſiasmus begrüßte. Ich erinnere mich, daß mich mein Vater im J. 1792. zu einem Zweckeſſen mitnahm, welches dem großen Ereigniß zu Ehren gegeben wurde, und da hörte ich, auf den Knieen des Präſidenten ſitzend, folgenden Toaſt die Runde machen: „Möge im Sturmhauch, der aus Frankreich kommt, unſere iriſche Eiche von Neuem ergrünen!"

Einige Monate ſpäter ging die Parlamentsacte von 1793 durch, die einige der monſtröſeſten Artikel des iriſchen Strafcoder abſchaffte. Irland hatte dieſe Milderung offenbar nur der franzöſiſchen Revolution zu danken. Moore war, in Folge davon, einer der erſten iriſchen Heloten, der, dieſes neue Recht benutzend, die Landesuniverſität beſuchte, — wo er übrigens noch von allen Prämien und Stipendien ausgeſchloſſen blieb.

Im J. 1794 verſuchte ſich der junge Student zum erſten Mal in politiſcher Satyre; der irländiſche Humor ließ ſich auch von der ſchwerſten Noth der Zeit niemals ganz unterdrücken, und in jener Periode aufkeimender Hoffnungen war unter den mittlern Ständen Dublins ein doppelt heiteres Leben. Moore wurde bald das nützlichſte Mitglied eines burlesken Clubs, der auf Dalkey, einer kleinen Inſel bei Dublin, ein Spottkönigreich (à la Herzogthum Lichtenhain bei Jena) errichtet, und einen Pfandleiher, Stephan Armitage, der ſich durch ſeine angenehme Tenorſtimme auszeichnete, zum Monarchen gekrönt hatte. Jährlich wurde die Thronbeſteigung Stephan's gefeiert, und das war immer ein Volksfeſt. An dieſe Spottmajeſtät ſchrieb Moore unter Anderm eine Ode, worin er den glücklichen Zuſtand der Sicherheit und des Friedens pries, der in König Stephans Staaten herrſche, im

Gegenſatz zu der „metallenen Kutſche“ und anderen Vorſichtsmaßregeln, deren ſich ſein königlicher Bruder von England beim Ausfahren bedienen müſſe.

Um dieſelbe Zeit fing Thomas Moore an, den Anakreon in engliſchen Verſen und Reimen zu überſetzen, ſo glücklich und originell, daß ihm dafür allgemeine Aufmunterung zu Theil ward. Er folgte hierin gewiß nur einem tiefen Triebe ſeines Talents, und in der That iſt der Sänger der iriſchen Melodien auch bei ſeinen kühnſten Flügen anakreontiſch geblieben, und die unnachahmliche anakreontiſche Grazie, die ihn nirgends verläßt, gehört zu ſeinen Hauptvorzügen. Er legte eine Auswahl dieſer Ueberſetzungen dem Dr. Kearney, einem der Senioren des Collegiums vor, der ſie ſehr belobte, aber meinte, die Univerſität könne nicht gut die Uebertragung eines ſo frivolen Poeten, wie Anakreon, durch irgend eine öffentliche Aufmunterung oder Unterſtützung ſanctioniren. Uebrigens hatte dieſer würdige proteſtantiſche Prälat ein Exemplar deſſelben frivolen Poeten zum Geſchenke vom Papſt erhalten; nämlich eine Copie des von Spaletti im Vatican gefundenen Manuſcripts von Anakreons Sympoſien.

Eben ſo wichtig, wie für Moore's Entwicklung die Beſchäftigung mit Anakreon war, und vielleicht noch wichtiger, waren die Erlebniſſe, aus denen ſpäter die iriſchen Melodien entſtanden, jene berühmten Lieder, welche, nach des Dichters beſcheidenem Geſtändniß, unter allen ſeinen Werken allein fortzuleben hoffen dürften, und zwar nur deshalb, weil die nationale Muſik, zu der ſie die Worte gaben, dieſen gleichſam als eine köſtliche „Einbalſamirung“ diene.

Die iriſche Muſik, das einzige Element, worin die Ueberlegenheit Irlands über England anerkannt wurde, theilte, während der Herrſchaft des Strafcoder, das Schickſal des unterdrückten Volkes, und die alten Nationalmelodien, die kaum noch in den Hütten ihre ſüße Stimme hören laſſen durften, drohten vergeſſen und ausgerottet zu werden. Selbſt die vagabundirenden Harfner, welche eine lange Zeit hindurch die alte Muſik am Leben erhalten hatten, waren ſelten geworden; und das große Muſik-Meeting zu Belfaſt im J. 1792, wobei noch zwei oder drei jenes populären Minſtrelgeſchlechts figurirten, war die letzte öffentliche Anſtren-

Digitized by Google

gung, um Irland aus dem Schiffbruch aller Freiheiten, dieſe ſeine einzige Zierde zu retten. Da kam ein Mr. Bunting auf den Gedanken, jene Melodien, welche in der lebendigen Tradition ganz auszuſterben drohten, zu ſammeln, in Noten aufzuſchreiben und herauszugeben. Im Jahr 1796 erſchien der erſte Band dieſer Muſikſtücke und wurde mit Enthuſiasmus aufgenommen. Im J. 1797 lernte Moore durch einen Freund ſeines Hauſes, Namens Edward Hudſon, der gern Flöte ſpielte, zum erſten Mal das Werk des Herrn Bunting kennen. Dieſes Werk machte Epoche in ſeinem Leben, denn gleichzeitig wurde er mit dem ſchwärmeriſchen, edeln und bald darauf ſo unglücklichen jungen Robert Emmet bekannt und innig befreundet. Mit dieſem kam er in die ſogenannte Redner-Geſellſchaft, wo die jungen Studenten, unter höherer Aufſicht, ſich im Debattiren übten, und wo Emmet ſich durch ſeine patriotiſche Begeiſternng nicht nur einen großen Anhang erobert, ſondern auch den Verdacht der Behörden zugezogen hatte.

Robert Emmet, erzählt Moore, pflegte oft neben mir zu ſitzen, wenn ich auf dem Piano ſpielte; und ich entſinne mich, daß er eines Tages, da ich gerade die Melodie, „der rothe Fuchs" genannt, geklimpert hatte, aus ſeinen Träumen auffuhr und rief: „O ſtände ich an der Spitze von 20000 Mann, die zu dieſer Melodie marſchiren!" Wie wenig ließ ich mir damals träumen, daß eine der rührendſten Weiſen, die ich ihm zu ſpielen pflegte, bald einen ſo würdigen, traurig ſtolzen Text in Emmet's letzten Worten finden würde *); oder daß eine andere jener Trauerme-

*) Robert Emmet, der nach der Verſchwörung von 1798 als Hochverräther hingerichtet wurde, ſagte in ſeiner Abſchiedsrede: „Niemand ſchreibe meine Grabſchrift; man laſſe meinen Leichenſtein leer, bis andere Zeiten und andere Menſchen kommen, die mir Gerechtigkeit werden widerfahren laſſen." Darauf bezieht ſich das Lied, welches Moore zu jener rührenden Melodie gedichtet, und welches, auf deutſch, ungefähr lauten würde:

Hauch nicht ſeinen Namen, laß ſchlummern beſchattet,
Den hier ſie ſo froſtig und ehrlos beſtattet:
Still, nächtiglich fließe die Thräne herab
Wie nächtiger Thau, der da ſinkt auf ſein Grab.

lodien in allen iriſchen Herzen mit dem Angedenken an ſie *) verknüpft bleiben werde, die Emmet's letzten Gruß und Segen mit Irland theilte!

Ehe die iriſche Verſchwörung zur tragiſchen Kataſtrophe kam, betheiligte ſich Moore, der kein thätiges Mitglied und kaum ein Mitwiſſer derſelben, wohl aber von ihren Ideen und Gefühlen mit erregt war, publiciſtiſch an einem Organ, welches die Verſchworenen herausgaben. Es war die von Arthur O'Connor, dem älteren Emmet und andern Häuptern des „Vereinigten Irland" — welches Proteſtanten wie Katholiken in ſeinen Reihen zählte, — gegen Ende des J. 1797 gegründete „Preſſe". Der kleine Moore wäre gern ein Märtyrer geworden, und der Autorſtolz kitzelte ihn vielleicht eben ſo ſehr wie der Patriotismus, aber die fortwährende Angſt ſeiner Familie um ihn, hielt ihn von gewagten Schritten ab. Endlich hatte er den Muth, eines Abends ein Blatt in den Briefkaſten der Preſſe zu werfen, und dies war — ein Gedicht in Oſſianiſcher Manier. Er hatte gedacht, es werde die Welt in Brand ſetzen, allein es ward gedruckt und ging ſehr ruhig vorüber. Darauf ging er weiter und warf einen langen, in wilder Proſa geſchriebenen politiſchen Artikel in den Briefkaſten der Preſſe. Diesmal zündete ſeine Rakete. Der Aufſatz, der gleich einen Tag darauf gedruckt erſchien, erregte allgemeines Aufſehen durch ſeine Kühnheit. Moore's Mutter, die hinter das Geheimniß ſeiner Autorſchaft durch Edw. Hudſon gekommen war, nahm ihm das feierliche Gelübde ab, daß er nie mehr für die „Preſſe" ſchreiben werde; was aber noch mehr iſt — und beinahe an die Mückenvergrößerungsſucht bei ähnlichen deutſchen Geſchichten erinnert — dieſer

---

Doch der nächtige Thau, der da weint im Geheimen,
Wird mit glänzendem Grün ſein Grab bald umſäumen;
Und die Thräne die uns im Geheimen entquillt
Wird grünend im Herzen erhalten ſein Bild.

Robert Emmet und jene Verſchwörungsgeſchichte iſt auch von einem deutſchen Autor, als Romanthema behandelt worden, von G. Kühne in ſeinen „Rebellen von Irland."

*) Miß Curran, die Tochter des berühmten Volksredners und Geliebte Emmet's, den ſie bis an ihr Ende beweint hat. Die iriſche Melodie lautet: „Sie iſt ferne vom Land, wo ihr junger Held ſchlummert."

Digitized by Google

Aufſatz eines jungen Poeten, der nicht einmal zu den Verſchworenen gehörte, und mit dem blos die junge, der Proſa ungewohnte Feder durchgegangen war, wurde vom geheimen Comittee des Unterhauſes vorgelegt, unter den Actenſtücken, die da beweiſen ſollten, welche entſetzliche und ſtaatsgefährliche Pläne das vereinigte Irland im Schild geführt habe.

Als einige Wochen vor der ſchrecklichen Kataſtrophe eine ſtrenge Unterſuchung über die Studenten der Dubliner Univerſität verhängt wurde, deren Geſinnungen längſt verdächtig geworden, kam auch Moore zum Verhör vor dem Tribunal, welches aus dem Lord Vicekanzler und dem Doctor Duigenan — bekannt durch ſeine wüthenden Pamphlete gegen die Katholiken — zuſammengeſetzt war; Moore benahm ſich hier mit ſo ehrenhaftem Muth und ſolcher Klugheit, daß er freigeſprochen wurde, ohne die geringſte Ausſage ſich entlocken zu laſſen, die einen ſeiner Bekannten hätte compromittiren können. Viele, ſelbſt Mitverſchworene, bekannten alles was ſie wußten, um ſich nicht ihre Carriere zu verderben, ein Camerad Emmets, der auch mehrere bedenkliche Fragen, ſo wie der junge Dichter nicht antworten wollte, wurde in perpetuum relegirt, Moore aber hatte es ſeiner offenen und kühnen Beredſamkeit zu danken, daß er mit ganz heiler Haut davon kam. Er ſei in das Collegium getreten, redete er den Lord Clare an, um ſich zum Gelehrten und zum Ehrenmann auszubilden, und er wiſſe nicht, wie ſich damit die Rolle eines Angebers ſeiner Cameraden vereinigen laſſen; ſeine eigenen Reden in der Rednergeſellſchaft habe man verdreht und falſch ausgelegt, während das Schlimmſte was ihnen ein Wahrheitsliebender hätte nachſagen können, warmer Patriotismus geweſen ſei, . . . er wiſſe wohl, mit welchem hochſinnigen Edelmann er es zu thun habe, . . . ſeine Lordſchaft ſolle ſich einen Augenblick herablaſſen von Dero hoher Stellung und ſich in ſeine (Moore's) Lage verſetzen, um ihm zu ſagen, wie Sie unter ähnlichen Umſtänden als Ehrenmann handeln würden. — Dieſe Worte fanden allgemeinen Beifall und der geſtrenge Richter, ein ſo finſteres Geſicht er Anfangs gemacht hatte, fühlte ſich erweicht und entwaffnet.

Der neunzehnjährige Poet konnte alſo ſeine Studien fortſetzen und begab ſich nach London, um in den Middle Tempel zu treten der die Pforten der Advocatur öffnet. Aber die Muſen entriſſen

ihn bald für immer der Themis. Seine „Oden Anakreons", die im J. 1800 erschienen, und mehr eine reizende Modernisirung, als eine getreue und einfache Uebersetzung des antiken Liebesdichters waren, machten vielleicht eben deshalb Furore. Sie waren dem Prinzen von Wales gewidmet, der, wie alle Kronprinzen, sehr liberal, ein Freund von Sheridan und Fox, ein Anhänger der Whigs, und ein Mäcen der schönen Künste war. Es konnte nicht fehlen, daß Moore unter solchen Auspicien in die vornehmsten Cirkel eingeführt wurde; und die großen Erwartungen, die man von seinem dichterischen Talent hatte, bewogen ihn, das Jus ganz über Bord zu werfen. Ein Jahr später gab er einen Band erotischer Poesien (die juvenile poems), theils Original, theils Nachahmung der Alten, unter dem Pseudonym Little (Klein) heraus. Mr. Little, sagt Moore in der Vorrede, war einundzwanzig Jahre alt, als er starb; er hatte keinen Ehrgeiz, war etwas träge und ein großer Verehrer von Tibull, Catull und Properz. Sein Leben und seine Herkunft können das Publicum nicht sehr interessiren, aber die meisten seiner Verse sind in einem so zarten Alter verfaßt, daß die Kritik einige Nachsicht mit ihnen haben muß. — Das zarte Alter hatte übrigens diesen kleinen Amor nicht verhindert, die poetische Licenz oft so weit zu treiben, daß die Prüderie der großen Kinder daran Anstoß nehmen konnte. Selsamer Weise aber biß das prüde Albion, oder doch die Gesellschaft des high life, mit großem Behagen in die verbotene Frucht. Tom-Little, oder Moore-Anakreon, wie man ihn zu nennen pflegte, besaß außer seinem poetischen Talent auch auch alle gesellschaftlichen Talente; er war ein guter Musiker, ein angenehmer Sänger, ein witziger Plauderer, ein Verehrer des schönen Geschlechts und bei seinen 4 Fuß, acht Zoll gar niedlich gebaut; man kann sich daher denken, wie sich die Blaustrümpfe und die romantischen Wittwen um den kleinen Lion zu reißen anfingen. Wir setzen natürlich voraus, daß seine schönen und geistreichen Verehrerinnen nicht auch die Noten lasen, mit denen Moore nach englischer Sitte überall so verschwenderisch umgeht, so wie wir glauben, daß die heutigen Ladies sich über die Mottos aus Pindar nicht den Kopf zerbrechen, die Bulwer vor jedem Kapitel seiner fashonablen Romane prangen läßt. Mit Moore's Noten hat es gleichwohl eine ernstere Bewandtniß; sie verrathen eine erstaunliche

Digitized by Google

Beleſenheit in alten und neuen Claſſikern, die, bei ſo viel Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, an unſern Wieland erinnert. Es macht einen ſeltſamen Eindruck, wenn man ſieht, wie unter einem neckiſchen Liebesliedchen von zehn Zeilen oft alle griechiſchen Gnoſtiker und Philoſophen commentirt, mit ihren Varianten citirt und manchmal noch in fließenden engliſchen Verſen und Reimen überſetzt ſind. Vielleicht ſollten dieſe claſſiſchen Geſichterſchneidereien von unten den Uebermuth von oben ein wenig vergeſſen machen, und gleichſam als Bollwerke und Kanonen der Gelehrſamkeit den engliſchen Kritikern und ihrer bulldugartiger Grobheit Reſpect einflößen.

Jeffrey aber, der damalige Müllner oder Menzel des Edinburgh Review, ließ ſich weder imponiren, noch ſeinen Ingrimm beſänftigen. Er nergelte ſo lange an dem kleinen Irländer, der den Anakreon ſchminkte, und in der Sprache Milton's ſeine unnationale Frivolität zum Beſten gab, daß ein hostile meeting daraus erfolgte, oder vielmehr bald erfolgt wäre; denn die beiden Todfeinde kamen nur zuſammen, um Freunde bis in den Tod zu werden, und ſtatt ſich zu ſchießen, tranken ſie Brüderſchaft. Man machte ſich damals ſehr luſtig über den friedlichen Ausgang dieſes Duells, und erzählte, ein Friedensrichter, der es verhindern wollte, und die Piſtolen in Beſchlag nahm, habe dieſelben blind geladen gefunden. Darauf hätten die Secundanten erklärt, beim Hinausfahren auf den Kampfplatz ſei im Wagen die eine Kugel aus dem Laufe gefallen, ſo daß ſie es für rathſam gehalten, die Kugel aus der andern Piſtole herauszuziehen, um fair play, d. h. um die Waffen gleich zu machen. Dem ſei wie ihm wolle, es ſpricht jedenfalls für Moore's perſönliche Liebenswürdigkeit, daß Niemand ihm auf die Dauer gram ſein konnte, und daß Leute, die ihm den Hals brechen wollten, bei näherer Bekanntſchaft ſeine beſten Freunde wurden. Wie mit Jeffrey, ſo ging es ihm ſpäter mit Byron.

Noch vor ſeinem Abenteuer mit Jeffrey, welches 1806 ſtattfand, hatte Moore, während eines Whigminiſteriums, die einträgliche Stelle eines Admiralitätsbeamten auf den Bermudas bekommen, aber nachdem er dieſe Koralleninſeln gehörig beſehen, und die Scenerie ihre Neuheit für ihn verloren hatte, wurden ihm die Geſchäfte läſtig, und er übergab dieſelben, für die Hälfte ſeines Einkommens, einem entweder unfähigen oder treuloſen Stellvertreter,

deſſen Schnitzer er ſpäter büßen mußte. Die Rückreiſe nach England machte er über Nordamerika und Canada. Ich kam nach den Vereinigten Staaten, ſagt Moore, mit den größten Vorurtheilen für ſie und gab mich all jenen Illuſionen über die Reinheit der republikaniſchen Regierung, das patriarchaliſche Leben und das Glück des Volkes hin, die ich als Kind in meinem Geburtslande eingeſogen, wo unglücklicher Weiſe das heimiſche Mißvergnügen jede Ferne verführeriſch ausmalt und wo namentlich Nordamerika lange als ein Aſyl der Unterdrückten, als die elyſiſche Atlantis angeſehen wurde, wo verfolgte Patrioten ihre Viſionen verwirklicht fänden. — Bei ſo honigſüßen Erwartungen und Phantaſiebildern mußte der iriſche Dichter natürlich enttäuſcht werden. Uebrigens dauerte ſein Aufenthalt nicht lange genug, um die politiſchen Zuſtände der Union, wenn dies überhaupt in ſeinem Plane lag, gründlich zu ſtudiren, und wir ſehen aus ſeinem eigenen Berichten, daß er ſich rein auf den Umgang mit Federaliſten, Anhängern der antidemokratiſchen Partei, beſchränkte. In Waſhington war er beim Lever des Präſidenten Jefferſon, den er in demſelben häuslichen Negligé fand, in Pantoffeln und Connemara-Strümpfen, — worin der Demokrat auch den engliſchen Miniſter Merry empfangen hatte, als dieſer, in voller Uniform, ihm ſeine Creditive überreichte. Im Jahre 1806 erſchienen ſeine Poems relative to America, worin die herrlichſten Schilderungen transatlantiſcher Naturſcenen mit den bitterſten Ausfällen gegen die amerikaniſche Demokratie abwechſeln. In den Satyren Corruption and intolerance (erſchienen 1808) wendet ſich der Dichter aber auch gegen die Illuſionen engliſcher Freiheit und Aufklärung. Hier ſpielen die Noten eine gar ernſte Rolle. Dem Irländer, ſagt Moore, mag es erlaubt ſein, ſein freies Urtheil über die Maßregel jener Periode (1688) auszuſprechen, ohne daß man ihn deshalb der Undankbarkeit zeihen oder eines jakobitiſchen Papismus verdächtigen darf. Keine Nation, es iſt wahr, hatte je eine ſo goldene Gelegenheit, ihre Freiheiten für immer zu ſichern, als die britiſche in der Periode von 1688 hatte. Aber die ſchmachvollen Regierungen von Karl und Jacob hatten den Nationalcharakter geſchwächt und erniedrigt. Die kühnen Ideen von Volksrecht, die aus den Kämpfen zwiſchen Karl I. und dem Parlamente hervorgegangen waren, weichen allmälig jenen ſclaviſchen

Digitized by Google

Doctrinen, für welche jetzt Lord H—kesb—ry die Geiſtlichkeit von damals belobt; und wie die Reformation zu früh kam für die Reinheit der Religion, ſo kam die Revolution zu ſpät für den Geiſt der Freiheit. . . — Moore zeigt in jenen Satyren eine Kraft, die man dem kleinen Anakreon nicht zugetraut hätte, aber die Bitterkeit des Katholiken und des Irländers treten darin zu ſehr hervor, als daß die Kritik des engliſchen Publicums nicht etwas parteiiſch hätte ausfallen ſollen. Man ſagte, Moore ſei glücklicher, wenn er mit leichten Witzen und Spötteleien, als wenn er mit der Geißel Juvenals auftrete.

Moore wurde überhaupt etwas ernſter. Der ſchlagendſte Beweis davon war, daß er (1810) eine ſchöne junge Engländerin, Miß Dyke, heirathete, die eben ſo wie er der Muſik ergeben und in jeder Hinſicht ein ausgezeichnetes Weſen war. Wie der Dichter aus ſeinem Elternhauſe nur Erinnerungen des Glücks und des gemüthlichſten Friedens hatte, ſo war auch ſeine Ehe voll poetiſcher Freuden. Moore iſt vorzugsweiſe ein Sänger des Glücks, und unterſcheidet ſich darin weſentlich von der düſteren Lyrik Byrons; dieſer bedurfte der Stürme und Kämpfe, um ſeine Schwingen zu regen, und in den Gewittern ſeines Gemüthes fand er dann mehr als Erſatz für den Zwieſpalt, den Neid, den Haß und die Verläumdung, die ſeine irdiſche Laufbahn ſo dornig machten. Moore ſelbſt bettete ſich ſtets auf weiche Gartenerde und wußte aus Giftblumen Honig zu ſaugen. Selbſt die Leiden Irlands werfen nur maleriſche Schatten in ſeine Dichtung und klingen als ſüße Traurigkeit aus ſeinen Liedern.

Im Jahre 1810, dem Jahre ſeiner Verheirathung, erſchienen die erſten Lieferungen ſeiner Irish Melodies, das heißt iriſche Lieder, angepaßt den alten Nationalmelodien. Sie hatten einen unerhörten Erfolg und wurden, ſo gut es ging, in alle europäiſchen Sprachen, ja in franzöſiſche Proſa! und in lateiniſche Reime! *) überſetzt. In der That war Moore mit dieſen Gedichten auf dem Gipfelpunkt ſeiner poetiſchen Größe. Doch würde man irren, wenn man ſich unter den Irish Melodies lauter gepanzerte Tyrtäusge-

*) Von einem Engländer Nicholas Lee Torre. (Cantus Hibernici, London 1835.)

ſänge oder lauter Elegien à la Jeremias vorſtellen wollte; ſie erinnern faſt niemals an unſere politiſche Poeſie. Es galt, die iriſche Muſik, welche der getreueſte Spiegel des iriſchen Volkscharakters iſt, in Worte zu überſetzen; eine Aufgabe, die ſchwerer iſt, als ſie ausſieht. Wie beim irländiſchen Volk Trotz und Muthloſigkeit, aufblitzende Thatluſt und ſchmachtende Melancholie, elegiſcher Schmerz und ritterlicher Leichtſinn ein chevalereskes Gemiſch bilden, eben ſo wechſeln bei Moore Schlachtgeſänge mit Liebesromanzen, Todtenklagen mit Feſthymnen ab. Halbmythologiſche Erinnerungen miſchen ſich unter die Anſpielungen auf die Gegenwart oder nächſte Vergangenheit, Brien the Brave ſteht neben Robert Emmet, Rosna Hall, Tara und die runden Thürme der alten Zeit ſind die Schauplätze, die das Echo moderner Empfindungen verſtärken. Das iſt ächt iriſch, und man kann dieſelben Decorationsmalereien noch in O'Connel's neueſten Reden finden, denn es ſcheint, daß die Erinnerungen aus den Zeiten vor H. Patrick in Irland eben ſo populär und vielleicht eben ſo heilig ſind, wie die katholiſchen Traditionen und Mythen. Wunderbar iſt zugleich in dieſen Liedern der vollkommene Zuſammenklang von Wort und Muſik, die unendliche Mannigfaltigkeit der Rhythmen und die glückliche Anwendung des Refrains. Wie ein Componiſt, der die innerſte Seele eines Götheſchen Liedes erräth und in Muſik kleidet, mit Recht für einen Meiſter gilt, ſo hat Moore umgekehrt ſich als Meiſter bewieſen, indem er den irren Seelen vaterländiſcher Muſik die ſchönſten Leiber, die ausdruckvollſten ſichtbarſten Phyſiognomien gab. Moore's Lieder werden geſungen werden, ſo lange ein Irland und ein irländiſches Volk exiſtiren. Byron ſagte öfters: Moore hat in ſeiner Muſik, ſeiner Stimme, ſeiner Poeſie ein Etwas, das ihm Keiner nachmacht oder je nachmachen wird.

Aus jener Zeit ſtammen die erſten Beziehungen zwiſchen Thomas Moore und Lord Byron. Der letztere hatte in ſeiner Satyre „Engliſche Barden und ſchottiſche Kritiker" das Duell zwiſchen Moore und Jeffrey perſifflirt. Moore verlangte dafür Genugthuung, aber ſein Brief traf Byron nicht mehr, da dieſer eben nach dem Orient abgereiſt war. In ſeinem zweiten Briefe bat er daher — ſich auf Weib und Kinder beſinnend — blos um Unterdrückung der betreffenden Stelle. Byron erklärte darauf, er habe blos Jef-

Digitized by Google

frey und nicht Moore beleidigen wollen, und da ſich Tor-Little damit zufrieden gab, ſo wurden die beiden Dichter bald die beſten Freunde.

Im Jahre 1812 gab Moore eine geiſtreiche komiſche Oper „der Blauſtrumpf" heraus und ſchlug einen neuen Ton politiſcher Satyre an, der ihm unvergleichlich beſſer glückte als der Juvenalſche in ſeiner „Corruption und Intoleranz." Die „Aufgefangenen Briefe oder das Zwei-Pennypoſt-Felleiſen," eine fingirte Correspondenz zwiſchen den Hauptperſonen des Hofes, voll pikanter Malice und ſtechender, häufig ſogar perſönlicher Anſpielungen, wurde vom hohen und niedern Publicum Englands verſchlungen und erlebte in anderthalb Jahren 14 Auflagen. Er gab ſie unter dem Pſeudonym Thomas Brown junior heraus. In einem ähnlichen Ton pflegt Moore noch jetzt manchmal im Morning-Chronicle als ſatyriſch-politiſcher Gelegenheitsdichter aufzutreten, ohne ſeinem Ruhm damit etwas zu vergeben.

Meine Scherze, ſagt Moore, fanden ſelbſt Gnade in den Augen meiner Gegner. Die Tories amüſirten ſich daran und der Regent lachte darüber. Man hat mir Undank gegen ihn (den einſt liberalen Prinzen von Wales) vorgeworfen; nun, alle Wohlthaten, die er mir erwieſen hat, beſtehen darin, daß er die Widmung meines Anakreon annahm, mich zweimal zum Diner und einmal zu einer fête einlud, wo ich der 450te ſeiner Gäſte war .. — Man erzählt auch, daß der Regent, deſſen politiſche Apoſtaſie in den aufgefangenen Briefen ſcharf gegeißelt war, zu einem ſeiner Höflinge ſagte: „Er mag ſich in Acht nehmen, der Kleine!" — Sie wollen ihn alſo vor Gericht ziehen? fragte der Höfling — „O nein! Aber ich ſperre ihn ein, in meinen Becher."

Byron ſchrieb, von Moore angeregt, ebenfalls Satyren, aber ſie fielen blutiger aus. Man erinnert ſich des Gedichts an den Regenten, als dieſer ſich die königliche Gruft öffnen ließ: „Zwiſchen Heinrich ohne Herz und Carl ohne Kopf ꝛc."

Seit den Erfolgen ſeines „Poſtfelleiſens" wurde Moore gedrängt, ſich in einer größern poetiſchen Erzählung à la Marmion oder Rokeby von Scott zu verſuchen. Aber der Occident ſchien damals erſchöpft, Byron hatte ſich in die türkiſch-helleniſche Welt, Scott in das Mittelalter zurückgezogen, Moore warf ſich daher auf

Gesetzes. Aber auch hier kann das Wort Gesetz nicht im strengen Sinne genommen werden, denn es ist nicht ein Gesetz, das Jedermann befolgen muß, sondern nur ein Gesetz für die Mitglieder der Gesellschaft. Es ist ein Gesetz, das sich die Gesellschaft selbst gegeben hat, und das sie ändern kann, wie es ihr gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt.

Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt.

Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt.

Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt. Es ist ein Gesetz, das nur für die Gesellschaft Gültigkeit hat, und das nur so lange Gültigkeit hat, als es der Gesellschaft gefällt.

Wegen der Memoiren Byron's, die er nach dem Tode des Dichters herausgeben ſollte und ſtatt deſſen, im Einverſtändniß mit der Familie des Verſtorbenen, unterdrückte, haben ſich bekanntlich zahlreiche Stimmen gegen Moore erhoben. Wir glauben indeſſen, die Neugier und Scandalſucht waren bei dieſem Geſchrei eben ſo mächtig, wo nicht mächtiger als ein edleres Intereſſe an den Schickſalen des Dichters von Childe Harold und Don Juan, der ſich ja ohnedies am ſchönſten und beſten in ſeinen Werken ſtudiren läßt. Uebrigens hat man Briefe Byron's, Geſpräche mit Byron, und endlich authentiſche Memoiren Byron's, denen die bei Moore hinterlegten nur als Ergänzung dienen ſollten. Man behauptete, Moore habe, im Intereſſe von Byron's Familie, dieſe Supplemente unterdrückt, während Moore verſichert, er habe es eben ſo ſehr im Intereſſe des Dichters gethan. Wie es ſcheint, waren dieſe Memoiren für etwas über 2000 Pfund an den Buchhändler Murray verkauft. Moore gab im Jahre 1831 dieſe 2000 Pfund an Murray zurück, und weigerte ſich, die Rückzahlung der Summe von der Familie des Lords anzunehmen.

Thomas Moore lebt jetzt friedlich und als friſch blühender Greis auf ſeinem Gute Sloperton, in Wiltſhire, ſeit 40 Jahren. In der Jugend anakreontiſch, iſt er im Alter ein fleißiger Bibelleſer geworden. Sei es nun engliſcher Einfluß oder die natürliche Verwandlung, welche die Jahre mit ſich bringen; dieſe Richtung hatte ſich ſchon vor dem Tode Byron's bei Moore gezeigt, ſowohl in ſeiner „Liebe der Engel", wie in den „Sacred Songs" und in den „Legendary Ballads". Wir wiſſen nicht einmal, ob Moore in den Schoß der anglikaniſchen Kirche getreten iſt, doch konnte es ſo ſcheinen, nach der vorwaltenden bibliſchen Färbung ſeiner Frömmigkeit. Daß er aber nicht gerade ein Betbruder geworden, zeigen ſeine häufigen ſatyriſchen Momente, von denen die engliſchen Zeitungen manchmal Proben liefern, bald in derben Knittelreimen, bald in hüpfenden, daktyliſchen Strophen, die immer ſeine beſonderen Lieblinge waren.

König Wenzel der Faule.

I.

Susanna.

Ein altes, altes Haus im alten Prag
Das heißt das Königsbad noch heut zu Tag,
Und es bespült's der Moldau blau Gewässer,
Darauf ein Bild das mit beredtem Munde
Von dem was einstens hier geschehn gibt Kunde,
Doch wird das Bild von Jahr zu Jahre blässer.

Und mag das Bild auch endlich ganz verblassen,
Und mag ersterben nach und nach die Sage,
So Manches, was geschieht noch heut zu Tage
Wird uns sobald dran nicht vergessen lassen.

Im Bade dehnt sich König Wenzeslaus.
Die laue Welle spielt um seine Glieder
Wie süße Wollust weicher Liebeslieder,
Wie üppger Schlaf nach schwelgerischem Schmaus.

Dem König Wenzel ist so wohl zu Muth,
Daß er wie Kindlein spielet mit der Fluth;
Er läßt sie über Hals und Locken schäumen
Und überläßt sich lächelnd süßen Träumen;
Und träumt so wahrhaft süß, als wär' hienieden
Errungen schon der ew'ge Völkerfrieden,
Als wäre nicht das heilge römische Reich,
Das ganze, Einem blutgen Schlachtfeld gleich,
Als bebte nicht am eignen Heerd der Bürger,
Als zöge nicht durchs Land der Judenwürger,

Digitized by Google

Sir Lancelot, who had ridden hitherto
In noble deeds, as knight adventurous,
Now, with a lady's favour on his helm,
Jousted in her name, and overthrew
All knights who came before him, and rode on
Victorious, and the people cried, "Advance
The lady Guinevere and all her knight!"
Then, when the King had made an end of speech,
Lancelot, who had marked the lady well,
Leaned from his horse, and said to her, "Fair lady,
Be you the lady whom I must adore?"
And she, "Sir Knight, I am."

Sir Lancelot
Then, with a knightly courtesy, spake to her,
Yet bowed his head, and said, "O Queen, I vow
To be your knight, and fight for you, and die
If need be, for your honour."

Guinevere
Then, when the King had made an end of speech,
Sir Lancelot, who had marked the lady well,
Leaned from his horse, and said to her, "Fair lady,
Be you the lady whom I must adore?"
And she, "Sir Knight, I am."

Sir Lancelot
Then, with a knightly courtesy, spake to her,
Yet bowed his head, and said, "O Queen, I vow
To be your knight, and fight for you, and die
If need be, for your honour."

Guinevere
Then, when the King had made an end of speech,
Sir Lancelot, who had marked the lady well,
Leaned from his horse, and said to her, "Fair lady,
Be you the lady whom I must adore?"
And she, "Sir Knight, I am."

Sir Lancelot
Then, with a knightly courtesy, spake to her,
Yet bowed his head, and said, "O Queen, I vow
To be your knight, and fight for you, and die
If need be, for your honour."

Hier ruft es: Fauler König, gieb uns Brod!
Dort ſchreit die Wuth: Seid frei und ſchlagt ihn todt! —

Die Keulen dröhnen an geſchloßner Pforte
Und an des Königs Ohr mordluſtge Worte —
Er bebt — da iſt kein Weg, der ihn errette —
Die Moldau hier und hier des Volkes Kette! —

Da ſtürzt des Hauſes ſtarke Magd heran,
Sie wirft ein Linnen um des Königs Lenden,
Dann faßt ſie ihn, und mit gewaltgen Händen
Fort zieht ſie ihn — hinaus und in den Kahn.
Fort, ruft ſie, fort, eh ſie das Thor erbrechen
Und ihre Noth in deinem Blute rächen!

Das Ruder faßt ſie an, und weit vom Ufer
Das Schifflein fliegt auf ſturmbewegter Welle,
Indeſſen ferner an des Bades Schwelle
Verhallt das Schreien der rebelliſchen Rufer.
Stromaufwärts fliegt's — die Sturmeswellen heben
Und werfen es, als wollten ſie erfühlen
Die ſüße Luſt mit einem Königsleben
Gleich wie mit einem leichten Ball zu ſpielen.
Suſanna aber ſchlägt ſie mit Gewalt
Aufs Haupt mit ihrem Ruder, daß es ſchallt
Wie eines Schwertes Schläge ohne Zahl
Auf eines Feindes Helm- und Schilderſtahl.

Vorüber an der Inſeln grünem Rande
Und an des Wiſſehrades felſgem Strande
Lenkt ſie das Schifflein mit gewaltger Hand
Und weiter immer fort ins offne Land.
Auf niedrer Bank der König Wenzel ſitzt;
Kaum daß er ſeine Blöße kann bedecken
Vor Well' auf Welle, die herüberſpritzt
Und höhnend nach ihm ſcheint die Hand zu ſtrecken.

Doch wie die Well' ihn wirft, ihm iſt es recht! —
Fürwahr, der kennt den König Wenzel ſchlecht,
Der meint, daß ihm vor Volk und Welle bangt;
Nicht doch — in ſtiller Luſt ſein Auge hangt
An der gewaltgen wellenmächtgen Magd,
Die, wie ſie vor ihm ſteht mit loſen Haaren
Durch die die Winde ſtürmiſch wühlend fahren

Digitized by Google

In ihrer Schönheit ſeinem Sinn behagt.
Er ſieht ſie an mit lächelndem Geſicht,
Wie ſie das Ruder ſchwingt, wie ihre Glieder,
Selbſt wellenähnlich, wogen auf und nieder,
Wie ſich ihr Antlitz röthet — und er ſpricht:

„Du Jungfrau, alſo ſchön und kühn und ſtark,
„In deren Gliedern glühet Wlaſtas Mark,
„Dir ſchuld' ich Dank — ich will in Hermelin
„Und Sammet hüllen deinen ſchönen Leib —
„Du ſeiſt als ſchönſtes und als kühnſtes Weib
„In Zukunft meines Hofes Königin.
„Mit Gold und Edelſtein will ich dich ſchmücken
„Und Perlen reihn um deinen ſchönen Hals,
„Du wirſt die Sänger meines Hofs entzücken
„Und leben in den Liedern ewgen Schalls."

Suſannas Stirne flammt — ihr Auge blitzt —
Sie lenkt mit Einem Stoß den Kahn ans Land
Und auf das Ruder ihren Leib geſtützt
Spricht ſie alſo zum König hingewandt:

„Ich bin ein Weib des Volks und will es bleiben! —
„Dir laſſ' ich Hermelin und Edelſtein
„Und deines Hofes fluchbeladnes Treiben
„Dazu des Volkes jammervolles Schrei'n.
„Nicht will ich mich vom Mark und Schweiß und Blut,
„Von des zermalmten Volks geſtohlnem Gut
„Mit deinen Sängern und gekrönten Gäſten
„An deinen königlichen Tafeln mäſten.
„Haſt du's gehört, wie es in ſeiner Noth
„Aufſchreit und ächzt nach einem Biſſen Brod,
„Nach deines Tiſches abgefallnen Reſten,
„Und ich ſoll folgen dinen Freudenfeſten? —
„Ich fluche dir ſo ſehr wie ſie dir fluchen,
„Und ſchwere Sünde ſcheint mir jetzt fürwahr,
„Daß ich nach Weiberart ſo weibiſch war,
„Der Rache dich zu ſtehlen, die ſie ſuchen.
„Jetzt fliehe ſchnell, daß mich zu ſpät nicht reue,
„Daß ich dem Volk gebrochen meine Treue,
„Daß ich von Neuem nicht das Ruder faſſe
„Und von den Wellen, die darob empört,
„Daß ich das heilge Volksgericht geſtört,
„Entgegen dich den Rächern treiben laſſe!"

Der König floh ins offne Land dahin
Gleich einem Bettler kaum verhüllt die Glieder; —
Sie aber schwamm gleich einer Königin
Auf wildem Strom zu den Rebellen wieder.

II.

Der blinde Jüngling.

Ein altes Büchlein mit vergilbten Blättern,
Mit sonderbar gebeugten, grauen Lettern
Schleicht heut' noch wie ein Greis von Haus zu Haus:
Der Urahn liest den Enkeln vor daraus
Und durch des Volkes Glauben ists geweihet.
Es klinget wie ein geisterhafter Gruß
Und kündet was zur Zeit des Ketzers Huß
Ein weiser blinder Jüngling prophezeihet.

Der König Wenzel hat die böse Stunde;
Da hilft nicht Saitenspiel und Becherklang,
Nicht die geheimnißvollste Reichsurkunde,
Nicht das Gekläff der wilden Bastardhunde,
Nicht fremder und nicht eigner Minnesang.

Er schweifet durch des Schlosses weite Gänge;
Da schrecket ihn bei jedem Tritt und Schritt
Der Wachen Ruf, der Glanz der Partisanen,
Vom Giebel hoch der Pfiff der Wetterfahnen,
Vom Thurm die mitternächtgen Glockenklänge
Und wie er an des Schlosses Pforte tritt
Der Bettler selber, der die breite Schwelle
Sich auserwählt als gute Lagerstelle.

Der König lehnt sich an die Pfoste schweigend
Und lauschet auf des Bettlers guten Schlaf

Und denkt, zu ſeinem Haupt ſich niederbeugend:
„Wohl dir, daß du nicht König Wenzeslav.“
Ihm iſt ſo weh, als zuckten alle Krämpfe
Des weiten Reichs durch ſeine eignen Glieder,
Und alſo wüſt, als dröhnten alle Kämpfe
Der deutſchen Zwietracht ihm im Herzen wieder.
Und zu ſich ſelber ſpricht er: „Wer zu ſagen
„Mir wüßte, was ſich bald mit mir begiebt,
„Ob neu in Pracht erſteht in nahen Tagen,
„Ob meine Herrlichkeit in Nichts zerſtiebt? —
„Ich hörte ſagen, daß in jenem Hauſe,
„Das einſam ſtehet in des Walds Gebrauſe,
„Ein blinder Jüngling lebt, der geiſtgen Blicks
„Zu deuten weiß die Räthſel des Geſchicks
„Und wohl zu leſen in der Zukunft Buche. —
„Ob ich des Blinden dunkle Kunſt verſuche? —“

Den Bettler ſtört er auf vom harten Bett,
Er wirft ihm hin ſo Mantel als Barett
Und reißt den ſchlechten Kittel ihm herab
Und den zerfetzten Hut, den Bettelſtab,
Und eingehüllt in niedre Bettlertracht
Geht hin der König durch die düſtre Nacht.

Er ſchreitet ſchweigend durch die öden Gaſſen,
Dann über Stege und verlaſſne Straßen
Und weiter über Berg und Thal und Wald,
Und immer weiter ohne Aufenthalt.
Im Ton des Windes, in der Blätter Rauſchen
Hört er Verräther, die ihn feig belauſchen;
Ihm iſts auf dieſem Weg, ob das Geſchick
Ihm folgt' und ſäß' ihm würgend im Genick.

Schon will der Morgen lieblich auferſtehen:
In hoher Krone lacht der Auerhahn,
Die Vöglein ſtimmen ihre Lieder an,
Aus Gras und Büſchen hundert Augen ſehen
Von Eichhörnlein, Kaninchen, Hirſch und Rehen,
Als wollten ſie verwundert freudig ſagen:
Vor König Wenzel iſt heut nicht zu zagen,
Heut kommt er nicht mit Lanze, Pfeil und Bogen,
Heut kommt er mit dem Bettelſtab gezogen.

Schon ſteht er vor der Hütte der Propheten,
Noch hält er weilend an der Schwelle inne,
Ob er ſich ſelber auf ſich ſelbſt beſinne,
Dann ſchnell entſchloſſen iſt er eingetreten.

Auf einem ſchlechten, ſtrohbedeckten Lager
Liegt eines Jünglings krankende Geſtalt;
Blond iſt ſein Haar, doch ſeine Stirn iſt alt
Und ſeine Glieder ſind gebleicht und hager.

Anſieht man's dieſen ausgebrannten Augen,
Daß ſie das Nächſte nicht zu ſchauen taugen,
Doch wie ſo ſtier hinſchaun die blaſſen Sterne
Wohl ſcheinen ſie zu ſehn in weite Ferne.

Er hebt vom Lager ſich und hin zur Pforte
Sich neigend ſpricht er ſinnend dieſe Worte:
„Was bebt die Schwelle ſo von meinem Haus?
„Ich grüße dich, mein König Wenzeslaus!" —

Der König fragt: „So haſt du ſchon vernommen,
„Daß ich zu deiner Hütte wollte kommen?"
Der blinde Jüngling aber lächelnd ſpricht:
„Dein Pförtner weiß von deinem Ausgang nicht,
„Des Waldes Thier allein, der Blätter Rauſchen
„Hat es gewagt dich wandernd zu belauſchen.
„Dem Bettler neideſt du, o König Wenzeslav,
„Auf hartem Lager ſeinen ſüßen Schlaf
„Und kommſt nun ſelbſt in niedrer Bettlertracht
„Zu betteln bei der Zukunft heilger Nacht,
„Und durch des Blinden geiſterhafte Blicke
„Zu deuten dir die Räthſel der Geſchicke. —"

„Nun dann ſo ſprich, du Blinder, ohne Zaudern!"
Der König ruft es, ſeine Glieder ſchaudern,
Er lehnt ſich horchend an der Hütte Wand,
Und deckt die Augen zu mit kalter Hand. —
Der Blinde neigt das Haupt, die Zunge lallt,
Kaum hörbar bebt das Wort aus ſeinem Munde,
Bis immer ſtärker, immer düſtrer ſchallt
Wie Sturmgebrauſe die Prophetenkunde:

„Ich ſehe lodern einen Scheiterhaufen —
„Sancta simplicitas — ſie wollen taufen

Ex. Mr. Hall, you have been employed by
Mr. Jones to do some work on his property,
haven't you?
A. Yes, I have been employed by Mr. Jones
to do some work on his property.

Und aus der Hütte, wie er eingekehrt,
Ist er mit wilder Hast hinausgetreten.

Er eilet über Berg und Thal und Wald
Und immer weiter ohne Aufenthalt. —
Schon neiget sich der süße Frühlingstag,
Die Sonne sinkt, als er vor seinem Prag
Noch unerkannt in Bettlerkleidern stund; —
Da glänzen von den Thürmen fremde Fahnen,
Und von den Thoren fremde Partisanen —
O falscher Bruder, Bruder Sigismund! —

Moritz Hartmann.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Deutsche Zeitungen.

Mit dem neuen Jahre ist in den Reihen der Zeitungspresse manche bedeutsame Veränderung eingetreten. Die Zeitungen sind die Wetterfahnen oder die Schildhalter der öffentlichen Meinung; und wenn es sich unter ihnen rührt, darf man schon immer ein wenig aufmerken. Einige, und nicht die schlechtesten Parteigänger sind eines unnatürlichen Todes gestorben; mögen die Lücken bald durch tüchtige Nachfolger ausgefüllt werden! denn auch das Corps der Nachtwächter wird überall verstärkt: in Baden durch die Mannheimer Morgenzeitung, in Königsberg durch die Zeitung für Preußen, am Rhein durch den Rheinischen Beobachter, in Sachsen durch den ritterlichen Bayard und das sächsische Volksblatt und in Schlesien durch ein unlängst angedrohtes katholisch-absolutistisches Journal, dessen rothen oder vielmehr schwarzen Faden der morsche Großhoffinger aus Wien bilden soll. — Mit Freuden heißen wir die Bremer Zeitung willkommen, die, mit neuem Takelwerk ausgerüstet, unter Andree's Leitung alle Segel aufspannt. Dieses Blatt war schon bisher ziemlich beachtenswerth und neben der tüchtigen und reichhaltigen Weserzeitung ein guter Hafen für preußische Stimmen; eben so hat Andree bis jetzt auf seinen verschiedenen schwierigen Posten Muth und Talent in hohem Grade bewiesen, wie denn die Kölnische seiner Redaction einen großen Theil ihrer Erhebung zu einem allgemein deutschen Blatte verdankt. Jetzt findet Andree zum ersten Male freieren Spiel-

raum; wir glauben daher, er und die Bremer Zeitung geben ein hoffnungsvolles Paar, und wir wünschen nur, daß die hanseatische Antizollvereinstimmung ihm nicht so viel eheliche Zwiste schaffe, wie die ultramontanen Bläßungen in Köln.

Das Cabinet von Augsburg hat eine zu feste Politik, um von einem Jahreswechsel merklich berührt zu werden. Viele Blätter sind aufgeblüht und abgefallen vom Baume der deutschen Presse, und die Augsburger ist ein mächtiges altes Haus geblieben. Wir gehören nicht zu Denen, welche die Bedeutung dieses großartigen Blattes verkleinern möchten, weil es in der innern deutschen Politik nur zu oft eine diplomatische Neutralität beobachtet. Es ist wahr, die erste deutsche Zeitung ist die letzte in den Reihen der liberalen Opposition; selten hat sie in Reformangelegenheiten die Initiative ergriffen, aber wie eine kluge conservative Regierung, die bei Zeiten den Liberalen beistimmt, wenn sie die Majorität errungen, oder zu erringen die Aussicht haben, so weiß sie, den voraussichtlichen Sieg der öffentlichen Meinung anzuerkennen und ist in dieser Beziehung ein Barometer, auf den alle Blicke gerichtet sind; seit mehrern Jahren gehört sie schon zu den Fürsprechern der öffentlichen und mündlichen Gerichtsbarkeit, und man kann überhaupt gewiß sein, wenn eine politische Frage einmal auf das Tapet gebracht ist, bei ihr die gründlichste Erörterung und die diplomatisch genauesten Details, die zur Entscheidung gehören, anzutreffen. Wenn sie den Bewegungen im Innern, constitutionellen wie kirchlichen, nur als Chronikenschreiber, als vornehmer und oft ironischer Beobachter folgt, wenn sie hier noch immer den schüchternen, unmaßgeblichen, gebildeten Deutschen der Zwanziger Jahre spielt, so möge man nicht vergessen, daß sie nur um diesen Preis jene tiefwurzelnde und weitreichende Stellung erlangen konnte, die sie zur Vertretung Deutschlands gegen Außen und zur Förderung nationaler Interessen im Großen nnd Ganzen zu benutzen weiß. Die Augsb. Allg. muß in ihren Spalten noch immer den ganzen alten Chor hofräthlicher Residenzchroniſten, Geburtstags- und Entbindungshistoriographen, Illumination- und Vivatrufcorrespondenten auftreten lassen, nachtragend die erbauliche Schleppe unseres ancien régime, aber in denselben Spalten treten auch die besten deutschen Federn, Patrioten der ernsthaftesten Gesinnung, der reifsten Intelligenz und der fruchtbarsten Sachkenntniß zusammen. Man denke nur an die systematische und durchdringende Beleuchtung der deutsch-russischen Wechselbeziehungen, mit der sich die Allgemeine seit Jahren beschäftigt; kein Blatt, sein Programm sei noch so national, und noch so laut zwischen jedem Zeilenpaar ausgesprochen, hat dem nordischen Erbfeind in aller Ruhe so unausgesetzt und scharf ins Gesicht geleuchtet. Eben so umsichtig vertritt sie Deutschland vor dem Westen. Wo es die Zukunft deutscher Indu-

Digitized by Google

Die Abfassung der Urkunde über den Act der Eidesleistung ist Sache des Gerichtes. Dasselbe hat in dieselbe die Bezeichnung der Partei, welche den Eid leistet, die Bezeichnung des Eides, die Bezeichnung der Partei, welcher der Eid geleistet wird, die Bezeichnung der Tatsache, auf welche sich der Eid bezieht, und die Bezeichnung des Tages, an welchem der Eid geleistet wird, aufzunehmen. Die Urkunde ist von dem Richter und dem Gerichtsschreiber zu unterschreiben. Die Urkunde ist der Partei, welche den Eid leistet, und der Partei, welcher der Eid geleistet wird, zuzustellen. Die Zustellung kann durch Übergabe einer Abschrift der Urkunde bewirkt werden. Die Zustellung ist von Amtswegen zu bewirken

des Obercensurgerichts aber stets nur wie ein hinkender Bote nachkommen kann oder wie das Verdict des Todtenbeschauers, um zu sagen: dieser Artikel ist unschuldig hingerichtet worden. Steh auf, Lazarus, und preise meine wunderbare Gerechtigkeit: — es versteht dich so Niemand mehr, außer dem, der dich geschrieben hat. . . . Wo sind jetzt die leitenden Artikel, jene vielversprechenden Anfänge der Berliner Vossischen und der Königsberger Zeitung? Waren sie nicht längst zum Schweigen gebracht, noch ehe die Zeitung für Preußen ihre fernhin nicht treffenden, aber dumpf brummenden, übertäubenden Batterien aufführte?

Die Berliner Stimmen hört man deshalb jetzt meistens nur am Rhein, wo sich eine interessante Constellation von Zeitungen gebildet hat, welche den Federn aus der Mark eine Zuflucht gewähren; die abstracten, überalleshinausigen in der Trierer Zeitung, die besonnenen, constitutionsharrenden in der Kölnischen und Aachener Zeitung, im Rheinischen Beobachter aber jene alten Stimmen, die man verklungen wähnte, die noch immer von der politischen Erbsünde der Völker und der verlorenen Paradiesesunschuld des beschränkten Unterthanenverstandes predigen. Die Aachener Zeitung ist ein kluger, praktischer Jurist, der seine liberalen Grundsätze Paragraph für Paragraph vertheidigt, und einen gewissen trockenen Sarkasmus in der Politik besitzt. Weniger consequent, doch dafür lebhafter und mit reichhaltigern Correspondenzen ausgestattet, ist die kölnische Zeitung, die unter Brüggemann den steilen Weg des Fortschritts muthig weiter geht. Municipalfreiheit, volle Oeffentlichkeit und Repräsentativverfassung, oder — wie es in der modernen unbestimmten Formel klingt — „Betheiligung der Bürger am Staat," das sind die . . . . pia desideria, die auf ihrem Banner stehen. Man sollte es nicht glauben, daß wegen solcher bescheiden ausgesprochenen, wahrhaft frommen Wünsche ein deutsches Blatt noch eine systematische Polemik sich zuziehen kann; aber es ist seltsam zu sehen, wie die Kölnische zugleich vom Rheinischen Beobachter und von der Rhein- und Moselzeitung angegriffen; und wie sie vom Ultramontanen und dem symbolgläubigen Protestanten zugleich um ihren Katechismus bedrängt wird. Der Eine will keinen politischen Liberalismus ohne das kirchliche Gegentheil, der andere will überhaupt keinen Liberalismus am katholischen Rhein gelten lassen.

Eigentlich sollten die Elberfelder und die Rhein- und Moselzeitung einander fortwährend in den Haaren liegen; und kommt es einmal in dem glücklichen Deutschland zu einer 2. Auflage des Religionskrieges, so würde gewiß von einem dieser beiden Organe der erste Kanonenschuß ausgehen. Die Elberfelder Zeitung, sehr zahm und „wohlwollend" in politischer Hinsicht, ist ungemein laut als deutschkatholischer Prädicant, eben so wie die Rhein- und Moselzeitung in

Digitized by Google

ihren reinkatholiſchen Artikeln ſich auszeichnet. Doch thu ich dieſer zu viel Ehre an, wenn ich ſie der Elberfelder gegenüberſtelle, die wenigſtens anſtändig geſchrieben iſt und zu den gebildeten und aufgeklärten Leuten gehört. Die Rhein- und Moſelzeitung, in politiſchen Dingen ſo confus, daß ſie legitimiſtiſch, radical und abſolutiſtiſch in Einem Athem iſt, ſcheint auch den katholiſchen Parteiintereſſen keine ſehr wichtigen Dienſte zu leiſten. Ein Jeſuitenblatt iſt ſie gewiß nicht, ſonſt würde ſie mehr Kopf haben. Wenn man ſie ultramontan und undeutſch nennt, ſo kommt dies weniger daher, daß ſie durch welſche Feinheit gefährlich wird, als weil ihr Deutſch oft ein wahres Kauderwälſch iſt.

Der Rheiniſche Beobachter hat mit dem neuen Jahre nicht nur an Format, ſondern auch an Wichtigkeit zugenommen. Dieſes halboffizielle Blatt fing ſehr unſcheinbar an und ergötzte Anfangs durch ſeine ſteifen Capriolen, ſeine inſipiden Ausfälle, ſein pedantiſches Keifen. Aber allmählig iſt aus dem komiſchen Schulmeiſter ein ſpitzfindiger Criminalinquiſitor, ein ſophiſtiſcher und manchmal ſcharfſinniger Advocat geworden. Offenbar wird der Rheiniſche Beobachter jetzt von bedeutendern büreaukratiſchen Kräften unterſtützt, und vertheidigt von vornherein jede Maßregel von Ober- und Unterbeamten nach allen Seiten hin. Dem katholiſchen Rheinland gegenüber zeigt er eine proteſtantiſche Strenge, die oft lebhaft an den Orangismus in Irland erinnert; gegen die proteſtantiſchen Lichtfreunde ſpricht er mit der Starrheit eines Hochkirchlichen, obwohl Preußen keine Hochkirche hat; den Deutſchkatholicismus protegirte er, ſo lange derſelbe nicht ſo weit ging wie die Rationaliſten; Lehr-, Preß-, Glaubens- und Redefreiheit will er nicht angreifen, aber er beweiſt, daß Preußen bereits all dieſe ſchönen Güter — ſo weit es dieſelben nöthig hat — beſitzt, und nennt jede Forderung nach ein bischen mehr, wie der Maſter im englichen Armenhauſe, Rebellion. Will man dem Rhein. Beob. glauben, ſo iſt die preußiſche Preſſe voll von radicalen, ſubverſiven, revolutionären, anarchiſchen Pulverfäſſern; denn der Rhein. Beobachter nennt jedes Kind bei ſeinem Spitznamen, legt in jeden liberalen Satz einen verſteckten Sinn, der ſich aus „Feigheit" nicht deutlich auszuſprechen wage, und conſtruirt ſich ſelber, was die Cenſur etwa herausgeſtrichen haben mag. Da er den Tendenzen der Regierung immer vorausläuft, und dann nicht weiß, ob er vorwärts oder rückwärts, ob er rechts oder links laufen ſoll, ſo thut er lieber zu viel — als zu wenig und iſt darum ſtets königiſcher als der König, ja es kann ihm wohl noch paſſiren, daß die höhere Politik des Cabinets ihn beſchämen und manche von den Forderungen, die er als radical und revolutionär bezeichnet, einfach erfüllen wird. Zu bemerken iſt noch, daß der Rhein. Beobachter ſo patriotiſch iſt, ſeinen mächtigen Arm eben nur Preußen zu bieten, denn in Bezug auf andere

deutsche Staaten ist er lange nicht so streng conservativ, und die Leipziger Vorgänge hat er ganz anders besprochen, als er Kölnische oder Königsberger Vorgänge derselben Art besprochen hätte.

Eines aber müssen wir anerkennen; alle diese angedeuteten Manöver werden oft mit einem Aufwand von Geist und Geschick durchgeführt, den bisher kein preußisches Blatt dieser Art gemacht hat; und halbwegs neutrale Gegenstände erfahren häufig eine gründliche Behandlung im Rhein. Beobachter. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die „gute Presse" selbst der censirten Opposition gegenüber sich anstrengen muß, daß man die Liberalen nicht mehr ignoriren oder mit allgemeinen Phrasen abfertigen kann. Die Zeiten des vornehmen Schweigens sind vorüber. Die Preußische Staatszeitung, die sich noch immer in diesen Mantel hüllt, ist uns daher lange nicht so lieb, als der Rhein. Beobachter und die Zeitung für Preußen. Die letzteren sind gewissermaßen Kinder der Zeit, sie haben von der liberalen Presse gelernt, und wir hätten gar Nichts dagegen, daß die Advocaten der Büreaukratie im Antlitz der Oeffentlichkeit mit allen möglichen geistigen Waffen ihre Sache verfechten, nur sollte man, gleichsam dem Staatsprocurator gegenüber, auch dem Vertheidiger der Volkswünsche, völlig freies Wort gönnen. Dann wäre der Kampf ein ehrlicher, ein öffentlich geführter Proceß. Dann möge die Rabulisterei noch so arg sein; die sophistischen Spitzen würden bald abbrechen, und wir wollten sehen, wer zuletzt Recht behält.

II.

Aus Paris.

Correspondentennoth. — Felix Pyat. — Jules Janin. — Die Soirée des Feuilletonisten. — Musikalisches Babel. — Die Krippe der rue S. Lazare. — Die Lotterie von Monville. — Der Polenball. — Jacob Venedey.

Ich kann mir die Enttäuschung des deutschen Lesers denken, wenn er eine jener dürren Correspondenzen, welche wir armen Berichterstatter in dieser ausgetrockneten Zeit den deutschen Blättern einsenden, zu Ende gelesen hat. Ueber die armen Arbeiter die durch die Kartoffelkrankheit in Noth gebracht sind, hat die Welt Mitleid, aber kein Mensch hat Mitgefühl mit uns armen Correspondenten, die wir nicht minder fleißige Arbeiter sind und denen doch der erste Nahrungszweig, die Neuigkeiten, dieses Jahr so elendiglich mißrathen sind. Da sitzt der fleißige Dr. Haller von Früh bis Abend im Cabinet de Lectüre Montpensier, und wühlt sämmtliche französische und spanische Blätter, wie ein erschöptes Bergwerk durch, um nur noch einige Fünkchen Erz auszugraben die sich zu einer Correspondenz für die Augsburger Allgemeine verarbeiten ließen, da läuft der betriebsame Börnstein von Hodu bis Kusch, von Gagliani bis zur „Tente"

Digitized by Google

von der Börse bis zum Palais Luxemburg, um wie eine Biene den süßen Honig für den Nürnberger und Hamburger Correspondenten zu sammeln. Und was ist der Lohn ihrer Ausbeute? Sie können es nachlesen. Nicht etwa daß es in Paris an Neuigkeiten gebricht, wir haben Ueberfluß an langweiligen Kammerverhandlungen, an schwindsüchtigen Theaterstücken, an scandalösen Börsenereignissen, an eingestürzten Eisenbahnbauten, an gefühlsempörenden Criminalverhandlungen; aber diese Langweile, Schwindsucht, Scandale, Einstürze und Gefühlsempörungen findet der Deutsche ja auch bei sich zu Hause in hinlänglicher Quantität, darum braucht er nicht erst Briefe aus Paris zu lesen. Von der Hauptstadt Frankreichs war er seit langen Jahren gewohnt Außergewöhnliches, Wunderbares und Anregendes zu hören, und darum ist seine Enttäuschung jetzt um so größer. Wo liegt die Ursache? Ist Frankreich herabgesunken, oder ist Deutschland hinaufgestiegen? Hat das öffentliche Leben Frankreichs so sehr an Licht und Glanz abgenommen, daß es nicht mehr die Neugier und Erwartung spannen kann, oder hat das öffentliche Leben in Deutschland an Interesse und Gestalt so zugenommen daß es die Aufmerksamkeit der Nation absorbirt? Die Antwort liegt wahrscheinlich in der Mitte. Die Deutschen aber die seit Jahren von der Heimath entfernt hier leben, wollen das nicht zugestehen, sie glauben noch immer, alles Interesse im Vaterlande drehe sich noch um Paris, und darum kommen so verkehrte Aussprüche zum Vorschein, wie in Arnold Ruges neustem Buche, wo Frankreich noch immer als das Herz der Weltgeschichte dargestellt wird, als der Messias von dem allein Deutschlands Erlösung und jüngster Tag und Todtenauferstehung zu erwarten ist.

Vor der Hand und bis zur Zeit wo die Chronikenbücher von Paris wieder ein Mal ein bedeutendes Ereigniß einzuregistriren haben, müssen Sie Ihrem hiesigen Correspondenten Nachsicht schenken, und nicht die Zumuthung an ihn stellen, er soll interessanter sein als die übrigen Berichterstatter in deutschen Blättern, was er schon aus guter Nachbarschaft und Collegialität unterlassen muß, zumal unter diesen Collegen Familienväter sich befinden, denen man aus Menschlichkeit den Markt nicht verderben darf. Gestatten Sie also hübsch nachsichtig auch ferner, daß ich Sie mit der Nachlese aus dem dürren Stoppelfelde unserer Tagesereignisse unterhalte und strafen Sie mich erst dann, wenn Sie in andern Blättern volle Garben finden.

Eine Berichtigung vor Allem. Ich meldete Ihnen in meinem Letztem, es sei Felix Pyat nicht gestattet worden, sein Gefängniß zu verlassen um den Proben seines Lustspiels Diogenes beizuwohnen. Hierin sind wir Alle durch eine falsche Nachricht der „Réforme“ getäuscht worden. Vielmehr hat der Polizeipräfect dem jungen Dichter acht Tage hintereinander die Erlaubniß ertheilt, von Früh bis Abend auszugehen, um Alles was seine Dichtung nöthig machte, persönlich

Schwarz, Ludwig, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarz, Max, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Gustav, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Max, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Otto, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Paul, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Richard, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Robert, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Siegfried, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Theodor, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Ulrich, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Viktor, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Walter, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Xaver, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Yorck, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

Schwarzenberg, Zacharias, Dr. phil., Privatdozent für Geschichte an der Universität Hamburg, Hamburg 13, Rothenbaumchaussee 34, Tel. 45 25 66 (Geschichte der Neuzeit, insbesondere Geschichte der Reformation und Gegenreformation, Geschichte der Juden in Deutschland).

loniſche Völkermuſikverwirrung voll zu machen, ſchloß Liſzt mit einer Fantaſie über ungariſche Originallieder. Um zwei Uhr erſt ging man auseinander. Was Liſzt betrifft, ſo fuhr er auseinander, denn vor Janins Thüre hatte der extravagante Muſikheld den Poſtwagen beſtellt, in den er ſich im Concertanzuge einſetzte, um ſchnurſtracks über Brüſſel nach Wien zu reiſen. In allen Extravaganzen Liſzts liegt immer ein feiner wohlberechneter Zug. Mußte es Janin nicht ganz beſonders ſchmeicheln, den Künſtler einige Minuten vor der Reiſe noch in ſeinem Salon fantaſiren zu hören?

Ich ging vor einigen Tagen durch die rue St.-Lazare und benützte die Gelegenheit um die vielbeſprochene, vor kurzem erſt neu eingerichtete „Crèche" (Krippe, Chriſtuswiege) zu beſehen. In der That ein ſchönes Monument der Humanität. Die „Creche" iſt eine Kleinkinderbewahranſtalt für Wiegenkinder. In einer Reihe von geräumigen und luftigen Sälen ſtehen gegen zweihundert kleine Betten und Wiegen, wo die Kinder, von denen keins über zwei Jahre alt iſt, waren gebettet und trefflich gefüttert worden, wo Alles reinlich, geſund und heiter iſt, und wo ſie gegen all die Unfälle und Leiden geſchützt ſind, welche den armen Volksclaſſen, bereits die Anfänge des Lebens verkümmern, und die Entwicklung der Kraft erſticken, die ſie ſpäter bei der Arbeit zu der ſie heranwachſen nöthiger, als jeder Andere brauchen. Die „Creche" in der rue St,-Lazare nimmt nur Kinder von armen Frauen auf, die außer ihrer Wohnung arbeiten müſſen und ſich durch guten Lebenswandel auszeichnen. Die Wärterinnen ſind ſtreng überwacht, aber gut bezahlt und verköſtigt. Meiſt werden Mütter, deren Säuglinge in der Anſtalt ſelbſt ſich befinden, zur Bedienung verwendet, und man kann ſich das Glück einer ſolchen armen Frau denken, die geſtern noch nicht wußte wie ſie für ſich und ihr Kind einen Schnitt Brot erarbeiten wird, und heute ſammt dieſem beherbergt, genährt wird, und obendrein noch 25 Sous per Tag „Wiegengelo" erhält. Merkwürdige Beobachtungen kann der Pſycholog in der Mitte einer ſolchen Menge kleiner Geſchöpfe machen, die noch vom Thiere mehr haben als vom Menſchen, und bei denen ſich doch ſchon kleine und entſcheidende Charakterzüge, Sympathien und Abneigungen kund geben. Man zeigte mir unter andern zwei kleine Weſen die Maria und Gerard getauft ſind, die unzertrennlich mit einander ſpielen, Alles was man ihnen gibt mit einander theilen, und ihre kleinen Gedanken ſogar einander mitzutheilen verſtehen, ohne noch ein Wort ſprechen zu können. Indem ich die Säle dieſer menſchenfreundlichen Anſtalt durchlief, dachte ich an unſern gemeinſamen Freund, den trefflichen Joſeph Wertheimer in Wien, der unermüdlich im Dienſte der Menſchheit, ſo außerordentliche Verdienſte um die Begründung und Ausdehnung der Kleinkinderbewahranſtalten in jener Stadt ſich erworben. Wäre er doch in dieſem Augenblicke an meiner Seite —

Ich habe mich auch bemüht, die Ursachen dieser Erscheinung zu ergründen, und bin zu dem Resultate gekommen, daß sie in der Verschiedenheit der Temperatur der Luft, welche die Lungen einathmen, ihren Grund haben. Ich habe nämlich gefunden, daß die Temperatur der Luft, welche die Lungen ausathmen, immer dieselbe ist, und daß sie nur wenig von der Temperatur des Blutes abweicht. Diese Temperatur ist also die Temperatur, welche die Luft in den Lungen annimmt, und sie ist immer dieselbe, wenn die Luft, welche die Lungen einathmen, eine Temperatur hat, welche nicht zu sehr von der Temperatur des Blutes abweicht. Wenn aber die Luft, welche die Lungen einathmen, eine Temperatur hat, welche zu sehr von der Temperatur des Blutes abweicht, so nimmt die Luft in den Lungen eine Temperatur an, welche zu sehr von der Temperatur des Blutes abweicht, und dann ist die Temperatur der Luft, welche die Lungen ausathmen, nicht mehr dieselbe, sondern sie ist verschieden von der Temperatur des Blutes. Diese Verschiedenheit der Temperatur der Luft, welche die Lungen ausathmen, ist also die Ursache der Verschiedenheit der Temperatur der Luft, welche die Lungen einathmen, und sie ist die Ursache der Verschiedenheit der Temperatur der Luft, welche die Lungen ausathmen, und sie ist

der in den letzten drei Monaten in Brüſſel lebte, und der nun wieder hieher zurückgekehrt iſt, um — wie es heißt — mit einer liebenswürdigen und geiſtreichen Franzöſin ſich zu vermählen.

III.

Aus Wien.

Carneval. — Ein neuer Ballſaal. — Juriſtenball. — Theatraliſches. — Erzherzog Karl. — Dr. Lepſius. — Roſologiſches. — Cenſurweſen.

Der Carneval hat bereits ſein buntflatterndes Panier ausgeſteckt und der Signalſchuß der Freude ruft die fröhliche Bevölkerung auf ihre Sammelorte, worunter nichts anderes zu verſtehen als die zahlloſen Tanzſäle, in denen die heiteren Terpſichore ihren Thronſitz aufgeſchlagen. Die verſchrumpfte „Birn" iſt wieder friſch, und neugeboren lachen den Vergnügungsſüchtigen die früher vielbeſuchten Hallen entgegen; das Luſtreich des Sperls hat ſeine Pforten geöffnet, und in allen Vorſtädten tauchen neue Ballſäle auf, in denen ſich die ſchönere Hälfte ganz beſonders glücklich fühlt. Unter dieſen Neubauten feſſelt beſonders der große Ballſaal, welcher in einem Anbau des unter der Leitung des blinden Mornartz ſtehenden Sophienbades entſtand, die allgemeine Neugier durch die Neuheit und Originalität des Arrangements und durch den Glanz und den Geſchmack der Decoration. Nach einem Plan der Architecten Van der Nüll und Siccoralsburg erbaut, iſt der Salon darauf berechnet, daß er im Sommer als Schwimmſchule dienen kann; ſeine Länge beträgt 20 Klafter, die Breite 9 und die Höhe 8 Klafter. Die Parketten, über den Bauch des Waſſerbeckens gelegt, beſitzen einen gewiſſen Grad von Elaſticität, welche den — Tänzern ſehr gut zu Statten kommen dürfte, und ein ſinnreich angewendetes Ventilationsſyſtem ſorgt dafür, daß die Hitze nicht allzu groß werde. Zudem ſtrömen über hundert helle Gasflammen auf vier prachtvollen Kronleuchtern ein blendendes Lichtmeer in die elegant decorirten Räume, denen vorzüglich ihre kunſtvollen Freskomalereien nachgerühmt werden. Doch alle dieſe Vorzüge ſollten unſere ſonſt ſo ſtrenge Baupolizei nicht abhalten, die Benutzung der Localität für die laufende Saiſon zu unterſagen, indem es nicht anders als höchſt verderblich für ein leichtgekleidetes Ballpublicum ſein kann, eine ganze Nacht hindurch in einem Raume ſich zu bewegen, den erſt vor wenigen Tagen der Maurer und Stubenmaler verlaſſen haben. Die Wände ſind noch feucht von Kalk, und während ein gewöhnliches Wohnhaus längere Zeit unbewohnt ſtehen und austrocknen muß, iſt man ſo gewiſſenlos einen kaum vollendeten Salon der öffentlichen Benutzung zu übergeben? — Als eine Curioſität unſeres Carnevals und als einen ſpaßhaften Beleg der kindiſchen Arroganz und dünkelhaften Vornehmthuerei unſeres Studententhums, wel-

ches nichts weniger als der Gegensatz des Philisterthums ist, muß ich doch des Umstandes erwähnen, daß die Studirenden der juristischen Facultät, welche alljährlich einen glänzenden Ball zu veranstalten pflegen, der sich sonst stets eines ausgezeichneten Renomées erfreute, diesmal auf den sinnreichen Einfall gerathen waren, in das Festprogramm die Klausel einzuschalten, daß Nichtjuristen unter fünfzig Lebensjahren keinen Zutritt haben. Die nächste Folge dieser komischen Bedingniß war eine trostlose Oede im Ballsaale, in dem meistens nur ehrwürdige Matronen ihre Reize zur Schau trugen, indeß die junge Damenwelt diese beleidigende Zurücksetzung der ihr befreundeten Herren durch ein schnödes Ausbleiben zu rächen wußte.

Sämmtliche Dramen Gutzkows; heißt es hier, würden vom Repertoir der Hofbühne auf den Wunsch des Staatskanzlers entfernt werden; eine Maaßregel, die in der Verstimmung wurzelt, welche durch Gutzkows schn idendes Urtheil in den „Wiener Eindrücken" in gewissen Regionen gegen diesen geistreichen Schriftsteller hervorgerufen ward. Heute kommt Oehlenschlägers: „Dina" zur Aufführung, eine Dichtung, der man wenig theatralischen Effect zutraut. Im Theater an der Wien singt Herr Pischek aus Stuttgart und macht volle Häuser; Gestalt, Spiel, Organ befähigen diesen ausgezeichneten Künstler zum ersten Baritonsänger, obschon sein Vortrag an einer gewissen süßlichen Manier leidet und manchmal in girrende Koketterie überzugehen pflegt.

Die gefährliche Erkrankung des Erzherzogs Karl, der an einem Schlagfluß schwer darniederliegt, ließ einige Zeit den Hintritt des greisen Feldherrn besorgen, allein diese Befürchtung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und der Kranke bereits wieder auf dem Wege der Besserung, wenn auch noch nicht alle Gefahr vorüber sein dürfte, da der Erzherzog ein Greis von etlichen siebzig Jahren ist und ein Rückfall leicht möglich scheint.

Dr. Lepsius ist auf der Rückreise von seiner großen Expedition nach Egypten über Athen und Triest hier angekommen, wo ihm die auszeichnendste Aufnahme zu Theil wurde. Die gelehrten Kreise sehen der Veröffentlichung der genauen Resultate seiner im Gebiete der archäologischen Forschungen so reichen Ausbeute mit Begierde entgegen. — Höchst interessante Beobachtungen hat unlängst Dr. Dittl in einer gelehrten Versammlung mitgetheilt, die sich auf die Wahrnehmung einer neuen, ganz eigenthümlichen Knochenkrankheit bei den in den Phosphorzündhölzchen-Fabriken verwendeten Arbeitern bezogen und die Aufmerksamkeit der Aerzte sowol als der Staatsverwaltung verdienen. — Ein vielgereister Arzt Dr. Reider dagegen wies darauf hin, daß die vielbesprochene Kartoffelkrankheit schon in früheren Perioden dagewesen sei, und daß die Frucht ohne menschliches Zuthun in den folgenden Jahren wieder gesund, schmackhaft und genießbar

Digitized by Google

geworden, was ſich in dem gegenwärtigen Falle wohl gleichfalls wiederholen wird.

Unſere Cenſurverhältniſſe gehen einer neuen Phaſe entgegen, ob einer Entwicklungsſtufe, das wiſſen die Götter. So viel iſt gewiß, daß man an die Errichtung eines Cenſurcollegiums denkt, deſſen Präſident Hofrath Hurter werden ſoll. Dieſer weigert ſich indeß den Poſten anzunehmen, wenn ihm nicht eine vollſtändige Unabhängigkeit vom Reſſort der Polizeihofſtelle zugeſtanden wird, und geht in der Beharrlichkeit, womit er dieſes Princip der Selbſtändigkeit feſthält, ſogar ſo weit, die Einräumung der nöthigen Amtslocalitäten im Amtsgebäude der Polizeihofſtelle in der Herrngaſſe abzulehnen. Es muß ſich indeß bald entſcheiden, wohin dieſe Bedenklichkeiten führen, und ob die Preßpolizei eine abgeſonderte Behörde bilden wird.

IV.

Trieſt's Lage und Bedeutung.

Aus Trieſt.

Einſt und jetzt. — Venedig und Trieſt. — Umfang des Verkehres. — Rang des Hafens. — Weltſtellung. — Anfang eines Differentialzollſyſtems. — Gehringers Sendung. — Verhältniß zur Pforte.

Schwerlich kam es den Staatsmännern, welche unter der Regierung des Kaiſers Karl VI. das Ruder in der Hand hatten, als ſich damals die freie Stadt Trieſt mit ihrem Gebiet freiwillig dem Doppeladler unterwarf, nur im Geringſten in den Sinn, daß ſich dieſe noch ſehr unbedeutende Seeſtadt jemals zu jener Bedeutung erheben werde, welche ſie dermalen beſitzt, und die ſich in Folge der neueſten Bewegungen in der Handelswelt mittelſt der Eiſenbahnen ohne Zweifel noch beträchtlich ſteigern wird. Trieſt hatte damals ungefähr 5600 Einwohner und war ein Commis des handelsmächtigen Venedig, deſſen Nähe ſie kaum aufathmen laſſen konnte. Und was iſt jetzt die alte Dogenſtadt in den Lagunen, und wohin hat ſich das kleine, ſchwache Trieſt gegenwärtig emporgeſchwungen? Man ſpricht ſo oft von der Poeſie zerbrochener Kronen und zerſchmetterter Reiche, allein ich finde auch in den Veränderungen und Glückswechſeln der mercantilen Weltgeſchichte, in den tyranniſchen Launenhaftigkeiten der Handelswege eine tiefe und ergreifende Poeſie, welche ein dichteriſches Gemüth entzünden oder mit elegiſcher Trauer erfüllen kann. Nicht blos der Griffel der Clio, auch der Stab Mercurs iſt ein ehernes Schwert des Schickſals, das die tödtlichſten Wunden ſchlägt, und wie im Leben der Völker, aus dem großen Brand den Staaten neue Daſeinskeime und politiſche Blüthen ſich entwickeln, ſo ſteigt aus dem zur einſamen Bucht gewordenen Hafen verödeter Handelsplätze der goldene Phönix des weltverkettenden Verkehrs verjüngt und mit ſchimmerndem Gefieder empor, um ſich an andern Küſten unter an-

dern Völkerſchaften ein neues Neſt zu gründen. — Giebt es denn eine ſchönere commercielle Tragödie, als zwei Städte, wie Trieſt und Venedig, die an demſelben Meeresbuſen gelegen, von denſelben Wellen beſpült, von denſelben Stürmen umtobt, einander ſcharf ins Antlitz ſchauen, und wovon die eine die andere beerbte? Dort in dem Wunderbau der Lagunen thront die Erinnerung, während hier in dem geräuſchvoll bewegten Trieſt der Augenblick ſein ſtrotzendes Füllhorn ausſchüttet, dort die ſtille, verklärte Vergangenheit, hier die lebendige, rothwangige Geſundheit der Gegenwart. Venedig repräſentirt die Handelsblüthe des republikaniſchen Staatsweſens am Golf der Adria, indeß Trieſt den commerciellen Aufſchwung im monarchiſchen Staate verſinnlicht; das Steigen des einen und der Sturz des anderen war bedingt durch die Entſcheidung des gewaltigen Ringkampfes der beiden mächtigſten Principien der politiſchen Welt, und Trieſt gehört eben ſo nothwendig zu dem Geſammtbilde des monarchiſchen Europas, wie Venedig zu dem kosmopolitiſchen Gemälde des Mittelalters mit ſeiner Ausbildung des Individuellen in der Völkerentwicklung.

Von der Größe und dem Umfange des hieſigen Geſchäftsverkehrs kann man ſich erſt dann einen richtigen Begriff machen, wenn man weiß, und man kann es leicht wiſſen, weil die Schifffahrtstabellen des Lloyd Jedermann zugänglich geworden ſind, daß im 1. Semeſter des Jahres 1845 am Platz allein 66 Mill. Gulden umgeſetzt wurden, ſo daß, da der Handel in der ſchönern Jahreszeit eine höhere Ziffer ausweiſen dürfte, der jährliche Umſatz allhier jetzt auf 140 Mill. Gulden C. M. angeſchlagen werden kann. Die raſche Zunahme des Verkehrslebens erhellt zugleich aus dem Umſtande, daß im 1. Semeſter der frühern Jahre der Geſammtumſatz ſtets nur zwiſchen 29 bis 37 Millionen geſchwankt hatte und die oben ausgedrückte Ziffer folglich eine Verdopplung der Handelsbewegung darſtellt. Unterſtützt wird dieſelbe von den beneidenswerthen Privilegien, derer unſer Hafen genießt, aber völlig zu erzeugen vermag kein Rechtsbrief den impoſanten Aufſchwung, welchen derſelbe in der jüngſten Zeit genommen, denn ſonſt wäre Venedig längſt wieder zu ſeinem verlornen Glanze gekommen, und Fiume müßte bereits ein gefährlicher Rivale geworden ſein, während es blos der Kammerdiener Trieſts genannt werden kann. Unſer Hafen iſt der ſiebente in der ganzen Welt, indem ihm nur London, Liverpool, Marſeille, Hamburg, Neu York und Bordeaux im Range vorangehen; alljährlich wird derſelbe von 6711 Segelſchiffen und 317 Dampfſchiffen beſucht, die Anzahl von Küſtenfahrzeugen ungerechnet, von welchen jene Fläche im Laufe der 12 Monate unabläſſig zu wimmeln pflegt. Die Zukunft unſerer Stadt hängt hauptſächlich von der Löſung der orientaliſchen Frage ab und der Geſtaltung, welche die Verhältniſſe in jenen geſegneten Ländern erhalten.

Digitized by Google

Es ist schwierig, die Grenze zu ziehen, wo Schwäche aufhört und Krankheit anfängt. Wenn ein Mensch, der sich bisher gesund fühlte, plötzlich Schwäche empfindet, so ist das ein Zeichen, daß er krank ist

nenden Systems bleiben nicht aus und treten leider überall auf die betrübendste Art zu Tage. Die Donauschifffahrt des österreichischen Lloyd auf der untern Strecke des Stroms und auf der Seelinie hat mancherlei Plackereien zu erleiden und sieht sich einem Zustande der Unsicherheit und der Rechtlosigkeit überliefert, der selbst das redlichste Streben einschüchtern, den feurigsten Eifer ermüden muß. Alberne, von der Bestechlichkeit und von Bosheit dictirte Verordnungen hemmen den Lauf ihrer Schiffe und berauben sie monatelang der Frequenz, welche ihnen der Natur der Sache nach und ohne die tölpische Dazwischenkunft einfältiger Satrapenlaune zugefallen wäre. Noch neulich war die Gesellschaft genöthigt, die ihr gehörigen Schmieden und Maschinenwerkstätten in Therapia, auf den einfachen Wunsch des Kapudan Pascha, der hohen Pforte käuflich zu überlassen, wofür dann freilich der Lloyd-Director Herr Bruck einen türkischen Orden und Herr Marinitsch, der Leiter jener Etablissements, eine kostbare Tabatiere zum Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit erhielt.

Der von dem britischen Schiffslieutenant Waghorn unternommene und in allen Zeitungen Europas vielfach besprochene Versuch, die indische Post statt über Marseille und Frankreich, über Triest und Deutschland zu befördern, hat zwar nicht den erwünschten Erfolg gehabt, da der neueste Gegenversuch mit dem französischen Dampfboot **Alexandre** ein Uebergewicht für die französische Route herausstellte, das man kaum wird mit Erfolg bekämpfen können. Der Lloyd geht zwar mit dem Plan um, ein neues Dampfschiff von 350 Pferdekraft anzukaufen und dasselbe lediglich zu diesen Fahrten für die Ueberlandspost zu verwenden, und will überhaupt kein Mittel unversucht lassen, um die indische Postbeförderung an sich zu reißen, doch dürfte ihm dies kaum gelingen, da die Franzosen gleichfalls Alles aufbieten, um in diesem Wettlauf nicht zu unterliegen. Zudem darf man nicht vergessen, daß die deutsche Route bedeutende Höhenzüge zu überwinden hat, die zumal im Winter sehr schwierig zu passiren sind und den Vorsprung so ziemlich wieder absorbiren, welchen sie in Bezug auf Eisenstraßen und Stromlinien vor Frankreich besitzen mag. Indeß verdient das genannte Experiment, auch wenn dasselbe nicht zum erwünschten Ziele führen sollte, doch den entschiedensten Beifall, indem es jedenfalls die vorhandenen Kräfte aufregen und üben dürfte, so daß der Nutzen des Versuchs über Kurz oder Lang in irgend einer Art glänzend ans Licht treten wird, ist es eben auch nicht in jener Richtung, die man von Anfang her im Auge gehabt hatte. Ein schönes Verdienst um das probeweise Gelingen hat sich namentlich unser Gouverneur Graf Stadion erworben, welcher seinen ganzen Einfluß und alle Hebel seiner Macht ansetzte, um unserem Hafen den angestrebten Vortheil des indischen Brieffelleisens zuzuwenden. In finsterer Nacht harrte er mit noch einigen Beamten des

Digitized by Google

österreichischen Lloyd auf die Ankunft des Dampfschiffes welches Waghorn trug, und empfing den Engländer bei Landung mit herzlichem Glückwunsch. Der Thätigkeit des Grafen Stadion verdankt es auch unsere Stadt, daß die Interessen derselben in jüngster Zeit bei der Centralregierung in Wien mehr Beachtung finden, und eben jetzt war der Gouverneur wieder in der Residenz, um bei dem Obersten Kanzler Graf Inzaghi und dem Finanzminister Baron Kübek dahin zu wirken, daß der Bau einer neuen Börse, sowie eines Zollhauses, da das gegenwärtige nicht mehr genügt, beginnen dürfe. Auch die für uns so überaus wichtige Entscheidung bezüglich der Führung der Staatseisenbahn über Oberlaibach in das Seebecken von Bossowicz in der unmittelbaren Umgegend unseres Hafens, dürfte den dringenden und wohlmotivirten Vorstellungen zuzuschreiben sein, welche Graf Stadion hohen Orts im Interesse des Triestiner Welthandels unterbreitete.

Der Reichthum der Stadt spricht sich am rühmlichsten in dem großartigen Walten der Gemeindebehörden aus, und in den Anstalten für die Armuth und das Siechthum der untern Volksklassen, wie dies denn in den meisten großen Handelsplätzen zu finden ist, und namentlich in der ersten Handelsstadt Deutschlands, in dem reichen Hamburg. Triest hatte bereits im 14ten Jahrhundert, wo es noch ein höchst unbedeutender Hafenort in der Halbinsel Istrien war, zwei, und im 16ten Jahrhundert 4 Krankenhäuser. Im Jahre 1819 beschäftigte sich der Magistrat schon mit dem Bau eines großen Spitals, da zerstreute Krankenhäuser dem Zweck eines solchen keineswegs entsprechen können und es immer an der gehörigen Ueberwachung fehlen muß. Im Jahre 1822 wurde endlich die Campagne Hoffmann in der Vorstadt Chiadino, 72 Fuß über der Meeresfläche und eine Miglie im Umfang um die Summe von 29,000 Gulden angekauft. Der Bau, der durch mancherlei Streitigkeiten bis zum Jahre 1836 verzögert ward, war auf 1000 Kranke berechnet, und wurde von dem Baumeister Conti mit einem Kostenaufwande von ½ Million Gulden 1841 vollendet. Dieses solide Prachtgebäude fesselt den Blick jedes Ankömmlings schon auf der Anhöhe von Optschina, und bildet eine der ersten architektonischen Zierden der Stadt. Das Spital ist wie gesagt für die Aufnahme von 1000 Kranken eingerichtet, allein die Geräumigkeit der herrlichen Corridors würde dasselbe im Nothfall in den Stand setzen, noch 800 Siechе mehr unterzubringen; der Krankenstand schwankt gewöhnlich zwischen 700 — 850 Personen, welche in 58 Krankensälen versorgt sind.

Ich will dieses Schreiben nicht beschließen, ohne auch einiger geistigen Regungen zu gedenken, damit es nicht ganz den Schein gewinne, als sei das geistige Leben hier völlig erstorben und nichts zu berichten, als von den jetzt so beliebten materiellen Inte-

Digitized by Google

reſſen. Ich kann nicht leugnen, daß die Literatur hier einen harten Stand hat, allein das liegt in der materiellen und kaufmänniſchen Richtung des hieſigen Treibens und wird ſich in allen Handelsſtädten wiederholen. Die Lage Trieſts ſowohl, als ganz hauptſächlich die ſtark gemiſchte Bevölkerung weiſen die hieſige Literatur auf das Gebiet der literariſchen Vermittlung zwiſchen Deutſchland und Italien, und auch die hieſige Bühne hat bereits dieſe Aufgabe begriffen und zu wiederholten Malen zu löſen geſucht, indem ſie in den Sommermonaten eine deutſche Schauſpielergeſellſchaft berief, und durch die Gaſtrollen bewährter Künſtler vom Hofburgtheater ihren Vorſtellungen einen höhern Reiz verlieh. Von ähnlicher Tendenz iſt ein Buch, das Werkchen „Die literariſche Bildung der Jugend" von Dr. Zajotti, der unlängſt geſtorben, und das der hier lebende Heinrich Stieglitz bei Favarger in deutſcher Sprache erſcheinen ließ. Zajotti war ein geiſtvoller Juriſt und kenntnißreicher Schriftſteller, deſſen Feder mehr zum Verſtändiß deutſcher Poeten in Italien beigetragen hat, als ſämmtliche Uebertragungen von Maffei u. A. Die von Stieglitz geſchriebene Einleitung, welche die Hälfte des Buches einnimmt, giebt einen vortrefflichen Ueberblick der literariſchen Thätigkeit in der Periode von 1818 — 1840, welche dem deutſchen Leſer beſonders willkommen ſein muß, da dieſelbe genaue Detailkenntniſſe mit Geſchmack und kritiſchem Urtheil vereinigt.

VI.

Notizen.

Wahrhafte und erſchreckliche Geſchichte von der großen Volksverſammlung in Trier. — Das Deutſchthum in Hamburg. — Die in Voraus allgeliebte Landesmutter. — Der verbotene Shakeſpeare. — Prophetiſcher Scherz. — Die Kritiker Moſen's.

— Was die Rheinpreußen für ein gefährliches Volk ſein müſſen! Obwohl die Landtagsabſchiede — nach einem officiellen Blatt — allgemein einen guten Eindruck hervorgebracht haben, ſcheint man den Leuten am Rhein und der Moſel doch nicht recht zu trauen. In Trier z. B. pflegten in einem Wirthshäuschen allabendlich einige Stammgäſte zuſammenzukommen — ſtets unter 20 Perſonen, denn was drüber, das iſt, umgekehrt wie bei den Druckbogen, verboten und heißt im Bundestagsgeſetz Volksverſammlung — und was thaten dieſe Stammgäſte? Nun ſie tranken ihr Schöppchen Wein und plauderten. Aber das Schöppchen Wein war blos ein tückiſcher Vorwand, denn was ſie dabei, und zwar ohne hochobrigkeitliche Erlaubniß, plauderten, das war, erſchrecken Sie nicht, meine Herrn und Damen, das war — Politik! .... Unglaublich! Ja, es gehen Dinge vor zwiſchen Stallupönen und Burtehude, von denen

Digitized by Google

ſich mancher Staatsmann Nichts träumen läßt, obgleich man daraus die ſchönſten politiſchen Märchen componiren könnte. Genug, ſie ſprachen von ihren Steuern und Abgaben, von ihren Vertretern beim Landtag, kurz von tauſend Angelegenheiten, welche ſie nichts angingen. Wenn die Cenſur ein Journal beim Schreiben nicht genug im Zaum halten kann, ſo wird das Journal verboten; da man aber auf das Reden nicht einmal eine Cenſur hat, ſo müſſen andere Präventivmaßregeln ergriffen werden. Eines Abends alſo macht ſich die Polizei auf und intervenirt in jenem Wirthshäuschen; es waren grade nur 11 oder 12 Perſonen an dem verdächtigen Tiſche beiſammen, aber die hochweiſe Polizei durchſchaute die Liſt, die darin lag, daß ſie ſtets in ſo geringer Anzahl zuſammenkamen; ſie wollten nämlich das Geſetz umgehen, indem ſie ſich genau an den Buchſtaben deſſelben hielten. Die Polizei alſo rief: Im Namen des Bundestags! Ihr ſeid eine Volksverſammlung! Jedermann gehe auseinander! — Und ſie gingen auseinander. Der Rhein. Beob. iſt entzückt über dieſe Maßregel, da er ſeine väterliche Beſorgniß nicht verhehlen mag, die guten Landeskinder möchten über ſolchen Abendplaudereien ihr Gewerbe vernachläſſigen und ſich ruiniren. Der gute Profeſſor Bercht! Man dankt es ihm nicht einmal, daß er ſich dazu hergiebt, das Kindermädchen des großen Bengels von deutſchem Volk zu machen. Indeß der wahre Patriotismus rechnet auf keinen Dank. Noch nicht beruhigt durch jene Polizeimaßregel, hofft er, die Behörden würden das Ihrige thun. Videat Policeia, ne quid respublica detrimenti capiat! — Leider müſſen wir auch das Unſrige thun, und auf die Gefahr hin, daß man uns für Denuncianten hält, offenherzig erklären, daß dergleichen Volksverſammlungen, wie die in Trier, in ganz Deutſchland nicht zu den Seltenheiten gehören. Ueberall, am Rhein wie in Schwaben, in Altpreußen wie in Sachſen, giebt es ſolche verderbliche Wirthshäuſer. Wir erinnern uns, daß bei Noack in Leipzig ſehr oft zwanzig, ja ein- bis zweiundzwanzig Perſonen an einem einzigen großen Tiſche zuſammenſaßen, lauter tägliche und regelmäßige Stammgäſte, die mitunter am hellen lichten Tage, Nichts als Politik ſprachen. Wäre es nicht an der Zeit, für die Größe der Wirthshaustiſche ein beſtimmtes polizeiliches Maaß feſtzuſtellen und vor Allem das Zuſammenrücken mehrerer kleinen Tiſchchen ohne obrigkeitliche Erlaubniß zu verbieten? Gewiß. — Wenn wir uns indeſſen das Geſetz und die Art ſeiner Anwendung recht überlegen, ſo ſcheint uns darin blos eine Demonſtration gegen das Ausland zu liegen. Man will Denen an der Seine und an der Themſe zeigen, was wir für gewaltige und furchtbare Kerle ſind. Wenn ſich in England zwanzigtauſend Menſchen auf freiem Felde verſammeln und politiſche Reden halten, ſo iſt das noch gar Nichts; da kräht kein Hahn darnach, da kümmert ſich keine Maus

darum. Aber zwanzig Deutſche machen ſchon eine Volksverſammlung; wenn zwanzig Deutſche zuſammenſitzen, da zittert die Erde unter ihren Füßen, da kommt der Bundestag aus dem Gleichgewicht. Ja, wir ſind ein ungeheueres Volk! —

— Guſtav Kühne hat in der Augsb. Allgemeinen eine Reihe intereſſanter Reiſeſkizzen: „Ueber Bremen und Hannover nach Hamburg" mitgetheilt, worin unter Anderm nachgewieſen wird, wie Hamburg, mit ſeinem blühenden Handel, ſeiner Seefahrt, ſeinem praktiſchen Sinn und ſeinem republikaniſchen Gemeingeiſt, ſeiner Bürgerfreiheit und Selbſtregierung ſich ſtets vom Treiben im Binnenlande fern gehalten, von den deutſchen Intereſſen abgeſondert, und in politiſcher Hinſicht eigentlich nie zu Deutſchland gehört habe und auch jetzt noch nicht gehöre Man muß geſtehen, es iſt etwas Wahres dran, und es thut Einem weh zu denken, daß wir als Deutſche nicht einmal recht ſtolz ſein dürfen auf die reiche, große Hammonia, daß die Stadt, worin das Bürgerthum ſich am ſelbſtändigſten und blühendſten entfaltet hat, mehr eine fremde Colonie als ein deutſcher Staat ſein ſoll, und nichts weniger als durch nationale Beſtrebungen auf dieſe Höhe gelangt iſt. Und wir dachten und ſannen: Sollte es im Herzen Hammonia's keinen Winkel geben, in dem es noch ganz national und entſchieden deutſch iſt? Giebt es, außer der Judenfreſſerei, (ein anrüchiges Thema, von dem man nicht gerne mehr ſpricht) giebt es kein zartes Band und keinen ſympathetiſchen Faden mehr, zwiſchen uns und Hamburg? Keine Wahlverwandtſchaft, keinen ähnlichen politiſchen Geſchmack, an dem wir uns erkennen? — Halt, es iſt gefunden! Noch iſt Hamburg für Deutſchland nicht verloren! In Einem Punkt iſt es ſogar noch viel, viel deutſcher, als alle unſere feſten Burgen; ur-, alt- und ſtockdeutſch, ſo zu ſagen. In Hamburg wird geprügelt! Mit Rührung und Triumph haben wir dieſen ſchönen Zug, unlängſt in den Zeitungen beſtätigt gefunden. Und wie wird dort geprügelt! Ohne alle Sentimentalität und Flachheit, ſyſtematiſch, gründlich. Geſunde, gemüthliche deutſche Hiebe; nicht zur Strafe, ſondern zur Unterſuchung; wenn Einer z. B. ſo boshaft iſt, daß er nicht geſtehen will. Zwar glauben wir nicht, daß Senatoren- und reiche Bürgerkinder über die Bank gelegt werden, denn ein kleiner Unterſchied der Stände muß ſelbſt in einem Freiſtaat herrſchen; dafür werden die geringern Leute deſto patriarchaliſcher behandelt, und einem des Diebſtahls verdächtigen Hamburger iſt bei der Polizeiunterſuchung jüngſt ſo „eindringlich zugeredet" worden, daß er erſt auf dem Krankenlager hörte, der wahre Verbrecher habe ſich indeß gefunden und ſeine Unſchuld ſei anerkannt. O du liebes deutſches Bürgerthum! Mit deinen gemüthlichen rothen Bausbacken und deinen geſunden Fäuſten! An mehr als einem Ort hat es ſich aus alten Zeiten ein Stück Souverainität erhalten, und in Hamburg iſt es dadurch reich geworden. Sein

Digitized by Google

größtes und sein größter Verdienst. Aber gehet nach Lübeck, Frankfurt oder den reichsfreien Städten welche die Schweiz bilden, und fraget nach geistigem, nach politischem Fortschritt. Bei uns hat die Noth beten gelehrt, und auch das können wir noch nicht recht. Aber wo der altdeutsche Bürger quasi frei geblieben ist, da blieb er auch der zäheste Feind jeder Verbesserung, besonders, wenn sie nicht seinen Beutel betraf.

— Eine deutsche Zeitung schrieb vor einigen Jahren: „Wir wissen noch nicht, ob die Princessin Olga oder Helena unsere allgeliebte Landesmutter wird." Diesmal ist endlich so Viel entschieden, daß Princessin Olga weder in Böhmen als zweite Libussa thronen, noch in Ungarn die Paladinin des Slaventhums darstellen wird. In allen österreichischen Herzen wird Te Deum geläutet. Einige Journale bestätigen die von uns schon früher mitgetheilte Nachricht, daß die Kaiserstochter einen würtembergischen Prinzen heirathen soll. Russische Einflüsse können hoffentlich in constitutionellen Staaten nicht so bedenklich sein!

— Shakespeare ist in ganz Preußen verboten worden ... Das ist so zu verstehen. Man wirft den jungen Dramatikern, gleichsam zur Erklärung der tausend Schwierigkeiten, die jede Bühne ihren Stücken macht, gerne vor, sie seien keine Shakespeares. Aber wenn die deutsche Poesie so glücklich wäre, einen Genius wie Shakespeare zu besitzen, was sollte aus seinen historischen Dramen, was sollte überhaupt aus ihm werden, da man fast nirgendswo einen historischen deutschen König oder seinen Vetter oder seinen Urgroßoheim auf die Bühne bringen darf? Ist doch selbst Laube's „Gottsched und Gellert" verboten worden wegen eines Prinzen Heinrich aus dem vorigen Jahrhundert. Ueber das Thema ließe sich sehr viel reden. Genug, ein preußischer Shakespeare dürfte vor Allem nicht national sein. Und das ist so deutsch, daß sich daraus allein erklärt, warum Deutschland nicht nur keinen Shakespeare hat, sondern auch nicht haben kann oder zu haben verdient. Unsere Zustände und Thaten sind zu miserabel, um eines großen Dichters werth zu sein. Wenn man schon mit den Brettern, welche die Welt blos bedeuten, so großsinnig verfährt, so läßt sich schließen, wie groß man erst auf den Brettern der wirklichen Welt einher- und auftritt.

— Der spanische General Prim wurde vor einigen Jahren von einem Leipziger Scherzblatt für einen Deutschen und ehemaligen preußischen Corporal Preuß ausgegeben; die Mystification glückte und lief durch alle Zeitungen von Augsburg bis Hamburg; eben so wie General Amettler mit dem Journalisten Rudolph Mettler identificirt wurde. Nun zeigt es sich, aus einer Bekanntmachung des Herrn von Suckow, daß Prim, Graf von Reuß, der Sohn einer Deutschen ist. Es ist also doch etwas Wahres an dem Scherz gewesen. Unsere

deutschen Mystificationen sind unwillkürlich prophetisch; wenn das so fortgeht, wird am Ende auch die preußische Constitutionssage zur Wahrheit.

— Der Freundesenthusiasmus, welcher sich in unserer heutigen Literatur nur zu oft eine breite Bahn bricht, spricht auch aus Adolph Stahr's neuester Brochüre, betitelt: „die moderne Tragödie und Julius Mosen's Trauerspiel Don Johann von Oesterreich." Dagegen muß die dramaturgische Exposition des Stückes mit vollstem Lob anerkannt werden, wenn man gleich nicht mit dem Urtheil übereinstimmen kann, daß Julius Mosen im Johann von Oestreich den Kranz der modernen Tragödie vollständig errungen habe. Ueber den Werth des Stückes hat sich jedenfalls J. Mendelssohn kritisch richtiger in „Eine Ecke Deutschlands; Reisesilhouetten, Charaktere und Zustände," wenngleich nur beiläufig ausgesprochen. Ueberhaupt ist diese Brochüre gerad in Hinsicht auf Oldenburger Theater- und Literaturzustände wohl am bemerkenswerthesten, während ihr übriger Inhalt bloß eine höfliche Visitenkarte für Oldenburg, ein Zeichen dankbaren Andenkens für freundliche Aufnahme zu sein scheint. — A —

Zur Erklärung. In Bezug auf den Artikel „Ständisches in Böhmen" (Grenzboten Nr. 3.) ist uns aus Prag eine Reclamation zugekommen, „zum Privatgebrauch" (!) wie der Herr Einsender sich ausdrückt. Mit Privatberichtigungen und Privatpolemik ist jedoch keiner politischen Sache gedient. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß der erwähnte Artikel an Einseitigkeit leidet und die Bestrebungen der Herren Stände Böhmens noch eine ganz andere Beleuchtung zulassen. Allein warum gibt sich keiner der betheiligten Herrn die Mühe, der öffentlichen Meinung in Deutschland über ihre Tendenzen und den wahren Gehalt ihrer Bestrebungen Aufschlüsse zu verschaffen? Seit mehreren Wochen läuft ein vages Gerücht durch die deutschen Journale: die böhmischen Stände haben eine außerordentliche Versammlung gehalten, bei der es sehr stürmisch zugegangen sei. Nun kömmt uns ein Bericht zu, der einiges Licht auf diese Sache wirft. Sollten wir ihn etwa zurückweisen? Ist die Beleuchtung partheiisch, einseitig, leidenschaftlich, um so mehr ist es Pflicht, ihn öffentlich zu widerlegen. Unsre Spalten stehen bereitwillig jeder Widerlegung offen; ausführliche und freimüthige Berichte über die ständischen Bestrebungen Böhmens werden uns stets willkommen sein. Die genannten Herrn Stände besitzen in ihrer Mitte manche publicistisch erprobte Feder, und unsere Discretion hat sich hoffentlich seit dem fünfjährigen Bestehen unseres Blattes hinlänglich bewährt.

Die Redaction der Grenzboten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Madrid im Jahre 1845.

Phyſiognomien der ſpaniſchen Städte. — Sevilla und Barcelona. — Madrid. — Der alte Adel und die Geldariſtokratie. — Chocolade und Thee. — Die conſervativen Bettler. — Das goldene Zeitalter der Mönche. — Die Soldaten ohne Sold. — Barmherzigkeit der Madrider Damen. — Die Reformen der Toilette. — Ein Blauſtrumpf aus der Havanna. — Theaterzuſtände. — „Er muß auf's Land" und die Cameraderie. — Die italieniſche Oper in Madrid und die Stiergefechte. — Alte und neue Sitten. — Moderne Widerſprüche. — Triumph und Bedeutung des ſchwarzen Fracks.

Ein berühmter engliſcher Reiſender ſagt, in Spanien machen zwei Mal zwei nicht vier; und in der That ſcheint dieſes Paradoxon ſehr glücklich die wilde Regelloſigkeit des heutigen Spaniens zu bezeichnen. Da iſt Nichts verläßlich, Nichts zu berechnen; Alles unerwartet, unbewußt und überraſchend. Die wüthendſten Parteigänger wiſſen kaum ihren nächſten Zweck zu nennen. Von allen Seiten Umſturz, Auflöſung, Unſicherheit; der harmloſe Krämer weiß nicht, wenn er eine Elle Tuch verkauft, ob er nicht mit einem Edict von geſtern oder einer Ordonnanz von morgen in einen gefährlichen Conflict geräth. Der alte nationale Typus wird immer mehr verwiſcht und die verſchiedenen Stände vermiſchen ſich, nicht zu einem harmoniſchen Ganzen, ſondern zu einem formloſen und farbloſen Gemengſel nichtsſagender Atome.

Indeß haben einige Stände im Innern des Landes noch etwas von dem unauslöſchbaren altſpaniſchen Gepräge bewahrt. Cordova, mit ſeiner mauriſchen Kathedrale und ſeinen Tauben, die auf der Straße ſpazieren, erinnert immer noch an das fünfzehnte Jahrhundert; Toledo mit ſeinen ſchweigſamen Straßen und zahlreichen Klöſtern gemahnt an die Monarchie Philipps des Zweiten;

und Sevilla, die Coquette, die ſich im Guadalquivire ſpiegelt, die leichtſinnige, verliebte, carnevalsſüchtige, unverbeſſerliche Andaluſierin. Sevilla wimmelt immer noch von Abenteuern, wie ein Kapitel von Gil Blas oder eine Reiſenovelle von Heine.

Dagegen ſind die Küſtenſtädte durch ihre geographiſche Lage und ihre Handelsbeziehungen allmählig dem fremden Einfluß immer mehr erlegen; da verſchwinden die nationalen-Traditionen, eine nach der andern, wie romantiſche Schatten vor dem Gaslicht proſaiſcher Neuerung. Barcelona, das ſpaniſche Hamburg, hat kaum noch einen katalaniſchen Zug in ſeiner Phyſiognomie; es iſt eine Moſaik mittelländiſcher Völkerſchaften; der Engländer aus Malta, der Grieche aus Livorno, der Provençale aus Toulon und der Jude aus Solonichi oder Smyrna, das ſind die Tonangebenden, die Honoratioren in Barcelona. Eben ſo hat Cadix — beſonders ſeit ſeiner militäriſchen Beſetzung durch die Franzoſen — kaum noch eine ſchwache Reminiscenz altcaſtiliſcher Herrlichkeit; eine Promenade von Orangenbäumen und die leuchtenden Augen der Frauen, das iſt das einzige bißchen Spaniſch hier, was die Zeit nicht vertilgen konnte. Gibraltar iſt bekanntlich eine engliſche Hafenſtadt.

Madrid iſt voll von Gegenſätzen und Inconſequenzen. Madrid iſt wie ein mittelalterlicher Don, den man plötzlich und gewaltſam in den franzöſiſchen Frack geſteckt hat. Hier vor Allem fühlt man jenen Kampf zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, der jenſeits der Pyrenäen ſo viele Köpfe verrückt; die Sitten haben noch einen ſtarken feudalen Beigeſchmack, die Geſetze dagegen ſind quaſiconſtitutionell. Es iſt ein chroniſcher Krampf und ein erbittertes Ringen zwiſchen nationalen Inſtitutionen, die ſich faſt überlebt haben, und zwiſchen fremden Reformen, die noch nicht recht verſtanden werden; ein Uebergangszuſtand, der damit enden wird, daß Spanien ſeine Originalität, ſeine Poeſie, ſeinen Fanatismus und ſeine pittoresken Lumpen einbüßen und dafür Kleinkinderbewahranſtalten, Fabriken, Eiſenbahnen und unmaleriſche Proletarierlumpen gewinnen wird.

Dieſe Einflüſſe laſſen ſich im Leben und Treiben von Madrid bedeutend ſpüren. Mehr als Ein Edelmann aus altem Hauſe affectirt die größte Verachtung gegen ſeine Ahnen, und um ſeine philoſophiſche Aufklärung voll zu machen, ſpeculirt er an der Börſe

Digitized by Google

und „macht" in Cochenille. Die ſogenannten gebildeten Klaſſen ſind dem Geiſte der Zeit gefolgt; der Adel exiſtirt nur noch auf dem Pergament, die wahre Ariſtokratie haftet an Dublonen und Piaſtern.

Die prachtvollen Paläſte, wo einſt die adeligen Familien hausten, ſind jetzt größtentheils parcellirt und dienen mehreren bürgerlichen Familien zur Wohnung. Kaum daß noch einige Granden, wie der Herzog von Oſanna und der Herzog von San-Fernando, den erblichen Wohnſitz ihrer Vorfahren pietätsvoll fortbewohnen. Aber dieſe Edelleute ſind auch Millionäre, die unter der ruinirten Nobleſſe von Spanien eine Ausnahme bilden. Ueberhaupt aber verliert ſich der Adelsſtolz vor dem Geiſte des Handels und der Induſtrie. Sonſt rühmten ſich ſelbſt Baſtarde in Spanien ihrer adeligen Abkunft „ohne Flecken," jetzt denken kaum die legitimen Adelsſöhne daran, ſich eine beſondere Ehre daraus zu machen.

Jene Fragen über Geburt und Herkunft, die ſonſt unüberſteigliche Grenzlinien zwiſchen einzelnen Häuſern bildeten, haben in der Madrider Geſellſchaft ganz aufgehört. Mehr als eine Mesalliance, die einſt für monſtrös gegolten hätte, wird heutzutage geſchloſſen, ohne das geringſte Aufſehen zu machen. Wenn der junge Don ſein Erbtheil verſchwendet hat, wirbt er um eine reiche Erbin, ohne ſich viel nach ihrem Stammbaum zu erkundigen. Nicht das Blut will er kennen, das in den Adern ſeiner Braut rinnt, — ihre Rente, das iſt die Hauptfrage.

Die hohe Handels- und die reiche Bürgerwelt beſtrebt ſich nach dem Vorbild des Madrider Adels, auch die altmodiſchen ſpaniſchen Gewohnheiten abzulegen und ſich auf engliſchem oder franzöſiſchem Fuß einzurichten. Wer den geringſten Anſpruch auf Lebensart macht, hütet ſich, um Mittag zu Mittag zu eſſen, oder auf deutſch zu diniren, denn dies wäre gegen alle moderne Aufklärung; die einſt ſo berühmte ſpaniſche Chocolade hat, als ein unzeitgemäßes Getränk, dem Kaffee weichen müſſen, und in gewiſſen Bürgerfamilien ſetzt man einen Stolz darein, jeden Abend ſeinen Gäſten einen Ocean von Thee in den Leib zu gießen, gerade wie es unter dem Nebelhimmel Londons Mode iſt. Die am weiteſten vorgeſchritten ſind, affectiren ſogar einen unausſprechlichen Abſcheu gegen die Stiergefechte und gehen lieber ins Theater del Principe

um ein überſetztes Drama von Dumas oder Victor Hugo zu ſehen, wo eben ſo viel Blut fließt, als beim Stiergefecht, aber feiner, literariſcher.

Nur im gemeinen Volke hat ſich noch der ſpaniſche Geiſt erhalten. Auf dieſer breiten unterſten Stufe der geſellſchaftlichen Leiter ſitzen noch gewiſſe typiſche Geſtalten, die in Spanien unvergänglich und ewig dieſelben zu ſein ſcheinen; da iſt z. B. der Barbier, der ſich noch nicht, wie in Frankreich und den franzöſirten Ländern, zum Coiffeur promovirt hat. Dann der Gallego oder Ekkenſteher, der immer unfehlbar aus Galizien ſein muß, wie der franzöſiſche Waſſerträger aus der Auvergne. Dann unter den Weibern die Manola, die einige Touriſten mit der Griſette verwechſelt haben, während ſie mehr dem Fiſchweib ähnlich iſt. Endlich kommt der unwandelbare Typus des ſpaniſchen Bettlers, der noch derſelbe iſt, wie zu Michel Cervantes Zeiten, genäſchig und ausgehungert, kriechend und arrogant, ſtoiſch und epikuräiſch zugleich. Den findet ihr noch immer, wie einſt, als gebeugte Karyatide an den Kirchthüren ſtehen, mit kläglicher Stimme Ihro Gnaden um einen Maravedi anflehend, und immer noch ſein rechtes oder linkes Bein ausſtreckend, welches er heroiſch mit künſtlichen Wunden ausgeſtattet hat, um die frommen chriſtlichen Seelen zu rühren. Oft auch, wie ſonſt wenn er ſein Tagewerk vollbracht, wirft er plötzlich ſeine Krücken hin und hüpft in die erſte beſte Kneipe, wo er ein köſtliches Abendeſſen einnimmt und den beſten Valdepenas durch die Gurgel jagt.

Nur Ein Punkt hat ſich, durch die Verſuche ſocialer Wiedergeburt, im Leben des Madrider Bettlers weſentlich geändert: er hat die Mönche verloren, die geliebten und großmüthigen Mäcenaten ſeiner freien Kunſt. Sonſt ernährten die Klöſter täglich die ganze Bettlerbevölkerung Spaniens; darum ſind auch heutzutage die Lumpe und die Vagabunden die größten Feinde der neuen Ordnung und die lauteſten Reactionsprediger.

In der That eine radicale Veränderung im Madrider Leben iſt durch das plötzliche Einſchmelzen der Unzahl von Mönchen eingetreten, welche ſonſt die Hauptſtadt Ihrer katholiſchen Majeſtät überfüllten. Seit undenklichen Zeiten, und noch unter Ferdinand VII., gab es kaum Ein Haus in Madrid, in welchem ſich nicht ein

Digitized by Google

Mönch als unerläßlicher, beſtändiger Familien- und Tiſchgenoſſe, als Schutzpatron, Hausfreund und major domus in jeder Beziehung einquartirt hätte. Das war überall eine wichtige Perſon und mit den verſchiedenſten Aemtern betraut; übrigens hielt er regelmäßig ſeine vier Mahlzeiten. Aber trotz ſeines ſprichwörtlichen Leckermauls konnte man den heiligen Mann doch nie einen Schmarotzer nennen; er ſuchte ſich auf jede Weiſe nützlich und angenehm zu machen. Er unterrichtete die Kinder im Abc, im Katechismus und in den vier Rechenſpecies; manchmal ſpielte er auch Guitarre und girrte dazu andaluſiſche Arien, oder er machte ſich in der Küche zu thun und ließ ſich herab, kantharidenſcharfe Ragouts höchſt eigenhändig zu bereiten; im Allgemeinen gab er dem Manne gute Rathſchläge, der Frau Bonbons und der Duenna ſeinen Segen. War's ein ſtudirter Mönch, ſo citirte er Ariſtoteles, trug eine Brille und ſpielte den Hausarzt; war's aber ganz einfach ein braver Mönch, der ſeine Schuldigkeit that, ſo mäſtete er ſich. In beiden Fällen jedoch pflegte er ſich fleißig mit der Frau vom Hauſe einzuſchließen und ſtellte ſorgſam ſeine Pantoffeln vor die Thüre, um nicht vom Ehemann geſtört zu werden.

Heutzutage jedoch iſt Madrid nicht mehr das Eldorado der Pfaffen. Wie es in einem Lande natürlich iſt, wo die Revolution ſich permanent erklärt hat und dann und wann ein bischen militäriſche Oligarchie herrſcht, haben die Mönche den Soldaten weichen müſſen. Im Jahre des Heils 1845 iſt Madrid weniger eine Reſidenz- als eine Garniſonsſtadt.

Und doch können wir verſichern, ſo ſehr man im Vaterlande des Cid kriegeriſchen Muth liebt und ehrt, doch führen die Militärs in Madrid kein ſo glänzendes Leben und haben nicht ſo viel Einfluß durch den Reiz ihrer Epauletten, wie einſt die Mönche durch die Macht ihrer Beichtſtühle. Seit dem Vertrage von Bergara iſt eine Unzahl von Offizieren aus Navarra und Guipuzcoa nach Madrid geſtrömt, um dort ihr Glück zu machen. Die meiſten haben ſich durch ihre Tapferkeit unbeſtreitbare Anrechte auf Avancement und Belohnungen erworben; mehr als Einer von ihnen hat ſein Blut reichlich vergoſſen vor Bilbao und bei Hernani, aber nachdem ſie Don Carlos und Zumalacarreguy beſiegt, haben ſie's jetzt

mit einem ſchrecklichern Feinde zu thun: mit dem Hunger, mit der unblutigen Miſere.

Und wir ſprechen erſt nicht vom gemeinen Soldaten, der ſeinen Sold wie ein Almoſen nach monatelangem Darben nur zum Theil erbetteln oder ertrotzen kann: nein, von Offizieren aller Grade; Capitän, Lieutenant und Serſchant ſind in derſelben Lage, und zuweilen braucht man auch die Feldmarſchälle nicht auszunehmen. Trotzdem kann man noch hie und da ein paar brillante Offiziere ſehen, die, galant und beinahe weibiſch aufgeputzt, unter den Balkonen von Madrid ihre Pferde bäumen laſſen; aber wenn ſie nicht zufällig eigenes Vermögen beſitzen, ſo kann man gewiß ſein, daß ihr Glanz eben ſo illuſoriſch iſt wie der manches geſchnürten Berliner Lieutenants, der ſich bei Spargnapani mit Baiſers füttert. Uebrigens muß man ſagen, daß die ſpaniſche Regierung, wenn ſie dieſe armen Manichäer nicht bezahlen kann, ſie wenigſtens mit muſterhafter Höflichkeit behandelt.

Freilich kann man nicht von Höflichkeiten ſatt werden, und es fragt ſich immer noch, wie dieſe Maſſe von Helden ohne einen Maravedi in Madrid durchkommt. Die Vorſehung, welche die Raben ſpeiſt und den Spatzen ihre Uniform gibt, die Vorſehung allein thut's gewiß nicht, und ſo groß iſt die traditionelle Frugalität des Spaniers auch nicht, daß er von einer Papiercigarre des Tags leben könnte. Möge ihnen Unſere liebe Frau del Pilar helfen in dieſer ſchweren Zeit der Noth.

Oder vielmehr die lieben Frauen von Madrid. Man weiß, das ſchöne Geſchlecht hat von jeher für Epauletten und Tſchakos oder auch Helme geſchwärmt; nun gar erſt, wenn unter den Tſchakos oder Helmen benarbte Stirnen leuchten! Am ſchönſten äußerte ſich dieſe Schwärmerei beim Tode Diego Leon's, des Huſarencid's.

Die Madrider Ehemänner werfen den liebenswürdigen Caſtilianerinnen oft ihre gar zu große Güte gegen die Fremden vor; und ſo viel iſt gewiß, daß die Madrider Damen nur zu ſchnell mit dem erſten beſten Touriſten vertraut werden, der ein Empfehlungsſchreiben bringt, was ſich unſere deutſchen Reiſenovelliſten, die immer nur nach Rußland, Frankreich oder Scandinavien laufen, geſagt ſein laſſen mögen. Ewig Schade, daß Heine niemals in Spanien war! — Trotz der Anglomanie und der Gallomanie

Digitized by Google

hat ſich Gottlob in Madrid noch ein Anflug mauriſcher Gaſtfreundſchaft erhalten. Nicht nur, daß die Madrider Damen dir bei der erſten Begrüßung ohne Umſtände das Händchen reichen: ſie ſtellen dir gleich ihr Haus, ihren Tiſch, ihre Freundſchaft zur Verfügung; ihnen brauchſt du nicht, wie den Ladies von Albion, dreimal vorgeſtellt zu ſein, ehe ſie dich kennen. Und aus der Freundſchaft erwächſt ſehr oft, mit der Geſchwindigkeit des ſüdlichen Pflanzenwuchſes, ein innigeres Verhältniß, welches, ohne grade Liebe und ſentimentale Seelenverſchmelzung zu ſein, Früchte trägt, die der ſpaniſche Katechismus Todſünden nennt, aber ſüße, leicht abzubüßende und darum ſehr populäre kleine Todſünden.

Der Geiſt der Reform und Nivellirung hat ſich auch in die weibliche Toilette eingeſchlichen; die nationale Basquina verſchwindet täglich mehr, die Frauen vom guten Ton bilden ſich, zu ihrem eigenen Schaden, nach den lithographirten Pariſer Modenbildern; und das Schwarz, die caſtiliſche Lieblingsfarbe, wird allmälig von einer Moſaik bunter Farben verdrängt. Nur die Mantille und der Fächer ſind auf dem Thron geblieben. Aber welch ein zauberiſches Scepter, welch ein vielſagender Telegraph iſt auch der Fächer zwiſchen den weißen Fingern der ſpaniſchen Sennora. Er iſt ein Dragoman des Herzens, ein Herold der Liebe, ein Beichtvater, ein Wächter und Warner zu gleicher Zeit. Zwar verſtehen ſich die Madriderinnen nicht ſo ausgezeichnet auf die hieroglyphiſche Fächerſprache, wie die Damen von Cadix und Sevilla, aber Stümperinnen ſind ſie eben auch nicht darin. Eben ſo tragen ſie, trotz der Invaſion nordiſcher Spitzenhauben und Federhüte, die maleriſche Mantille aus Politik. Die Mantille iſt eine Kleidung voll diplomatiſcher Schelmereien und eben ſo unentbehrlich wie der Fächer. Sie iſt bald ein durchſichtiger, bald ein undurchdringlicher Schleier, ganz nach Belieben; die Taktik iſt ſehr einfach. Die Sennora tritt aus der Hausthüre; will ſie erkannt ſein, ſo ſchlägt ſie die Mantille in die Höhe: wo nicht, wirft ſie ſie in drei Falten, und iſt maskirt. Es iſt wohl nicht nöthig zu bemerken, welche Vortheile ein ſolcher Schleier bietet und wie oft er, im Lande der Abenteuer und Intriguen, ärgerlichen oder blutigen Kataſtrophen zuvorkommt. Auch iſt zu hoffen, daß die ſpaniſchen Damen dieſe Liebestracht noch lange nicht ablegen werden, und mehr als Eine

hübsche Sennora agitirt gegen die Einführung der Hüte, dieser häßlichen Fensterrahmen für graciöse Gesichtchen.

Von dem geistreichen Briefstyl und dem ästhetischen Theegeschwätz unserer norddeutschen Frauen ist keine Spur in der gebildeten Madrider Gesellschaft zu finden, und wir wissen nicht, ob man diesen Mangel sehr beklagen soll. Die sprichwörtliche Unwissenheit der Spanierinnen ist eine größere Wahrheit, als die spanische und manche andere Charte. Dies kommt daher, daß sie meist noch in Klöstern erzogen sind, wo sie Nichts als Taschentücher säumen und die Litanei singen lernen. Dafür gibt es in Madrid nur einen einzigen Blaustrumpf: Sennorita Gertrude Avellaneda, Verfasserin eines sehr wildlockigen Dramas „Alfonso Munio" und einiger lyrischen Gedichte voll schwülstiger Langweiligkeit. Mlle. Avellaneda ist etwa 30 Jahre alt und stammt aus der Havanna, wo die trefflichen Cigarren wachsen. Dies Alles zusammen hat sie zur Löwin von Madrid gemacht, und was ihren Ruhm noch mehr erhöht, ist, daß ein deutscher Baron, der selbst schlechte Verse machte, wegen der schönen Augen dieser creolischen Corinna im Duell gefallen ist.

Wenn indessen der Blaustrumpf sich noch nicht in der pyrenäischen Halbinsel acclimatisirt hat, so fängt Madrid doch immer mehr an, eine literarische Stadt zu werden; und es wird dort bald eben so viele Literaten zum Ausweisen geben wie in Leipzig. Allein abgesehen von der ernsten publicistischen Presse und den belehrenden Revuen mit dem Pfennigmagazincharakter, die seit einigen Jahren unglaublich in Schwung gekommen sind, und abgesehen von den wenigen strebenden Talenten, die eingedenk der Sonne des Cervantes und des Calderon, im Schatten ihrer Einsamkeit stehen, ist der literarische Unterhaltungsmarkt überschwemmt von einem Troß von Uebersetzern, Bearbeitern und Nachahmern, die zur Französirung des spanischen Geistes das ihrige beitragen. Kein Pariser Feuilleton von einem nur irgend renomirten Autor, das nicht übersetzt, kein Pariser Drama und Melodrama von nur einigem Bühnenglück, das nicht bearbeitet, und zwar oft noch ins Wildere und Tollere metamorphosirt würde. Gewöhnlich werden auch die Titel geändert. Einer der fruchtbarsten und geschicktesten dieser dramatischen Afrancesados ist Ventura de la Vega. Aber auch größere Talente, die durch ihre Original-

Digitized by Google

arbeiten glänzen könnten, wie Breto de los Herreros und Navarrete, geben ſich zu ſolchem Flickwerk her. Freilich iſt es ſehr lohnend und die täglichen Lorbeeren ſind auf dieſe Weiſe wohlfeil zu erringen; denn das ſpaniſche Publicum, deſſen Beleſenheit eben ſo gering wie ſein Geſchmack gebildet iſt, applaudirt dieſe ſpaniſch-franzöſiſchen Stücke wie Originaldramen, namentlich da man in Madrid, grade wie in Deutſchland, oft die allerliebſte Naivetät hat, das „nach dem Franzöſiſchen", oder den Namen des ausländiſchen Verfaſſers auf dem Theaterzettel wegzulaſſen.

„Er muß auf's Land" iſt auch in Madrid geſpielt worden, und zwar mit ſolchem Beifall, daß der Ueberſetzer Navarrete dreimal herausgerufen und mit Blumenkränzen überſchüttet wurde. Ein ſpaniſcher Oberſt, der die „Camaraderie" zuerſt in Madrid und dann in Paris aufführen ſah, behauptete ſteif und feſt, das Stück ſei aus dem Spaniſchen überſetzt, und Scribe ſei ein unverſchämter Plagiator. Das iſt doch ſpaniſch!

Wenn das Drama großentheils franzöſiſchen Urſprungs iſt, ſo iſt die Oper italieniſch. Der Muſikdilettanten-Fanatismus iſt in Madrid größer, als in irgend einer außeritalieniſchen Stadt Europas, Paris und London nicht ausgenommen. Madrid, obgleich unendlich kleiner als jene beiden Weltſtädte, hat zwei italieniſche Operntheater, die das ganze Jahr ſpielen, während Paris wie London nur eine italieniſche Oper beſitzt, die noch dazu ein halbes Jahr geſchloſſen bleibt. Die beiden Madrider Opernhäuſer bekommen keine Unterſtützung von der Regierung und werden von zwei Directoren ausgebeutet, die bei der heißeſten Concurrenz, die ſie einander machen, Millionaire geworden ſind. Die Prima Donnas ſind nicht ſtets mit einer Griſi oder Schröder, oft nicht mit einer Lutzer zu vergleichen; trotzdem werden ſie oft mit Fanatismus applaudirt und zuweilen mit Geſchmack beurtheilt.

Aber der Sinn für Muſik iſt bei dem allen nicht ſo mächtig, als die antike Paſſion für die Stiergefechte, und der Stierkämpfer Montés iſt in Spanien populärer als bei uns ein Liſzt, eine Jenny Lind oder ein berühmter Kritiker oder Dichter. Dieſes Nationalvergnügen iſt in Spanien die zäheſte und gewiſſermaßen heiligſte aller alten Traditionen.

Im Prado, einem großen eleganten Garten mit Statuen, Fontainen und schattigen Alleen, trifft man noch immer alle Stände von Madrid in demokratischem Durcheinander täglich promenirend. Da begegnet die große Dame oft der Manola, welche, nach der Chronique scandaleuse, die Maitresse ihres Mannes ist; der Franciskanermönch brennt seine Cigarre an der eines Offiziers vom Regiment der Princessin an, und der Dandy im Frack stößt an den Studenten in Lumpen. Dann läutet man Angelus, die bunte Masse verläuft sich, und in dem Schatten balsamischer Gebüsche bleiben nur einige Liebespärchen sitzen und erwarten den Mondschein.

Die Hausfrauen von Madrid haben bereits die moderne Sitte angenommen, daß sie wöchentlich an einem bestimmten Tage „empfangen." In diesen Tertullias oder Soireen giebt es Erfrischungen, Geklatsch und Langeweile, wie in allen großen Städten. Außerdem wüthet hier das Pianoforte, das unvermeidliche Pianoforte, welches, wie die Cholera, bis an die Säulen des Herkules gedrungen ist, und die spanische Guitarre von ihrem Thron zu stoßen droht. Unter die alten Gewohnheiten dagegen gehört, daß man noch regelmäßig, während der heitersten Tagesstunden, seine Siesta hält; diese Sitte wird wohl das Klima gegen alle Neuerungsluft aufrecht halten. Auch bringt man den Sterbenden immer noch die letzten Sacramente mit dem Accompagnement eines traurigen Glockenspiels. Endlich scheint die ungesunde miasmatische Luft von Madrid zu den alten Dingen zu gehören, die dem Fortschritt der Zeit nicht weichen wollen.

Welche Widersprüche in diesem Fortschritt, welches sonderbare Gemisch von alten und neuen Moden! Die junge Generation schreit nach constitutionellen Reformen, und gehorcht blind jedem Alguazil; sie prahlt mit Atheismus, und wirft sich gern vor jedem holzgeschnitzten Madonnenbild auf die Kniee; sie stimmt noch die alten Töne von spanischer Ritterlichkeit und Romantik an, während sie Nichts mehr für positiv hält als den Thaler in der Tasche. Die allgemeine Tendenz des Zeitalters, sein Schiboleth, und seine Devise ist der — schwarze Frack. Er wird die Uniform Europas, er herrscht in Petersburg, wie in Madrid, in Stockholm wie in Rom, und bald auch in Konstantinopel. Ist er das Symbol der Civilisation oder das Trauerkleid der Nationalitäten? —

Digitized by

Arm und Reich.

Lieder vom armen Mann. Mit einem Vorwort an das Haus Rothschild. Von Karl Beck. Leipzig 1846.

Die Lebensfarbe aller der Fragen welche uns noch vor gar nicht langer Zeit die wichtigſten und höchſten däuchten, die Geiſter beſchäftigten, die Preſſe in Bewegung ſetzten, die heißeſten Kämpfe entzündeten, verbleicht ſichtlich immer mehr und mehr vor dem unheimlichen, fieberiſchen Roth der einen rieſengroßen Frage, welche die Schriftſteller ſeit Kurzem, weil ſie ſich gewiſſermaßen beruhigt finden, wenn nur das Kind einen Namen hat, die ſociale zu nennen pflegen.

Es wäre gewiß eine große Selbſttäuſchung, wenn man ſich einreden wollte, das ſei nun wieder nur ſo ein Tick der Preſſe, welche Mode mit Mode wechſelt; auch die „ſociale" Mode werde nach kurzer Zeit abgenutzt ſein, langweilig gefunden und mit abermals einer andern vertauſcht werden.

Das ſogenannte „öffentliche" Leben in Deutſchland könnte zwar dieſe Meinung zu unterſtützen ſcheinen; in der That ſehen wir da in unſeren Ständeverſammlungen und Seitens der liberalen Preſſe den Kampf um politiſche Rechte ſeinen Gang gehen; den er gehen muß, weil dieſer Kampf bei uns noch lange nicht zu Ende gekämpft, und für jenen anderen, deſſen fernes leiſes Grollen ſich übrigens auch bei uns ſchon hin und wieder vernehmbar macht, noch kein eigentlicher Boden geſchaffen iſt.

Aber werfen wir einen Blick auf diejenigen Staaten, welche den politiſchen Kampf bei ſich durchgeführt und uns in der Poli-

tik bisher den Ton angegeben haben, so finden wir, daß den politischen Parteien ihr Stündlein geschlagen hat; das Lämpchen flackert in letzten Zügen nur matt noch einige Male auf, und Niemand weiß, was werden soll und werden wird. England vor allen. England arbeitet sich in diesem Augenblick an der ungeheuern Exposition einer neuen „göttlichen Komödie" ab, deren handelnde Personen nicht mehr die Conservativen und die Liberalen sind, sondern — die Reichen und die Armen. Was sind jetzt die Whigs und die Tories? Alle Welt fragt: Was thut die Partei der Reichen, die im Regiment des Staates noch nicht wirksam gewordene Anticornlaw-league? was thut die Partei der Armen, die politisch nicht berechtigte und in den Organen der Staatsordnung nirgend vertretene Masse der Chartisten? Man fragt nicht mehr: wer wird siegen, der Wollsack oder die Spindel? es wird schon ganz offen gefragt: wer wird siegen, der Geldsack oder die Faust des Arbeiters? Wir sahen die beiden Parteien der letzteren Frage, die einander innerlich und mit Bewußtsein feindlich gegenüberstehen, für einen Augenblick sich die Hände reichen, O'Connor und Cobden, um, des lieben Brotes wegen, gemeinsam Front gegen die politischen Parteien, gegen Peel und Palmerston zu machen; und die Angelegenheit, über welche sich jene, doch mit dem ausdrücklich ausgesprochenen Vorbehalt ihrer Verschiedenheit und Entgegensetzung, vereinigten, sahen wir in Bezug auf die politische Existenz der Landesregierung entscheidend werden. Hier sprechen nicht Abstractionen, sondern es spricht die Geschichte; nicht die Denker, sondern die Lenker der Landesgeschicke treten hier in Handlung.

Vorhanden ist das was sich in England auf diese Weise im praktischen Staatsleben kund giebt, überall; nur daß es sich, je nach dem Charakter der verschiedenen Völker verschieden offenbart. Die Engländer sind ein durch und durch theoretisches Volk; womit ich natürlich nicht sagen will: ein unpraktisches. Im Gegentheile: Theorie und Praxis gehören aufs engste zu einander; je praktischer der Mensch ist, desto mehr ist er für Theorie eingenommen, desto strenger bindet er sich an das was er für theoretisch richtig hält. Die englischen Publicisten sind daher in dem Augenblicke in welchem sich der Uebergang in einen veränderten Zustand

Digitized by Google

ſo fühlbar wie bei der jetzt eben vorübergegangenen Miniſterkriſe herausſtellt, ſogleich aufs angelegentlichſte beſchäftigt, Theorien der neuen Verhältniſſe auszubilden; die Theorien, für welche ſich die verſchiedenen Parteien entſcheiden, werden ſie dann mit aller Anſtrengung, mit der größten Beharrlichkeit und mit allen erdenklichen Mitteln durchzuſetzen, ins Leben einzuführen ſuchen. Die Franzoſen ſind dagegen ein idealiſtiſches Volk; nicht Theorien bilden ſie aus, ſondern Ideale, die ſie, ſobald ſie ſich mit denſelben erfüllt haben, mit Begeiſterung, mit Gewalt, mit Ungeſtüm verwirklichen. Frankreich iſt daher das Land der Bauriſſe für eine neue Geſellſchaftsordnung, jener Menge von platoniſchen Republiken des Socialismus, die wir nach einander entſtehen ſahen. Wie die Ideen des Rouſſeauſchen Contrat social in Saft und Blut des Volkes übergingen und eine Revolution im Staatskörper erzeugten, welche die mörderiſche Bürgertugend auf den Thron hob, um nach langen und furchtbaren Krämpfen zuletzt, nachdem alle Schranken der alten Zeit niedergeſtürzt, freies Feld für den Triumphzug des Geldſacks zu machen, ſo werden nun vielleicht die Fourierſchen Ideen in Blut und Saft des Volkes übergehen, und was dann geſchehen wird — wer weiß es?

Und in Deutſchland? — Nun in Deutſchland haben wir von dem Allen die Religion, — heiße ſie nun Religion im engeren Sinne, oder heiße ſie Philoſophie, oder Poeſie. Als die Religion im eigentlichen Sinne an der Zeit war, als das Chriſtenthum wirklich die Welt beherrſchte, als die Menſchen insgemein danach rangen, Geiſt zu ſein, und Fleiſch und Blut zu tödten — da war Deutſchland oben an, da war Deutſchland das Land der That, da war Deutſchland „die Welt", das ſichtbare Gottesreich, das Land, dem die Macht des weltlichen Schwerts gegeben war, da brachte Deutſchland endlich aus ſeinem Schooße ſeine Reformation hervor, und richtete die Weltanſchauung und den Weltzuſtand, deſſen vornehmſter Träger es geweſen war, zu Grunde. Deutſchland gebar das Kind der neuen Zeit, und ſäugte es mit ſeiner Milch; aber die andern Völker riſſen es bald vom Mutterbuſen, und in ihren Händen wuchs es zum wilden Jungen auf, und durchtobte ſeine Pflegeljahre. Erſt als es in das tiefſinnige Jünglingsalter trat, beſann ſich Deutſchland wieder auf ſein Kind

Digitized by Google

holte es ſich zurück aus der Fremde, um mit ihm zu ſchwärmen, zu dichten und zu philoſophiren. Die Franzoſen hatten ihren Marat und Robespierre, ihren Napoleon und ihren Triumph der bourgeoisie, wir hatten unſeren Schiller und Göthe, unſeren Schelling und Hegel, unſere Religion der Poeſie und unſere Religion der Philoſophie, und unſeren, zwar blutigen, aber nur deſto romantiſchern Befreiungskrieg. Und ſo ſind wir denn nun, immer philoſophirend und dichtend, und dichtend und philoſophirend, ſelbſt unter dem „Donner der Geſchütze", in die allerneueſte Bahn der Lebensentwicklung hineingerathen, wir wiſſen ſelbſt nicht wie, und unſere neueſten Philoſophen geben ſich viel Mühe, ſich und uns darüber aufzuklären.

Laſſen wir die Philoſophen machen: ſie werden ſchon mit der Sache, wenn ſie nur erſt ganz aus und vorbei iſt, und kein Fünkchen Leben mehr in ſich hat, hinterher ins Reine kommen. Inzwiſchen fühlt der Dichter den Pulsſchlag der Zeit an ſeinem eigenen klopfenden Herzen; ſein ſchweifendes Auge bleibt an denjenigen Geſtalten und Erſcheinungen hangen, in denen ſich das am ſchärfſten ausdrückt was gegenwärtig, bewußt oder unbewußt, die Seelen bewegt, was ſie mit Furcht, mit Grauen, mit Abſcheu, mit Scham, mit Gram, mit Rührung, mit Sehnſucht und mit Hoffnung erfüllt. Alle dieſe Gefühle durchzucken, durchwühlen die Bruſt des Dichters. Weh mir — ruft Beck,

Weh mir! wenn ich in langer Nacht
Mit heißem Hirn es durchgedacht:
Dann ſtarb die Jugend in meinem Buſen,
Die Muſen flohen — ich ſah Meduſen.
Dann hob ſich bäumend meine Locke,
Mir wars, als riß ich an Gottes Herzen,
Ein Glöckner an der Feuerglocke.

Und indem er ſingt, ſingt er ſich die Laſt vom Herzen:

Mir war's als hätt' ich die giftige Hyder,
Indem ich ſang mit Milch gezähmt;

und er hofft mit Recht, daß jeder Klang ſeines Liedes Wiederhall finden werde in unſern Herzen;

Mag's wie Lawinen und Waſſerfälle
Allmächtig durch die Stille toben,
Wie Aar und Gemſe die Freiheit loben,
Und ſtarren wie des Gletſchers Wälle,

Digitized by Google

Wie Alpenglühen zum Himmel brennen,
Verbürgend ein herrlich Morgenroth,
Und gaſtlich gleich der Hütte des Sennen,
Sich öffnen dem müden Kind der Noth;
Gleich üppigen Matten und kühlendem Born
Die Seelen erquicken im ſchwülen Brande,
Wie Herdenglocken und Alpenhorn
Das Herz vermählen dem Vaterlande.
Denn auf den Alpen empfand ich die Wehen
Des Liedes das mir im Geiſt erwachte,
Als ich die Geſundheit der Erde geſehen
Und ihrer hinſiechenden Menſchen gedachte.

Da wäre ich denn in Beck's „Lieder vom armen Mann" unverſehens ſchon mitten hineingerathen. Lächle nur lieber Leſer! Sprich: das war ein gewaltiger Anlauf, um mit einem kleinen Sprunge über die Barriere eines geſchickten Anfangs zu hüpfen! Du haſt Unrecht. Man kann Becks Liedern nicht anders beikommen, als indem man vor allen Dingen mit ihm auf den hohen Berg klettert, von wo man den Ausblick nach allen Seiten, auf alle Völker hin, auf die ganze Welt hat, und dann wieder mit ihm herniederſteigt und den Schmutz und Qualm, das Elend und den Jammer des menſchlichen Lebens betrachtet.

Anders wäre es, wenn uns der Dichter nur Bilder vorführte, wie er ſie aus dem vollen uns umringenden Leben hier und da aufgegriffen hätte, um uns zu erſchüttern, zu quälen, und dann wieder durch irgend einen ſchönen, aus dem Schlamme der Miſere, gleich einer reizenden Teichroſe, hervorblühenden, lieblichen Zug von Menſchlichkeit und Natürlichkeit zu beſänftigen, zu verſöhnen. Aber damit begnügt er ſich nicht. In jedem Tropfen Elend welchen er uns zeigt, ſpiegelt er uns den ganzen großen wilden Ocean alles Elends unſerer Zeit ab. Er läßt uns auch darüber nicht in Zweifel, daß dies ſeine Abſicht iſt; er malt nicht blos mit leichten, ſichern, einfachen, meiſterhaften Strichen jene mannichfaltigen Bilder, er verwebt ſie vielmehr mit Reflectionen und mit Winken über ihre tiefere Bedeutung: ſo gaben alte Maler den Figuren ihrer Bilder Zettel in die Hand oder in den Mund, damit jeder Betrachter gleich wüßte, was er bei dieſen Geſtalten und Gruppen zu denken habe.

Digitized by Google

Beck gesteht uns sogar am Schluße der Sammlung, daß er nicht blos, was besonders die Eingangsepistel anzeigt, über Ursach und Zusammenhang der Erscheinungen, die er uns schildert, *nachgedacht*, sondern daß er bei der Schilderung derselben auch noch einen besonderen *wohlthätigen Zweck* vor Augen gehabt, oder wenigstens hinterher sich mit dem Gedanken eines vollbrachten, guten Werks geschmeichelt habe.

Ihr wisst es, schlummerlose Nächte,
Wie meine beste Thräne rann
Den athemlosen Knechten,
Die mit dem Hunger fechten:
Ich sang das Lied vom armen Mann, —
O, *daß es Trost und Hülfe brächte!*

Wie bezeichnend ist ein Zug wie dieser für die jetzige lyrische Dichtung! — Göthe, der fast nach allen Seiten hin Bahn gebrochen, hat auch die Möglichkeit Gestalten, Handlungen und Vorgänge des ganz gemeinen alltäglichen Lebens in poetische Stoffe umzuwandeln, und zwar ohne daß man sie mit falschen Flittern zu behängen braucht, gezeigt. Aber Göthe hat noch nicht umhin können, uns diese gemeine Wirklichkeit, damit wir nicht von ihr abgestoßen würden, stets unter einer gewissen romantischen Lampenbeleuchtung vorzuführen. Man denke z. B. an Gretchen, wie sie die „kleine Wirthschaft, die doch versehen sein will" und „ihre liebe Noth mit dem Kind" beschreibt, oder an so vieles in „Herrmann und Dorothea," oder an „die Fischerin" u. dgl. m. Da ist nun freilich alles so natürlich, alles so aus dem plackseligen, erbärmlichen Leben heraus, wie auf einem niederländischen Gemälde; und doch zeigt es sich alles, vermöge der Magie, welche diese Dichtungen in ihrem Ganzen und Vollen auf uns üben, wie unter einem zarten Schleier von fernendem Duft; wir fühlen uns trotz aller Gewöhnlichkeit der Thatsachen, Lagen und Verhältnisse doch aus unserer bekannten Welt hinaus und, wir wissen selbst nicht wie und wodurch, in eine unbekannte, mystische Welt versetzt, eben in — das Reich des Ideals, der Poesie; jene Region, von der in derselben Epoche Schiller sang:

Digitized by Google

„Keine Schmerzerinnerung entweihe
Dieſe Freiſtatt, keine Reue,
Keine Sorge, keiner Thräne Spur;"

und weiter dann:

„Dringet ihr bis in der Schönheit Sphäre,
Und im Staube bleibt die Schwere
Mit dem Stoff, den ſie beherrſcht, zurück;
Nicht der Maſſe qualvoll abgerungen,
Schlank und leicht, wie aus dem Nichts geſprungen,
Steht das Bild vor dem entzückten Blick."

Wie anders, wenn Beck im kalten Winter in die Vorſtadt hinauspilgert, in das „wilde Viertel," wo die Hütten morſch, wo frierende barfüßige Kinder verlaſſen und müßig hocken, wo Einer der noch einige Lumpen und Socken anhat, als ein Glückskind angeſtaunt wird, und findet da

Was täglich und unverdroſſen
Nach Kehricht ſucht in verpeſteten Goſſen;
Was wie der Spatz nach Futter ſchweift,
Was Töpfe flickt und Scheeren ſchleift,
Was ſtarren Fingers die Wäſche ſteift;
Was keuchend ſchiebt des Karrens Wucht,
Beladen mit kaum gereifter Frucht,
Und weinerlich ſingt: wer kauft, wer kauft?
Was um den Heller im Schmutze rauft;
Was täglich an den Steinen der Ecken
Den Gott beſingt, an den es glaubt,
Kaum wagt die Hände hinzuſtrecken,
Dieweil das Betteln nicht erlaubt;
Was tauben Ohrs in Hungers Nöthen
Die Harfen ſpielt und bläſt die Flöten,
Jahr aus, Jahr ein denſelben Chor —
Vor allen Fenſtern, an jedem Thor —
Die Kindermagd zum Tanze ſtimmt,
Doch ſelber nie das Lied vernimmt;
Was Nachts die große Stadt erhellt
Und ſelbſt kein Licht im Hauſe hat;
Was Laſten trägt, was Holz zerſpellt,
Was herrenlos, was herrenſatt;
Was beten und kuppeln und ſtehlen läuft,
Den Reſt des Gewiſſens wüſt verſäuft.

Und dann, nachdem er noch die verfiechten und verwilderten Weiber und Kinder ſich auf dem Zimmerplatze um ein paar elende Spähne Holz, die ſie des Weihnachtsfeſtes wegen aufleſen dürfen, ſich raufen geſehen, hört er auf dem Stübchen des Leichenkutſchers, dem er eine Flaſche Wein ſpendet, von dem und ſeiner Frau die traurige Geſchichte eines armen braven, nicht ſchönen, aber ächt weiblichen, weiblich liebenden, weiblich ſtolzen Mädchens, das, den reichen, wankelmüthigen, herzloſen Geliebten, da ſie ihn ihrer überdrüßig ſieht, ſeines Worts entbindet, und gebrochenen Herzens hinſtirbt. Und am Ende erquickt uns nichts nach all der Marter unſeres Gefühls, als die rührende Anhänglichkeit jenes Leichenkutſchers, der die Gute gekannt und lieb gehabt hat, und der mit ſeinem Kameraden, dem Leichenkutſcher des andern Viertels, tauſcht, um ihre armen Reſte auf den Kirchhof zu fahren. Uebrigens bleibt der Mißton ungelöſt, der Schmerz der Vernichtung nach einem Daſein voll Weh ungelindert:

Wer aber weiß, daß du geweſen?
Auf keinem Grabſtein iſt's zu leſen.
Schriebſt einſt in eine harte Seele
Mit deinem Blut den Namen: Adele!
Da war er verwiſcht nach wenig Tagen,
Das hat dich, mein armes Veilchen erſchlagen. —

So zeigt er ferner uns Knecht und Magd, die in ihrer Jugend und Liebeszeit einander nicht genießen können, in ſtetem Sehnen und Warten raſch altern, endlich an das Ziel ihrer Wünſche gelangt, einander beſitzen, nun, da die Jugendglut erloſchen, da ſie nur noch „Blumen im Eiſe" pflücken können — „ein Tanz auf Krücken," eine Erfüllung der Sehnſucht, die ein Spott iſt. Er zeigt uns den Vater welcher ſeine Tochter betteln und die mitleidige Reiche belügen lehrt; dieſe gutmüthige, welche Almoſen giebt, ſagt er, büße für die anderen hartherzigen Reichen. Er zeigt uns den Trödeljuden, der von aller Welt verlacht wird und „lächelt vielleicht noch ſelber mit," dem der Chriſt ſo viele Erwerbszweige verſchließt, — er darf „wohlthun, Stiftungen machen, Kranke heilen und Trödeljude ſein" — und der mit dem mühſeligen Tagewerke Salz und Brot gewinnt; nun, und er iſt ein Menſch, er blickt, ermüdet heimgekommen, ſein ſchlafend Kind an, und das Herz geht ihm auf.

Digitized by

Auf einem andern Blatte zeigt uns Beck den armen Bauer, der gezüchtigt wird, weil er aus Hunger ein Reh geſchoſſen, deſſen todtem Weibe ſie den Kirchhof verſchloſſen haben, weil er das Grab nicht bezahlen konnte, der nun endlich auswandert übers Meer. „Nie ließ ich dich Bürden tragen," ſagt er zu dem Pferde das ihn zum Hafen führt, „die für dich zu ſchwer" u. ſ. w.

Hätt' mir zur Hälfte dies Gute
Ein Menſch gethan — dann — Stute,
Siehſt du die Schiffe dort?

Er zeigt uns den Leinweber, der ſich bemüht für die Reichen, und ſelber darbt, das von der Schweſter Hochzeit her im Hauſe, abergläubiſchem Brauch zufolge, verſteckte alte hart gewordene Brot hervorſuchen muß, um ſich und den Seinigen den Hunger zu ſtillen, und dabei vom alten Fugger erzählt, der auch nur ein Weber geweſen und ein herrlicher Mann, ein Wohlthäter der Armen — „doch das iſt lange her." Er zeigt uns die Amme, die mit ihrer Muttermilch der Reichen Kind ätzt, während ihr eigenes Kind ein Bauerweib „mit Schlägen und mit Waſſer erzieht," und was ſie zu guter Letzt davon trägt, da ihr Dienſt um iſt — und ihr Kindchen todt — das iſt ein elend Geſchenk, und — eine Kupplerin macht ihr Anerbietungen. In immer neuen Bildern zeigt er uns die Armuth als einen Fluch, den nichts von den Häuptern Derer nimmt die damit beladen ſind. Es giebt für den Armen nichts das ihn zu laben, das ihn zu erquicken vermöchte. Selbſt der Lenz, der Alles beſeliget, den Armen erfreut er nicht, der in den dumpfigen Gaſſen um ſein elendes Brot kämpft, der nur an den Vögeln die im Käfig ein Knabe vorbeiträgt und an den Blumen die ein Bettelkind im Körbchen feil bietet, merkt, daß Frühling iſt; nicht nur beſeliget der Lenz den Armen nicht, ſein Weib klagt: ja wohl, Gott hat ihn geſchickt, den Lenz; was iſt's für uns? dies, daß der Tag, den wir in Qual verleben, nun immer länger und die Nacht, mit ihrem Schlafe, des Armen einzigem Labſal, immer kürzer wird. — Ja, endlich auch ſelbſt die Religion! Da wird Alles umher auf einmal fromm, und geiſtlich, Juden und Chriſten, Proteſtanten und Katholiken; und — wer weiß, es ſitzt vielleicht in irgend einer fernen Schenke

in weiser jetzt noch unbekannter Mann
Und brütet was er brüten kann;
Und wärmt und pflegt
Vielleicht schon wieder ein neues Ei,
Das er in frommer Schwärmerei
In einen Winkel hingelegt;

Da werden die Liberalen zu Predigern des neuen Glaubens und wol gar — wenn sie das Glück haben, vierzehn Tage eingesperrt zu werden — zu Märtyrern und Propheten; der Barbier schneidet seinen Kunden in die Lippe vor Religionseifer u. s. f.

Ich sah entrüstet zu, dem wüsten Treiben,
Wie sich die holden Völkerseelen
Ins Jenseits nur den Freibrief schreiben
Und — Sclaven auf der Erde bleiben. —

So sind die alten Ideale allesammt zerstört, hier nicht von einem Radicalen, Subversiven, Negativen, Speculativen und wie diese Iven alle heißen, nein, sogar vom Poeten, von dem Manne mit dem Seherblick, mit dem Blicke der die Erscheinungen des Lebens ergreift, durchbohrt. Sehet da, die Subversion ist auch in die poetische Welt eingedrungen, die Poesie unserer Reactionsepoche, sie, welche Poesie der Ideale, Poesie um ihrer selbst willen, absolute Poesie war, ist auf einmal umgestürzt, die Poesie hat sich gegen sich selbst gekehrt, und frißt, ein neuer Prometheus, der aber, ungleich dem alten, sein eigener Geier ist, sich selbst das Herz aus der Brust. — Wie mag nur die ästhetische Kritik, jene ächte, aus der guten Zeit her, wo die Poesie noch der Idee, dem Gespenste des Schönen nachjagte, es anstellen, sich mit dieser modernen Poesie von Fleisch und Blut abzufinden? — Nun, doch wohl so, wie der alte Glaube mit allem was der Welt und ihres Fürsten ist — verdammend!

Ihr, der ästhetischen Kritik, mögen noch Gedichte wie das: „Auch eine Dorfgeschichte" am meisten zusagen; wo der wilde Schotte, der Bauernquäler, in dem Augenblicke da ihn zum ersten Male in seinem Leben ein menschliches Gefühl beschleicht und er sich's vornimmt nun ein anderer Mensch zu werden, von dem rächenden Blei ereilt wird. In der That ein prachtvolles Gedicht, von gewaltiger Wirkung; das aber in dieser Sammlung der „Lieder vom armen Mann" eher

Digitized by Google

ein wenig fremd und verloren daſteht. Und doch liegt auch hier das verſöhnende Element nicht, nach dem Canon der Idealaeſthetik, in irgend etwas „Höherem", dem der Menſch ſich unterwirft und das ihn entſühnt und ihm die Seligkeit in der Ferne zeigt: in keinem „Sie iſt gerettet!", in keinem „Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht," u. dergl., ſondern ganz nur in dem Hervorbrechen des natürlich menſchlichen Gefühles, des Menſchlichen, des Diesſeitigen, des Natürlichen. Wie denn überhaupt bei Beck die hin und wieder auftauchenden Beziehungen auf Gott und den Himmel durchaus nur discurſiv erſcheinen, — das worauf es ankommt, iſt ihm nur: „zu lieben mit dem allertiefſten Herzen" —; und wie er trotz ſeiner ausdrücklichen Verſicherung: „ich bin fürwahr ein guter, Chriſt", thatſächlich überall nur als Humaniſt auftritt. Beck hat nicht mit Bewußtſein von den Idealen und von den Abſtractionen losgelaſſen. In der Epiſtel an das Haus Rothſchild ſtellt er „Großes", „Herrliches" — ſo allgemein hin — „Aufopferung," „Licht," „Freiheit," Begeiſterndes" über alles, und wirft eben dem Banquier-Könige vor, daß er die Bürger nur wolle „friedlich graſen" laſſen. Aber Beck iſt ſich hierin nur nicht ganz klar. Während er ſolche Phraſen gebraucht, fällt unwillkürlich ſein Blick immer und immer wieder nur auf das Natürliche, Leibliche, Reale; und das „ringende große Herz," deſſen Befriedigung er erſehnt, iſt wirklich ganz nur das irdiſche Herz.

„Lieder vom armen Mann" hat Beck die Sammlung genannt. In Wahrheit ſind es Lieder von den Armen und den Reichen. Durch und durch zieht ſich dieſer Gegenſatz. Daß die Einen ſo reich, die Anderen ſo arm ſind, das iſt der Fluch der Zeit; weil die Einen ſo reich ſind, darum ſind die Andern ſo arm; die Armuth der Armen macht Beck den Reichen zum Vorwurf. Er ſeinerſeits iſt aber der Anwalt des armen Mannes; und daher hat er denn ſeine Lieder, wiewohl „Arm und Reich" ihr Inhalt iſt, doch mit Recht nur „vom armen Manne" genannt. Den ganzen Köcher ſeines Zornes leert er gegen den Reichthum, ja, noch mehr, gegen die Reichen. Dem Armen hat er nichts vorzuwerfen, als das eine, eben nur dies, daß er arm iſt, und daß er es erträgt, arm zu ſein. Wer arm iſt, der mag ſterben und verderben, die Reichen bedienen, ihren Launen fröhnen, ſeine Töchter ihnen zur Luſt hingeben — alles, alles,

des Armen Sache ist „verloren und faul". Warum? Immer nur deshalb, weil der Arme arm ist, während das Geld die Herrschaft, die Macht hat, das Geld, diese Loreley, die Alles lockt und verdirbt. Das ist der ewige Referain:

„Denn warum sind wir arm?! — "

Ja, und warum ist der Arme arm? das ist die letzte Frage. Darum, weil er nichts thut als beten und dulden:

„Dies Dulden ist unser unendlich Verschulden.
„Und — darum sind wir arm." — —

Und dieses Lied also vom armen Manne ist gesungen mit dem frommen Wunsche:

O, daß es Trost und Hülfe brächte!

Wer soll aber dem Armen helfen? Der Arme sich selbst? Das „Warum sind wir arm?" macht uns glauben, daß dies des Dichters Meinung sei; auch ist es ein vortrefflicher Rath. Nur das „Wie?" Das „Wie," das ist der gordische Knoten.

Der Poet hat ihn nicht gelöst, und wird ihn freilich nimmer lösen; aber er hat ihn auch nicht einmal zerhauen. Er wendet sich andrerseits an den Reichen und macht Dem die bittersten Vorwürfe, daß er die Armuth zulasse, daß er den Armen nicht helfe. Nimmt man diese Vorwürfe prosaisch ernst — und man muß sie wirklich so nehmen, denn Becks reflectirende Streifzüge, oft fast im Predigtton, sonderlich in der Eingangsepistel „an das Haus Rothschild" zwingen dazu — nimmt man sie also prosaisch ernst, so sind sie in hohem Grade ungerecht.

Denn wenn Wohlthätigkeit verlangt wird, — nun wahrlich, Mangel an dieser Tugend kann man unserer Zeit so allgemein hin gewiß nicht vorwerfen. Man sieht die Reichen, sagt Beck, ihre Hunde und Pferde pflegen,

Euch rührt das Würmlein auf der Erde,
Doch nicht mit flehender Geberde
Ein trostlos Menschenkind.

Digitized by Google

Solche Hartherzigkeit iſt aber ſicher nicht die Regel. Und die Aufforderung an die Reichen, barmherziger zu ſein, widerſpricht ja doch geradezu der Aufforderung an die Armen, ſich von der Armuth loszukämpfen. Für wen man Hülfe von Anderen erwartet, der braucht ſich ſelbſt nicht zu helfen, und wen man zur Selbſthülfe anſpornen will, den muß man nicht an das fremde Erbarmen verweiſen. Endlich noch: Was würde mit dieſem Erbarmen gewonnen ſein, wenn es im allerausgedehnteſten Maße geübt würde? Die Vernichtung der Armuth? Keineswegs! Die Einſtellung von Genüſſen der Reichen würde alle Die zu Armen machen, welche von der Befriedigung dieſer Genüſſe leben, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Künſtler u. ſ. f.

O wär' dein Werk ſo ſchön, o wäre
Dein Herz ſo groß wie deine Macht! —,

ruft der Dichter dem Könige der Banquiers zu. Aber dieſe Macht iſt im Verhältniß zum Ganzen, im Verhältniß zu der Summe der Noth und des Elends doch nur eine ſehr beſchränkte. Und wenn das Herz dieſes Reichen ſo groß als ſeine Macht wäre, und er gäbe alles dahin, ſo würde er werden — wie der vom Dichter geprieſene Lafitte: ſie würden ihn endlich wie den, einen Bettler, auf den Kirchhof tragen; er würde die Armen nicht reich gemacht, ſondern nur die Zahl der Bettler um einen vermehrt haben, und vielleicht noch um Viele, denen jener Eine zuvor Nahrung gegeben hatte. Das iſt die Proſa der Sache.

Das Räthſel iſt noch nicht gelöſt; das Räthſel einer ſolchen Gütervertheilung, mittelſt deren die Armuth aus der Welt zu ſchaffen wäre. Die Aufgabe iſt nicht neu. Gearbeitet iſt an ihrer Löſung worden, ſoweit die Geſchichte zurückreicht. Auch der Gedanke der Gütergemeinſchaft in den mannichfaltigſten Formen erträumter Durchführung, ſogar in einzelnen Verſuchen der Verwirklichung für kleinere Kreiſe, iſt Jahrtauſende alt. Am älteſten aber dieſe Weisheit, daß der Reiche nur barmherzig ſein und nur dem Armen helfen möge, ſo wäre alles gut. Oder aber umgekehrt, daß der Arme nur ſich ſelbſt helfen möge. Und dies nun, was heißt es? Wenn nicht: den Reichen todtſchlagen und deſſen Gut nehmen, ſo heißt es: durch Arbeit ſich zur Wohlhabenheit emporſchwingen. Das iſt der Punct,

Wie Arbeit finden für Alle und die rechte für Alle und immer zur rechten Zeit und am rechten Orte? Da kehrt die ganze Verwicklung der Verhältniſſe, die ganze Schwierigkeit, die volle Aufgabe, das ganze dunkle Räthſel wieder. Die Socialiſten und Communiſten ſuchen nach einem neuen Organismus der Geſellſchaft, durch welchen es gelöſt werden könnte. Theilt unſer Dichter die ſüße Hoffnung, daß ſie den Schlüſſel finden werden? —

Rechten wir denn nicht weiter mit ihm! Verzeihen wir es ihm, um ſeiner ſchönen Lieder willen, daß er beiher auch in Verſen „philoſophirt" und gepredigt hat! Es war ihm zu weh; er mußte ſich Luft machen, die giftige Hyder ſeines ſchmerzlichen Mitgefühles mit der „Milch" der Betrachtung und der Hoffnung „zähmen;" er mußte ſich zum Anwalt der Armen aufwerfen, und alſo mit Augen des Armen den Reichthum anſehen, und alſo einſeitig ſein und den Reichen Unrecht thun. Er wäre nicht ſo ſehr Poet, als er es iſt, wenn ihm etwas anderes hätte begegnen können.

Und ſo denn zum Schluſſe nur noch ſeinen Schlußſeufzer — wer ſtimmte nicht von Herzen mit ein? —:

Laß Elend, laß den Herd der Brüder!
Heil, endlich decke du den Tiſch! — —
Ich bin an Sehnſucht doppelt friſch,
Drum an Geduld ein doppelt Müder.

G. Julius.

Digitized by Google

Nachträgliches über die Reiſe des Czaaren.

Aus Wien. — *)

Zur Beſchämung der Geſammtjournaliſtik Europas klärt es ſich jetzt auf, daß der Heiratslärm der bei dem Eintritte des Czaren in die italieniſchen Staaten nach zweijähriger Pauſe wieder auftauchte, ein ganz leerer geweſen iſt. Dem Journal des Débats gebührt die Ehre den Spectakel zuerſt angeregt zu haben. Der Thatbeſtand — den ich Ihnen aus unzweideutiger Quelle mittheilen kann — iſt folgender. Der hieſige Hof ward im Herbſte von der Nachricht, der Czar wolle ſeine Gemahlin perſönlich nach Italien begleiten nicht wenig überraſcht. Das Heiratsproject war bereits vor zwei Jahren, ſeit der Anweſenheit des Grafen Orloff, abgethan, und in der That hatten die kleinen Anſpielungen und die Verſuche den Faden wieder aufzunehmen, die einige diplomatiſche Damen in weiblichen Kreiſen verſuchten, keinen Erfolg; auch wußte man das ruſſiſcher Seits ſo genau, daß der Czar auf der Heimreiſe nach Palermo Wien umging, obgleich er nur wenige Meilen davon entfernt war. Nichtsdeſtoweniger ſoll das ruſſiſche Cabinet auf eine Vermittlung von Rom aus gehofft haben. Der Czar ging mit dem Vornehmen, den polniſchen Katholiken einige Conceſſionen zu machen, nach Italien und glaubte hierdurch den heiligen Stuhl für ſeine Sache zu gewinnen. Aber ein böſes Prinzip bleibt niemals ungerochen, und jahrelanges Unrecht iſt nicht mit einer Handbewegung zu verwiſchen. Ein Incidenzpunkt deſſen Niemand

*) Von keinem unſerer gewöhnlichen Correſpondenten.

ſich verſah, machte die feincombinirten Pläne alle mitſammt ſcheitern: es war dies die Ankunft der Baſilianerinnen in Rom, jener unglücklichen Nonnen, deren Folter und Martyrthum an die erſten Zeiten des Criſtenthums erinnern. Der Anblick ſolcher Grauſamkeit, in einem Augenblicke wo das Haupt der griechiſchen Kirche in Italien ſich befand, änderte die ganze Stimmung der Kirchenfürſten und machte einen Querſtrich durch die moscovitiſche Berechnung, die freilich auf einen ſolchen Zwiſchenfall nicht vorbereitet war. Es wird behauptet, daß wenn der Czar von der Wirkung, welche die gefolterten Nonnen in Rom hervorbrachten, im Voraus Kenntniß gehabt hätte, ſein Römerzug vollſtändig unterblieben wäre. Aber erſt während ſeines Aufenthalts in Palermo, wurde er von dieſer, der ruſſiſchen Diplomatie ſo fatalen Incidenz unterrichtet, und auch das nur in homöopathiſcher vorſichtiger Weiſe. Noch hoffte man Alles von der ſiegenden Gewalt ſeiner Perſönlichkeit; aber nach der erſten Unterredung mit dem greiſen Kirchenoberhaupte ward dem Kaiſer die ganze Situation klar, und die Anſtalten zur Abreiſe wurden raſch gemacht. Einmal in Kenntniß von der Lage der Dinge, behauptete der Czar ſeine Würde und ſuchte nicht durch Conceſſionen ſeiner Politik ein Dementi zu geben. Der Cardinal Lambruschini ſoll ſo wohl an den hieſigen Nuntius wie an andere diplomatiſche Agenten geſchrieben haben: **Ha negato molto, promesso poco e farà nulla.** (er hat viel verweigert, wenig verſprochen und wird gar nichts halten.) Dieſe römiſchen Scenen hatten, mit Ausnahme ihrer Wirkung auf die öffentliche Meinung im Allgemeinen, keinen Einfluß auf die Politik des Wiener Hofs in der erwähnten Heiratsfrage, und es war namentlich lächerlich, wenn die engliſchen und deutſchen Zeitungen ſtets auf die religiöſen Urſachen hinwieſen und bald das Verlangen der kaiſerlichen Familie, die Prinzeſſin Olga ſolle katholiſch werden, bald (was kaum ein größerer Unſinn iſt) der Erzherzog Stephan ſolle zur griechiſchen Kirche übergehen und ein ganzes Dutzend ähnlicher Albernheiten in den Vordergrund ſchoben. Als ob die politiſchen Motive, die einer ſolchen Verbindung entgegenſtunden, nicht ausreichend, nicht hundert Mal wichtiger ſind, als alle die religiöſen, ohnehin nur chimäriſchen Widerſtände. Die Tochter des Czaren am öſterreichiſchen Hofe wäre für alle Zukunft ein Banner für alle Intriguen

Digitized by Google

der ruſſiſchen Ehrſucht geweſen. Und nun denke man ſich die prächtige Olga, mit ihrer wahrhaft königlichen Geſtalt, mit der Gracie und der Schönheit einer griechiſchen Göttin, mit Entſchloſſenheit und Scharfſinn ausgerüſtet, ein Erbe des Geiſtes ihres Vaters, in ſeine Pläne eingeweiht – als die Gattin des Statthalters in Prag. Die Hauptſtadt Böhmens, ohnehin auf die öſterreiſche Reſidenz eiferſüchtig, noch immer in den Erinnerungen ihrer frühern Geſchichte, Macht und Herrlichkeit ſchwelgend, belebt von einer nach politiſcher Geltung ſtrebenden Slavenbevölkerung, und in ihrer Mitte eine Prinzeſſin die durch Abſtammung, Schönheit und Reichthum ſtrahlt, und einen Hofſtaat um ſich verſammelt, der die alte Czechenſtadt neu belebt. Welcher Enthuſiasmus, welche gefährliche Propaganda hätte ſich an die Perſon der glänzenden Czarentochter geknüpft! Prag wäre eine Colonie ruſſiſcher Diplomaten, Agenten und Spione geworden. Unter dem Vorwande den Hofſtaat ſeiner Tochter zu verherrlichen, und die Anhänglichkeit für ihre Perſon zu belohnen, hätten die Malachitvaſen, Annenorden und Silberrubel in den Paläſten der Großen und in den Häuſern der Kleinen ihre glänzende Beredſamkeit verſucht. Wir ſind ja alle Eines Stammes, Brüder und Sprachverwandte, hätte man in rührender Großherzigkeit gepredigt, die oſtſlaviſchen Crocodille hätten Thränen der Bruderliebe an dem Halſe der gerührten Weſtſlaven geweint, die Königinhofer Handſchrift wäre auf Koſten des Czaren in einer Prachtausgabe erſchienen, und an einem Morgen — doch laſſen wir den Vorhang fallen! Ihre Leſer werden hoffentlich überzeugt ſein — daß es um andere Dinge ſich handelte, als „um den Uebergang des Erzherzogs Stephans zur griechiſchen, oder der Prinzeſſin Olga zur katholiſchen Kirche.“ Denn nicht bloß in Böhmen, auch in Ungarn gibt es nationaleifrige Slaven, und in Peſth oder in Prag, als Gattin eines Palatins, oder als Statthalterin von Böhmen, überall wäre die ſchöne ruſſiſche Libuſſa ein feuriger Engel panſlaviſtiſcher Eroberung geweſen. Was in Rom ſich ereignete, war alſo von wenig Einfluß auf die Politik des öſterreichiſchen Hofes — wenn man das Gebot der allereinfachſten Vorſicht Politik taufen will. Eine kleinere Rückwirkung jedoch hatte die römiſche Epiſode immerhin, ſie machte endlich auch jene weibliche Diplomatie, deren oben erwähnt wurde verſtummen. Der Kirche

beugen ſich die Frauen gern, und namentlich ſo gottesfürchtige und fromme Beichtkinder! Der kurze Aufenthalt, den der von allen dieſen Dingen verſtimmte Autocrat hier genommen, hat diesmal nicht dazu beigetragen, ihm viel Sympathien zu gewinnen, mit Ausnahme etwa bei ſeinem Regimente, deſſen Officiere und Gemeine er, treu ſeinem Syſteme, reichlich decorirte und beſchenkte. Im Uebrigen that ſich der Selbſtherrſcher keinen Zwang an, er beherrſchte ſich nicht ſelbſt und zeigte ſeinen Unmuth offen. Wie Sie wiſſen, iſt der Kaiſer ſpät Abends hier angekommen; er hatte den größten Theil des Tages ſo zugebracht, daß er in der Dunkelheit in die Stadt einfahren konnte. Unſere kaiſerliche Familie, welche den hohen Reiſenden bereits ſeit zwei Tagen erwartete, war in dem Augenblicke ſeiner Ankunft in pleno in der Hofburg verſammelt. Alle Säle waren glänzend erleuchtet, der Hof ſämmtlich in großer Staats-Galla wartete mit dem Diner. Aber der Czar ließ ſich entſchuldigen, ſchützte Müdigkeit vor und legte ſich ſchlafen. Am frühen Morgen des anderen Tags — irre ich nicht bereits um 8 Uhr — überraſchte der Czar die kaiſerliche Familie mit einem Beſuche. Niemand hatte an eine ſolche Frühviſite gedacht; die Kaiſerin war in der Meſſe. Sämmtliche Glieder der kaiſerlichen Familie ſtrömten in freundlicher Haſt herbei, und um 10 Uhr holte S. M. der Kaiſer den Czaren zu einer großen Revüe ab. Die Details hierüber ſind Ihnen bekannt. Leider aber hatte dieſe Revüe die unglückliche Folge, daß unſer ehrwürdiger und allverehrter Erzherzog Karl ſich dabei erkältete und in eine Krankheit verfiel, die alle Gemüther für das Leben des greiſen Helden zittern machte. Der Czar ſoll ſich ziemlich piquirt gezeigt haben, daß der Erzherzog Palatin — gleichfalls ein hochbejahrter Greis und der Erzherzog Stephan — nicht aus Prag und Peſth zu ſeinem Empfang herbei geeilt ſeien. Noch mehre andere kleine Züge von Unmuth und Gereiztheit erzählt die Stadtchronik, die aber zu ſehr an Unhöflichkeit und Unklugheit gränzen, als daß wir ſie von einem ſo vollkommenen Cavalier und gewiegten Staatsmann wie Kaiſer Nicolaus iſt, glauben könnten. So viel aber iſt gewiß, als der Czar abreiſte, athmete manche Bruſt wieder lebhafter auf.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Alte Leier. — Ein theurer Deputirter. — Vertretene Stellvertreter. — Die reine Pomaré. — Leon Pillet's Ball. — Louis Blanc und Ludwig Buhl. — Franzöſiſche und deutſche Socialiſten. — Ein „rallirter" Legitimiſt. — Theaterconceſſionen. — Alex. Dumas. —

Hundert gegen Eins wette ich, Ihre Leſer wiſſen mir mehr Dank, wenn ich vom Theater, Bällen und Soireen erzähle, als von den Tagesſatzungen, von dem Leben und Fahrten unſerer Deputirten- und Pairskammer. Ein Correſpondent ſoll geiſtreich ſein, ſoll Neues erzählen; aber offen geſtanden, wäre ich ſo geiſtvoll um über unſere jetzige Politik Neues ſagen zu können — dann ſchriebe ich keine Correſpondenzen für deutſche Blätter. Sie haben ja alle die Speeches geleſen, welche Guizot, Thiers, Toqueville, Barrot, Ledru Rollin und wie die Rednergötter des Julifrankreichs alle heißen, dieſer Tage von der Tribune herab gehalten haben; haben Sie nur einen Span, die Hälfte von einem Zündhölzchenkopf, ein Viertheil eines Funkens Neues darin gefunden? Iſt dies nicht Alles, Alles ſchon voriges Jahr, vorvoriges Jahr geſagt worden? Und was ein Miniſter mit 80,000 Franken jährlichen Gehaltes nicht vermag, das ſoll ein Correſpondent für funfzehn, zwanzig, dreißig, funfzig Thaler pr. Bogen? Man muß vor Allem hübſch gerecht ſein — wo nichts iſt, da hat auch ein Redacteur ſein Recht verloren. Sehen Sie, ich habe dieſe Woche recht eifrig ſämmtliche Kammerverhandlungen durchgeleſen, ich habe an dieſem verteufelten Miniaturdruck meine Augen mehr verdorben als der ſchönſte Liebesblick einer deutſchen Redaction mit je vergüten kann. Dießmal willſt du den Grenzboten etwas recht Pikantes, Friſches zuſammenſtellen — dachte ich mir. Aber ich will

verdammt ſein, drei Mal des Tags die preußiſchen Landtagsabſchiede leſen zu müſſen, wenn ich aus ſämmtlichen Hin- und Herreden über die Wahlcorrugionen, über die Entente cordiale, ſelbſt über die amerikaniſche Frage irgend einen originalen Zug, irgend eine ſchlagende Idee herausgefunden habe.

An Anekdoten und komiſchen Situationen fehlt es freilich nicht. So z. B. die Geſchichte jenes Deputirten, der ſich fürchtet, nicht wieder gewählt zu werden und in ſein Wahlbezirk ſich begiebt, die einflußreichſten Wähler zuſammenberuft, und in einer ſchmeichelhaften Rede abdankt. Wie? Sie wollen uns verlaſſen, und warum? — Ich fürchte das Vertrauen meiner Wähler nicht mehr zu beſitzen. — Bah, wer hat Ihnen das weis gemacht? — Ich wette 3000 Franken, ich falle bei den nächſten Wahlen durch. — Topp, die Wette gilt, ſchreien ihm fünf, zehn Stimmen entgegen. — Ich halte ſie gegen alle zehn. — Der gute Deputirte verlor 20000 Franken, aber — er wurde gewählt!

Aber ſo foppt man ja die Kinder? Freilich, aber es giebt Zeiten, wo es einträglich iſt, ſich foppen zu laſſen. Oder iſt z. B. die Geſchichte mit den ſtellvertretenden Stellvertretern eine geringere Fopperei? Und doch behielt Herr Guizot ſein ſtrenges Hugenotten-Geſicht in ernſten Falten. Wie Sie wiſſen, werden zur Zeit wichtiger Kammerdebatten zur Verſtärkung des Miniſteriums die diplomatiſchen Agenten, die einen Sitz in der Pairskammer haben, nach Paris berufen. Dieſe erhalten nun auf ihren Poſten einen interimiſtiſchen Stellvertreter. Mittlerweile aber braucht man auch einen getreuen Mann, um ihn irgendwo als Deputirten wählen zu können, der Stellvertreter wird alſo auch einberufen und erhält wieder einen Stellvertreter. Nun aber erhält der eigentliche Geſandte ſeine hundert, zweimalhundert, viermalhundert Tauſend Franken jährlichen Gehalt fort, obgleich er, ſtatt in Berlin, Wien, London zu ſein, hier im Palais Luxembourg geſandſchaftet. Der Stellvertreter aber bezieht während ſeines Interims ein höheres Gehalt, und bekömmt nun der Stellvertreter wieder einen Stellvertreter, ſo bleibt Erſterem die Gehaltserhöhung und Letzterem wird ſie darum nicht minder verliehen. So z. B. während Herr Perrier, der wirkliche Geſchäftsträger in Hannover, gegenwärtig hier auf ſeinem Pairskammerſitz ſich befindet, verſieht in Hannover der Marquis von Lavalette ſeine Stelle als agent supplémentaire; nun aber ſoll dieſer Marquis für die Deputirtenſtelle in Bergara als miniſterieller Candidat auftreten und es wird wieder ihm ein Stellvertreter geſetzt. Der Paire de France Hr. v. Buſſiers iſt titulaire der Geſandtſchaft in Dresden. Nun braucht man aber ſeine Stimme hier, es wird ihm daher in der Perſon des Herrn Eiragne ein Vicar, ein „intériminaire“ gegeben. Allein die-

Digitized by Google

ſer Herr Eiragne iſt titulaire in Carlsruhe, und es wird ihm daher dort in der Perſon des Herrn von Langendorf ein intériminaire geſtellt. Und dieß Alles, damit die Perſonen, die von der Nation bezahlt werden, um in dieſem oder jenem Lande ihre Intereſſen zu vertreten, hier in Paris dem Miniſter ihr Votum geben, von dem ſie abhängen! Muß man nun aber ſchon von derlei Mummereien und närriſchen Maskeraden ſprechen — dann iſt der bal de l'opera und der bal Chicord mit ſeinen Debardeurs und Polichinellen doch wenigſtens amüſanter. Da erzählt man ſich z. B. heute ein treffliches Wort von der reine Pomaré, jener famoſen Venuspriesterin, die ſeit einem Jahre die Modegöttin unſererer Dandies iſt. Es war nämlich vorgeſtern Armenball im erſten Arrondiſſement. In Mitte der züchtigen Bürgerstöchter, die von den Augen getreuer Mütter bewacht, ihre ſchüchternen Quadrillen tanzten, ſah man auch ein junges ſchlankes Weib in blauem Kleide mit ſchwarzen Locken, die durch die fröhliche Wuth, mit der ſie alle Cotillons, Mazurkas, Walzer, Polkas mittanzte, auffiel. Wer iſt die junge Frau? fragte man leiſe. — Wie, Sie kennen Sie nicht? Das iſt . . . Alle Heiligen! Da darf ja eine ehrliche Frau nicht da bleiben — da kann man ja ſeine Tochter nicht weiter tanzen laſſen. In ſolcher Geſellſchaft! — Davon muß man den Polizeicommiſſär unterrichten . . . Als der Cotillon zu Ende war, trat der Commiſſär in der That zu der blauen Tänzerin und kündigte ihr in höflichen Worten das Ultimatum der Damen an. Pomaré verneigt ſich mit einem graciöſen Lächeln: Dieſer Ball iſt zu Gunſten der Armen veranſtaltet, ſind etwa nicht alle Gaben gleich der Armuth gegenüber? — Heute berichten alle Journale dieſe Antwort, als wäre es ein politiſches Ereigniß.

Alſo von Bällen. Ich habe Ihnen vorige Woche von einer Soiree bei Jules Janin geſchrieben; ein viel glänzenderes Seitenſtück ſah ich einige Tage darauf mit eigenen Augen: es war der erſte Ball bei Leon Pillet, dem Director der großen Oper. Arme deutſche Theaterintendanten! Dieſer gute Herr von Küſtner auf dem Gensdarmenmarkt in Berlin, ſeine kleinen Diners ſind gar nicht übel, dieſer kluge Herr von Holbein in Wien, der Niemand einladet, ſelbſt Se. Excellenz der Herr Graf Dietrichſtein, Seine Excellenz der Herr von Lüttichau in Dresden und wie ihre Namen alle ſind von dem geizigen Schneider-Impressario Balloiſini in Wien bis zu dem honetten Aesculap. Director Dr. Schmidt in Leipzig — hieher müſſen Sie kommen, meine Herrſchaften, um die Macht und die Herrlichkeit eines Theaterdirectors kennen zu lernen! Eine ſolche Geſellſchaft wie bei Leon Pillet, iſt in der That nur in Paris zuſammen zu finden, denn ein Viertheil dieſer Perſonen hat europäiſche Celebrität. Ich ſpreche nicht von den ſingenden und tanzenden Theatergöttern, von der feurigen Stolz (der Gebieterin des Hausherrn), von der graciöſen Car-

verurtheilt werden müßten. Der Franzoſe iſt tolerant gegen jede Meinung, der deutſche iſt unduldſam, ſei er nun in der Oppoſition oder in der Majorität. Darum iſt die franzöſiſche Geſellſchaft bei aller Meinungsverſchiedenheit doch ein gemeinſamer feſter Körper, während die deutſche trotz aller Majorität des Philiſterthums eine zerhackte und zerſtückelte bleibt.

Bei Gelegenheit von Duldſamkeit. Der Herzog von Guiche, aus einer der erſten legitimiſtiſchen Familien Frankreichs, ein junger Mann, der mit dem Herzog von Bordeaux erzogen wurde, hat die Parthei der Legitimiſten verlaſſen und hat ſich „rallirt", wie der herkömmliche Ausdruck für dieſe Art Ausſöhnung mit den gegenwärtigen Zuſtänden und Anſchluß an die Orleaniſche Dynaſtie iſt. Geſtern meldete das Journal des Débats mit laconiſcher Oſtentation: Der Herzog von Guiche iſt von dem König empfangen worden. Die geheime Geſchichte dieſes Uebertritts iſt folgende: Der Herzog von Guiche wirbt um die Hand der hübſchen und unmäßig reichen Tochter des Banquiers Fould. Dieſer — bekanntlich ein Jude — hat zwei Bedingungen geſtellt, zuerſt, daß ſeine Tochter nicht zur chriſtlichen Religion überzutreten braucht, obſchon die zu erwartenden Kinder ſämmtlich der Religion des Vaters folgen ſollen, und zweitens daß ſein Eidam der Feindſchaft gegen die herrſchende Dynaſtie entſage, da die Familie Fould zwei Deputirte in ihrer Mitte zählt und eine Verbindung mit einem Legitimiſten eine Quelle von Zwietracht würde. Der junge verliebte — ob in das Mädchen oder in die Mitgift? — Herzog hat beiden Bedingungen ſich gefügt. Die legitimiſtiſche France ſchleudert nun heute wie ſichs gebührt, ihren Bannſtrahl auf das Haupt des politiſchen Renegaten. Aber in ihrem ganzen Artikel — ſo ſchneidend er iſt — kömmt auch nicht die leiſeſte Anſpielung auf die Verbindung mit einer Jüdin vor; obſchon Herr De Genoude, der Redacteur, ein Abée, ein Geiſtlicher iſt. Wäre ein ähnlicher Fall irgendwo in Deutſchland, wie hätte die Polemik da an der Hep-Hepklingel und Mauſchelglocke gezogen! Mit dem erſten September erliſcht die Conceſſion dreier Boulevardtheater, die nicht erneuert wird. Dagegen ſoll Alexander Dumas um die Conceſſion zu einem Theater für große Dramen nachgeſucht haben, die man ihm natürlich nicht abſchlägt. Was wird Dumas noch Alles unternehmen? Ich hörte ihn ein Mal ſelber ſagen: Ich brauche 100,000 Franken jährlich, und ich muß trachten ſie zu erwerben. Dumas ſchreibt Tag für Tag in der Regel zwei Schreibbogen, die zuſammen allwöchentlich ohngefähr einen mäßigen Band bilden; ſo daß er bei einem halbweg productiven Jahr mit der eigenen Feder an 50 Bände „erzeugt"; abgeſehen von andern Mitarbeitern, deren Erzeugniſſe er retouchirt oder leitet. Funfzig Bände à 1000 Franken machen, allerdings erſt 50,000 Franken, und die andere Hälfte muß auf anderen Wegen errungen werden.

Auf dem Beaumarchais-Theater wurde vorgestern ein dreiactiges Drama Beaumarchais aufgeführt, was aber nichts anderes als eine Umarbeitung unseres deutschen Clavigo ist. Doch haben die Verfasser dieses Stückes allerlei Aenderungen und neue Personen eingeführt, so z. B. heirathet Clavigo am Ende, zur Freude der Zuschauer, die verlassene Maria. Auch ist es ganz französisch, daß Clavigo mit der Maitresse des Königs sich verheirathen will. Von der Göthischen Charakteristik ist wenig Spur und die Verfasser haben auch einen ganz andern Weg eingeschlagen. Geistreich ist jedoch die Idee, daß Beaumarchais, der hier der Held des Stückes ist, Figaro und Basilio kennen lernt, die auf eine hübsche Weise in die Handlung verflochten sind.

II.

Aus Wien.

Hoftrauer. — Schicksalstücke wider den Carneval. — Der Herzog von Modena. — Erzherzog Karl. — Der Banknotenfälscher Borr. — Feeerei der Börse.

Durch den Hintritt des Herzogs von Modena, der 67 Jahre alt, an den Folgen eines Gichtübels starb, haben die diesjährigen Carnevalsvergnügungen am hiesigen Hofe abermals eine unerwartete Unterbrechung erlitten, denn die Hoftrauer nimmt die wenigen Wochen der carnevalistischen Saison hinweg, und somit ist der erste Hofball in dem laufenden Jahr auch der letzte gewesen. Auffallend bleibt die Bosheit des Zufalls, welche es seit Jahren so zu fügen wußte, daß stets in den heitern Frohsinnswochen, die den Freuden der Feste und des Tanzes gewidmet sind, irgend ein erlauchter Todesfall den bereits an die Lippen gebrachten Lustbecher wieder mit ernster Resignation niederzusetzen zwang. Am meisten verliert noch die Damenwelt durch diese Verschwörung der Parzen, die sich vom Tode des Kaisers Franz herschreibt, (welcher selbst unter den Walzerklängen des Carnevals verschied); denn unsere Herren sind im Durchschnitt schon lange keine Verehrer Terpsichorens mehr und machen lieber den kritisirenden Beobachter oder plaudern in den Fenstervertiefungen und versammeln sich um den Whisttisch. Was nun den erwähnten Tod des Herzogs von Modena betrifft, so wird er nicht leicht anderswo, als in den engsten Familienkreisen Theilnahme erwecken, am wenigsten in seinem eigenen Lande, dem er ein strenger Herr und Gebieter war, welcher mehr politische Verbrecher hinrichten ließ, als irgend ein König eines mächtigen Reiches. Der Herzog bekannte sich zu einem so ausschweifenden Absolutismus, daß selbst der Kaiser Franz seine Grundsätze tadelte; weder Napoleon noch Louis Philippe wurden von ihm anerkannt, und er war der einzige Fürst in Europa, welcher der Dynastie Orleans jede politische Berechtigung beharrlich absprach.

Digitized by Google

Die Krankheit des Erzherzogs Karl, die bereits eine ſehr ſchlimme Wendung genommen, hat in den jüngſten Tagen einen beruhigenden Verlauf eingeſchlagen, ſo daß man jetzt an dem Aufkommen des greiſen Helden nicht mehr zweifelt. Auf die erſte Kunde von der gefährlichen Erkrankung des Erzherzogs ſind ſogleich die beiden abweſenden Prinzen Friedrich und Karl aus Venedig und Prag hiehergeeilt, werden aber jetzt wieder ihre Rückreiſe antreten.

Kaum glaubte man in der Perſon des Ritters von Borr der Quelle der verhängnißvollen Banknotenfälſchung auf die Spur gekommen zu ſein, der es allein zugeſchrieben werden muß, daß bei der diesjährigen Dividendenvertheilung der Nationalbank kein Reſervefondsbetrag eingelegt werden konnte, indem die Borr'ſchen Falſificate und die Betrügereien des Kaſſirers F. damit gedeckt werden mußten, ſo ſind auch ſchon wieder neue Banknoten unechten Urſprungs im Umlauf. Zum Glück ſind ſie nichts weniger als gelungene Nachahmungen und werden daher nicht ſehr gefährlich werden. In dieſer Woche muß übrigens der im Criminalgebäude ſitzende Borr vor einer Commiſſion von Sachverſtändigen ſein ganzes Verfahren produciren, welches er bei der Erzeugung ſeiner Falſificate angewendet hat, um jenen Grad verführeriſcher Aehnlichkeit zu erreichen, der ſeinem Wirken eine ſo unheilvolle Bedeutung verliehen hat. Höchſt ſeltſam ſoll das Betragen des Inquiſiten dem Verhörrichter gegenüber ſein, indem Borr ſein Verbrechen ſtets nur als wiſſenſchaftlich-techniſches Problem betrachtet, deſſen Beſprechung ihm große Freude verurſacht, während er die praktiſche Seite und ſtrafbare Ausbeutung deſſelben kaum zu ahnen oder wenigſtens kaum zu beachten ſcheint.

Die Glückswechſel in der Börſenwelt ſind wirklich ſo fabelhaft, daß ſie an die Wunder der Tauſend und einen Nacht gemahnen; ſcheint es doch faſt, als wolle ſich das Bischen Schickſalspoeſie das die moderne Civiliſation noch auf der Erde gelaſſen, ganz und gar in die Actienpapiere ziehen, denn dieſe allein machen noch ähnliche Umwälzungen in dem individuellen Schickſale möglich, wie ſie die Romantik der Orientalen liebt und die türkiſchen Staatsverhältniſſe erlauben, wo aus einem Schiffsknecht ein Miniſter, aus einem Bartkräusler ein Mufti werden kann. Vor mehreren Jahren kam, um unter vielen Beiſpielen nur ein leuchtendes zu erwähnen, ein Italiener, Namens Galvani, hieher, ohne irgend ein Vermögen zu beſitzen. Nach mancherlei Wechſelfällen iſt beſagter Galvani im Beſitz ungeheurer Reichthümer, die ihn in Stand ſetzen zum Behufe großartiger Neubauten in dem der ſogenannten Hohenbrücke nächſtgelegenen Stadttheile eine ganze Häuſerreihe zum Abbruch anzukaufen, und überdies den Plan zu realiſiren, der ihn in einen römiſchen Herzog verwandeln ſoll. Im Kirchenſtaat, ſo wie in Neapel gibt es nämlich große Ländereien, mit deren Beſitz der Herzogstitel verknüpft iſt und

das Gerücht schreibt Herrn Galvani den Ehrgeiz oder vielmehr die Eitelkeit zu, nach einem solchen römischen Herzogshut zu greifen, dessen Erlangung übrigens kein Blut, sondern blos Geld kostet.

III.

Aus Prag.

Getraideausfuhr. — Unordnungen. — Sparkasse. — Geldklemme. — Bankerotte. — Spinnerunterstützungsverein.

Die Besorgnisse vor einem Getraidemangel haben den Erzherzog Stephan bewogen, zu Ende des Jahres nach Wien zu reisen, um dort in Betreff der zu ergreifenden Maßregeln die dringendsten Vorstellungen zu machen, zumal Böhmen gerade diejenige Provinz ist, wo die Verhältnisse den Ausbruch eines Brodmangels am bedrohlichsten erscheinen lassen möchten. Ist auch kein förmliches Verbot der Kornausfuhr erfolgt, so wurde doch eine Erhöhung des Ausfuhrzolles zugestanden; doch diese war gleichwohl nicht im Stande, den Getraidehandel völlig zu hemmen, und es haben dennoch fortwährend Sendungen über die Grenze, namentlich nach Baiern und Sachsen stattgefunden. Die mißtrauische Stimmung, in welcher gegenwärtig ein großer Theil der Bevölkerung ist, machte, daß dieser die Ausfuhr von vornherein mit höchst mißgünstigen Blicken betrachtete und die Unzufriedenheit stieg an einigen Orten zu einer Erbitterung, die selbst zu Thätlichkeiten führte. Die Einwohner des Dorfes Eisenstein überfielen bewaffnet die Frachtwagen, die das Korn nach Baiern führten, und die Hitze, mit welcher dieser Angriff von Seite der böhmischen Bauern geschah, riß die ergrimmte Schaar selbst zur Verletzung der Grenze hin, indem sie den baierischen Zwiesel überrumpelten, die Scheunen erbrachen und die darin befindlichen Vorräthe dem Winde preisgaben. Auf die Kunde von diesen Vorgänge rückte alsogleich eine Reiterabtheilung im Trab an diesen Theil der Grenze, während zugleich das Dorf Eisenstein, das von deutschen Ansiedlern bewohnt wird, militärisch besetzt wurde. Das baierische Landgericht begnügte sich mit der Verstärkung der Gensdarmerie und der Zollwache an den bedrohten Punkten.

Die Sparkasse hat sich in Betracht der bedrängten Lage der arbeitenden Klassen veranlaßt gesehen, ihren auf drei ein halb Procent erniedrigten Zinsfuß wieder auf vier Procent zu erhöhen, denn die Anmeldungen zur Rückzahlung sind so häufig, daß das Institut die zu gewährenden Vortheile für die Darleiher nothwendig vermehren muß, zumal die gegenwärtige Geldkrisis die nützlichste Verwendung der Capitalien nicht wenig erleichtert. Die europäische Geldklemme hat auch bei uns furchtbare Verheerungen angerichtet, die sich in einer bedeutenden Anzahl von Bankbrüchen kund geben, wovon sehr viele der Art sind, daß sie dem Rufe des hiesigen Kaufmannsstandes

Digitized by Google

in keiner Weiſe Vorſchub leiſten können. Mehr als jemals ſtellt ſich jetzt das dringende Bedürfniß eines auf der Baſis moraliſchen Ernſtes gegründeten, ſtrengeren Schuldengeſetzes heraus, denn die jetzt geltenden legislativen Normen gewähren der Gewiſſenloſigkeit und dem Leichtſinn ein viel zu offenes Feld, indeß die Rechtſchaffenheit und kaufmänniſche Solidität in's Elend wandern muß; um ſolchen Preis ſind die commercielle Raſchheit, die leichte Geldcirculation doch jedenfalls zu theuer erkauft!

In Hinſicht der Webernoth im Gebirge geht Böhmen und Mähren dem intelligenten Preußen, das ſeine Sprechluſt nicht vor dem Stillſtand bewahrt, auf beſchämende Weiſe voran, denn während in Schleſien es immer bei Anregungen und Vereinsplänen bleibt*), hat ſich hier unter dem Vorſitz des Erzherzogs ſchnell ein Verein zur Unterſtützung der Handſpinner gebildet, der bereits 10,000 Mitglieder zählt, und über bedeutende Summen verfügen kann. Es werden von ihm bei den unbeſchäftigten Spinnern ſtarke Beſtellungen gemacht, wozu ihnen der Flachs zum Ankaufspreiſe überlaſſen wird, ſo daß den fleißigen Arbeitern ſtets ein angemeſſener Lohn geſichert iſt. Das Centralcomité, das hier ſeinen Sitz hat und von mehreren Filialcomité's unterſtützt wird, die in den meiſten Städten des Landes errichtet wurden, entfaltet eine lobenswerthe Thätigkeit und erwirbt ſich damit kein geringes Verdienſt um den Staat. Noch umfaſſender und gründlicher will ſich die Aufgabe darſtellen, die man in Mähren zu löſen ſucht, wo der Gutsbeſitzer Radherny einen weſtphäliſchen Spinnmeiſter kommen ließ, der Spinnlehrer bildet, die dann wieder in den verſchiedenen Ortſchaften des Gebirgs Spinnſchulen ſtiften, in welchen die heranwachſende Generation ſowohl als die älteren Leute ihr Handwerk veredeln und ſich die Fortſchritte dieſes Induſtriezweiges aneignen können. Um die inländiſche Leinwandfabrication wieder zum Träger der Handſpinnerei zu erheben, ſollen in Bälde ſtrenge Beſtimmungen von Seite der k. k. allgemeinen Hofkammer zu erwarten ſein, durch die die Leinwandfabrikanten angewieſen werden, ihre Producte mit Urſprungszeugniſſen zu bekräftigen, damit in Zukunft Maſchinengarn nicht mehr für Handgeſpinnſt in den Verkehr gebracht werden könne und die Nachfrage um Letzteres den armen Webern zu Statten komme.

---

*) Unſer Prager Correſpondent befindet ſich hinſichts deſſen, was in Bezug auf die ſchleſiſchen Weber preußiſcher Seits geſchehen, im Irrthum. Die ſchleſiſchen Zeitungen haben von Zeit zu Zeit Bericht über bedeutende Vorkehrungen zur Hebung der Spinnerei und Weberei gegeben. Wir erſuchen jetzt unſern Berliner Correſpondenten um baldige Einlöſung ſeines Verſprechens, uns Näheres über dieſe Angelegenheit mitzutheilen. D. Red.

VI.

Aus Pesth.

Die Direction der Centralbahn. — Eine neue Kirche. — Herr Hild. — Bahn nach Fiume. — Kliegl'sche Erfindung. — Ausdehnung des Bergbaus. — Kroatische Zerwürfnisse. — Der requirirte Schulmeister. — Ablösungen. — Literarisches. — Theatralisches.

Die Angriffe, welche in der Beilage der Allgemeinen Zeitung gegen die Direction der ungarischen Centralbahn enthalten waren, haben in den hiesigen Kreisen ungemeine Sensation erregt, obschon die vorgebrachten Thatsachen dem Publicum, das in die wichtigeren Landesangelegenheiten eingeweiht ist, nichts weniger als neu sein konnten, denn das Walten des Herrn Ullmann und Consorten ist bereits zu allgemein bekannt, um noch Befremdung zu erwecken. Allein die Offenheit und der Nachdruck, mit welcher in dem erwähnten Artikel die gravirenden Facta der Lesewelt vorgelegt wurden, waren allerdings geeignet, kein geringes Aufsehen zu machen, und es ist hier nicht unbekannt geblieben, daß den Anklägern in Wien der Rath ertheilt worden war, diesen Weg der journalistischen Publication zu beschreiten, um die Betroffenen zur richterlichen Entscheidung zu drängen. Daß auch Staatsdiener, wie z. B. Hofbaurath Sprenger und Hauptmann Wurmb bei der skandalösen Geschichte betheiligt sind, dient nur dazu, die Sache noch verwickelter zu machen. Man ist sehr gespannt, welchen Ausgang diese schmutzige Angelegenheit endlich nehmen werde; jedenfalls ist sie mit barschen Abfertigungen und dünkelhaften Drohungen, wie sie der erwähnte Officier in Wiener Blätter einrücken ließ, nicht abzuthun, sondern verlangt gründliche Untersuchung und partheiloses Urtheil. Um dieses zu erzwecken, wäre es wohl das Beste, wenn die Sache in Wien bei den zuständigen Gerichten in Verhandlung genommen würde, denn die ungarische Justiz ist gar manchen Einflüssen und juristischen Schwächen blos gestellt, welche österreichischen Gerichtshöfen, man mag sonst über die öffentlichen Zustände in den Erbländern denken wie man will, mindestens in einem weit minderen Grade möglich sind. Herr Ullmann hat gestern in der Pesther Zeitung eine ausführliche Rechtfertigung abdrucken lassen, welche trotz der geschickten Vertheidigungskunst, doch der Blößen gar manche gibt und die zugesagte Beschreitung des Rechtsweges keineswegs als überflüssig erscheinen läßt. Es scheint die Absicht zu bestehen, andere Personen, welche gleichfalls verkürzt worden, in der Stille mit Entschädigungssummen abzuspeisen und dann gegen den vereinzelten Herrn Beyse aufzutreten, dem auf solche Art die Stütze bekräftigender Zeugenaussagen entzogen werden möchte.

Unsere Stadt soll mit einem neuen Bauwerk geziert werden, das ihr um so nothwendiger wäre, als die architektonische Physiogno-

Digitized by Google

mie der ungariſchen Hauptſtadt einen allzu materiellen Ausdruck hat; es iſt nämlich eine Kirche projectirt, auf welche die Summe von 500,000 Gulden C. M. verwendet werden ſoll; ſie kommt in der Leopoldſtadt zu ſtehen und dürfte nach dem von dem Architekten Hild entworfenen Plane ein Schmuck dieſes Stadttheils und eine Sehenswürdigkeit von Peſth werden. Bei dieſer Gelegenheit kann ich aber die im reinen Intereſſe der Kunſt begründete Bemerkung nicht unterdrücken, daß durch das Monopol, welches ſich Herr Hild in Folge der beſonderen Gunſt, in der er beim Erzherzog Palatinus ſteht, zu erwerben wußte, die größten Bauwerke, welche unſere Stadt beſitzt, eine Eintönigkeit des Geſchmacks zur Schau ſtellen, welche nichts weniger als erfreulich zu nennen iſt.

Die Bahn nach Fiume iſt bereits geſichert und der Bauingenieur von der Heyden wird das Unternehmen in techniſcher Hinſicht leiten. Die Direction läßt eben jetzt eine Erfindung des Herrn Kliegl in Presburg prüfen, welche darin beſteht, daß fortan blos Eine Schiene ſtatt der Doppelſchienen gelegt werden dürfte. Kliegl will nämlich die Räder an der Locomotive und den Waggons in der Mitte anbringen und glaubt auf dieſe Weiſe den Zug auf einer einzigen Schiene fortbewegen zu können, wodurch denn natürlich die Koſten der Anlage, zumal in Eiſen, verringert würden. Ich habe weder Modell, noch Zeichnung davon geſehen und kann daher nichts Näheres darüber mittheilen, doch muß, nach meiner Einſicht in die Geſetze der Mechanik, jedenfalls an beiden Seiten eine radartige Vorrichtung angebracht ſein, durch die das Gleichgewicht hergeſtellt wird, indem ſonſt eine ſichere Bewegung gar nicht möglich wäre. Dieſe zur Erhaltung des bei einer einzigen Schiene ſehr gefährdeten Gleichgewichts nothwendigen Seitenräder müſſen aber, da ſie nicht in Eiſen gehen, durch vermehrte Reibung die Schnelligkeit ſehr ſtark beeinträchtigen, ſo zwar, daß die Erſparniß in Eiſen beim Bau einer ſolchen Bahn durch den Ausfall an Betriebskoſten und Zeit mehr als aufgehoben werden dürfte. — Höchſt wichtig und großartig erſcheint uns dagegen der Entſchluß der Staatsverwaltung, die Bodenſchätze des Banats zu der induſtriellen Vorrathskammer Ungarns zu geſtalten. Die Eiſenwerke im Banat werden künftig in einem Maßſtab betrieben werden, daß ſie allein im Stande ſein ſollen, den Bedarf an Schienen für alle ungariſchen Eiſenbahnen und induſtriellen Zwecke darzuliefern, ſowie der Reichthum jener Gegenden an Steinkohlen fortan in einem bisher ganz unbekannten Umfang ausgebeutet und Dampfſchiffe und Eiſenbahnen damit verſorgt werden müſſen, zu welchem Zweck bereits neun mächtige Dampfmaſchienen in Belgien beſtellt worden und im Frühling dieſes Jahres anlangen werden. Die Leitung des Ganzen iſt dem k. Aſſeſſor Baron Ranſonnet-Villez in Orawitza übertragen, einem Manne von ebenſoviel Energie als techniſchen Kenntniſſen. Durch die Realiſirung dieſes

Gebäude, das Gebäude selbst, Gebäudeteile, Zubehör, Einrichtungsgegenstände, Maschinen, Vorräte, Waren, Geld, Wertpapiere, Forderungen, Rechte, Schulden, Lasten, Verbindlichkeiten, Rechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteile, Gesellschaftsrechte, Gesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsvermögen, Gesellschaftsschulden, Gesellschaftslasten, Gesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechtsverhältnisse, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsrechte, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsverbindlichkeiten, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsvermögen, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsschulden, Gesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftsanteilsgesellschaftslasten, Gesellschaftsanteilsg

eben ſo viele freie Bürger reicher geworden iſt. Man beabſichtigt in den genannten Ortſchaften dieſen wichtigen Augenblick als ein Volksfeſt zu feiern, und thut ganz wohl daran, denn kann es ein ſchöneres Volksfeſt geben als das Feſt der Freiheit?

Der frühere Redacteur des Pesti Hirlap, Herr Szalay, will ein intereſſantes publiciſtiſches Werk: „Das Buch der Staatsmänner und Redner", in einzelnen Lieferungen herausgeben, auf das wir auch die deutſche Leſewelt aufmerkſam machen möchten, da es ohne Zweifel allſeitig anregen dürfte und gewiß bald auch im deutſchen Sprachgewand ans Licht treten wird. Von Lorenz Thol iſt ſoeben das fünfte Heft ſeines Reiſeportefeuille's erſchienen, das die Wanderung durch England ſchildert und den angenehmſten Eindruck hinterläßt. Die geſammelten Schriften des gefeierten conſervativen Schriftſtellers, Graf Aurel Deſſeroffy, der als K. Stadthaltereirath ſtarb, welche, obſchon ſie zu ephemeren Anläſſen geſchrieben wurden, als Muſter ſtaatswiſſenſchaftlicher Gediegenheit gelten können, erſcheinen in einer Prachtausgabe, wozu der unermüdliche Heckenaſt die Hand geboten hat. Der fruchtbarſte Erzähler der magyariſchen Literatur, Baron Joſika, hat abermals einen vierbändigen Roman: „Die Geheimniſſe des Herzens" in den Druck gegeben, der, wie alle Producte dieſes Dichters viel geleſen und von dem ſchreibfertigen Herrn Klein verdeutſcht wird. Kaum hat dieſes Werk die Preſſe verlaſſen, ſo erfährt man auch ſchon, daß Joſika in ſeinem Tusculum Schurdok, wieder an einem neuen Roman arbeitet, der zu Ende des Jahres gedruckt werden ſoll. — Nicht wenig geſpannt iſt man in der literariſchen Welt auf die Vollendung des großen hiſtoriſchen Werkes, das der Präſident der Akademie und Gouverneur von Siebenbürgen, Graf Teleky, unter der Feder hat, und das die Begebenheiten des Hunyady zum Gegenſtand hat. Das Geſchlecht der Hunyady iſt das glänzendſte des ganzen magyariſchen Adels, und hat in der ſchönſten Periode der Landesgeſchichte die hervorragendſte Rolle geſpielt. In der Diplomatie und im Rathe des Königs, in den Gemächern des Hofes und auf den Feldern der Schlacht hat Hunyady gewirkt und geſchaffen, und dieſes reiche und vielſeitige Menſchenleben wird unter der farbenſprühenden und feinſpaltigen Feder des ſtaatsklugen und gelehrten Grafen zweifelsohne ein herrliches Gemälde werden, in dem ſich der Reiz des Biographiſchen mit dem Zauber des hiſtoriſchen Tiefblicks vermählt.

Die magyariſche Nationalität hat ſich ſchon wieder eine Bühne erobert, indem nach der Inſolvenzerklärung des Theaterdirectors Huber in Ofen dieſe Kunſtanſtalt in die Hände einer neuen Direction gelangen wird, der es zur Pflicht gemacht ſein ſoll, neben der deutſchen Oper ein ungariſches Schauſpiel zu unterhalten. Vor der Hand hat Herr Forſt, der Director des Peſther Stadttheaters, die Leitung

der Bühne in der Schweſterſtadt übernommen, und zu dieſem Zweck bereits eine ungariſche Schauſpielergeſellſchaft gewonnen, die abwechſelnd auf dem Ofner Theater ſpielen wird. Bei dem bekannten Syſtem, jede Oppoſition durch Gewaltthat einzuſchüchtern, und dem öffentlichen Wunſch zum Trotz die Magyariſation durchzuführen, dürfte dieſe Erſcheinung nicht ohne folgewichtige Bedeutung ſein, zumal, wenn man bedenkt, daß vor ungefähr zehn bis zwanzig Jahren das magyariſche Idiom eine faſt gänzlich unbekannte Sache war, während es jetzt in dem Nationaltheater eine ausdauernde Stütze beſitzt, und in Ofen ebenfalls feſten Fuß faßt. In kurzer Zeit wird das deutſche Stadttheater in Peſt ein vom Meer des Alles verſchlingenden Magyarismus umbrandetes Eiland ſein, das nach und nach gleichfalls dem unabwendbaren Schickſal der Vertilgung anheimfällt. Die Magyaren nehmen dabei alle möglichen Mittel zu Hülfe, und während Graf Radny, der Chef des Nationaltheaters in Wien, ſelbſt einen Agenten bezahlt, deſſen Beſtimmung iſt, in Zukunft alle fremden Tonkünſtler, welche nach Wien kommen, alſogleich für das Nationalinſtitut zu acquiriren, mit der Bedingniß, im Stadttheater nicht aufzutreten, ſucht man in Ofen den Schein der Parität zu erhalten und bewilligt magyariſches Schauſpiel und deutſche Oper, weil man weiß, daß das Schauſpiel, worin das Wort die Hauptrolle ſpielt, für ihre Zwecke ungleich wichtiger iſt, als die Oper, in der die Sprache Nebenſache iſt, und welche durch den Reichthum der Kunſtbildung in einer Nation bedingt wird.

VI.

Aus München.

Ständeverſammlung. — Das Ständehaus. — Zeitungsberichte über den Landtag. — Carneval.

Wir haben in unſerer Ständeverſammlung nicht gerade Redner, welche durch die Gewalt ihres Vortrages auch den ſonſt gleichgültigen Zuhörer auf der Tribune begeiſtern könnten; aber es ſind Männer, ſogar viele in derſelben, welche in klarer, ſchmuckloſer Weiſe offen ihre innige Ueberzeugung darlegen, welche ohne Furcht und Scheu das was ſie für Unrecht halten, auch Unrecht nennen, und deren erſter Auftritt ſchon Jedem es darthut, daß die heiligen Intereſſen des Vaterlandes ihnen wichtiger als alle übrigen Nebendinge ſind. Noch zu keiner Zeit hat die Ständeverſammlung in ihrer größten Mehrheit ſich ſo entſchieden und freimüthig ausgeſprochen, noch nie iſt die Oppoſition numeriſch ſtärker geweſen, denn, einzelne Ausnahmen abgerechnet, gehören alle Deputirten derſelben an. Bei einer kürzlich vorgekommenen wichtigen Abſtimmung über die Vertretung der Pfalz, welche zu gering befunden wurde, ſtimmten nur zwei Mitglieder nicht

Digitized by Google

gegen die Regierung, die ziemlich eigenmächtig dieſe Vertheilung ſo angeordnet hatte. Ein ſo kräftig auftretender Landtag hat demnach, wie natürlich, eine ungewöhnliche Theilnahme im gebildeten Publicum hier erregt. Schon am frühen Morgen, noch vor dem Beginn der Sitzung, ſind die Zuſchauer-Tribünen gefüllt, und es hält ſehr ſchwer, ja oft unmöglich, ſich wenige Minuten ſpäter, den beſcheidenſten Platz daſelbſt zu verſchaffen. Leider ſind die Gallerien ſo eng und in jeder Hinſicht, beſonders durch die breiten abgeſperrten, in der Regel doch nur leer ſtehenden Räume für den Hochadel ſo beſchränkt, daß nur eine nicht ſehr große Zahl von Zuhörern anderer Stände Raum findet. Während doch ordentlich darauf ſtudirt worden iſt, Gelegenheiten von nur einiger Scheinbarkeit zur Ausführung neuer Prachtbauten zu finden, hat man es nicht für gut gehalten ein dem dringenſten Bedürfniß entſprechendes Ständehaus zu ſchaffen. Von dringendem Bedürfniß kann man aber doch wohl mit vollem Rechte reden, wenn bei einer Ständeverſammlung des Königreichs Baiern nicht mehr als etwa hundert nicht hoffähige Zuhörer Platz zu finden vermögen.

Die hieſigen Volks- und politiſchen Zeitungen bringen die misbeliebigen Reden einzelner Abgeordneten gewöhnlich ſo verkürzt und oft ſo ſinnlos entſtellt, daß man kaum darin das, was man mit eigenen Ohren gehört hat, wieder zu erkennen vermag. Die getreueſten und ausführlichſten Landtagsberichte bringt der in Nürnberg erſcheinende „Correſpondent für Deutſchland." Zwar nicht immer in ihrem ganzen Zuſammenhange, aber doch die wichtigſten Stellen kurz angegeben und beleuchtet findet man in einzelnen Berichten über den hieſigen Landtag theils aus Franken, theils aus München ſelbſt datirt, in dem Herold des Prof. Biedermann, welche Zeitſchrift auch hier in kleineren Kreiſen die verdiente Beachtung zu finden immer mehr anfängt.

Im ſonſtigen geſelligen Leben hieſelbſt hat der Carneval nun ſeine luſtige Herrſchaft angetreten, und zählt wenig unzufriedene oder ſäumige Diener; öffentliche wie Privatbälle, maskirte Akademien und maskenloſe Maskeraden drängen ſich in bunter Abwechſelung und gewähren den an Geld und Zeit nicht Armen Beſchäftigung vollauf. Glänzende Karoſſen und beſcheidene Fiaker raſſeln des Abends in allen Richtungen durch die ſchlecht beleuchteten Straßen, und führen ſchön geſchmückte Damen mit von Luſt blitzenden Augen, in die glänzend erleuchteten Feſthallen. Dazwiſchen hungert und friert der Arme bei der ungewöhnlichen Theurung aller Lebensmittel und der mitunter eingetretenen ſcharfen Kälte. Während Hunderte an einem einzigen Ballabend oft ganz nutzlos verſchwendet werden, hat er nicht wenige Kreuzer, um ſich und den hungernden Kindern Brod für den nächſten Tag zu kaufen. Dort blendender

Glanz, behagliche Wärme, schöne Damen in seidenen Gewändern schweben nach dem Tacte vollständiger Orchestermusik umher, Gänseleberpasteten hauchen verführerische Düfte aus, Champagnerkorke knallen hoch an die Decken, Alles athmet Lust und Leben, Fülle und Genuß; wenige Schritte davon liegt in halbzerfallener Dachkammer ohne Licht, Heizung, Nahrung eine ganze Familie, Jung und Alt, krank wie gesund, Mädchen wie Bursche, kümmerlich mit Lumpen bedeckt, auf elendem Strohlager, und Kälte und Hunger verdrängen selbst den wohlthätigen Schlaf, den einzigen Tröster der Armen. Freilich das alte Lied! Aber wer kann sich in einer Zeit üppiger Feste dieses Wehgefühls erwehren? Es ist wie eine herbe Ironie, daß der Carneval diese Epoche der übermüthigsten Lust, gerade in Monate fällt, in denen Kälte wie Mangel an Arbeit dem Armen seine Lage doppelt drückend machen. Doch — wir tanzen dann einmal zum Besten der Armuth, oder hören, wenns hoch kommt, ein Concert zu ihren Gunsten mit an, und unser Gewissen ist vollkommen beschwichtigt.

V.

Zur Literatur über Rußland.

Seit Cüstine haben wir eine ganze große Bibliothek von Enthüllungen Rußlands erhalten. Aber, seien wir offen, Deutschland hat bisher gerad das Unbedeutendste dafür geliefert. Und weil dennoch jedes solche Buch von einer Menge von Journalen mit Extase als der Messias der vollen echten Wahrheit verkündet ward, während das gläubige Publicum später meistens seine Hoffnungen getäuscht sah, ist ein Mißtrauen über alle Maaßen großgewachsen gegen deutsche Bücher über russische Zustände. Besonders gilt dies von den anonym erschienenen Werken und von den soit-disant Originalen gewisser Firmen. Aber wie mag man dem großen Publicum eine solche genaue Scheidung der Bücher über Rußland zumuthen wollen, wie ihm zumuthen, es soll die zuverlässigen und unzuverlässigen Verlagsfirmen kennen? Einen großen Theil der Schuld, daß wir nichts Rechtes und Volles erhalten, nicht einmal eine Specialität recht prägnant erörtert sehen, mag allerdings die auch gegen Rußland rücksichtsvolle Censur tragen. Aber alle Schuld kann man ihr nicht aufbürden. Diese liegt vielmehr häufig an den deutschen Schriftstellern selbst, welche Rußland als eine vollständige terra incognita voraussetzen, daher immer wieder mit der Schilderung desselben von vorn anfangen, dabei zu Punkten kommen, bei denen ihnen die Galle überläuft, darüber alle mögliche Reflexionen herangeschleppt bringen und nun den eigentlichen Kern vorübergehen lassen, sich an äußerliche schroffe Einzelheiten haltend, sich in ein paar charakteristische Anek-

Digitized by Google

boten vertiefend, um dann wieder zu etwas Anderm eben ſo Aeußerlichem überſpringen, wovon ſie auch nichts Rechtes ſagen. An der ganzen deutſchen Enthüllungsliteratur über Rußland macht ſich ein großer Mangel an Methode und Organiſation geltend. Leider auch zum großen Theil in einem neuen derartigen Erzeugniß, welches den Titel führt: „Rußlands inneres Leben; drei und dreißigjährige Erfahrungen eines Deutſchen in Rußland.“ Drei Bände ſtark tritt es auf; ſollte man da nicht auf etwas Volles und Ganzes hoffen dürfen? Es beginnt mit einer 74 Seiten langen Grundirung; ließ ſich da nicht eine organiſche Grundlage erwarten? Aber nein, dieſe iſt nicht zu Stande gekommen. Der ganze Inhalt dieſer Grundirung läßt ſich vielmehr auf den einzigen Satz zurückführen: es kennen nur wenige Deutſche Rußland und die Widerleger Cüſtine's lügen ſämmtlich, wenn, ſie ſeine Russie unwahr nennen. Das war allerdings zu ſehr großem Theile richtig bis vor wenigen Jahren; allein der Verfaſſer kennt die neueſte deutſche und verdeutſchte Literatur nicht, wenn er ſagt, nur Gutzkow, Arndt und ein Mitarbeiter der Grenzboten kennen Rußland. Und der Anſpruch auf eine vollſtändige Kenntniß der deutſchen Anſchauung von Rußland, der deutſchen modernſten Schriften über Rußland, giebt dem vorliegenden Buch zunächſt der Kritik gegenüber einen ſchweren Stand. Wer ſo aburtheilt, muß ſelber außerordentlich hochſtehen und außerordentlich viel Neues bringen. Allein Treumund Welp, Göhring, und A. haben uns gerade dieſelben Anſichten gegeben, welche dieſer Deutſche in ſeinen drei Bänden entwickelt, ja ſogar einen großen Theil der von ihm mitgetheilten einzelnen thatſächlichen Beweiſe für ſolche bereits vorgelegt. Dabei haben ſie den ganzen unendlichen Ballaſt von allgemeinen und ſpeciellen Reflexionen und Raiſonnements vermieden, in denen ſich dieſes Buch bis zur äußerſten Ermüdung des Leſers vertieft. — Gehen wir nun aber zu den einzelnen Theilen des Werkes über. — Die „Erinnerungen an Oſtpreußen“ geben einige intereſſante Memoirenbruchſtücke aus dem Jahre 1812 und zugleich einige Beiſpiele damaliger Verwaltungsweiſe an der ruſſiſchen Grenze — davon gilt Alles mit äußerſt wenigen kleinen Abänderungen noch heut. Auch die „Reiſeeindrücke von Polangen bis Petersburg“ kennen wir in derſelben Geſtalt aus neuern Schilderungen; doch ſind in neueſter Zeit gerade die Poſtverhältniſſe dieſer Wegſtrecke beſſer geworden. „Petersburg“ — ich wüßte nichts Neues, nichts bisher von andern deutſchen Schriftſtellern Uebergangenes darin zu finden, außer breiten Declamationen. Wahr und richtig ſind allerdings die Darſtellungen — aber dieſer Deutſche ſagt ja, kein deutſcher Schriftſteller habe Rußland richtig geſchildert. Mit großer, wohl zu großer Vorliebe ſind „die baltiſchen Provinzen“ abgehandelt. Man erſieht, daß der Verf. ſie nur flüchtig kennen gelernt, und, wenn er ſie ja öfter wie-

der ſah, nur den angenehmen Eindruck ihrer Menſchen und ihres Lebens dem Ruſſiſchen gegenüber gefühlt hat. Dieſer Vergleich war ihnen allerdings ungemein vortheilhaft, denn die Perſpective war durch ruſſiſche Streiflichter verſchoben. — Der zweite Band bringt die Artikel: „Machtſchaft, Bureaukratie; öffentliche und geheime Polizei; Juſtiz.“ Auch hier iſt viel Wahres und Beherzigenswerthes, viel piquantes, anekdotiſches Kleinwerk; allein vergeblich ſucht man nach neuen Offenbarungen, welche uns dieſer Deutſche verheißt, und ertödtend überſchwemmt uns dagegen auch hier die Tirade, die allgemeine Reflection, die abgebrauchte allgemeine Declamation. — Selbſt im dritten Bande ſuchen wir umſonſt nach jenem Neuen, Unerhörten, was die Grundirung verſpricht. Wir müſſen auch hier das Schlagende und Ergreifende der „Stimmen aus den Kerkern,“ einzelner anekdotiſcher Abtheilungen in „Kirche und Schule,“ der Bemerkungen über „Oeffentliches und Privatleben“ anerkennen — aber neu ſind höchſtens nur kleine kurze Geſchichten. Rußland iſt in Deutſchland wahrlich beſſer gekannt, als der Verfaſſer glaubt. Der beſte Artikel des ganzen Buches iſt jedenfalls deſſen letzter, „Regierungszeit Nikolaus I.,“ weil in organiſchen Ueberſichten das ‚Leben dieſer Periode umfaſſend Allein neu iſt auch davon der größte Theil nicht zu nennen und beſonders eröffnet ſich weder dem irgend mit der modernen Literatur über Rußland vertrauten Leſer, noch jenem, welcher das Reich aus eigner, wenn ſchon nicht 33jähriger Anſchauung kennen lernte, ein neuer Geſichtspunkt für die Auffaſſung der ruſſiſchen Welt. — Was alſo nun das Urtheil über das ganze Buch? Es iſt ein Beweis mehr für die Wahrheit der heutigen Darſtellungen Rußlands, allein es giebt nur wenig Neues. Dies darum, weil der Verf. die Literatur über Rußland nicht kannte und ſeine Revelations überſchätzt, auch vor dem Schwall allgemeiner Reflectionen zu keinen ſpeciellen Abſchlüſſen gelangt. Auch für die Publiciſtik in Bezug auf Rußland iſt die Zeit der Declamation vorbei; man will nackte, klare, große Thatſachen, ſcharfe Vergleichungen zwiſchen Theorie und Praxis des Geſetzes, genaue Bezeichnungen der ruſſiſchen Gegenſätze zwiſchen Wort und That. Da aber nun der Verf. Rußlands inneres Leben ſchilderte, mußte er vor Allem auch das Volk berückſichtigen, mußte er die erſchreckenden Verhältniſſe offenbaren, welche ſich durch den aufgedrungenen Induſtrialismus im Conflict mit dem ſtaatsökonomiſchen Verfahren deſſelben Cancrin entwickelten, welchem der Verf. ſo augenſcheinlich gern Lorbeeren ſtreuen möchte. Hier liegt der Knoten, hier das Elend des heutigen Rußland — hier auch der gefährlichſte, weil abſichtlich nur ſehr ſanft berührte Punkt dieſer dreiunddreißigjährigen Erfahrungen. Hier iſt ein abſichtliches oder blödes, jedenfalls ein unverzeihliches Ueberſehen. Und weil dieſer eine Punkt nicht offen behandelt wird, wankt leicht der Glaube an das ganze Buch. Sklave-

Digitized by Google

rei und Beamtendespotismus müßten naturgemäß ſchwinden, wenn eine naturgemäße Entwicklung des Volkes in materieller Hinſicht geſtattet wäre — dieſe Nichtgeſtattung war das Werk Cancrin's.

— A —

VII.

Notiz.

Advocat Büky in der Times.

Unſere Leſer erinnern ſich vielleicht noch einer Correſpondenz aus Peſth in Nr. 48 unſeres vorigen Jahrgangs, worin die Rede von einem jungen ungariſchen Advocaten war, welcher für einige in Preßburg aufgefundene Documente die er nach Paris ſendete, den Orden der Ehrenlegion erhielt. Jetzt leſen wir nachträglich in der Times unter der Ueberſchrift: Merkwürdige Endeckung folgende Correſpondenz: Wien vom 1. Januar. „Ein junger Ungar aus Presburg Namens Buky (der Correſpondent der Grenzboten nannte ihn Büky von Felſóbük). welcher eben nicht durch ſcharfes Urtheil und Talent zu glänzen ſcheint (?), wurde vor einigen Monaten von ſeiner Großtante, der Wittwe eines in der erwähnten Stadt wohlbekannten Advocaten, erſucht, einige Familienpapiere welche auf dem Speicher lagen, durchzuſehen. Während er die Papiere durchſtöberte, machte ihn ein Freund der zugegen war, auf einige Documente aufmerkſam, die mehrere ausländiſche Perſonen vom allerhöchſten Range betrafen. Der junge Buky, der von ſelbſt ſchwerlich die Bedeutung dieſer Papiere beachtet hätte, wickelte ſie zuſammen und ſendete einen Theil davon dem König der Franzoſen zu. Dieſe Papiere mußten in der That von hohem Intereſſe ſein, denn der junge Mann, der eine Geldbelohnung zurückgewieſen hat, wurde mit dem Kreuze der Ehrenlegion beſchenkt und erhielt von Louis Philippe ein freundliches Schreiben, worin ihm bei etwaiger Luſt zu einer Reiſe nach Paris Erſatz für alle Reiſekoſten und eine Wohnung im Schloße angeboten wurde. Buky theilte auch noch einige andere Papiere den regierenden Häuſern von Baden, Lucca und Toscana mit. Esſcheint, daß dieſe Mittheilungen gleichfalls nicht ohne Werth waren, denn der junge Mann, der auch von dieſer Seite alle pecuniäre Belohnung ſich verbeten hatte, wurde mit Ordensdecorationen von jedem dieſer Länder belohnt. Die Großherzogin von Baden fügte überdieß noch eine goldne mit Brillanten reich verzierte Doſe bei, und nun kann man den jungen Advocaten ohne Ruf und ohne irgend ein Verdienſt mit vier Ordensbändern im Knopfloch durch die Straßen ſeiner Vaterſtadt gravitätiſch einherſchreiten ſehen. Was den Inhalt dieſer wichtigen Papiere betrifft, ſo kann man ſich nur Muthmaßungen überlaſſen. Man behauptet, daß die das Haus Orleans betreffenden Papiere aus Briefen beſtehen, die der berüchtigte Philippe-Egalité während der Republik einem öſter-

reichischen Minister geschrieben. Aber was für ein Interesse sie eigentlich für das Haus Orleans haben, das weiß man nicht. Die Papiere, welche die andern herzoglichen Häuser betreffen, haben eine ganz verschiedene Bedeutung. Man behauptet, es sei darin von Besitzungen die Rede, auf welche jene herzoglichen Familien vergessene, oder bisher unbekannte Rechte hätten geltend machen wollen. — Diese Documente nun, heißt es, die ursprünglich in den Händen eines wohlbekannten österreichischen Ministers sich befunden, seien von ihm der Sicherheit wegen, während der napoleonischen Invasion, einem Advocaten in Preßburg anvertraut worden. Als sie später der Minister zurückverlangte, habe der Advocat geläugnet, man weiß wieder nicht, warum, das anvertraute Gut erhalten zu haben. Aber die Geschichte ist noch nicht aus; jetzt kommen wir erst zum Außerordentlichsten. Der junge Buky, aufgemuntert durch seine Entdeckungen, suchte von Neuem nach und fand bald darauf Papiere von Wichtigkeit für das Haus Oesterreich. Damit kam er vor zwei Monaten nach Wien und hatte die Kühnheit, zum Lohn für seine Entdeckung, die Stelle eines kaiserlichen Kammerherrn zu verlangen. Diese Auszeichnung wird aber nur Personen verliehen, welche beweisen können, daß sie direct vom Himmel stammen und die sogenannte Ahnenprobe ablegen. Der junge Buky hatte keinen Stammbaum der Art, denn sein Vater war ein bürgerlicher Advocat und seine Mutter eine Fleischerstochter. Was mußten also die mysteriösen Papiere enthalten? Dies ist ein Geheimniß, welches noch Niemand durchdrungen hat. Man spricht nicht viel in Oesterreich und behält seine Muthmaßungen für sich, aber so viel ist gewiß, der junge unbekannte Advocat hat seinen Zweck erreicht; er trägt die Uniform eines kaiserlichen Kammerherrn und spielt mit den beiden goldenen Knöpfen, an denen sein Kammerherrnschlüssel aufgehängt wird. Wie seltsam die Abenteuer des Herrn Buky erscheinen mögen, und wie unbegreiflich sein Glück sein mag, die Geschichte ist trotzdem wahr und authentisch."

So weit die Times, deren Correspondenz es durchaus auf den armen Buky abgesehen hat, um ihn als einen dummen Pilz darzustellen. Unser obenerwähnter Correspondent aus Pesth meldete uns damals: Wie man hört, hat die Thätigkeit dieses Advocaten in Auffindung und juristischer Ausbeutung alter Rechtsurkunden dem Hause Orleans und dem mit ihm verschwägerten Fürstenhaus Coburg-Cohary in Bezug auf mancherlei vortheilhafte Rechtsansprüche dieser Familie, großen Nutzen verschafft. Die österreichische Regierung hat den jungen Advocaten, der ein Edelmann ist, zum Kämmerer und Legationsrath mit der Bestimmung zur Gesandtschaft in Paris ernannt." Wir sind neugierig, was diese räthselhafte Geschichte für eine Auflösung findet.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Zum Andenken Georg Cuviers.

Frankreich hat ungemeines Glück mit ſeinen Adoptivkindern. Drei ſeiner größten Männer, die ſeit einem Jahrhundert die Welt bewegten, waren, der Geburt und zum Theil ihrer Erziehung nach, Nichtfranzoſen, aber treue und dankbare Kinder ihres Adoptivvaterlandes. Rouſſeau, dem die Revolution von 1789 einen großen und nicht den unedelſten Theil ihrer Richtung und ihres ideellen Gehaltes dankt, war ein Genfer; und in ſeinen Schriften, die Frankreich zu den claſſiſchen zählt, verrathen grade die Haupt- und Glanzpunkte einen Charakter, der ſich vom franzöſiſchen weſentlich unterſcheidet. Dann kam Napoleon, der Corſikaner. Der Dritte, der die größten Revolutionen und Eroberungen in den Reichen der Naturforſchung machte, den die Franzoſen ihren Ariſtoteles, wie Napoleon ihren Alexander den Großen nennen, war ein Deutſcher, nicht blos von Geburt und Herkunft, ſondern auch von Erziehung, Bildung und Charakter. Mit der Scholle Land, die Frankreich im Jahre 1796 von Würtemberg abriß, gewann es auch das kleine Mömpelgardt (jetzt Montbéliard), den Geburtsort Georg Cuvier's, der indeſſen ſchon in Frankreich ſich heimiſch gemacht hatte; und damit gleichſam auch die äußerlichen Anſprüche auf den legitimen Beſitz des großen Mannes.

Jüngſt hat die Herausgabe von Cuviers Briefen an ſeinen Freund Pfaff in Kiel (aus den Jahren 1788—1792) wieder an die deutſche Jugend des großen Naturforſchers lebhaft erinnert; und die Augsburger Allgemeine hat in einem Bericht über dieſe

Correspondenz mit beredten Worten hervorgehoben, welch ein strahlendes Genie, welch ein reifer, männlicher Geist sich bereits in diesen Jugendbriefen offenbare, geschrieben in einer Zeit, da Cuvier noch mit allen Fasern und Wurzeln seines Wesens an Deutschland hing, da ihm Frankreich noch eine wildfremde Welt war. Aber es ist auch der Mühe werth, darauf hinzuweisen, wie schnell Frankreich den gewonnenen Schatz zu würdigen wußte, mit welchem Eifer es Cuviers Bestrebungen unterstützte und mit welchen Ehren es seine unsterblichen Verdienste krönte. Wenn jener Briefwechsel den deutschen Ursprung und die deutschen Anfänge des berühmten Forschers in das schönste Licht stellt, so mögen die nachfolgenden Notizen nach französischen Quellen, nach den Berichten von Flourens, Pasquier, Bourdon und Dupie, die glänzende Laufbahn schildern, welche unsern Landsmann zu einem Franzosen machte. Doch wird es unerläßlich sein, mit einem Rückblick auf seine Jugend und Abstammung anzufangen.

Die Franzosen legen kein geringes Gewicht darauf, daß Cuviers Familie ursprünglich aus dem Jura und zwar aus einem Dorfe, welches noch heute den Namen Cuvier*) führt, gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach dem Großherzogthum Würtemberg ausgewandert sei, um unter einem protestantischen Souverain zu leben, da sie selbst hugenottisch war. Cuvier's Großvater war Stadtschreiber in Mömpelgard und starb ohne Vermögen. Cuvier's Vater diente dreißig Jahre in einem Schweizerregiment, das in französischem Solde stand, und zog sich dann als Officier und Besitzer eines militärischen Verdienstordens in seinen Geburtsort zurück, wo er seine bescheidene Pension verzehrte und zugleich, als Commandant der Platzartillerie, ein eben so bescheidenes Gehalt bezog. Cuvier selbst wurde im selben Jahre mit Napoleon (1769) von einer geist- und seelenvollen Mutter geboren, die seine erste Lehrerin war. In seinem vierten Jahre konnte er schon lesen und schrieb eine schöne Hand; in seinem achten Jahre empfand der frühreife Knabe eine Anwandlung erster Liebe (wie einst Dante); im zehnten Jahre hatte er diese Kinderkrankheit des Herzens längst vergessen und kannte nur eine leidenschaftliche Liebe zur Naturge-

*) Andere behaupten, Cuviers Vorfahren hätten Küfer geheißen

Digitized by Google

ſchichte, die ihm durch die Lectüre eines Exemplars von Büffon eingeflößt wurde. Dieſes Exemplar war mit Kupferſtichen illuſtrirt, und der junge Cuvier, der bereits gut zeichnete, copirte die Stiche und colorirte ſie nach den Beſchreibungen, die im Text enthalten waren.

Ein wunderbares Gedächtniß und eine unerſättliche Wißbegier zeichneten ihn frühzeitig aus. In ſeinem vierzehnten Jahre hatte er die claſſiſchen Studien auf dem Mömpelgarder Gymnaſium glänzend abſolvirt; er verſtand Latein und Griechiſch, Franzöſiſch und Italieniſch; er war in alter and neuer Geſchichte bewandert und wußte die trockenſten Daten auswendig; eben ſo große Fortſchritte hatte er in der Mathematik gemacht und ſeine Leidenſchaft für die Naturgeſchichte war entſchieden.

Herzog Karl von Würtemberg, den man auf den Wunderknaben aufmerkſam gemacht hatte, ließ ihn in die Karls-Akademie in Stuttgart aufnehmen, jenes großartige Inſtitut, wo vierhundert Zöglinge von 80 Profeſſoren unterrichtet wurden. Es gab dort fünf Abtheilungen: Jus, Medicin, Adminiſtration, Kriegs-, und Handelswiſſenſchaft, und jeder Schüler mußte, ehe er in eine der fünf Facultäten trat, einen philoſophiſchen Curſus durchmachen. Cuvier wählte die Adminiſtration, und zwar, wie er ſelbſt erzählte, aus dem Grunde, weil er glaubte, daß in dieſem Fach, welches ſich mit Allem auf der Welt beſchäftigt, auch etwas Naturgeſchichte vorkommen und manche Gelegenheit ſich finden würde, Herbarien und Naturalienkabinette zu beſuchen. — Es muß aber noch ein anderer Grund im Spiele geweſen ſein, denn warum hätte er dann nicht lieber die Medicin gewählt? Gewiß iſt jedoch, daß die adminiſtrativen Studien auf der Karlsſchule ſeinem Talent und ſeinen Trieben zuſagen mußten, denn er hat ſpäter in Frankreich nicht wenig durch ſeine Genialität und Tüchtigkeit im Verwaltungsweſen geglänzt.

Für jene Schüler der Karlsakademie, die in vier Hauptfächern bei den Semeſtralprüfungen einen Preis errangen, gab es eine den Geiſt jener Zeit charakteriſirende Auszeichnung. Sie erhielten nicht nur ein goldenes Ordenskreuz und den Titel „Chevalier", ſondern ſie aßen auch am Prinzentiſch und hatten elegantere Wohn- und Schlafzimmer. Cuvier, der faſt alle Preiſe gewann,

war natürlich einer der ersten Chevaliers. Er übte einen großen Einfluß auf seine Mitschüler und Freunde aus, obgleich er ihnen durch seine äußere Erscheinung wenig imponirte; „denn eine dicke Mähne von rothen Haaren" — auch Schiller war rothhaarig und scheint überhaupt einige physiognomische Aehnlichkeit mit Cuvier gehabt zu haben — „umwallte damals Cuviers längliches, blasses, durch Sommersprossen reichlich markirtes Gesicht. Seine Physiognomie verrieth Ernst, ja Melancholie. Er stiftete eine naturhistorische Gesellschaft unter seinen Collegen und theilte seinerseits unter ihnen Orden von Pappe aus, um sie zu höherem Fleiß anzuspornen." Sein Professor in der Naturgeschichte, Abel, dessen Vorträge er in's Französische übersetzte, schenkte ihm ein Exemplar von Linné, dessen Lectüre ihm bei seinen fortwährenden selbständigen Naturbetrachtungen zu Hülfe kam.

Nachdem Cuvier binnen vier Wochen seine Studien auf der Karls-Akademie absolvirt hatte, dachte er daran, sich um ein Amt in seinem Vaterlande zu bewerben. Dies hätte er auch am Ende erhalten, aber wie lange hätte er warten müssen! Und Cuvier konnte nicht lange warten, da er ohne alles Vermögen war. Dieser an sich so gewöhnliche Umstand entriß ihn dem Vaterlande und verpflanzte ihn nach Frankreich, dessen Ruhm und Zierde er werden sollte.

Einer seiner Freunde, dem man eine Hofmeisterstelle in einer französischen Familie angetragen hatte, trat diesen Posten an Cuvier ab, der eben in der Lage war, einen Dienst, der für seine irdischen Bedürfnisse sorgte, mit Freuden anzunehmen. Es war ein protestantischer Edelmann in der Normandie, Graf von Héricy, dessen Sohn er erziehen sollte; und er reiste daher im Jahre 1788 nach Caen ab; die Familie seines Zöglings wohnte den größten Theil des Jahres auf dem Schlosse Fiquainville bei Fécarp, in der Nähe des Meeres.

In diesem stillen Aufenthalt, wo die eben beginnende Umwälzung in der Geschichte der Menschheit den jungen Priester der Naturgeschichte unberührt ließ, lebte Cuvier sieben Jahre der fruchtbarsten Entwicklung. In der That, die Revolution, die damals ganz Frankreich erschütterte, war den Bewohnern von Schloß Fiquainville nur ein großartiges Schauspiel, wie ein fernes Gewitter,

Digitized by Google

deſſen Blitze man ſieht, deſſen Donner man aber nicht vernimmt. Und dennoch geht aus Cuvier's Briefwechſel hervor, daß der junge Naturforſcher für die Natur der Menſchen und den Wandel menſchlicher Dinge eben ſo wohl einen Blick hatte, wie für die ewigen Geheimniſſe und die ziemlich ruhigern Entwicklungen der Thier- und Pflanzenwelt. Sein Blick war nicht verdüſtert von der Geſpenſterſeherei ſeiner ariſtokratiſchen Umgebung, und nicht geblendet von den Idealen der Apoſtel des ewigen Friedens oder den Maifeuern der jakobiniſchen Weltbefreier. Im Genuß des Meeres und einer angenehmen Muße, gab er ſich ganz der unmittelbaren Naturbetrachtung hin. Er hatte nur wenig Bücher und mußte daher meiſt mit eigenen Augen forſchen; dadurch erlangte er eine Originalität und Schärfe, die kein Lehrer geben kann. Er ſammelte Inſecten und Vögel, Seethiere und Pflanzen, unterſuchte, anatomirte und fixirte ſeine Wahrnehmungen auf der Stelle durch meiſterhafte Zeichnungen und Beſchreibungen. In ſeiner Correſpondenz, die er mit den deutſchen Jugendfreunden bis 1792 lebhaft unterhielt, ſpielen Zoologie und Phyſik, Botanik und Chemie eine gleich große Rolle, und in jeder Kleinigkeit verräth ſich ſchon der philoſophiſche Forſcher, das auf allgemeine und umfaſſende Reſultate losſteuernde, Analyſe und Syntheſe vereinigende Genie. Dieſer Briefwechſel verſtummte allmälig, als das Getöſe der Revolution in immer weitern Kreiſen ganz Europa durchdrang und die deutſchen Jugendfreunde Cuviers es vielleicht bedenklich fanden, in das revolutionäre Frankreich hinein zu correſpondiren.

Im Jahre 1794 kam Teſſier, ein Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, nach Caen, um ein Aſyl gegen den Terrorismus zu ſuchen, der auch die Harmloſeſten bedrohte, und machte Cuvier's Bekanntſchaft. Man ſagt, er habe den jungen Naturforſcher in einem volksthümlichen Verein kennen gelernt, der ſich in dem Flecken Valmont, bei Schloß Fiquainville, mit urſprünglich demagogiſchen Tendenzen, gebildet hatte. Solche kleine Jacobinerclubs bedeckten damals ganz Frankreich. Aber Cuvier hatte ſich bald einen ſolchen Einfluß in dieſem Club erworben, daß es ihm gelang, denſelben allmälig in eine friedliche landwirthſchaftliche Geſellſchaft zu verwandeln, deren Präſident, Secretär und Hauptredner er in Einer Perſon war.

Teſſier erkannte gleich aus der Klaue den Löwen, und Cuvier, hoch erfreut, einen Menſchen zu finden, der ihn verſtand, ſchloß ſich enger an den Pariſer Gelehrten an und zeigte ihm ſeine Hefte und Zeichnungen, ſeine Sammlungen und anatomiſchen Präparate. Teſſier ſchrieb ſogleich an ſeine Pariſer Freunde und Collegen von der Akademie, Männer, deren Namen in der Wiſſenſchaft zu den erſten Europas gehörten, an Juſſieu, Geoffroy, Lacépède u. ſ. w.: Ich habe eine Perle gefunden auf dem Miſthaufen der Normandie. Ihr wißt, ich habe Delambre der Akademie gegeben; das wird in ſeiner Art auch ein Delambre werden. Der franzöſiſche Gelehrte ſprach alſo ſchon von der Akademie, in dem Augenblick, wo ſein Schützling, ein junger Menſch von einigen und zwanzig Jahren, weder Profeſſor noch Hofrath, ſondern einfach Hofmeiſter des Grafen d'Héricy und nebenbei ein Genie war. Dies iſt ein liebenswürdiger Mangel an Pedanterie und Gelehrtenrangſtolz, den man den Gelehrten aller Fächer und den Profeſſoren und Akademikern aller Länder nicht genug empfehlen kann.

Kaum war die Schreckensregierung geſtürzt, als, im Frühling 1795, Cuvier auf die Empfehlung Teſſier's nach Paris berufen und vor der Hand zum Mitglied der „Commiſſion des Arts" ſo wie zum Profeſſor an der Centralſchule des Pantheons ernannt wurde. Als bald darauf Profeſſor Mertrud den Lehrſtuhl der vergleichenden Anatomie am naturhiſtoriſchem Muſeum erhielt, bewogen Juſſieu, Geoffroy und Lacépède dieſen alten, ſeiner Arbeit nicht mehr gewachſenen Mann, den jungen Cuvier zu ſeinem Supplenten zu machen. Einmal im Beſitz dieſer Stellen, dachte Cuvier an ſeine Familie, und ließ ſeinen alten Vater und ſeinen Bruder Friedrich, die einzigen Verwandten, die ihm geblieben waren, zu ſich nach Paris kommen. Damals fing er an, jene großartige, beſonders in oſteologiſcher Hinſicht unerreichte Sammlung anzulegen, die allen europäiſchen Gelehrten, die nach Paris kommen, unſchätzbare Dienſte leiſtet; er ſuchte ſelbſt in den Dachſtuben des Muſeums nach und ordnete die alten Skelette, die Büffon dort als unnützen Trödel hatte hinwerfen laſſen. Er hatte dabei manche Chicane zu bekämpfen, aber es gelang ihm, die Wichtigkeit ſeiner Sammlung ſo nachzuweiſen, daß ſich Niemand mehr ihrer Vergrößerung entgegenſtellte. Seine Vorleſungen am Pantheon und im Muſeum erregten allge-

Digitized by Google

meine Bewunderung. Auch ſeine perſönliche Erſcheinung gefiel. Er war damals ſchwach und zart von Geſtalt, eine ſanfte Freundlichkeit milderte die lebhaften Blitze ſeines Geiſtes; und obwohl ſein Temperament kalt und unempfänglich ſchien, hatte er doch eine ſo zauberiſche Anziehungskraft für ſein junges Publicum, daß die Zöglinge des Pantheons für ihn ſchwärmten, wie die Soldaten für ihren Bonoparte.

Cuvier war noch kein Jahr in Patis, als ſeine Memoiren und ſeine Vorträge ihm bereits den Ruf eines großen Naturforſchers errungen hatten. Zugleich mit Daubenton und Lacépède wurde er bei dem neugegründeten „Inſtitut national" im zoologiſchen Fach an die Spitze geſtellt. Im Jahre 1799 wurde er, nach Daubenton's Tode, Profeſſor der Naturgeſchichte im Collège de France und endlich 1802 Profeſſor im Jardin des Plantes.

Ehe wir von den unſterblichen anatomiſchen Leiſtungen ſprechen, durch welche Cuvier, indem er ſie auf die foſſilen Knochen anwandte, eine ganz neue Wiſſenſchaft, eine lebendige Geologie geſchaffen und den Schlüſſel gefunden hat zu den Geheimniſſen der Erdumwälzungen, müſſen wir an die neue Methode erinnern, die er in der Claſſification des Thierreichs einführte.

Bis Cuvier hatte man die Thierwelt mehr nach den äußern Aehnlichkeiten ihrer Geſchlechter, als nach einem tiefern Studium ihres innern Baues eingetheilt. Linné und Büffon hatten ſich nur wenig mit der innern Organiſation der Thiere beſchäftigt. Beſonders herrſchte in der ſechſten Kategorie der Linnéſchen Eintheilung eine grenzenloſe Verwirrung; denn nach den Vierfüßern, Vögeln, Kriechthieren, Fiſchen und Inſecten waren alle wirbelloſen Thiere, d. h. mehr als die Hälfte des Thierreichs, ohne weitere Unterſcheidung in die allgemeine Claſſe der „weißblutigen Thiere" zuſammengeworfen worden. Cuvier zeigte gleich in ſeinem erſten Memoire (1795) die außerordentliche Verſchiedenheit zwiſchen den unter jener Bezeichnung zuſammengeworfenen Thieren; er unterſchied erſtens Mollusken, die ein Herz, ein vollſtändiges Gefäßſyſtem und Kiemen zum Athmen haben; Inſecten, die ſtatt des Herzens ein Rückengefäß haben und durch Luftröhren athmen; endlich Zoophyten (Pflanzenthiere), die weder Herz, noch Gefäße, noch deutliche Athmungswerkzeuge beſitzen. Dann unterſchied er noch drei

andere Classen: Würmer, Crustaceen und Echinodermen, und somit waren die weißblutigen Thiere deutlicher erkannt und richtig geordnet.

Cuvier's Verdienst bestand nicht etwa blos darin, daß er die eitle Gelehrsamkeit um sechs neue Classen bereichert und das Gedächtniß der Schüler um eben so viel beschwert hatte, sondern in den Principien, auf welche sich seine Unterscheidung stützte. Diese warfen ein neues Licht auf die .ganze Wissenschaft; in ihnen lag die Idee von der Stufenleiter der Organe und von der Rolle, welche diese als charakteristische Merkmale spielen; die allgemeinen Gesetze der animalischen Organisation wurden dadurch beleuchtet. Es stellte sich z. B. heraus, daß alle Thiere, die mit einem Herzen und Fischohren versehen sind, auch eine Leber besitzen, während da, wo jene Organe fehlen, auch keine Leber ist u. s. w. Nach diesem ersten Memoire gab Cuvier mehrere andere heraus, worin er sich mit einer von seinen sechs Classen weißblutiger Thiere, mit der der Mollusken, insbesondere beschäftigte und die feinsten Details ihrer Organisation wie die geheimnißvollsten Functionen dieser Organe scharf zeichnete. Aber nicht zufrieden damit, die wechselseitigen Verhältnisse im innern Bau dieser Thiere anzudeuten, begann er auch die besondere Ordnung dieser Verhältnisse und deren relative Wichtigkeit festzustellen, wobei das, von ihm in die Zoologie neu eingeführte neue Princip der Unterordnung der Organe (subordination des organes) und der charakteristischen Merkmale (caractères) ihm wunderbare Dienste leistete.

Jussieu hatte bereits dieses Princip auf die Botanik angewandt, Zoologen hatten es nicht gewagt, ihm auf ihrem Felde darin nachzufolgen, wegen der Unzahl und des verwickelten Zusammenhangs der Organe, die den thierischen Leib ausmachen, und die größtentheils den Pflanzen fehlen. Der Einführung dieses Princips in die Zoologie mußte die Anatomie vorangehen; der erste Schritt mußte sein, die Organe genau zu erkennen; die Darstellung ihrer relativen Wichtigkeit konnte erst der zweite Schritt sein. Dann aber galt es blos noch, nach den Organen die „Charaktere" zu bestimmen, und diese einander eben so unterzuordnen, wie die Organe. Und diesen Plan führte er aus in seinem gro-

Digitized by Google

ßen Werke: Le Régne animal distribué d'après son organisation.

Allein auch dieſes ungeheure Werk genügte ihm noch nicht; die Species waren darin blos angedeutet; es war gleichſam ein abgekürztes Syſtem des Thierreichs; er aber wollte ein vollſtändiges Syſtem, worin alle Species nicht blos angezeigt, unterſchieden und claſſificirt, ſondern in ihrem ganzen innern Bau dargeſtellt und beſchrieben geweſen wären.

Er verſuchte es alſo wieder mit einer beſondern Claſſe ſeines Syſtems, und zwar mit den Fiſchen, weil dies, unter den Wirbelthieren, die zahlreichſte, unbekannteſte und durch die Entdeckungen neuerer Reiſenden am meiſten bereicherte Claſſe war. Der Laie kann einen Begriff von dem Umfange dieſer Unternehmung aus Folgendem ſchöpfen: Die letzten Autoren in dieſem Fache Bloch und und Lacépède, hatten nur 1400 Species gekannt. Cuvier's „Naturgeſchichte der Fiſche" dagegen ſollte über 5000 Species enthalten. Von dieſem Werk, welches er auf 20 Bände berechnete, waren leider erſt 9 erſchienen, als Cuvier ſtarb.

Eine eben ſo wichtige Revolution hat Cuvier in der vergleichenden Anatomie hervorgebracht, einer Wiſſenſchaft, die vor ihm ein bloßes Namenregiſter geweſen war. Er wollte ein traité d'anatomie comparée herausgeben; ein Werk, welches ebenfalls nicht zur Vollendung gedieh. Glücklicherweiſe beſitzt man die Hauptelemente deſſelben, zerſtreut in einer Maſſe von Denkſchriften Cuvier's, und endlich in ſeinen Vorleſungen, die in fünf Bänden von Duméril und Duvernoy veröffentlicht wurden.

Derſelbe Mann, der die Zoologie und die vergleichende Anatomie umgeſchaffen, brachte durch die Anwendung ſeiner Principien auf die foſſilen Knochen, auch in die Geologie ein neues wunderbares Leben. Ehe wir jedoch davon ſprechen, wollen wir, um den Leſer nicht zu ermüden, zur adminiſtrativen und politiſchen Laufbahn unſeres Helden zurückkehren.

Man lächelt vielleicht über den Ausdruck: politiſche Laufbahn. Was, denkt man, kann der ſtille Gelehrte, der emſige, ruhige Naturforſcher auf ſeinen Wanderungen aus dem Inſectencabinet zu den Fiſchen und von den Fiſchen zu den foſſilen Knochen für politiſche Metamorphoſen und Stürme erleben? Es iſt wahr, die

lernte. Im Jahre 1802, als Napoleon den öffentlichen Unterricht zu reorganiſiren beſchloß, ernannte er Cuvier zu einem der ſechs Generalinſpectoren, welche die Aufgabe hatten, in den dreißig größten Städten Frankreichs Lyceen zu gründen; ihm fielen unter andern Marſeille und Bordeaux zu. Während ſeiner Reiſe dahin war das Inſtitut wieder neu organiſirt worden, und als er nach Paris zurückkehrte, fand er ſich, faſt einſtimmig, zum lebenslänglichen Secretär für das Fach der Naturwiſſenſchaften erwählt. In dieſer Eigenſchaft hatte er im Jahre 1808 einen Bericht über die Fortſchritte ſeiner Fachwiſſenſchaften ſeit 1789 abzufaſſen; eine Arbeit, der Niemand mehr gewachſen ſein konnte, als der Mann, der dieſe Fortſchritte nicht nur erlebt, ſondern ſelbſt mit bewirkt hatte, und Cuvier's Bericht iſt auch ein wahrhaft hiſtoriſches Denkmal, errichtet zum Ruhme des menſchlichen Geiſtes und ſeiner Triumphe auf dem naturgeſchichtlichen Felde. Am Schluſſe aber heißt es im ächteſten Imperialſtyl: — — — „Ein Blick von Ihnen, Sire, die Hoffnung, eines Tages mit genannt zu werden in der Geſchichte Ihres unvergänglichen Reiches, neben ſo vielen Wundern, welche das Staunen und wohl auch den Unglauben der Völker erregen werden, das iſt die größte Belohnung, auf welche wir Anſpruch machen können. . . . Nur ein Befehl, nur ein Wort aus Ihrem Munde, Sire, und die Wiſſenſchaften dieſes Jahrhunderts werden bald eben ſo hoch ſtehen über denen aus Ariſtoteles Zeiten, wie die Siege Ihrer Majeſtät über denen Alexanders des Großen ſtehen." — „Er hat mich gerade ſo gelobt, wie ich es liebe," ſagte Napoleon bei dieſer Gelegenheit, und man muß geſtehen, es müßte Einer ziemlich viel vertragen können, um mit einer ſolchen Doſis Weihrauch noch nicht zufrieden zu ſein.

Im ſelben Jahre wurde die kaiſerliche Univerſität geſchaffen und Cuvier auf Lebenszeit zu einem ihrer Räthe ernannt; 1809 und 1811 hatte er die Akademien und Schulen in einem Theile der eroberten Länder zu organiſiren und lieferte die ideenreichſten Berichte über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Holland, und in den franzöſiſchen Provinzen Norddeutſchlands und Italiens. Napoleon wollte den modernen Ariſtoteles auch zum Erzieher des Königs von Rom machen und ſchickte ihn, vorläufig zur Organiſation einer römiſchen Univerſität, nach der Siebenhügelſtadt

Digitized by Google

wo er ſeine Miſſion erfüllte, ohne durch ſeinen Proteſtantismus in den geringſten Conflict mit römiſchen Vorurtheilen zu kommen.

Indeß zogen Cuviers adminiſtrative Talente immer mehr Napoleons Aufmerkſamkeit auf ſich und der Kaiſer ruhte nicht, bis er den großen Naturforſcher ganz beſaß und in ſeinen Staatsrath gezogen hatte, doch bald darauf ſtürzte der Kaiſerthron zuſammen. Ludwig XVIII. war zu klug, um ſich die Dienſte eines Mannes, wie Cuvier, nicht ſichern zu wollen, und er beſtätigte ihn daher in ſeinen verſchiedenen Aemtern. Während der hundert Tage dagegen ward Cuvier von Napoleon aus dem Staatsrath geſtrichen, wegen der Zuvorkommenheit, die er gegen die Bourbonen gezeigt hatte. Bei der zweiten Reſtauration nahm er ſeinen Platz im Staatsrath wieder ein und wurde zugleich Kanzler der „Commiſſion des öffentlichen Unterrichts;" zwei Jahre lang war er auch ihr proviſoriſcher Präſident, da die damalige Stimmung es nicht erlaubte, die Oberleitung des öffentlichen Unterrichts einem Proteſtanten definitiv anzuvertrauen. Als dagegen 1824 ein beſonderes geiſtliches Miniſterium geſchaffen und ein Biſchof, Mr. de Frayſſinous, Großmeiſter der Univerſität, zum Chef deſſelben gemacht wurde, ſchuf man für Cuvier eine Art von beſonderer Großmeiſterſchaft, welche die Studien der proteſtantiſchen Theologen betraf und vom Miniſterium unabhängig blieb. Cuvier behielt dieſen Poſten bis an ſein Lebensende. Im Jahre 1827 wurde er ſogar im Miniſterium des Innern angeſtellt, als Chef für die Angelegenheiten aller nichtkatholiſchen Confeſſionen.

Nun darf man nicht vergeſſen, daß Cuvier bei allen dieſen Aemtern noch Zeit fand, das Muſeum zu verwalten, deſſen Sammlungen faſt alle aus ſeiner Hand hervorgingen, um jährlich, als lebenslänglicher Secretär des Inſtituts, abgeſehen von den obligaten Lob- und Gedächtnißreden, einen Bericht über die gemachten Fortſchritte in allen Zweigen der Naturwiſſenſchaft abzufaſſen; um am Collège de France die Geſchichte der Naturwiſſenſchaften bei allen bekannten Völkern, von ihrem Urſprung bis auf unſere Tage, zu lehren; um am Muſeum vergleichende Anatomie vorzutragen; um mehr als 200 ausführliche Memoiren über die ſchwierigſten Fragen zu ſchreiben; um in ſeinem Namen alle Erdtheile erforſchen zu laſſen und von ſeinem Cabinet aus dieſe Nachforſchungen zu überwachen

Digitized by Google

und zu leiten. Wenn man dieſe wiſſenſchaftliche Thätigkeit bedenkt, unter deren Laſt ein Herkules ſich hätte beugen müſſen, ſo ſollte man glauben, ſeine adminiſtrativen Stellen ſeien blos Titularämter geweſen. Allein dem war nicht ſo; er verwaltete jedes derſelben mit dem Fleiß eines Beamten, der dieſes eine Amt hat. Cuvier konnte ſich nicht anders von einer Arbeit erholen, als indem er zu einer andern überging. Der Erſte durch ſeinen Einfluß im Rath des öffentlichen Unterrichts, hat er fünfzehn Jahre lang an alle wichtigen Maßregeln, die von dieſem Comité ausgingen, ſeine Hand gelegt. Von ihm rührt die Einführung der Agrégés (eine Art Privatdocenten) her; er ließ die Gebäude der Sorbonne wieder herſtellen; in den „Colleges royaux" (Lyceen) veranlaßte er die Errichtung von beſondern Lehrſtühlen für Geſchichte, Naturgeſchichte, Phyſik und lebende Sprachen. Auch der Volksunterricht war ein Gegenſtand ſeiner Beſtrebungen, und im Jahre 1821 war er es, der ſich beeiferte, den Entwurf eines Primärunterrichtsſyſtems für ganz Frankreich auszuarbeiten. Und während ſeiner fünfjährigen Oberleitung des proteſtantiſchen Schulweſens hat er bei dieſem ebenfalls nützliche Verbeſſerungen eingeführt.

Aber im Staatsrath war ſeine Thätigkeit nicht geringer. Die letzten dreizehn Jahre ſeines Lebens präſidirte er dem Comité des Innern. Die Anzahl wichtiger Fragen, die hier von ihm debattirt, geprüft und erledigt wurden, belief ſich manches Jahr auf 10,000; und er war unvergleichlich in der Kunſt, die Arbeit gehörig zu vertheilen und die Erörterungen zu leiten; dabei waren ſein Gedächtniß, welches ſtets im Nu die alten Beſchlüſſe citirte, und ſeine Geiſtesgegenwart zu bewundern. Um ihn ganz zu kennen, mußte man ihn bei dieſen Sitzungen ſehen und hören. Selten beeilte er ſich, ſeine Meinung zu ſagen, er ſchien ſogar häufig etwas zerſtreut; erſt, wenn Alle ihre Gründe vorgebracht hatten, begann er zu reden, und ſogleich ging ein neues Licht den Debattirenden auf, die Sache war entſchieden, noch bevor er zu ſprechen aufgehört hatte. Und worin lag der Zauber ſeiner Beredſamkeit? Seine Reden waren höchſt einfach und ſchmucklos, er verſchmähte Floskeln und Bilder, und verachtete Alles, was ſich blos an die Einbildungskraft wandte. Er ſiegte durch Verſtand und Klarheit.

Endlich war Cuvier auch nicht ohne Antheil an der Politik des Landes. Von 1815 — 1820 legte das Miniſterium den Kammern keinen Geſetzentwurf vor, der die innere Organiſation betraf, ohne daß Cuvier, als königlicher Commiſſär, ihn auf der Tribune vertheidigte. Die Ausnahmsgeſetze von 1815 verdankten ihm einige Modificationen, die ihre Wirkung weniger gefährlich machten. Auch in jener hitzigen Discuſſion von 1820, die Wahlſchlacht genannt, ſpielte er eine Rolle und trug nicht wenig zum Siege der Rechten bei, was ihn übrigens bei den Liberalen ziemlich unpopulär machte. Cuvier war, wie man aus dem Allen ſieht, ein Mann der Autorität und liebte nichts weniger als die Revolutionen; er behauptete ſogar offen, man könne in unſern Zeiten niemals zu ſehr Partei nehmen für die herrſchende Gewalt; dennoch hatte dieſer Cultus der Gewalt ſeine Grenzen. Wie er 1815 gegen die Ausſchweifungen der ſiegreichen Partei ſich ſtemmte, eben ſo widerſetzte er ſich ſpäter dem Vorhaben, die Univerſität den Jeſuiten zu überliefern und drohte augenblicklich alle ſeine Aemter und Würden niederzulegen, ſobald man jener intoleranten Miliz den öffentlichen Unterricht anvertrauen würde.

Seine glänzendſte Wirkſamkeit blieb aber doch die wiſſenſchaftliche, und der conſervative Politiker hat auf dieſem Gebiete nicht umhin gekonnt, die großartigſten Revolutionen zu machen. Wir haben ſchon vorhin ſeiner Anwendung des neuen Princips der Unterordnung der Organe auf die foſſilen Knochen erwähnt, die man in den Eingeweiden der Erde findet. Cuvier hat dadurch die Spuren antediluvianiſcher Schöpfungen aufgefunden, ein neues Licht auf die Geologie und die Geſchichte geworfen und aus einem Haufen räthſelhafter Foſſilien gleichſam eine chronologiſche Tafel der Revolutionen gemacht, die den jetzigen Zuſtand des Erdballs herbeigeführt haben.

Man weiß, daß die zahlreichen Gebeine von ungeheueren Formen, die man in Berghöhlen und Schluchten findet, urſprünglich jenen Fabeln und Mythen von einem Rieſengeſchlecht ihre Entſtehung gaben; während man die Muſcheln und verſteinerten Seethiere, die man weit von allen Seeküſten und auf Gebirgshöhen findet, die heutzutage keine Meerüberſchwemmung erreichen könnte, lange als bloße Naturſpiele anſah. Jahrhunderte lang machte man

Digitized by Google

darüber phantaſtiſche Hypotheſen. Erſt gegen Ende des 16. Jahrhunderts wagte Bernard von Paliſſy die Behauptung, daß die verſteinerten Muſcheln und Seethiere wirkliche Erzeugniſſe des Meeres ſeien. Im 18. Jahrhundert ſchuf das genauere Studium dieſer Naturantiquitäten eine Maſſe verſchiedener und verworrener Syſteme, in welche endlich Cuvier Licht und Ordnung brachte.

Im Jahre 1769 wies Pallas nach, daß der Elephant, das Rhinoceros und das Flußpferd einſt in den nördlichſten Erdgegenden gehauſt haben müßten, denn im kälteſten Sibirien entdeckte man ein gigantiſches Rhinoceros, deſſen Haut und Fleiſch ſich in der gefrorenen Erde vollkommen erhalten hatte, und im Jahre 1806 fand man im Eismeer ein wohlerhaltenes Mammuth, deſſen Hauer 12 Fuß lang und zuſammen 560 Pfund ſchwer waren. Buffon hatte auf die erſten Entdeckungen dieſer Art ſein Syſtem von der „allmäligen Erkältung der Polargegenden" gebaut, und Pallas hatte angenommen, daß ein Losbruch der ſüdöſtlichen Gewäſſer die Thiere Indiens in den Norden geſchwemmt habe. Allein Cuvier bewies, daß die Erkältung der Polargegenden eine plötzliche geweſen ſein, und daß derſelbe Moment, der das Rhinoceros getödtet, auch die Polargegenden zu Eis gemacht haben müſſe, weil ſonſt die Fäulniß das Thier zerſetzt haben würde; ferner zeigte er, daß jene Thierleichen nicht aus Indien gekommen ſein können, weil ſie nicht nur von den indiſchen, ſondern überhaupt von allen heut lebenden Thierracen weſentlich verſchieden ſeien.

Bereits am 1. Pluvioſe des Jahres IV. der Republik las der junge Cuvier öffentlich ein Memoire vor über die foſſilen Elephanten, verglichen mit den jetzt lebenden. Wenn man ſich fragt, ſagte er, warum man ſo viel Ueberreſte von unbekannten Thierracen findet und nie von einer Race, die den bekannten gleicht, ſo wird man einſehen, wie wahrſcheinlich es iſt, daß es vor dieſer Schöpfung eine andere gegeben hat, deren Creaturen durch eine große Erdumwälzung ausgerottet wurden. — Somit war der Gedanke einer verloren gegangenen Schöpfung ausgeſprochen und der Schleier gelüftet von ſo viel räthſelhaften Erſcheinungen. Aber um dieſen Gedanken in ein poſitives Reſultat zu verwandeln, mußten erſt alle Foſſilien aus allen Theilen der Erde geſammelt, ſtudirt, und mit den heutigen Thiergeſchlechtern verglichen werden. Und um ſich

Digitized by Google

einen Begriff von der Schwierigkeit dieſer neuen Methode zu machen, muß man bedenken, daß jene Ueberreſte meiſt einzeln, verſtümmelt und zerbrochen gefunden werden; oft ſind die Knochen von verſchiedenen Species durcheinandergeworfen. Denn die Natur, welche dieſe Zeugen einer verlorenen Welt erhalten hat, dachte nicht an die künftigen Forſcher auf der jetzigen Erdſchichte nnd nahm ſich nicht die Mühe, es ihnen bequem zu machen Man denke ſich nun dieſen babyloniſchen Haufen von Thierfragmenten; wie Cuviers Meiſterhand jedes Gebein und Gebeinbruchſtück dahin fügt, wo es urſprünglich hingehört hat; wie er alle dieſe, ſeit Jahrtauſenden vernichteten Creaturengeſchlechter, neu zuſammenſetzt und nach ihren Formen, Merkmalen und Attributen ordnet, dann wird man das nicht mehr eine einfache anatomiſche Operation, ſondern eine Art von Auferſtehung nennen, die auf den Ruf des Genies und der Wiſſenſchaft erfolgt.

Cuvier richtete ſein Studium vorzugsweiſe auf die Foſſilien vierfüßiger Thiere, weil ſie, obgleich ſchwieriger zu ordnen, mehr Gelegenheit zur Vergleichung boten, als Fiſche und Muſchelthiere. Zur Charakteriſtik der ſcharfſinnigen Methode, mit der er bei dieſem Studium zu Werke ging, mögen folgende Worte aus einer ſeiner Vorleſungen dienen: Jede Thierſpecies muß aus dem kleinſten Bruchtheil eines Thierglieds erkannt werden können . . . denn jedes organiſche Weſen bildet ein Ganzes, deſſen einzelne Theile ſich bis ins kleinſte Detail gegenſeitig entſprechen und bedingen. — Sind die Eingeweide eines Thieres ſo organiſirt, daß es nur Fleiſch, und zwar rohes Fleiſch von getödteten Creaturen verdauen kann, ſo müſſen auch die Kinnladen zum Zerreißen, die Zähne zum Zerſchneiden, die Krallen oder Klauen zum Eingreifen, die Bewegungsorgane zum Ereilen und die Sinneswerkzeuge zum Erſpähen der Beute gebildet ſein. Selbſt im Gehirn muß das Organ für den Inſtinct des Lauerns und Schlingenlegens ſich vorfinden. Dies werden die allgemeinen Bedingungen des fleiſchfreſſenden Thierreiches ſein: jedes einzelne Thier dieſes Reiches muß ſie nothwendig alle beſitzen, ſonſt hätte ſeine Gattung nicht beſtehen können, aber außer den allgemeinen Bedingungen gibt es noch beſondere und relative, die ſich wieder nach der Größe, Species, und dem Wohnort der Beute richten, die dem Thier beſtimmt iſt...

Digitized by Google

ſo findet ſich daher in jeder Extremität eines Thieres die Claſſe, die Ordnung, das Genus, die Species ausgedrückt.

Dreißig Jahre lang durchforſchte Cuvier mit den Waffen dieſer Methode die Eingeweide der Erde. Er ordnete und claſſificirte die Ueberreſte von mehr als 150 Säugethiergeſchlechtern, von denen über 90 heute nicht mehr exiſtirenden Species angehören, von denen 11 oder 12 den bekannten Species gleichen und die übrigen nur entfernte Aehnlichkeit mit der heutigen Thierwelt haben.

Durch die Foſſilien kam Cuvier auf ſeine Theorie der Erde. Der Erdball konnte nicht immer dieſelbe Hülle gehabt haben, es mußte in ſeiner Bildungsgeſchichte eine Reihe verſchiedener Epochen geben: alle die foſſilen Thiergeſchlechter mußten ja auf der Oberfläche der Erde gelebt haben, und jetzt ſind ſie wie von Abgrundstiefen verſchlungen. Cuvier prüfte nun die verſchiedenen Erdſchichten, gleichſam die Blätter der Erdgeſchichte leſend. Auf der unterſten oder erſten urſprünglichen Schichte fand er kein animaliſches oder vegetabiles Leben, ſondern Granit und Marmor. Auf der zweiten ſah er Zoophyten, Mollusken, rieſige Pflanzen und endlich gigantiſche Kriechthiere, Eidechſenarten von Wallfiſchgröße; auf der dritten erſcheinen die Palaeotheriums; auf der vierten lagern die Ueberreſte von Säugethieren; auf der fünften erſcheint wieder eine neue und verſchollene Thiergattung: die Mammuths. Erſt in der ſechſten oberflächlichſten Schichte findet wan zum erſten Mal die Foſſilien von bekannten Thiergattungen und menſchliche Gebeine. Der Menſch iſt alſo die letzte lebende Creatur, welche die Natur geſchaffen hat, das Product der jüngſten Erdepochen. Nach jeder früheren Epoche überflutete das Weltmeer die ganze Erdoberfläche und ließ ſeine Spuren auf ihr zurück; nach der dritten Sündflut erſt erſchien der Menſch im Gefolge der jetzt lebenden Thierwelt. Nach Cuvier's Berechnung iſt dieſe letzte Revolution vor 5 bis 6000 Jahren vorgefallen. Unter den ſechs moſaiſchen Schöpfungstagen hätte man ſich demnach nur eben ſo viele Schöpfungs-Epochen zu denken, um die Zeitrechnung der Chineſen, die Bibel und die moderne Wiſſenſchaft mit einander in Einklang zu bringen.

Man kann vielleicht annehmen, daß dem Naturforſcher, der in ſolche Betrachtungen vertieft war, die politiſchen Revolutionen einer Menſchenſpecies, z. B. der Franzoſen, nur als kleinliche und darum

deſto läſtigere Störungen vorkamen. Indeſſen ward ſein Sinn für Ruhe und Ordnung bald mit der Julyrevolution ausgeſöhnt durch die friedliche Wendung, die ſie nahm; die neue Regierung behandelte ihn mit demſelben Wohlwollen, wie die frühere, und eine königliche Ordonnanz erhob ihn im Jahre 1831 zum Pair von Frankreich.

Am 8. Mai 1832 eröffnete er, zum dritten Male ſeit 30 Jahren, nach einer langen Unterbrechung, am Collège de France vor einem zahlloſen Publicum ſeine Vorleſungen über Geſchichte der Naturwiſſenſchaften, und nach einem kurzen Rückblick auf die zurückgelegte Laufbahn ſprach er den Wunſch aus, daß die Vorſehung ihm geſtatten möge, das angefangene Werk zu vollenden. Aber am Schluß dieſer erſten Vorleſung wurde er, wahrſcheinlich in Folge übergroßer Anſtrengungen in letzter Zeit, von einem Schlagfluß gerührt, der binnen acht Tagen ſeinem glorreichen Leben ein Ende machte. Der Anfall gehörte zu den ſeltenſten, denn er lähmte blos jene Nerven in denen die Willenskraft liegt, und verſchonte die Nerven der Wahrnehmungs- und Sinnesorgane. Er ſah dem Tode mit heiterem Muth entgegen und war bis zum letzten Augenblick allen intimern Freunden zugänglich. Vier Stunden vor ſeinem Erlöſchen ließ er ſich in ſein Arbeitszimmer tragen. Da beſuchte ihn noch der Kanzler Pasquier. Zu dieſem ſagte er: Ich hatte noch ſo Viel zu thun! Drei wichtige Werke herauszugeben — die Materialien ſind bereit. Alles hab ich im Kopf fertig, ich hätte nur aufzuſchreiben brauchen. — Pasquier erwähnte, wie ganz Paris voll Theilnahme ſich um ihn erkundige. — Ich glaub's gern, verſetzte er; ich arbeite auch ſchon lange daran, mich dieſer Theilnahme würdig zu machen.

Er ſtarb am Abend deſſelben Tages, den 13. Mai 1832. Bewunderungswürdig war die Geiſtesgegenwart, mit der er ſein eigenes Sterben, wißbegierig bis zum letzten Athemzuge, beobachtete. So bemerkte er eine Stunde vor ſeinem Ende mit Lächeln, ſeine Träume fingen ſchon an, bizarr und confus zu werden, und bald darauf wandte er ſich zu ſeinem Bruder und ſagte mit einem ausdrucksvollen Blick: „Jetzt kommt es ins Gehirn", und in der That war es ein Paar Minuten ſpäter überſtanden. Es war der Tod eines Weiſen.

Cuvier hatte aber auch wie ein Weiſer gelebt und um einer ſolchen Maſſe rieſenhafter Arbeiten zu genügen, ſeine Zeit mit bewunderungswürdiger Oekonomie eingetheilt. Er verlor keine Minute, er las beim Frühſtück und im Wagen; ſeine Arbeitszimmer, ſeine Bücher und Inſtrumente waren geordnet, wie die Syſteme in ſeinem Kopfe; und in Allem was er that, herrſchte eine ſo minutiöſe Regelmäßigkeit, daß er noch Zeit genug erſparte, um neben den großen Pflichten ſeines Berufs und ſeiner politiſchen Aemter auch den kleinen Pflichten der Geſellſchaft nachzukommen, um jede Bittſchrift zu leſen, die an ihn gerichtet wurde, jedes Manuſcript zu entziffern, welches jüngere Talente, die er ſtets ermunterte, ihm vorzulegen pflegten, und endlich, um einen Tag wie den andern ſeine neun Stunden zu ſchlafen. Darin war er ganz verſchieden von Alexander v. Humboldt, der ſeit einem Menſchenalter täglich nur vier Stunden ſchläft, alſo um eben ſo viel Stunden mehr lebt, als die andern Sterblichen und ſich dabei recht wohl befindet, ſo daß er einmal im Scherz behauptet haben ſoll: er hoffe, man werde es, mit Hülfe der fortſchreitenden Wiſſenſchaften, noch dahin bringen, daß Leute, die zu thun haben, gar nicht mehr würden zu ſchlafen brauchen.

Die letzte Stunde ſeines Tages von 11 –12 Uhr Abends, verbrachte er gewöhnlich bei Madame Cuvier, wo er ſich ein Stück ernſter oder leichter, antiker oder moderner Literatur vorleſen ließ. Cuvier hatte ſich in ſeinem 34. Lebensjahre mit Madame Duvaucel verheiratet, der Wittwe eines jener Generalpächter, denen der Wohlfahrtsausſchuß erſt das Vermögen und dann den Kopf zu nehmen liebte. Dieſe ausgezeichnete, vom Unglück geprüfte Dame hatte ihm keine Schätze, aber eine Liebe, die an Anbetung grenzte, und vier Kinder von ihrem erſten Manne mitgebracht, die ihn für ſein herbes Unglück als Vater tröſteten; denn ſeine leiblichen vier Kinder verlor Cuvier eines nach dem andern. Das letzte, ein reizendes Mädchen von 22 Jahren, welches er außerordentlich liebte, ſtarb plötzlich einen Tag vor ihrer Verlobung. Dieſen Schlag hat Cuvier nie verſchmerzen können.

In ſeiner Jugend mager und ſchwächlich, war Cuvier mit den Jahren voll und ſtark geworden. Sein Geſicht mit der großen Adlernaſe, den ſanften blauen Augen und dem dichten Blond-

haar drückte Adel und Würde aus. In ſeinen letzten Jahren war er ſehr beleibt und hatte einen etwas ungraciöſen Gang, wozu noch ſeine Kurzſichtigkeit kam. Die Phrenologen wird es intereſſiren, zu erfahren, daß man bei der Section von dem Umfange ſeines Gehirns und der Tiefe ſeiner Furchen überraſcht wurde. Es wog etwas über zwei Pfund und zehn Unzen, alſo ein Drittel mehr als die gewöhnlichen Gehirne.

Bezeichnend iſt es auch für Cuvier, daß er nicht viel auf die äußere Eleganz und den Glanz des Styls in ſeinen Schriften gab. Darin hatte er wenig mit Büffon gemein; trotzdem imponirt und gefällt ſeine Schreibart durch ihre Klarheit und Energie. Auf dem Katheder war er gewöhnlich zu Anfang etwas langſam und ſchwerfällig, bis er ins Feuer kam und durch den Schwung ſeiner Ideen Alles und ſich ſelbſt mit fortriß.

Die franzöſiſchen Kammern votirten ſeiner Wittwe eine Penſion von 6000 Franken; ſeine Bücher und Sammlungen wurden vom Staat angekauft.

Digitized by

Ein Beſuch bei Grillparzer.

Von einem Norddeutſchen.

In meinem vierzehnten Jahre ungefähr ſah ich die Ahnfrau von Grillparzer zum erſten Male, und zwar auf der kleinen Bühne meiner Heimath, einer kleinen Provinzialſtadt Norddeutſchlands. Die Ahnfrau ſprach ihre wenigen Worte ſehr geiſterhaft und hohl, als kämen ſie aus einer unterirdiſchen Theaterſchule; Bertha flötete wie eine ſterbende Nachtigall und Jaromir brüllte wie ein ſentimentaler Tiger. Mir war, als öffneten ſich alle Gräber, als würden alle Schrecken dieſer und jener Welt losgelaſſen und als begönne das jüngſte Gericht. Alles Applaudiren und Beifall rufen des Publicums, wie wohl es an meine geſchreckten Sinne wie der Poſaunenruf des letzten Tages ſchlug, war mir zu wenig, denn das Stück gefiel mir außerordentlich. Ich hatte während der Aufführung ſo aufmerkſam zugehorcht, daß ich ganze Tyraden auswendig wußte und mir ſie beim Nachhauſegehen mit wilden Geſten recitirte. Als ich an unſere Hausthüre pochte und meine Schweſter von innen fragte, wer draußen ſei, antwortete ich mit wilder Stimme: Ich bin der Räuber Jaromir! Aber Jahre vergingen, und der Eindruck, den die „Ahnfrau" auf mein ſehr jugendliches Herz gemacht, wurde immer mehr und mehr verwiſcht, und als ich dasſelbe Trauerſpiel nach ungefähr acht Jahren zum zweiten Male, und zwar beſſer dargeſtellt als einſt, wiederſah, war ich um eine Illuſion ärmer, und ich mußte mir ſagen, daß das Stück, das mich in früher Jugend entzückt, einen nichts weniger als reinen äſthetiſchen Eindruck hervorbringe, daß es zwar von einem ausgezeichneten Dichtertalente Zeugniß gebe, aber bizarr ſei und geſchmacklos.

Trotzdem aber blieb mir der Name Grillparzer als Jugenderinnerung ein ſehr lieber Name, und ſo oft ich ihn in einem literariſchen Buche genannt ſah, verſchlang ich das von ihm Geſagte mit innigſtem Intereſſe. Aber leider ſprach man faſt immer nur von ſeiner „Ahnfrau," und ich geſtehe es zu meiner Schande, vielleicht auch zur kleinen Beſchämung Norddeutſchlands, daß ich dieſes Trauerſpiel für Grillparzers einziges Werk hielt, oder wenigſtens für ſein bedeutendſtes, da man wohl hie und da noch manchen Titel eines Grillparzerſchen Dramas nannte, aber nie dabei mit Anerkennung verweilte. Meine Reiſe nach Wien und mein zehnmonatlicher Aufenthalt in dieſer verführeriſchen Stadt belehrten mich eines anderen und beſſeren, und zwar fing meine Belehrung gleich mit dem erſten Abende, den ich daſelbſt zubrachte, an. Ich wollte nicht gleich nach meiner Ankunft Viſiten machen und ſah mich nach dem Theaterzettel um. Man gab im Burgtheater „Sappho" Trauerſpiel von Grillparzer. Mit welcher Freude ich dahin eilte, brauche ich wohl nicht erſt zu ſchildern: ich ſollte ja die weitere Bekanntſchaft des Dichters meiner Jugend machen! Man ſpielte ſehr mittelmäßig. Doch war ich beim Nachhauſegehen aus dem Burgtheater in innerſter Seele erfreut; ich hatte ein poeſievolles, würde- und anmuthreiches Drama geſehen, welches griechiſche Plaſtik und deutſche Tiefe und Romantik auf die ſchönſte Weiſe vereinigte. — Niemals hätte ich geglaubt, daß der Verfaſſer der ſchauerlichen, nächtigen „Ahnfrau" Vater einer ſolchen Dichtung werden könne. Das glaubt man in Norddeutſchland auch nicht, wo man immer nur vom erſten Jugendwerke Grillparzers ſpricht, und giebt ſich nicht einmal Mühe ſich dieſe Ueberzeugung zu verſchaffen. Aber man iſt geſtraft dafür, denn man bleibt um einen großen Dichter ärmer, und läßt die „materiellen" Wiener, auf die man ſo ſtolz herabſieht, in ſeinem alleinigen Beſitze. Die Aufführung der „Sappho" fand an einem Freitage Statt; den Sonnabend darauf führte mich ein Freund in die Abendgeſellſchaft der Concordia, die aus Dichtern, Schauſpielern, Mahlern und Muſikern beſteht, welche ſich mit Ausſtellung, Aufführung und Vorleſung ihrer neueſten Schöpfungen unterhalten. Das zweite Gedicht das vom Schauſpieler Marr vorgeleſen wurde, war: „Euripides an die Berliner," eine Epiſtel in Verſen von Grillparzer. Es geißelte die Claſſicitätsmanie, die

damals in Berlin Mode ward, auf die geiſtreichſte, zugleich poetiſchſte Weiſe und wurde von der Concordia mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Wieder eine Belehrung und Beſchämung mehr für mich. Als ich mich offenherzig darüber äußerte und zu einigen Schriftſtellern meine Verwunderung ausſprach, daß ein ſolcher Dichter bei uns im Norden ſo wenig bekannt ſei, zuckte man lächelnd die Achſeln und ſagte ganz gutmüthig: Ja, ſie ſein halt ſo im Ausland! Ich fühlte in dieſem Augenblicke, wie gerechtfertigt der Ausdruck „Ausland“ ſei, den die Oeſterreicher immer gebrauchen, ſo oft ſie vom übrigen Deutſchland ſprechen. Der ſarkaſtiſchſte der gutmüthigen Wiener fügte mir noch mit einer ſpöttiſchen Bewegung, die auf mich gemünzt war, hinzu: Hm, er macht ſich nichts draus, der Grillparzer; der iſt zufrieden, wenn er nur ſeinen Oeſterreichern gefällt, und das thut er, weiß Gott. Es iſt aber traurig, wenn ein ſolcher Dichter dahin gebracht wird, das große weite Vaterland und die Brüder jenſeits der Gränze zu vergeſſen und ſich auf eine Provinz zu beſchränken, da er doch geboren iſt, allüberall mit ſeinem geiſtigen Scepter zu herrſchen.

Tages darauf, Sonntag Mittags, um die Stunde da die ſchöne Welt von Wien im bunten Putze auf den Baſteien hin- und herwogt, und griechiſche, wallachiſche, ungariſche, italieniſche Geſichter mit freundlichen wieneriſchen unaufhörlich wechſeln, drängte auch ich mich an der Seite meines Freundes der Burg entgegen. Plötzlich zupfte mich mein Begleiter am Aermel: Haben ſie den Mann geſehen, der eben an uns vorüberging? — Welcher? — Den dort im großen, dunkelgrünen Ueberrock! — Nur mit Mühe konnte ich ihn im Gedränge mit meinen Blicken erhaſchen. Es war Grillparzer, der allein, einſam in dieſer bunten Welt, mit geſenktem Haupte dahinging. Es kam mir wie ein geheimnißvoller Fingerzeig vor, daß mir dieſer Mann, während meines kaum acht und vierzigſtündigen Aufenthalts, ſchon dreimal begegnete: als Dichter und Spender der „köſtlichen Frucht,“ wie Börne ſeine Sappho nennt, als poetiſcher Satyriſt und verehrter Meiſter eines ausgewählten Kreiſes von Jüngern und endlich als einſamer Wandler mitten in einer freudvollen glänzenden Welt. Alles dieſes machte mir den Eindruck, als wäre Grillparzer Wiens poetiſcher genius loci, und wollte ich dieſe Stadt kennen lernen, ſagte ich mir, ſo mußte ich auch

dieſen ihren poetiſchen Genius in aller ſeiner Schönheit in mich aufnehmen. — Von drei Tagen zu drei Tagen ſah mich nun Herr Wallishauſer in ſeine Buchhandlung auf dem hohen Markte treten, um nach und nach ein Trauerſpiel Grillparzers nach dem andern zu holen, bis ich auch an ſein Luſtſpiel: Weh dem der lügt kam. Ich fühlte mich während dieſer Zeit ſo glücklich, ſo freudig aufgeregt, wie immer, wenn man eine ſchöne Entdeckung macht, zumal wenn dieſe Entdeckung eine ſchöne, tiefe Menſchenſeele iſt. Eine neue, wunderbare Welt von Geſtalten that ſich mir auf; in meinen Träumen ſah ich grandioſe, tieftragiſche Scenen, wie jene, da Ottokar von Böhmen flüchtig heimkehrt und als Bettler auf der Schwelle ſeines Schloßes verhüllten Hauptes ſitzt und ſeine Königin mit ihrem Buhlen herauskommt, ihn zu verhöhnen; oder mildwehmüthige, wie jene aus der kindlich-tragiſchen Idylle Des Meeres und der Liebe Wellen ꝛc. oder ſchauerlich geheimnißvolle, wie ſie ſich in ſeinem Phryxos und ſeiner Medea" drängen; und mit freudiger Anerkennung wandte ich die Worte, die er einer ſeiner Perſonen in den Mund legt, auf ihn an:

Erhab'ne, heilge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden was ich mir gedacht.

Leider konnte ich die Fortſetzung dieſes Gedichtes nicht mehr als eine Wahrheit für ihn gelten laſſen:

Ihr habt ausgeſät in weit entfernte Lande
Des Dichters Ruhm — — —
Es tönt mein goldnes Lied von fremden Zungen.

Die Freunde, welche ſahen, mit welcher Luſt ich mich in meinem neu gewonnenen Dichter verſenkte, brachten mir noch manches Zerſtreute, das in der Buchhandlung nicht zu haben war, wie das herrliche politiſche Gedicht Campo Vaccino, das Zacharias Werner, die alte Betſchweſter, verketzerte und bei der Polizei denuncirte, oder den elegiſchen Abſchied von Gaſtein und viele andere kleine

Digitized by Google

Gedichte, mit denen Grillparzer hie und da eine Zeitſchrift oder einen Almanach bedenkt.

Natürlich mußte bald der Wunſch in mir rege werden, Grillparzer perſönlich kennen zu lernen. — Es giebt Dichter und Schriftſteller, vor deren perſönlicher Bekanntſchaft ich mich hüte, weil mir ein gewiſſer Inſtinct ſagt, ſie werde mich einer ſchönen Illuſion berauben und mir die Freude an allen ihren Werken nehmen, die ich nachher kennen lerne. Nicht ſo bei Grillparzer; bei ihm wie bei Nicolaus Lenau hatte ich voraus die feſte Ueberzeugung, daß ihre Perſon ihre Dichtung nicht Lügen ſtrafe. Zwar kann man Grillparzer nicht wie die meiſten Wiener Schriftſteller an öffentlichen Orten, wie z. B. in dem bekannten Reunerſchen Kaffeehauſe ſehen, aber es iſt nicht ſchwer ſich bei ihm einführen zu laſſen. Ein Freund von mir, der auch ihm perſönlich befreundet war, trug mir ſeine Dienſte an, und wir beſtimmten einen Tag. Er kam heran, und wir waren ſchon auf dem Wege; aber ich geſtehe, mein Herz pochte. Es erſchien mir wie eine Anmaßung, gelinde geſagt, daß ich mich an einen ſolchen Dichter drängte. Was konnte ich dem Herzen voll Tiefen, dem Geiſte mit weithin ſehenden Blicken bieten? ich der junge, erfahrungsarme Menſch, deſſen Kinn wie deſſen Geiſt erſt ſeine Männlichkeit zu zeigen anfing. Aber mein Freund tröſtete mich mit der Liebenswürdigkeit des Dichters und mit ſeiner Aufmunterungs- und Anerkennungsluſt dem jungen Geſchlechte gegenüber. Wir gingen über den Minoritenplatz in das Gebäude des Hofarchivs, deſſen Director Grillparzer iſt, und wo er einen großen Theil des Tages zubringt. Auf einer großen Tafel über einer Thüre ſtand in großen Lettern: Archivdirector Franz v. Grillparzer. So viel ich weiß, iſt der Dichter ein Mann aus dem Volke und nicht aus einem adeligen Hauſe und dankt dieſes „von" wahrſcheinlich blos der Wiener Höflichkeit, die alle Welt adelt und das unabligirte „von" machmal auch in den Kanzleiſtyl einfließen läßt. Grillparzer arbeitet in einer kleinen düſtern Stube. Als wir eintraten, legte er ſogleich die Feder hin und kam uns mit der größten Freundlichkeit entgegen, die meine Schüchternheit ſchnell verſchwinden machte. Bald war ein Geſpräch angeknüpft, und wir ſprachen über hunderterlei reinmenſchliche, nicht literariſche Dinge; ein Umſtand, der mir um ſo mehr gefiel, als ich gewöhnt war mit un-

ſern belletriſtiſchen Berühmtheiten meiſt literariſche Scandale, Theaterdirectionen und wenn es hoch kam Redactionen zu behandeln. Ja eine unſerer größten norddeutſchen Celebritäten fing, als ich ſie einſt beſuchte ſogleich bei meinem Eintritte über Buchhändler, ihre Honorare und die Fonds über die ſie zu verfügen haben, zu ſprechen an. Ich ſah bald, daß ich hier mit einen Dichter ſprach, der trotz ſeiner langen Laufbahn nicht zum literariſchen Kaufmann oder gar Handwerker herabgeſunken war. Ja, erſtaunet, ihr Dramatiker des Nordens, ſelbſt von der Tantième, die damals funkelnagelneu war, und euch und hundert Zeitungen in tiefſter Seele beſchäftigte, ſelbſt von der Tantième, ſprach der dramatiſche Dichter Grillparzer nicht. Erſt auf einem langen Umwege und auf Veranlaſſung eines journaliſtiſchen Vorfalles, der damals in Wien viel von ſich reden machte und einen Freund des Dichters betraf, kamen wir auf das literariſche Feld. Grillparzer ſprach mit tiefſter Entrüſtung von der Herabwürdigung der öffentlichen Organe durch ihre Träger, und daß man in der Geſellſchaft der Geiſter Burſche dulden müße, die man aus jeder andern honetten Geſellſchaft werfen würde. Das wird wohl Manchen etwas ariſtokratiſch erſcheinen, aber, ich glaube, auch der größte literariſche Republikaner muß von Zeit zu Zeit auf ſolche Gedanken kommen, wenn er ſieht, wie von gewiſſen Leuten mit dem Geſchmacke, mit dem geſunden Sinne des Publicums gewirthſchaftet wird, zumal in Wien, wo dieſen Verderbern und „literariſchen Köchinnen" wie ſie Grillparzer nannte, der obwaltenden Umſtände wegen, nicht einmal der Krieg gemacht werden kann.

Auf meine Frage ob das Trauerſpiel „Hanibal," von welchem ich im Witthauerſchen Album für die Peſther Ueberſchwemmten ein herrliches Bruchſtück, eine Unterredung des Carthagers mit Scipio geleſen, vollendet ſei, antwortete er mit der aufrichtigſten Naivität, daß von dem ganzen Stücke keine Sylbe mehr geſchrieben ſei, als dieſes Fragment enthalte. Ja, ich glaube ſogar: er geſtand mir, es ſei eigens geſchrieben worden, um auch etwas zu dem wohlthätigen Unternehmen beiſteuern zu können. Er klagte über Kränklichkeit, die ihm nicht erlaube an ein größeres Werk zu gehen, und mit Rührung las ich in ſeinen Zügen die Wahrheit ſeiner Klage. Doch aber, ſetzte er mit Heiterkeit hinzu, hoffe er, es werde ſchon noch die „gute Stunde", vielleicht auch die „gute Zeit" kommen.

Schüchtern fragte ich nun noch, ob ſich das Gerücht, daß er ſeine einzelnen Gedichte zu einer Geſammtausgabe ſammle, beſtätige? Er verneinte es lächelnd. Sie ſind zu ruhig, ſagte er, für unſere Zeit ſie ſind nicht „zeitgemäß", und nach Gedichten, die das nicht ſind, hat man gegenwärtig kein Bedürfniß. Auch ſind ſie zu alt in der Form! Wie ſehr irrt ſich hier der Dichter. Sollte das „Zeitgemäße", oder beſſer geſagt, das „Jahrgemäße" oder oft „Wochengemäße" wirklich das Ewige beſingen und überdauern? Ueberlärmen kann es, übertäuben, überſchreien, aber dann verliert es den Athem und ſinkt kraftlos und ruhmlos in ſich zuſammen. Uebrigens ſind ſein Campo Vaccino, ſeine Epiſteln ꝛc. zeitgemäß und Gedicht zugleich, und beides im ſchönſten und nicht im banalſten Sinne des Wortes. Und was die Form betrifft, ſo gilt bei Grillparzers Gedichten auch was Börne bei Gelegenheit ſeiner „Sappho" ſagt:

„Soll ich noch ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten: iſt genug geprieſen wenn ich ihn dem Fruchtmarkt anderer neuer Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommenen gar viel für Küche und Magen, nur nicht für Herz und Phantaſie. Zierliche Weltweiſe ſind ſie mit Lob zu nennen, welche Bücherſchränke voll guten Verſtandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer ſaftigen Frucht ein abgeriſſenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragee beſtecken, aber Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter."

So ſprach ein Kritiker, der nicht nur jene Büchlein beſprach, die ihm mit „hochachtungsvoller Widmung" zugeſchickt wurden, der nicht auf die Stimme einer Clique, ſondern auf den Ausſpruch des eigenen poetiſchen Herzens, des eigenen leuchtenden liebenden Geiſtes horchte, der wenn er einen Dichter wie Grillparzer getadelt, gerne geſtand, daß er von „Flecken an einer Sonne" geſprochen, und dann „geblendet den Blick ſenkte", um ſich ferner nur „ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen." Solcher Kritiker aber, die gerne eine Sonne trotz ihrer Flecken anerkennen und ſich an Licht und Wärme erfreuen, giebt es nur wenige heut zu Tage und

Digitized by Google

Grillparzer iſt nicht wie einer von jenen dramatiſchen Dichtern, die vom baltiſchen bis zum adriatiſchen Meere, von der rußiſch-polniſchen bis zur belgiſch-franzöſiſchen Gränze jede Bühne mit Correſpondenten, Herolden, Ausrufern und Marktſchreiern beſetzt haben. So kommt es, daß Herr Theodor Mundt in Berlin ſich unterſtehen darf, ihn in ſeiner cliquenhaften Geſchichte der modernen Literatur mit drei Zeilen, und als bloßen Verfaſſer der Ahnfrau abzufertigen. Es iſt das eben die „Komödie dee Neigungen," dieſe lächerliche, kleinliche Komödie.

Während ſich Grillparzer mit meinem Freunde über Privatangelegenheiten unterhielt, hatte ich Zeit, ihn mit Muße zu betrachten und mir ſein Bild lebendig einzuprägen. Sein Kopf iſt groß und ſtark markirt und von dem von innen nach außen arbeitenden Meiſter Geiſt bis ins Kleinſte ausgearbeitet. Sein faltenreiches Geſicht iſt ein reiches Buch von Gedichten und inneren Geſchichten. Sein großer Mund erinnerte mich an das Inſtrument, welches griechiſche Tragöden an die Lippen befeſtigten um ihrer Stimme größere Gewalt und ihren Reden tieferen Eindruck zu verſchaffen. Os magna sonaos! Aber ſein mildblickendes ſchönes Auge, war mir wie die deutſche Romantik, welche die Claſſizität in ſeinen Gedichten warm durchweht und mildert. Sein Haar iſt ſchon dicht mit Grau durchwoben und noch fehlt ihm der Lorbeer der deutſchen Nation es zu bedecken. Seine Geſtalt iſt ſchmächtig und ſchwankend und für dieſen mächtigen Kopf unverhältnißmäßig ſchwach.

Als wir gingen, lud mich der Dichter noch aufs freundlichſte ein, ihn öfter zu beſuchen; leider konnte das meiner baldigen Abreiſe wegen nicht geſchehen. Doch ging ich ganz glücklich von ihm, ſo glücklich wie ein jugendliches Gemüth immer iſt, wenn es ſich in ſeinen ſchönſten Träumen nicht getäuſcht ſieht. Wir gingen in ein Weinhaus und tranken in einem guten Oeſterreicher auf das Wohl unſeres Dichters. Mein Freund erzählte mir noch vieles von ihm, das ich, wie ſehr ſchön und charakteriſtiſch auch alles, iſt, doch als das Privatleben betreffend verſchweigen will, um nicht in den Fehler unſerer Notabilitätsjäger zu verfallen, die ſich nicht entblöden, mit plumper Hand den heiligen Schleier zu zerreißen, der das Familienleben bedeutender Menſchen verdeckt. So viel aber iſt wohl erlaubt öffentlich mitzutheilen, daß Grillparzer, ſo wie die

Digitized by Google

meiſten bedeutenden öſterreichiſchen Schriftſteller, Lenau, Bauernfeld, Ebert u. ſ. w. Junggeſelle iſt, daß er in einem befreundeten Hauſe ein von Kunſt und Geiſt durchwehtes inniges Familienleben führt und daß Muſik ſeine innige, vertraute Freundin iſt, die ihm als einen Eingeweihten gerne ihre tiefſten Geheimniſſe anvertraut.

Grillparzer hat ſchon ſeit Jahren ein Trauerſpiel „Rudolph II." vollendet, aber es darf in Wien nicht aufgeführt werden, da hier wie in Berlin das großſinnige Cenſurgeſetz beſteht, das alle Anverwandten des regierenden Hauſes von der Bühne verbannt, ein Geſetz, wodurch man die kleine Geſinnung der Königin Eliſabeth zu beſchämen ſucht, die ihren Vater mit allen ſeinen Laſtern vor allem Volke durch Meiſter Shakeſpeare poetiſche Gerechtigkeit widerfahren ließ. Aus dieſer Urſache läßt Grillparzer das Stück auch nicht im „Auslande" aufführen, da ihm das Lob Fremder nicht genügen würde, wo ihm das Lob ſeiner Landsleute fehlt. Ein merkwürdiger Patriotismus, der den oben angeführten Ausſpruch des Wiener Dichters aus der Concordia zu beſtätigen ſcheint. Dieſes und ſo vieles andere, was ich ſeinem Geſpräche entnommen oder von Andern gehört habe, beweiſt mir, daß jener Dualismus, der das Herz des modernen Oeſterreichers ſpaltet, bei Grillparzer am deutlichſten hervortritt. Der moderne Oeſterreicher kennt alle Schäden, Geſchwüre und eingewurzelten Uebel ſeiner Heimat, aber er liebt ſie trotz dieſer Schäden, Geſchwüre und Uebel, wie man eine Geliebte, eine Mutter, ein Kind trotz ihrer Fehler liebt. Es iſt auch wirklich noch ſo viel Friſche, Saft und Kraft und Poeſie in dieſem Oeſterreich, daß, wenn man es nicht mit politiſch tendenziöſem Auge anſieht, es neben anderen vielgeprieſenen Ländern wie eine friſche Frucht neben einer im Backofen gedörrten, wie eine Blume auf dem Felde neben der Blume im Herbarium des Botanikers erſcheint; und der Oeſterreicher liebt die Schönheit dieſer Frucht, und vertieft ſich gern in ihre Schönheit, wiewohl er weiß, daß mancher Wurm unter ihrer ſchönen Schale ſie benagt. Grillparzer iſt der höchſte und poetiſchſte Ausdruck dieſes Oeſterreicherthums. Man glaube ja nicht, er kenne nur die ſchönen Seiten ſeines Vaterlandes; er kennt auch die ſchlechte, und verwünſcht ſie wie irgend eine Liberaler; aber als liebender Sohn ſcheut er ſich, von den Fehlern ſeiner Mutter laut zu ſpre-

Digitized by Google

chen und will nicht weiter rücken von dieſem Standpunkte des Gemüthes auf den höheren der geiſtigen Kritik. Er will nicht, ſage ich; daß er es könnte, braucht man nicht lange zu beweiſen, man braucht ſich nur an eine Strophe ſeines Gedichtes an Wien zu erinnern:

Schön biſt du, doch gefährlich auch,
Dem Schüler wie dem Meiſter;
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geiſter.

Aber die glänzende Lobrede des ſchönen Oeſterreicher Landes, die er dem Ottokar von Hornek in den Mund gelegt, hat er gewiß lieber niedergeſchrieben.

Daß ſich in neuerer und neueſter Zeit Viele über dieſen Grillparzeriſchen Standpunkt hinausſchwangen, darf nicht wundern; es war eben in der neueren und neueſten Zeit, und dieſe Vielen endlich ſind weniger eigentliche Oeſterreicher, als vielmehr entweder feurige Ungarn oder ſkeptiſche Böhmen. Der eigentliche Oeſterreicher wird noch lange zu den Füßen ſeiner Großmutter kindlich und kindiſch tändeln. Komiſch ſind nur die Nachbeter Grillparzer's, die ohne dieſes poetiſche Gefühl, ohne dieſe Pietät für die Heimat und ihre Schwächen, jedes politiſche Aufſtreben, jede Luſt nach einer Reformation verachten, ſelbſt an Jahren jung auf die weiterſtrebende Jugend ſtolz herabſehen, und nichts als träge oder bornirt ſind, eben ſo wie ſie als Nachahmer Grillparzers ohne ſeine tiefe claſſiſche Bildung, ohne ſeine große Conception, ohne ſeine Romantik äußerlich glänzend, innerlich hohl und lächerlich ſind. Unter ihnen ſteht Grillparzer wie ein gefeſſelter Held da, während ſie ſelbſt ärmlichen Arreſtanten ähnlich ſind, oder wie ein Sohn, der am Krankenlager ſeiner Mutter wacht, während ſie nichts als beſoldete, gedankenloſe Wärter ſind.

Digitized by

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Physische Erziehung. — Censurcollegium. — Preßzustände. — Eisenbahnen. — Die Brücke am Schottenthor. — Der Schutzverein für entlassene Sträflinge.

Es scheint nun doch, als ob unsere Regierung, oder vielmehr die k. k. Hofstudiencommission, welche das gesammte Schulwesen der Monarchie leitet, in Betreff der physischen Erziehung eine durchgreifende Reform beabsichtige, denn durch einen Erlaß der Landesstelle ist dem Waisenhause befohlen worden, fortan entsprechende gymnastische Uebungen mit dem gewöhnlichen Schulunterrichte zu verbinden, damit die leibliche Wohlfahrt nicht Schaden leide über der ausschließlichen Sorge für die geistige Ausbildung. Auch hat die Musterhauptschule zu St. Anna nach der Pensionirung des gealterten Professors Mowek in der Person des Dr. Nesper, welcher unter dem Namen Dr. Falkner auch als Schriftsteller vielfach thätig ist', einen anderen Professor der physischen Erziehungskunde erhalten, dessen jugendliches Feuer der guten Sache, wenn ihm anders das Feld frei gegeben wird, gar sehr zu Statten kommen dürfte. Dr. Nesper lies't seine Collegia in der pädagogischen Abtheilung der genannten Anstalt, deren Besuch den sich heranbildenden Schullehrern zur Pflicht gemacht ist und nur, wenn das künftige Lehrerpersonal selbst mit der Turnkunst vertraut geworden, läßt sich eine umfassende Durchführung des Turnunterrichts in den Volksschulen auf eine nachhaltige Weise bewirken. Was uns indeß nicht gefallen mag, das ist die Anhängselstellung dieser Professur, denn während jeder ordentliche Lehrer an der genannten Musterhauptschule einen Gehalt von 600 Gulden bezieht, der sich in Folge des Repetitionsunterrichts mindestens verdoppelt, bezieht Dr. Nesper gleich seinem Vorgänger bloß eine jährliche Besoldung von 200 Gulden. Sehr wünschenswerth wäre es, die gymnastischen Spiele so schnell als

möglich in dem Blinden- und Taubstummeninstitut einzuführen; die Befähigung des Blinden für Leibesübungen ist außer allem Zweifel und die gymnastischen Künste, die in der Blindenanstalt zu Paris stattfinden, liefern den praktischen Beweis von der Möglichkeit, auch die lichtlosen Unglücklichen an einer Sache Theil nehmen zu lassen, welche bei der ängstlichen Langsamkeit ihrer sonstigen Lebensweise, welche nothwendig eine physische Erschlaffung herbeiführen muß, doppelt nützlich und dringend erscheint. Nicht minder förderlich ist das gymnastische Element für den Taubstummen, bei dem obenein die aus der Blindheit hergeleiteten Bedenklichkeiten gänzlich wegfallen, indem die geringe Anstrengung der Lunge bei Sprachlosen dieses wichtige Lebensorgan in der Regel sehr bald verkümmern läßt, so daß ein beschleunigter Athmungsproceß in Folge physischer Anstrengung höchst gesund erscheint und nicht wenig vortheilhaft auf das leibliche Wohlbefinden taubstummer Zöglinge einzuwirken im Stande wäre. Hat doch die Wahrnehmung der schädlichen Folgen der geringen Lungenthätigkeit schon die Lippensprache bei den Taubstummen in Aufnahme gebracht, womit wohl weniger ein Medium allgemeiner Mittheilung, als ein Ersatz für jene wohlthätige Wirkung geboten werden sollte, die die Sprachthätigkeit auf die Lunge des Menschen überhaupt ausübt.

Man beschäftigt sich hier seit längerer Zeit mit der Errichtung eines Censurcollegiums, das die Stelle des in Preußen geschaffenen Obercensurgerichtes vertreten soll und als dessen Präsidenten man den Hofrath Doctor Hurter bezeichnet, welcher das vollste Vertrauen des Staatskanzlers besitzt. Doch macht Doctor Hurter die Annahme der ihm zugedachten Präsidentenstelle von der Bedingniß abhängig, daß das zu errichtende Censurcollegium als die oberste Behörde in Preßangelegenheiten aufgestellt werde und in keinerlei Abhängigkeit von der Polizeihofstelle sei. Durch diese kategorische Bedingung ist die ganze Sache schwierig geworden, denn von Seiten des Polizeipräsidenten würde ohne Zweifel die Lostrennung des Censurwesens, womit er bis jetzt betraut war, als eine verletzende Handlung, als ein Beweis vor Unzufriedenheit betrachtet werden, deren sich die Regierung nicht schuldig machen will. Unsere Preßzustände haben eine so unglückliche Wendung genommen, daß man jede Neuerung willkommen heißen muß; mit Beginn des Jahres ist dem adeligen und kaufmännischen Casino, dem juridisch-politischen Leseverein und mehreren anderen Privatgesellschaften der Fortbezug einer bedeutenden Anzahl, unter deutscher Censur erscheinender Blatter untersagt worden, worunter der Herold, die Deutsche Allgemeine, die Bremer und Weserzeitung, ja sogar die Kölnische Zeitung und die — unschuldige Europa!

Die berüchtigten Angelegenheiten der ungarischen Centralbahn fangen an immer verwickelter zu werden und es zieht sich ein furcht-

Digitized by Google

bares Gewitter über den Häuptern der Directoren zuſammen, deſſen gerichtliche Entladung für Manchen höchſt verderblich ſein wird. Hauptmann Wurmb zumal geräth durch die über ſein Benehmen veröffentlichten Thatſachen in eine gänzlich unhaltbare Stellung, die ihn, falls er ſich nicht gänzlich reinigen kann, zwingen wird ſeiner Officierſtelle zu entſagen. Die eidliche Ausſage des Herrn Farkas in Peſth hat ſeinem Ruf den Todesſtoß gegeben, denn er wird dadurch der Fälſchung von Documenten angeklagt. Man iſt unendlich geſpannt auf den Ausgang der verwickelten Geſchichte. — Eine kaiſerliche Entſchließung vom 18. Jänner hat das Schickſal der großen italieniſchen Eiſenſtraße von Venedig nach Mailand entſchieden feſtgeſtellt. Auf dem Wege der Uebereinkunft wurde beſtimmt, daß der Staat den Ausbau und den Betrieb derſelben übernimmt, wozu ein unter der Generaldirection der Staatseiſenbahnen ſtehendes Bauinſpectorat für dieſe Linie gebildet wird, dem die techniſche Leitung obliegt, indeß der permanente Ausſchuß das Geſchäft der Controlle übt. Die Wünſche der Generalverſammlungen ſollen für die Staatsverwaltung nicht verbindlich ſein, aber möglichſte Berückſichtigung finden. Wichtig iſt die Beſtimmung, welche den einſtweilen verfallenen Actien die Möglichkeit der Rehabilitirung zuſichert, und die Zuſage den Bau bis 1848 zu vollenden. Zuletzt bleibt es der Geſellſchaft nach Verluſt der zwei erſten Betriebsjahre freigeſtellt, von den Vortheilen der kaiſerlichen Entſchließung vom 22. December 1842 Gebrauch zu machen oder nicht, nämlich die Bahn ſelbſt zu behalten oder an den Staat abzutreten, wobei das Anlagekapital den Actionären in 4 procentigen Staatsſchuldverſchreibungen vergütet würde. Die Zweigbahnen der Gloggnitzer Bahn ſtrecken ſich nach allen Seiten polypenartig ins Land, denn während die Vergnügungsbahn nach Laxenburg bereits im Laufe dieſes Sommers dem Verkehr übergeben ward, ſteht für den kommenden Sommer die Eröffnung der Zweigbahn nach Raab bis Bruk an der Leitha zu erwarten, während ſchon im Herbſt eine dritte Zweigbahn von Wiener Neuſtadt bis Oedenburg in Ungarn vollendet ſein wird. Baron Sina ſucht ſich für die verlorenen Chancen einer Eiſenſtraße nach Trieſt, die der Staat ſich vindicirte, durch ein Netz von Zweigbahnen zu entſchädigen, das die ſüdliche Umgebung der Hauptſtadt auf einen Umkreis von 15—20 Meilen beherrſchen wird und bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs in dieſem Landſtrich mit der Metropole gewiß eine höchſt rentable Unternehmung bilden dürfte.

Die vor einigen Jahren erbaute Brücke am renovirten Schottenthore iſt in der That ein leuchtendes Denkmal öſterreichiſcher Architectur und verdient mit den kühnſten Bauwerken der alten Römer in Vergleich geſtellt zu werden. Sie beſitzt nämlich die lobenswerthe Eigenthümlichkeit, in jedem Jahre regelmäßig einigemal zuſammen-

zubrechen, was natürlich ihrem Zwecke vollkommen angemessen ist, von Seite des unerfahrenen Publicums aber, das keine Ahnung hat von der eigentlichen Bedeutung dieses sinnigen Kunststückes, gänzlich mißverstanden wird, so daß sich jetzt die freilich ganz und gar lächerliche Meinung gebildet hat, als hätten die Herren Ingenieurs, welche den Bau führten, die Absicht gehabt, eine ordinäre fahrbare Brücke herzustellen, wie sie jeder gewöhnliche Polierer auf dem Lande zu bauen vermag, während es ihnen darum zu thun war, die Residenz mit einer Rarität zu zieren. Und in der That, die staunenswerthe Regelmäßigkeit, mit welcher besagter Brückenbau in bestimmten Zeiträumen zusammenknickt, streift an das Wunderbare und gibt der Vermuthung Raum, als stehe diese kunstreiche Vorrichtung mit einem Uhrwerk in Verbindung, welches den Zeitpunkt des Zusammenbrechens regulirt. Der Scharfsinn und Geschmack der Pontifications-Ingenieure ging aber noch weiter und wußte die überraschende Senkung des Dammes noch mit anderen Annehmlichkeiten auf eine recht sinnige Weise zu verschmelzen, wohin wir besonders gewisse erfrischende Wasserspiele zählen möchten, die sicher den Beifall aller Verständigen für sich haben. Mit der Senkung des Dammes brechen nämlich die durch denselben geführten gußeisernen Röhren der Wasserleitung geschickt entzwei, und das ihnen entströmende Trinkwasser hat der praktische Geist der Baumeister dazu benutzt, die herrlichsten Wasserkünste spielen zu lassen, welche einen prächtigen Anblick gewähren. Weniger offenkundig scheint uns die künstlerische Intention in Bezug auf die Gasluft, die aus den durch dieselbe Mechanik zertrümmerten Leitungsröhren der Gasbeleuchtungsanstalt entweichen. Um aber ohne Blume zu sprechen, so erwähne ich schließlich nur, daß die gänzliche Unbrauchbarkeit des Brückendammes dadurch verschuldet zu sein scheint, daß statt des erforderlichen und vielleicht auch in den Voranschlag gebrachten festen und trockenen Kieses der Schutt abgebrochener Häuser zur Anschotterung verwendet ward, der zwar bedeutend wohlfeiler kommt, aber den großen Nachtheil hat, in der Folge durch die eindringende Nässe zersetzt zu werden, was dann eine Senkung nothwendig mit sich bringt. Bei einer wohlfeilen Regierung fährt man zwar gut, allein über eine wohlfeile Brücke desto schlechter.

Der Schutzverein für entlassene Sträflinge hat endlich einen Schutzpatron gefunden; er, der die aus den Strafanstalten entlassenen Verbrecher in seine Obhut nimmt und einem besseren Lebenswandel zuzuführen strebt, er, der sich zum Patron der Reue und der Verstoßenen aufgeworfen, hätte beinahe selbst keinen Patron gefunden. Es ist seltsam, aber dennoch wahr; in anderen Ländern unterstützt und fördert man auf alle mögliche Weise derlei Tendenzen, die dem Staate seine Pflicht erleichtern und den oft durch unvollkommene Gesetze moralisch erkrankten Theil der Bevölkerung wieder gesund zu machen

Digitized by Google

trachten, während man bei uns ſchon Viel gethan zu haben glaubt, wenn man der Sache ihren freien Lauf läßt und ſie nicht gleich von vornherein verbietet. Zuerſt hieß es, man müſſe erſt abwarten, welchen Fortgang der genannte Verein nehme und ob er überhaupt zu einer geſicherten Exiſtenz gelangen werde; nachdem dies geſchehen und der Verein in wenig Monden feſt begründet daſtand, hieß es wieder, man müſſe vorerſt die Vereinsthätigkeit abwarten, ehe an die Annahme des Patronats von Seite eines Mitgliedes des Kaiſerhauſes zu denken ſei und als endlich auch dieſe ziffermäßig belegt und amtlich bekräftigt vorlagen, geſchah — wiederum Nichts. Indeß, allen übrigen hieſigen Wohlthätigkeitsanſtalten, jedes Spital, jede Kinderſchule und Bewahrungsanſtalt einen Prinzen oder eine Prinzeſſin an der Spitze hat, wurde juſt dieſer edelſten Beſtrebung des modernen Reformgeiſtes die Auszeichnung verweigert, die, man ſage, was man wolle, dem glücklichen Gedeihen des Inſtituts in jedor Beziehung zu wünſchen geweſen wäre. Nach langem Herumirren hat ſich endlich der Erzbiſchof, Herr von Milde, bereit finden laſſen, das Patronat des Vereins zu übernehmen, dem eine allzu grelle Einmiſchnng klerikaler und religiöſer Elemente nicht eben ſehr förderlich ſein möchte, da es bei den meiſten Verbrechern, die noch einer Beſſerung fähig ſind, ſich weniger um Irreligiöſität, als um Erwerbsmonopol handelt. Der frömmſte Menſch wird endlich ſtehlen und rauben, wenn die Noth ihn zwingt, während der Gottloſeſte ſich keines Verbrechens ſchuldig macht, bloß weil das Schickſal ihm ein reichliches Auskommen beſcheert hat.

II.

Aus Prag.

Literariſches. — Der Proceß der Wallenſteinſchen Familie. — Eine cenſirte Flugſchrift.

So ſehr jetzt im ganzen Böhmerlande ein reges Leben auf dem Felde der materiellen Intereſſen herrſcht, kann man doch nicht ſagen, daß das geiſtige Leben davon erdrückt werde, wenn auch mancherlei bekannte Hinderniſſe ein friſcheres Entfalten deſſelben nicht eben ſehr begünſtigen. Mit Theilnahme hat man hier den in Jordans ſlawiſchen Jahrbüchern geſtellten Plan von der Organiſation eines regelmäßigen ſlaviſchen Buchhandels vernommen, der bei arger Zerſplitterung, an welcher die literariſche Bewegung im Slaventhum derzeit leidet, eine Concentrirung gerade höchſt wünſchenswerth erſcheinen ließe. Ein ſchmerzliches Intereſſe muß die in Leipzig erſchienene Schrift: „Ein Tag aus der böhmiſchen Geſchichte" bei jedem Freunde ſeines

Vaterlandes erregen, denn sie führt uns in jene unglückseligste Periode der böhmischen Historie, wo die Nationalität den Todesstoß erhielt und der geistige Horizont des Landes für ewig verfinstert wurde. Die schmucklose Erzählung des wackern Rosacius von dem Todesgange der herrlichsten Männer des Volkes macht das Herz des Lesers krank vom Schmerz der heiligsten Wehmuth, während die von moderner Feder geschriebene Einleitung nicht geeignet sein dürfte, diese Stimmung zu erheitern und einen Balsam zu gießen in die Wunden eines patriotischen Herzens.

Der Proceß einiger Cavaliere, worunter der Fürst Windischrätz als Hauptbetheiligter, gegen den Fiscus in Betreff der Wallenstein'schen Erbschaft, ist bekanntlich nun doch zu Gunsten des Staates entschieden worden; und es war auch nicht anders zu erwarten denn zu welchen Weitläufigkeiten, zu welcher totalen Umwälzung des gesammten aristokratischen Besitzstandes in Böhmen hätte nicht eine Entscheidung zu Gunsten der Erben führen müssen! Die Entwickelungsgeschichte dieser Rechtsfrage ist höchst interessant und verdiente wirklich gründlich und unparteiisch dargestellt zu werden, als ein kostbarer Beitrag zur Geschichte der Hochverrathsprocesse und politischen Verbrechen. Im zweiten Decenium des laufenden Jahrhunderts wandten sich einige mit dem Geschlecht des Wallensteiners verschwägerte Adelige mit der Bitte an den damaligen Kaiser, auf Grund der neuesten Geschichtsforschungen, welche das Andenken des Herzogs von Friedland von der Schuld des Majestätsverbrechens frei sprechen, den Gemordeten durch eine großmüthige Erklärung von dem Brandmal zu reinigen, das die Tradition ihm aufgedrückt hatte. Der Kaiser faßte dieses Anliegen lediglich vom Standpunkte der Familienehre auf und bewilligte diese Genugthuung, als ein leicht zu gewährendes Gnadenmittel, wodurch jede bittere Erinnerung ausgelöscht würde, ohne der Gegenwart irgend etwas zu vergeben. Doch kaum war dieser Act geschehen, als die Verwandten mit den juristischen Consequenzen desselben hervortraten, und die Staatsregierung in keine geringe Verlegenheit setzten. Nach den vorausgegangenen Prämissen konnte die Regierung nicht anders, als die Proceßfähigkeit der Sache anerkennen, und so hat denn diese zu einer publicistischen Wichtigkeit erwachsene Rechtsfrage alle Instanzen durchgemacht, bis sie zuletzt im Sinne des Fiscus ihre Erledigung fand. Unter diesen Umständen mag es nicht ohne Interresse sein zu erfahren, daß soeben von dem mährisch-ständischen Bibliothekar Volczek in der Bücherei zu Pirnitz mehrere Briefschaften von der Hand des Friedländers entdeckt worden sind, welche die Person des merkwürdigen Mannes in einem neuen, aufschlußreichen Lichte erscheinen lassen.

Zuletzt noch ein Beitrag zur Charakteristik unserer inneren Zustände und der mannigfachen Gelüste, die sich im Verborgenen bewegen

Digitized by Google

und nur desto beachtenswerther sind, je seltener sie Gelegenheit finden unverhüllt und greifbar ans Licht zu treten. Vor Kurzem erschien mit dem Imprimatur des Censors in der erzbischöflichen Druckerei eine in deutscher und böhmischer Sprache abgefaßte Flugschrift, von wenigen Blättern, welche in den Schulen unentgeltlich vertheilt und sonst um 1 Kreuzer W. W. verkauft wurde. Sie war „Warnung an das Volk" betitelt und zog gegen die Juden zu Felde, die an allem Unheil und an jeder Noth der Zeit schuld sein sollten; ein finsterer Geist der Unduldsamkeit glotzte aus der Broschüre, die ganz und gar die Lehren des Communismus in vollendetster praktischer Anwendung zur Schau trug und als deren Verfasser der Kaplan Schneider genannt wird. Die aufmerksam gemachte Staatsbehörde hat auch sogleich der Abdruck der zweiten Auflage untersagt und dafür in ähnlichem Format und Druck ein anderes Schriftchen ausgeben lassen, dessen versöhnlicher Inhalt die verderbliche Wirkung der ersten Broschüre wieder aufheben sollte.

III.

Leichenbegängniß einer Tyroler Patriotin.

Aus Insbruck.

Als ich ihnen das letzte Mal aus unsern Bergen nach Leipzig schrieb und die Angelegenheiten des Tyrolerländchens von einer andern Seite zu beleuchten suchte, als dies von der Postzeitung und Abendzeitung in Augsburg in der Regel geschieht, die sich zwar am meisten mit uns beschäftigen, allein sich ausschließlich auf confessionelle Dinge beschränken, glaubte ich nicht, daß sich sobald wieder Gelegenheit finden würde etwas zu berichten, das geeignet wäre ein allgemeines Interesse zu erregen.

Auf glatter Schneebahn im leichten Schlitten unter gellendem Schellengeläute, flog ich den Weg längst dem Innfluß nach dem kleinen Bergstädtchen Hall hinab, das nur zwei Stunden von hier entfernt ist und wo an diesem Tage eine ernste patriotische Feier Statt finden sollte, welche viele Gäste aus der Hauptstadt dahin lockte. Unter heiterem, wechselvollem Gespräch erreichten wir das freundliche Städtchen, dessen Bewohnerzahl heute durch einen ganz ungewöhnlichen Zufluß von Landleuten aus der Umgebung nicht wenig vergrößert wurde; in allen Gassen, auf allen Plätzen bewegten sich die gedrängten Schaaren und bei der eigentlichen Beschaffenheit des Bodens, auf dem Hall steht und welcher dergestalt bergig und abschüssig ist, daß man von einer Gasse zur andern nur mittelst steilen und schmalen Holztreppen mit abgetretenen Stufen gelangen kann, bot das bunte, geräuschvolle Leben, das sich an dem sonst so stillen Ort entfaltete ein höchst anziehendes und mittelalterlich originelles Gemälde dar.

Digitized by Google

Die Veranlassung dieses festlichen Zusammenströmens der Volksmassen im kalten Jänner gab das feierliche Leichenbegräbniß der in dem Alter von 83 Jahren verstorbenen Witwe des berühmten Schädyerarmajors Speckbacher, welche lange Jahre hindurch in dem friedlichen Bergstädtchen wohnte und seit dem Tode ihres wackern Gatten, der im Jahre 1820 starb, eine Staatspension von 500 Gulden C. M. bezog. Die würdige Matrone hatte in der Zeit der Bedrängniß alle Gefahren der Insurgenten getheilt und stand gleich einer beherzten Spartanerin ihrem tapfern Mann zur Seite in Kampf und Noth. In dieser alten Frau verehrte das Volk, das trotz aller bitteren Täuschungen noch immer mit wehmüthiger Begeisterung an den Erinnerungen des ruhmvollen Nationalkampfes hängt, den Genius jener verklungenen Tage, die Velleda seiner schmerzlich erhobenen Vergangenheit! Man kann sich den Eindruck denken, den die Kunde von dem Hintritt der Matrone machte, deren Persönlichkeit mit dem Ruhm und dem Streben des Volkes so innig verwachsen ist, daß mit der Auflösung der einen auch die andern zu verschwinden scheinen. Das harmlose Volk in den Bergen liest keine Bücher und kennt die historischen Verherrlichungen nicht, womit die deutsche Presse es alljährlich in hübschen Schriften mit prächtigen Stahlstichen oder schmucken Holzschnitten beschenkt, es kennt seine Vergangenheit blos aus den Kopfnarben des alten Vaters der immer so kläglich wimmert, wenn der Eiswind über die Firmen streicht und die verharrschte Wunde zu schmerzen anfängt, aus dem grünen Grabeshügel, der die Leiche des durch eine bairische Flintenkugel getödteten Bruders deckt und aus den verkohlten, schwarzen Ruinen, die noch hie und da, selbst in dem lebendigen Schwatz, aus der Zeit der Mordbrennerei unter Wrede und Lefebre zu sehen sind. Der Tod der Frau Speckbacher ist für das historische Gedächtniß des Bergvolks derselbe Verlust, als der Untergang der verloren gegangenen Bücher der römischen Geschichte des Livius für den Gelehrten; die Verstorbene war für das Landvolk in Tyrol ein recht lebendig geschriebenes Kapitel aus der Geschichte des Jahres 1809 und Illustration dazu und nun kommt das Schicksal und reißt mit kalter Hand Kapitel und Illustration aus der historischen Landesbibel! Die Art, wie das Leichenbegängniß gefeiert ward, entsprach der Bedeutung der Verblichenen für das Land. Außer den langen Reihen der Bürger und Bauern, erblickte man auch Beamten und das Offizierskorps des dort garnisonirenden ungarischen Infanterieregiments Erzherzog Ferdinand Esta und die Knaben des k. k. Erziehungshauses vom Tyroler Jägerregiment folgten als Inbegriff der militärischen Jugend, der muthigen Streiterin zum Grabe. Es war ein echtes Volksfest, eine ungeheuchelte Trauer, kein offizielles Gepränge geleitete die edle Patriotin zur letzten Ruhestätte. Möge ihr die Erde leichter sein, als ihr prüfungsvolles Dasein.

Digitized by Google

Die Hinterlaſſenen ſind drei Töchter und ein Sohn, der ſich den Studien gewidmet und ſich bereits auch als Dichter in provinziellen Kreiſen hervorgethan hat. Merkwürdig waren die Schickſale der Speckbacher'ſchen Familie nach der Unterdrückung des Aufſtandes, als der Feind im Lande gebot und ſeine Häſcher die Anführer aufſuchten. Speckbacher lag in Kuhmiſt eingeſperrt, bis er Gelegenheit fand nach Steiermark zu entfliehen und nach Wien zu eilen. Der Kapuziner Hoſpioger, der noch jetzt in Wien lebt, war auf einen Kirchthurm im Glockenſtuhl verſteckt, und als das Dorf von feindlichen Soldaten wimmelte, rettete er ſich gar in dem Bauch der Glocke ſelbſt, wo er, an den Schwengel feſtgebunden, mehre Tage in augenſcheinlicher Todesgefahr ſchwebte. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht unterlaſſen eine Anecdote zu erzählen, die aus der Zeit herſtammt, wo Nordtyrol unter baieriſcher Hohheit ſtand und der jetzige König Ludwig als Kronprinz in Insbruck ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. Ich habe ſie aus verläßlichem Mund und finde ſie höchſt characteriſtiſch für die unverbrüchliche Treue und die feſte Zuverſicht des Tyroler Volkes in den Tagen der Unterjochung. Der Kronprinz, der es ſich natürlich ſehr angelegen ſein ließ die Volksgunſt zu gewinnen, nahm häufig an den Vergnügungen der Bürger Theil, namentlich fand er ſich fleißig auf der ſtädtiſchen Schießſtätte ein, wo er mit den Bürgern um die Wette ſchoß und ſich in traulichem Geſpräch ergoß. Einſt ſagte er zu einem der anweſenden Bürger im ſcherzenden Ton, indem er auf die aber dem Schießhaus flatternden baieriſchen Fahnen zeigte: Nicht wahr, die baieriſchen Farben ſind doch auch gut und nehmen ſich dabei recht ſtattlich aus? Mir gefallen ſie wohl auch, erwiederte der Angeredete der im Herzen gut öſterreichiſch geſinnt war, aber nur in ſo fern, als das Blau mit der Zeit immer ſchwarz und das Weiß gelb zu werden pflegt.

IV.

Aus Cöln am Rhein.

Winterphyſiognomie der Stadt. — Muſikaliſche Kräfte. — Das niederrheiniſche Muſikfeſt. — Das vlämiſche Sängerfeſt. — Die Theaterconceſſion. — Carnevalstreiben.

Die Erde iſt verrückt in ihren Angeln, denn während die Franzoſen in Afrika erfrieren, im Schneegeſtöber umkommen, Italiens Schönen zu den braciccini ihre Zuflucht nehmen müſſen, und ſelbſt Andaluſiens feurige Töchter nicht ohne broserillos ausdauern können, weht bei uns milde Frühlingsluft. In unſern Gärten fängt ſchon Alles an, lenzesluſtig zu keimen und zu treiben, und Schreiber dieſes hat ſchon vor einigen Tagen rheiniſchen Kräuter-Nektar, ſogenannten Maiwein, gebraut von friſchen Kräutern, die im Freien gewachſen.

Digitized by Google

Sogar Maikäfer ſchwärmen, im Felde blüht der Raps, und der Rhein macht ſich ſo batzig breit, wie wir es ſonſt an dem Titular-Freiherrn nur im Sommer und beim Eisgange gewohnt ſind. In zwei Monaten hat er ſchon zweimal dem rheinabwärts gelegenen Stadttheile ſeinen eben nicht angenehmen Beſuch abgeſtattet, und noch jetzt iſt die ganze Rheinſeite der Stadt überſchwemmt. Wir haben noch gar keinen Winter gehabt, *) und wüßten eigentlich nicht, mit welcher Jahreszeit wir es für den Augenblick zu ſchaffen haben, wenn uns die ſogenannten Wintergeſellſchaften, Concerte, Theater, der Carneval, und vor Allem die unter den geringeren Claſſen herrſchende Noth nicht an den Winter erinnerten. — Für gewiſſe Claſſen, als da ſind junge, hoffnungsvolle Lieutenants, Auscultatoren und Referendäre, einzelne Handelsvolontäre und die Auserwählten unter den jüngeren Commis, iſt die Winterſaiſon bis Carneval die Zeit der angeſtrengteſten Thätigkeit; denn was müſſen da nicht Viſiten gemacht, wie viel muß da getanzt, ſchön gethan, gegeſſen und getrunken werden, indem jede Woche einen oder zwei tanzende Thees bringt. Einen Adel, welcher, wie in anderen Städten, den Ton angäbe, hat Cöln nicht; es ſind bei uns die Kaufleute und einige der erſten Beamten, welche die „Geſellſchaft" machen. Daß ſich die Geldariſtokraten in äußerer gediegener Pracht, in Pomp und Glanz einander zu überbieten ſuchen, iſt ganz natürlich. Der in dieſen Zirkeln herrſchende Ton iſt aber ein recht angenehmer, ungezwungener; man fühlt die Luft franzöſiſcher Etikette wehen, welche die in anderen Handels- und Fabrikſtädten nicht ſeltenen, ſich dummſtolz blähenden Anmaßungen des ſteif gewordenen Geldſacks bei uns nicht aufkommen läßt, indem ſich dieſe Symptome unſerer materiellen Zeit nicht mit dem Grundcharakter des echten Rheinländers in Einklang bringen laſſen. Bei uns fühlt der Menſch als Menſch, ſelbſt dem Geldſack gegenüber, noch ſeinen Werth, und wird auch nach demſelben — mag es zuweilen nur bloße Form ſein — geſchätzt. Unſere Matadore ſind meiſt eingeborne Cölner deren herzlicher Charakter, deren aufrichtige Gemüthlichkeit ſich nicht leicht ertödten läßt; wie hoch auch die Renten ſteigen, ſie ſind und bleiben Cölner, und die neuen Anſiedler ſuchen ſich auch mit dem beſten Erfolge in dies herkömmliche Weſen zu ſchicken. — Neben den Privatgeſellſchaften müſſen wir Concerte und Theater als einer Stadt zweiten Ranges nothwendige Winter-Staffage anführen. Alle Virtuoſen, wie ſie auch nur Namen haben, mögen aber nur umwenden, winkt ihnen von ferne der Domkrahn entgegen, denn bei uns iſt kein Heil zu holen. Nicht als wenn hier kein Sinn für Muſik wäre; das laſſen die Cölner nicht auf ſich kommen. Wir haben einen ſtäd-

*) Es wird ſich das inzwiſchen wohl auch in Cöln, wie hier in Leipzig geändert haben. Anm. d. Correct.

Digitized by Google

tiſchen Kapellmeiſter, einen ſtädtiſchen Singverein, eine Liedertafel und eine muſikaliſche Geſellſchaft, alle im ſchönſten Flor, und ſo auch einen königlichen Muſikdirector mit einer Singakademie, einem Männergeſangverein und einer philharmoniſchen Geſellſchaft, welche ſich des fröhlichſten Gedeihens erfreuen und in ihren öffentlichen Productionen ſich der lebendigſten Theilnahme rühmen dürfen, wie denn die Vereine auch alle tüchtig in ihrer Art ſind. Nur iſt zu bedauern, daß unter den Prieſtern der Harmonie ſtets die größte Disharmonie herrſcht, wodurch auf der einen Seite zwar eine anregende Concurrenz hervorgerufen wird, und die iſt nie vom Argen, auf der anderen aber die Kräfte zu leicht zerſplittert werden. Unter der Leitung des ſtädtiſchen Kapellmeiſters Dorn beſteht hier auch eine rheiniſche Muſikſchule, welche vor der Hand nur ſechs Zöglinge zählt, welche in Herrn Dorn und in dem Concertmeiſter Hartmann ganz ausgezeichnet tüchtige Lehrer haben. Unſere Muſikfreunde denken ſchon an das Niederrheiniſche Muſikfeſt, welches um Pfingſten in Aachen ſtattfindet, und zu dem, wie es heißt, ſchon Herr Muſikdirector Mendelsſohn-Bartholdy und Fräulein Jenny Lind gewonnen ſind. Ein muſikaliſcher Genuß anderer Art ſoll uns in einem der vlämiſchen Sängerfeſte bevorſtehen, welches auch zu Anfang Sommers in Cöln gefeiert werden ſoll. Zur Leitung dieſes Feſtes will man ebenfalls Mendelsſohn zu gewinnen ſuchen. Ob der große deutſch-vlämiſche Sängerverein, deſſen Bildung von den Hauptſtädten Flanderns angeregt und unter den Vlamingen mit Jubel aufgenommen worden iſt, zu Stande kommt, iſt eine andere Frage. In Cöln hat ſich zur weiteren Förderung dieſes Projects auf deutſcher Seite der Männergeſangverein an die Spitze geſtellt. Es kommt darauf an, ob die Idee unter den rheiniſchen Städten Anklang findet.

Unſer Theater iſt nur mittelmäßig beſucht, ſo daß die Direction in dieſem Winter eben keine Seide ſpinnen kann. Um die Conceſſion haben ſich bis dahin eilf Directoren beworben — für Cöln die ominöſe Zahl der Narren. Ueber die Ertheilung der Conceſſion entſcheidet ein aus neun Mitgliedern beſtehendes Theater-Comité unter dem Vorſitz des Oberbürgermeiſters oder eines Stellvertreters deſſelben. Die früher von dem Theater-Comite und dem zeitigen Director privatim feſtgeſtellten Bedingungen ſind jetzt vom Oberpräſidium genehmigt, und muß ſich derjenige welcher die Conceſſion erlangen will, denſelben nothwendig fügen. Auf Antrag des Oberbürgermeiſters kann dem Director oder Unternehmer ſofort, mit einer beſtimmten Kündigungsfriſt, die Conceſſion entzogen werden, im Falle er den in den Bedingungen vorgeſchriebenen Punkten nicht nachkommt. Ohne Erlaubniß des Oberpräſidiums und des Oberbürgermeiſters kann der Unternehmer die Conceſſion keinem andern übertragen.

In allen niederrheiniſchen Städten ſpukt die Carnevalsluſt, und

hier ist ein Narren-Treiben und Leben, wie wir es seit Jahren nicht mehr gesehen haben. Es bestehen Carnevals-Gesellschaften, jetzt drei, welche jede, in ihrer Weise, an der Verherrlichung des Festes arbeitet. In der Oeffentlichkeit wird die Narrenfeier in diesem Jahre ganz zuverlässig recht toll und bunt, da es an Stoff zu Witz, Scherz, Humor und Satyre durchaus nicht gebricht, und die Grundidee des Festspiels der großen Carnevals-Gesellschaft „Gründung einer Narren-Colonie an der Weinküste" der tollen Narrenlaune ein zweites und leicht zu bebauendes Feld bietet. Nach verschiedenen Seiten hin speien die Gegner des Festes ihren Eifer und Geifer gegen dasselbe, weil sie darin eine Demoralisation des Volkes finden wollen. Die Reformation der socialen Verhältnisse welche sie wünschen, würde selbst, mit der Unterdrückung eines Festes, wie der Carneval immer um kein Haarbreit gefördert sein. Wahr ist's, die Noth ist im Allgemeinen sehr drückend in diesem Winter, doch werden gerade auch die Faschingsfeierlichkeiten den Armen manche Spenden, Vielen auch Erwerb zufließen laßen. Die große Carnevals-Gesellschaft hat schon dem Oberburgermeister-Amte tausend Thaler übermacht, um sie zur Beschaffung von Lebensmitteln zu verwenden. Die Wohlthätigkeit ist überhaupt in dem Maße thätig, als sich Elend und Noth kund geben und man kann es offen sagen, daß sich Cöln, wo es Gutes zu thun gilt, immer noch ausgezeichnet hat.

V.

Hekla und Krabla.

Von einem Lyriker.

Da tobt und lärmt der Hekla schon seit Wochen und Monaten, schickt grandiose Feuersäulen gen Himmel und Ströme von Flammen ins Meer, und entwickelt so unendliche und erhabene Romantik, als man es von einem urgermanischen Gemüthe nur erwarten kann, und keine Seele, nicht einmal die eines Zeitungsschreibers bedenkt ihn nur mit einem Worte der Anerkennung, nur mit einer Notiz tief unten im Winkel des großbogigen Journals. — Ist das nicht tragisch? und noch tragischer, wenn man bedenkt, was der Hekla einstens war, die Heimat romanischster Mährchen, die erhabene Leuchte kecker Norrlandsfahrer. Menzel, der einst blitzbewaffnete kann nicht rührender sein, wenn er noch jetzt wie einst, als tobender Alte in alle Welt hinausschreit und lamentirt, und sich keine Seele um ihn kümmert. Alles dieses weiß und fühlt der Nachbar des Hekla, der alte, ausgebrannte, ruhige, weise Krabla, und mitleidig die Achseln zuckend und sein schneeiges Haupt schüttelnd spricht er zum Hekla hingewandt:

Gieb dich zur Ruh bewegt Gemüth! — wie sehr du auch tobest und deine glühenden Steine gleich flammenden Liedern in alle

Digitized by Google

Welt hinausſchleuderſt und als echtes Genie dein glühendes Herzblut aus allen Adern ſtrömen läſſeſt, und die Nacht um dich erhellſt, es kümmert ſich keine Seele um dich, ſelbſt nicht unſere lieben Anverwandten und Vettern, die gemüthlichen Feuerſpeier in Deutſchland. Achtzig Jahre haſt du geſchlummert; freilich eine kurze Friſt im Leben eines Vulcans, aber eine hiſtoriſche Periode für kleine Menſchen. Es hat ſich viel geändert in dieſer kurzen Zeit. Die Deutſchen bilden ſich jetzt ein, praktiſch geworden zu ſein, und machen ernſte utilitariſche Geſichter. Magſt du noch ſo ſchön wüthen, es rührt ſie nicht mehr, wenn ſie nicht den Nutzen davon ſehen. Du mußt ein Antiquitätencuſtos ſein, wie der Veſuv, oder ein Cabinetsſtück, das man einem nordiſchen Barbaren als Rarität zeigt, wie der Aetna, oder du mußt wie unſer Bruder in Südamerika den Leuten gebratene Fiſche ins Maul werfen, dann wirſt du Glück machen, und Gervinus wird dich loben. Den großen unberechenbaren Nutzen, den du ihnen als ewige Fontanelle der alten Erde, als erſchütternder, aufrüttelnder Reiniger von Luft und Meere gewährſt, den ſehen ſie nicht mehr, für dieſe Tiefen haben ſie den Blick verloren. Nur Eines kann dich noch retten; wenn ſie noch bemerken, daß du im Geyſer breite Bettelſuppen kochſt, ſo bekommſt du noch ein großes Publicum. Sie haben jetzt alles en miniature: einen kleinen Napoleon, einen kleinen Luther, kleine Hutten, kleine Neronen, kleine Meſſalinen und Pompadoure, kleine Hanſen, kleine Flotten, kleine Revolutionen, kleine Martyrthümer, kleine Religionen, kleine Reformationen, kleine Tugenden, kleine Laſter. So haben ſie ſich auch kleine feuerſpeiende Berge zum Privatgebrauche beigelegt, und faſt jede kleine Provinzialſtadt hat einen kleinen Communal-Krater.

Ja, theuerer Bruder Hekla, die Zeit der einzelnen Größen iſt vorüber, und die Zeit der vielen Kleinen hat ihre Stelle eingenommen. Dies Eine kann ich dir nur noch zum Troſte ſagen, wenn du ausgebrannt und todt ſein wirſt, wird dein Portrait von irgend Einem, der dich nie geſehen, ſprechend ähnlich gemahlt in Europa herumziehen und bewundert, ja vielleicht gar beſungen werden; gerade ſo wie dieß geſchehen iſt, als ſich der Polniſche Krater ausgetobt und zu Schlacken verkohlt hatte.

Deine Liebenswürdigkeit, daß du dich auf einen Poſten geſtellt, wo du keins der fünf Welttheile genirſt, und allen zugleich nützeſt, wird dir niemand danken. — Du mußt dich für eine Nationalität erklären, und in nationalem Sinne toben, zerſtören, verbrennen, dann biſt du ein Held, ein großer Mann, ein Gott. Mit deiner kosmopolitiſchen Weltanſicht vom erhabenen Standpunkte der Inſel Thule biſt du ein utopiſcher Träumer, oder ein Schwärmer mit ſubverſiven Tendenzen. Lacrymae Christi mußt du weinen, wie der Veſuv! Ohne letztere, obwohl ſie ſtark mit römiſchen und

Digitized by Google

andern wälſchen Süßigkeiten verſetzt, ſelten von reinem Feuer ausgekocht und ſchlechter als ihr Ruf ſind, geht es heut zu Tage ſelbſt im proteſtantiſchen Deutſchland nicht mehr. O, glaube mir, der Schmerzliches erfahren, ſelbſt unſer berühmter Zecherkönig von Thule, dem nichts über den Becher ging, und der als Göthiſcher König einen claſſiſchern Geſchmack haben ſollte, liebt dieſe lacrymae mehr als gut iſt für ſein nüchternes, nordländiſches Reich.

Da du aber doch ſo ehrgeizig biſt, und noch jetzt, wie zu Anfang meiner Rede, genial weiter tobſt, ſo will ich dir einen Rath geben und dir den Weg zeigen, auf welchem du zu deinem Ziele und zu glänzendem Ruhme gelangen kannſt. Die Geologie, wie die Menſchen unſere Pſychologie und Phyſiologie nennen, ſagt, daß wir eigentlich mit der ganzen Erde zuſammenhängen, und es nur Zufall iſt, wenn wir uns eben da oder dort offenbaren. Wie wäre es, wenn du deinen einſamen Standpunkt auf dieſer öden Inſel verließeſt, und irgendwo mitten in der civiliſirten Welt zum Vorſchein kämeſt, z. B. auf dem Kreuzberge bei Berlin? — Es wird dich wenig Mühe koſten, den mit Noth dort zuſammengehäuften Sand zu durchbrechen. Dann wirf deine Steine und deine Lava „über Alles hinaus," und du biſt gerettet; dein Name wird ewig fortglänzen in der Geſchichte, wie der Name eines Hegelianers. Da wir glücklicher Weiſe, trotz unſerer germaniſchen Wurzeln, nicht zur deutſchen Einheit gehören, wird man dich als isländiſchen Deputirten nicht ſo leicht fortſchaffen können, wie etwa einen badiſchen. Man wird dich alſo zu gewinnen ſuchen, du kannſt noch Hofdemagog oder Hofrath werden. Förſter wird dich beſingen und der Rheiniſche Beobachter wird dich als einen, der den rechten Weg gefunden, loben und preiſen. O Freund, unſere Zeit hat zwar keine Mauſoleen oder olympiſche Lorbeerkränze, aber ſie hat noch Profeſſoren, die ſolche negative Verdienſte zu loben wiſſen. Ja! Negation hat die Stelle der alten Tugenden, der Wirkſamkeit, der Aufopferungsluſt abgelöſt. Biſt du ein Conſervativer und guter Unterthan, ſo brauchſt du nur Nichts zu thun, um einen edlen wohlmeinenden Staatsbürger vorzuſtellen! biſt du ein Liberaler, ſo haſt du dieſes Nichtsthun, das wirklich nichts iſt als ein dolce far niente, nur zu negiren, um ein Held, ein zweiter Curtius und Brutus zu werden. Verachteſt du aber beides, — was ich, offenherzig geſagt, deiner edlen Seele zutraue, — ſo ſchweige, ſchreie mir nicht die Ohren voll, und mache dich nicht lächerlich, wie Lamartine in ſeiner „erhabenen" Einſamkeit, oder wie ein auf preußiſche Verfaſſungen Hoffender, oder wie Einer, der in Deutſchland vom Selfgouvernement ſpricht. Ziehe dich ſchweigend in dich ſelbſt zurück, wie es in unſerer Zeit auch andere feuerſpeiende Berge, z. B. Börne und Hutten thun würden, und wie ich es ſelbſt thue, ich dein wohlmeinender Freund Krabla.

Digitized by Google

VI.

Volksschriftenthum.

Die Kritik steht dem sogenannten Volksschriftenthume der neuesten Zeit verlegen gegenüber. Sie erkennt dessen unermeßliche Wichtigkeit an und hat doch noch ihre Meßtische und Richtscheite für die literarische Beurtheilung der einzelnen Erscheinungen desselben nicht eingerichtet. Sie steht auch hier in einer ganz andern Stellung zum Publicum als bei jedem andern Buche; dort will sie dem Publicum sagen, dies und dies ist anzuempfehlen, dies und dies zu verwerfen. Es giebt sehr große Leserkreise, welche vorzugsweise nach der Kritik kaufen. Allein das Publicum der Volksschriften bekommt meistens keine einzige gedruckte Kritik in die Hand, und außerdem stellt es ganz andere Anforderungen an seine Bücher, als die Kritik. Beim Volke ist's die von Munde zu Munde gehende Kritik, die naive, unmittelbare, subjective Aeußerung der Empfindung bei Lesung der einen oder andern Schrift, welche deren Verbreitung bewirkt. Das Interesse des Volkes treffen, es amüsiren und unvermerkt, aber consequent eine bestimmte Gedankenrichtung in ihm anregen — darin liegt die Aufgabe des Volksschriftenthums und besonders jenes einen Zweiges desselben, welcher sich als Taschenbuch- oder Kalenderliteratur äußert. Die Kalenderliteratur hat sich, selbst bevor noch das eigenthümliche moderne Volksschriftenthum so mächtig wurde, außerordentlich gehoben; besonders waren für Verbesserung der literarischen Beigaben der Kalender gewisse ökonomische, gewerbwissenschaftliche und andere Vereine thätig. Allein, gestehen wir es offen, diese Kalender vermochten doch nicht jene ungeheure Verbreitung gerade in den niedersten, der Bildung bedürftigsten Kreisen zu finden, wie z. B. Auerbach's Gevattersmann für 1845 welcher in einem Jahre sich in 140,000 Exemplaren verkaufte. Ja, gerad im Volke hörte man oft die Klage, die neuen Kalender seien zwar recht schön, aber so befreunden könne man sich doch nicht mit ihnen, wie mit den alten Kalendern auf häßlichgrauem Papier, in roth und schwarzen Lettern und — besonders mit den spaßhaften Anekdoten und Geschichten. Diese verbesserten Kalender waren dem Volke zu schulmeisterlich; wenn der Mann des Volkes nach schwerer Arbeit einmal zum Lesen kommt, will er nicht immer wieder von seiner Arbeit hören und auch nicht jene Geschichten, welche freilich heut noch Viele für ächt volksthümlich halten, wie Hans und Grete sehr arm und sehr tugendsam waren, sich außerordentlich liebten, endlich zur Hochzeitsfeier so viel Geld erspart hatten, daß sie eine Gans kaufen und schlachten konnten — um nachher weiter zu hungern. Das Volk will etwas Herzerfrischendes aus seinem Leben hören oder aus dem Leben seiner Kreise etwas Praktisches lernen. Dies nun auf eine Weise vermitteln, daß es selber nicht bemerkt, wie

Digitized by Google

der Erzähler ſich's zur Aufgabe machte, gleichzeitig ſeine Ideenwelt auch auf höhere Strebungen hinzulenken, muß ſonach die Hauptaufgabe der heutigen Kalenderliteratur ſein. Und dazu ein Bild. Das Bild braucht nicht künſtleriſch ſchön zu ſein; aber es muß „packen" — man verzeihe dieſen Ausdruck; es iſt der einzig paſſende. — Dieſe Anforderungen ſämmtlich erfüllen allerdings viele der neuern und illuſtrirten Volkskalender; doch vor allen der „Gevattersmann." Beſonders auch darum, weil in ſeine gemüthliche Behaglichkeit nirgends der Hauch des Gemachten und Abſichtlichen hereinweht, weil ſeine Moral und ſeine Belehrung ſo vollkommen natürlich und nächſtliegend iſt. Jetzt kam er denn zum Zweitenmale und bietet ſogar noch weit reichere Abwechslung, als in ſeinem erſten Jahrgang. Aber damit ſoll nicht geſagt ſein, dieſer zweite Jahrgang ſei noch beſſer und zweckmäßiger als der erſte. Ja, man möchte jenen wohl vorzüglicher nennen; es iſt hier manche anekdotiſche Erzählung, die ſogar wegzuwünſchen wäre, weil ſie eben ganz bedeutungslos. Allein dafür entſchädigen wieder andere Artikel im reichſten Maaß, und als die Krone aller iſt jedenfalls die Erzählung vom „Kindsmord" zu nennen. Auf dieſen vierzehn Seiten iſt warlich mehr Stoff zu Betrachtungen und Nachdenken gegeben, iſt mehr wahres und volles Leben gezeichnet, als ſonſt mitunter in mancher zwanzigbogigen Schrift. — Dicht neben dieſen Kalender, dem man in ſeinem ganzen Charakter den Süddeutſchen anmerkt, muß der viel ernſtere Norddeutſche, der „Oldenbürgiſche Volksbote" geſtellt werden. Er enthält neben kleinen Geſchichten vorzüglich auch eine Menge gemeinnütziger Belehrungen, Recepte für Haus- und Landwirthſchaft u. ſ. w. Beſonders erwähnenswerth erſcheint außerdem auch für Kreiſe, die ſich nicht zum Volke rechnen, die Sammlung charakteriſtiſcher platt-deutſcher Sprichwörter — ein prächtiges Spiegelbild des norddeutſchen Volkes. Leider fehlen jedoch dem Kalender Illuſtrationen. — Dieſe bietet nun in reicher Auswahl der „Oeſterreichiſche Volkskalender" von J. K. Vogl, welcher mit 1846 ſeinen zweiten Jahrgang erlebt und bereits in ſeinem erſten Jahrgang zweimal aufgelegt werden mußte. Seinem Inhalte nach ſchließt er ſich an die beiden genannten an, entbehrt aber der charakteriſtiſchen Färbung ihrer Volksgeſchichten. Außerdem tritt er zu abſolut didaktiſch auf; er enthält für einen Volkskalender zu viel rein Hiſtoriſches, Statiſtiſches, Ethnographiſches ohne Hindeutung auf die aus derartigen Reſultaten der Gelehrſamkeit zu ziehenden Anwendungen auf die Zuſtände der Gegenwart und die Bedürfniſſe der Zukunft. Vielleicht mag die ſtrenge öſterreichiſche Cenſur einen nicht ganz unbedeutenden Theil der Schuld an dieſem Mangel tragen. — Der erſte Verſuch eines hiſtoriſchen Taſchenbuchs für das Volk iſt „Der Tribun," herausgegeben von Adolf Bock. Als Verſuch iſt es gelungen; allein zu einem wirklich tief eindringenden und mächtigen

Digitized by Google

Buch fehlen ihm doch die vollen Elemente. „Wir beſtrebten uns für das größere gebildete Publicum zu ſchreiben" — ſagt die Einleitung; „verſuchten Stoffe, die in der Gelehrtenwelt ſchon mannigfach genug abgewogen zu ſein ſchienen, um im Reſultat ergriffen zu werden, für Diejenigen zugänglich zu machen, denen die Welt der Folianten und des gelehrten Apparats fern liegt. Und wenn wir bemerken, daß unſere Tendenz war, aus dem Volke für das Volk in ſeiner Kraft und ſeiner Schwäche, in ſeinem Glanz und ſeinen Verirrungen zu reden, und die Höfe, die der Lobredner ſchon ſo viele fanden — bis auf den gewitzteſten Opponenten unter den Hofleuten, den Hofnarren — planmäßig zu vermeiden, ſo iſt der Titel des Taſchenbuchs vielleicht gerechtfertigt u. ſ. w." Die Grundſätze ſind, wie man ſieht, vollkommen richtig. Aber es kam nun auf Verwirklichung derſelben an, es kam darauf an, die „Lehre" aus der Gelehrſamkeit herauszuſtellen. Dazu ſind jedoch die Aufſätze dieſes Taſchenbuchs nicht geeignet, weil zu verſchiedenartigen Nationalitäten, Specialitäten und Perioden geltend. Sogar eigentlich nur zwei derſelben „über die Bedeutung des zweiten Pariſer Friedens für Deutſchland," ſowie „über Hofnarren" ſchienen ſpeciell auf das geſetzte Ziel loszuſteuern, welches der Verf. in den Worten anzeigt: „uns gilt die Aufmerkſamkeit der Zeitgenoſſen." Iſt nun ſonach mit dieſem erſten Jahrgang der Plan des Taſchenbuchs noch nicht erreicht, ſo iſt es trotzdem ein ſehr willkommener Anfang, dem man herzlich Glück für ſeinen Fortgang wünſchen muß. — A. —

VII.

Notiz.

Der grammatikaliſche Cenſor.

— In der Augsburger Allgemeinen iſt unlängſt ein grammatikaliſcher Cenſor aufgetreten, welcher der Zeitungspreſſe einen ſchrecklichen Sündenſpiegel vorhielt; und gewiß, alle deutſchen Redactoren und Correſpondenten, die in dieſen Spiegel ſahen, haben Grund, an ihre Bruſt zu ſchlagen und zu rufen: Ja, wir haben uns tauſendmal verſündigt an unſerer ehrbaren Mutterſprache! Zahlloſe Nebenwörter haben wir mißbraucht; unzählige Mittelwörter haben wir verkrüppelt; in Superlativen haben wir geſchwelgt und geſchwindelt, und wie oft haben wir in dramatiſcher Aufwallung ſtatt des beſonnenen deutſch ruhigen: „Zwar" das „franzöſelnde: Es iſt wahr!" gerufen! Geſtehen wir's, wir verdienen die Ruthe des Sprachmeiſters. In allem Ernſt, der Sprachcenſor hatte in vielen Einzelnheiten Recht und fern ſei es von uns, den eilfertigen und doch ſchwerfälligen Wiederkäuerſtyl unſerer Zeitungscorreſpondenten als Muſter aufzuſtellen. Schon die Beſchaffenheit des Gepäcks, das ſie führen, und die über-

Digitized by Google

triebene Vorsicht, die sie bei aller Hast anwenden müssen, um nicht in verbotene Gleise zu gerathen, schon dies macht, daß sie, über Stock und Stein rumpelnd, bald hier und bald dort stolpern und anstoßen. Die Scheere des politischen Censors hängt zu drohend über ihrem Haupt, als daß sie Zeit hätten, an die Sonde des grammatikalischen Censors zu denken. Also, die Sprachmeisterei war nicht ungegründet. Nur hätten wir gewünscht, daß sie ein wenig auch in höhere Regionen sich verstiegen hätte. Was sind alle unbefugten Beiwörter, alle berauschten Superlative und alle unruhköpfigen Interjectionen gegen die Ausländerei, die absolutistische Willkür und die egyptische Dunkelheit in unserem offiziellen Deutsch? Alle Sünden der Zeitungspresse sind wahre Mücken gegen den großen Elephanten, der in Gesetzbüchern, Polizei-, Kanzlei- und Cabinetserlassen unsere schöne Muttersprache mit Füßen tritt. Als glänzendes Beispiel aus neuester Zeit stehe hier eine Periode, welche die Ehre hat, von einem deutschen Minister verfaßt zu sein, und die wir zufällig in einer Erklärung des ehrwürdigen E. M. Arndt (in der Augsburger Allgemeinen Zeitung) angeführt fanden. Sie stammt aus den „Jahrbüchern für preußische Gesetzgebung". Man höre: „Einen in der That mehr als lächerlichen Beweis der Unreife des Nachdenkens des Verfassers gibt derselbe, indem er die Behauptung, daß die über die auf einem unter den in Beschlag genommenen Papieren befindlichen Zettel enthaltenen Worte „„Ein Paar Executionen und die Sache hat ein Ende. Wenn ein Prediger erschossen wird, hat die ganze Sache ein Ende"" gegebene Erklärung, daß sie eine Abschrift der Bemerkungen seien, die der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1813 am Rande des ihm vorgelegten Entwurfs der Landsturmsordnung geschrieben habe, blindlings als Wahrheit hinschreibt." — O du, die du, der du, das du! Wer diese Periode, in der ein Heuwagen dreimal umwenden kann, nach einmaligem Durchlesen verstanden hat, dem votiren wir den Nußknakkerorden erster Classe. Da ist freilich nichts Flunkriges und Französelndes zu bemerken. Aber muß man denn gezwungen sein, über einen Satz, mehr als sein Inhalt werth ist, sich den Kopf zu zerbrechen, wenn er würdig und ehrbar deutsch sein soll? In solchem, und noch viel, viel ärgerem Styl werden bei uns Gesetze gegeben und dem Volke seine Rechtszustände — „erklärt"; gar nicht zu reden von der juristischen Terminologie, für die der gemeine Mann nicht genug Advocaten und Fremdwörterbücher hat. Wäre es nicht billig und anständig, daß man da oben, wo es jedem Glückswunsch gegegenüber nationale Ausreden gibt, wenigstens so national wäre, ein bischen besser deutsch zu reden.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Polen und das Haus Czartoryski.

Im Hotel Lambert zu Paris ist jährlich Polenball, da geht es rauschend und glänzend her. Goldgestickte Uniformen französischer Officiere, Staroſten in sarmatischer Nationaltracht, mit verwitterten Zügen, aber stolz blitzenden Augen, schwarze Fracks und juwelenstrahlende Damen bewegen sich bunt durch einander, lächelnd mit der Grazie, hüpfend mit der sanguinischen Lustigkeit altpolnischen Adels- und Hoflebens. Man sollte meinen, der Herr des Hauses sei nur auf Besuch in Paris, habe nur, der Abwechslung wegen, seine Residenz in Warschau verlassen. „Der König tanzt in Moskau!“ sagt Platen. Aber noch hat Polen einen Gegenkönig in Paris, der zwar nicht selber tanzt, der arme, aber der sich huldvoll freut, wenn bei ihm getanzt wird. Seht ihr den alten Mann, vor dem sich Alles, wie vor einer gekrönten Majestät verneigt? Den Verbannten, der von seinen Schicksalsgenossen sich König tituliren läßt? Es ist der sechsundsiebenzigjährige Fürst Czartoryski; dieser Greis mit der leidenden Miene, mit der schwachen, wehmüthigen Stimme, der hohen, schwankenden und magern Gestalt, die ihm das Ansehen eines gebeugten Schilfes giebt, das ist der König von Polen, das ist der Fürst der Verbannung. Gibt es ein treffenderes Bild für die ritterliche Majestät eines untergegangenen Volkes, dessen Schatten nur noch im modernen Babylon umgeht und in den Nebeln der Themse? Man mag lächeln über das phantastische Spiel, über das Gepräge nichtssagender Huldi-

gungen, womit die royalitiſche Partei der Emigration einen ohnmächtigen Greis umgibt: ihn ſelbſt darüber zu verhöhnen oder elender Selbſtſucht zu beſchuldigen, wie Manche gethan haben, iſt eine wohlfeile Grauſamkeit. So harmlos die Tragikomödie dieſes Königthums iſt, ſo bedeutungsvoll, ereigniß- und verdienſtreich iſt bis zum letzten Schiffbruch (1831) Czartoryski's Laufbahn geweſen. Seine royaliſtiſchen Tendenzen erklären ſich aus der Geſchichte und der Politik ſeines Hauſes; aber dieſe Politik war bei allen Fehlern, die ſie beging, eben ſo patriotiſch gemeint, wie die der andern Parteien; und es iſt ſchwer zu entſcheiden, welche von ihnen am meiſten beitrug zur Beſchleunigung der polniſchen Kataſtrophe. So viel iſt gewiß, daß Czartoriski erſt im Unglück und in der Schwäche des Greiſenalters in dieſe unſchuldigen Königsträume verfallen iſt; derſelbe Mann, der an den Weiden Babels die imaginäre Sarmatenkrone ſich aufſetzen ließ, — eine Krone von Dornen, die unter den ehrgeizigſten Prinzen Europas keinen Prätendenten fand — derſelbe Mann hat als gemeiner Soldat in der polniſchen Revolutionsarmee gefochten; derſelbe Mann hat unter Alexander nur für die Erhaltung der polniſchen Nationalität gearbeitet und dieſem, wie er glaubte, friedlich zu wahrenden Gut alle glänzenden Ausſichten opfern wollen, die ſich durch eine Revolution ſeinem Hauſe eröffneten.

Die Geſchichte des Hauſes Czartoryski iſt ungemein lehrreich; dieſe Familie hat zuerſt die Erbſünden des polniſchen Staatsweſens eingeſehen, und indem ſie dieſelben durch eine kühne Reform ausrotten wollte, zugleich den größten und gefährlichſten Mißgriff begangen, den ein nationaler Patriotismus begehen kann. Die Familie Czartoryski iſt ein Zweig jenes großherzoglich lithauiſchen Hauſes, welches Polen die glorreiche Dynaſtie der Jagellonen gab. Im ſechzehnten Jahrhundert, unter dem letzten Jagellonen Sigismund Auguſt, trugen die Czartoryskis nicht wenig zur endlichen Vereinigung Lithauens und Polens bei. Von damals an war ihr Einfluß und ihr Reichthum fortwährend im Steigen begriffen, und um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beſaßen ſie Macht genug, um den kühnen Plan zu faſſen, die Anarchie, der weder Sobieski, noch Caſimir der Große gewachſen geweſen, gänzlich zu erſticken. Wenn Polen damals zu retten war, die

Digitized by Google

Czartoryskis hätten es vermocht. Aber es war zu ſpät. Polen trug ſeit ſechzig Jahren den Todeskeim im Herzen; ſein lärmendes politiſches Leben war Delirium und das blühende Roth ſeiner Wangen war verzehrende Fiebergluth*). Das Haus Czartoryski war blos der Doctor, der dem Kranken im letzten verzweifelten Augenblick Moſchus gab.

Die damalige polniſche Krankheit können wir als ziemlich bekannt vorausſetzen. Während ſich ringsumher große, nach Einheit ſtrebende Monarchien erhoben, während Oeſterreich und Preußen ihre Macht mehr oder weniger auf der Grundlage des Bürgerthums befeſtigten und Rußland plötzlich als eine furchtbare, von dem gewaltigen Scythen Peter mit der Zimmermannsaxt zugehauene Eroberungsmaſchine, gleichſam als eine ſlaviſche Völker- und Freiheitsguillotine daſtand: lebte der polniſche Adel wie unſer Herrgott in Frankreich, dachte weder an Einheit, noch an Einigkeit, discutirte mit Säbelhieben ſtatt mit Gründen und ſah alle modernen Elemente politiſcher Wohlfahrt, Induſtrie, Gewerbe und Handel, cavaliermäßig über die Achſel an. Und doch kann man dieſen Adel nicht ganz mit dem ruſſiſchen vergleichen, der die heimiſche Barbarei mit ausländiſcher Schminke und Pomade überfüncht. Polen hatte eine nationale Literatur, einzelne Edelleute zeichneten ſich durch edle Bildung und Intelligenz aus, und der polniſche Character überhaupt war den occidentalen Ideen nichts weniger als unzugänglich, vielmehr trieb er den Gedanken individueller Freiheit auf die Spitze. Selbſt der Umſtand, daß die hunderttauſend beſpornten und beſäbelten Edelleute allein die Nation ausmachten, während das leibeigene, an die Scholle gebundene Volk null blieb, war, wenn auch ein großes Unglück, doch nicht der nächſte und der letzte Grund des Verderbens. Aber unter dieſen Parteien war nicht ſo viel Disciplin und Gemeingeiſt wie in einer deutſchen Studentenverbindung. Alle Nationalfragen wurden als perſönliche Fragen jedes Einzelnen angeſehen, der durch

*) Die meiſten Polen, erzählt ein Geſchichtſchreiber, betrachteten damals die ſprüchwörtlich gewordene Reichstagswirthſchaft als das ſchönſte und feinſte Regierungsſyſtem, welches jemals auf Erden exiſtirt habe.

ſein liberum veto die Wahl eines Königs hindern konnte, wenn ihm deſſen Naſe mißfiel. Das war nicht Ariſtokratie, nicht einmal Oligarchie, ſondern Herrſchaft von 100,000 Souverainen, mit einem Worte Anarchie zu nennen. Das Allerſchönſte aber war, daß die drei großen Nachbarn die Integrität Polens garantirten! Man weiß, was dieſe diplomatiſche Phraſe zu ſagen hat. Die polniſchen Parteien waren von da an blos blinde Werkzeuge der fremden Habſucht und vergaßen die Gefahr des Vaterlandes über dem üppigen Mißbrauch einer ſcheinbaren Freiheit.

Dies war der Zuſtand Polens, als die Brüder Czartoryski, Michael, Großkanzler von Lithauen, und Auguſt, ruſſiſcher Palatin, als politiſche Reformatoren auftraten. Sie beſchloſſen das liberum veto abzuſchaffen, eine nationale Dynaſtie und die Erblichkeit der Krone einzuführen, die königliche Macht zu erweitern, die der Ariſtokratie zu beſchränken, die Unabhängigkeit der Gerichte zu befeſtigen, den Volksunterricht und den Gewerbfleiß zu begünſtigen. Klügeres konnte freilich nicht unternommen werden, wenn es nur mit nationalen Mitteln ausgeführt wurde. Die Czartoryskis wußten, daß ſie von den erſten polniſchen Familien den blindeſten Widerſtand erfahren würden, und da die Fremdeneinmiſchung längſt gebräuchlich war, ſo ſchraken auch ſie nicht vor dem Gedanken zurück, den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Hüter zu machen; namentlich da der Wolf gleich in der Nähe wohnte und ein dienſtwilliger Nachbar war. Sie warfen ſich Rußland in die Arme, welches bereits die Wahl des ſächſiſchen Auguſt durchgeſetzt hatte, und gleich nach Auguſt III. Tode ſtellten ſie ihren Neffen, den jungen Stanislaus Poniatowski, Katharina's früheren Geliebten, als Throncanditaten auf. Der ſchöne junge Mann ward von der Czarin begünſtigt, weil ſie ihn als ihre Marionette zu lenken hoffte; während die beiden Oheime deſſelben ſeine Nichtigkeit benützen wollten, um ſtatt ſeiner zu herrſchen. Der polniſche Adel ſträubte ſich gegen die Creatur Catharina's, und die Czartoryskis riefen eine ruſſiſche Armee ins Land. Da zum erſten Mal ſah Polen mit Zorn und böſer Ahnung ruſſiſche Bajonette auf ſeinem Wahlfelde erſcheinen, während die beiden ſtrengen Greiſe auf die Wirkſamkeit ihres gefährlichen Mittels ſich verließen und im Bewußtſein ihrer guten Abſicht den Muth und die Kraft fanden, dem öffentlichen Unwillen zu trotzen. Ihr Neffe wurde König und un-

Digitized by Google

ter ihm begannen ſie nun wirklich die Ausführung jener Reformen, die Polen Anfangs wie ein verzogenes Kind eine bittere Medizin annahm, deren Trefflichkeit und Weisheit es aber erſt zwanzig Jahre ſpäter einſah, als es eben zu ſpät war.

Das hatte Rußland nicht gewollt. Poniatowski ſollte ihm nur als Diebsſchlüſſel dienen zu den Schätzen polniſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit; als es daher ſah, wie die Czartoryskis aus ihm vielmehr einen Riegel machen wollten gegen fremde Einflüſſe und einen Damm gegen die Fluthen der Anarchie, die das Land in den Rachen des Nachbars zu ſchwemmen verſprachen, da ſtimmte es plötzlich einen andern Ton an und hatte (ſchon damals) Unverſchämtheit genug, um dem polniſchen Großkanzler befehlen zu laſſen, er ſolle von ſeinem Poſten abtreten. Der ſtolze Greis — blieb auf ſeinem Poſten. Da verſuchte Rußland die andern Parteien gegen ihn aufzuhetzen und ihn vor Gericht ziehen zu laſſen. Als auch dieſes loyale Manöver Nichts fruchtete, und ſelbſt unter den Gegnern Michael's ſich keine Richter für ihn fanden; als ſogar Polen, durch die Erfahrung gewitzigt, endlich das unglückſelige liberum veto abſchaffen wollte, da verſtändigte ſich Rußland mit Preußen, und die Welt rieb ſich verwundert die Augen, als ſie ſehen mußte, wie zwei abſolute Monarchen jenes Werkzeug der Anarchie öffentlich in Schutz nahmen! Rußland wollte natürlich blos die altpolniſchen Freiheiten des Adels, auch gegen deſſen eigenen Willen, ſchützen; aber ſo wie es jetzt in der Türkei die Satrapenwillkür und den Fanatismus des Pöbels gegen die Partei Reſchids, in den Donaufürſtenthümern dagegen (ſiehe das letzte Kapitel der ſerbiſchen Geſchichte) den Geiſt der Volksherrſchaft und das Recht der bewaffneten Oppoſition auf Augenblicke begünſtigt; und grade ſo, wie es nicht ermangeln würde, nöthigenfalls für die Selbſtſtändigkeit kleiner Hoheiten gegen eine größere Einheit des deutſchen Staatenbundes als Beſchützer aufzutreten. Unbegreiflich bleibt es, wie manche Herren aus der alten Schule mit Rußland, um ſeines angeblichen Legitimismus und ſeines ſtreng monarchiſchen Princips willen, ſympathiſiren können. Abgeſehen von den obligaten Palaſtrevolutionen, die eine ſo legitime Rolle in der Geſchichte der nordiſchen Herrſcher ſpielen, hat Rußland oft genug bewieſen, daß es nur in ſeinen innern Angelegenheiten und nur gegen ſein

Digitized by Google

Volkseigenthum absolutistisch ist, während es mit den Interessen seiner guten Freunde sehr liberal umgehen und in der Fremde auch mit republikanischen, revolutionären und anarchischen Tendenzen tactvoll fraternisiren kann. Beinahe kindlich unschuldig erscheint gegen diese graeca fides jene altfranzösische Politik des Tyrannenflügelmanns Ludwig's XIV, die in Deutschland mit Recht so verhaßt ist. Den Sinn des deutschen Volkes empört die eine Treulosigkeit wie die andere; eine deutsche Politik muß loyaler verfahren. Leider aber hat auch bei uns seit Jahrhunderten keine deutsche Politik geherrscht, sondern bald eine spanisch-italienische, bald eine altfranzösische oder slavische, bald ein zwischen allen fremden Systemen schwankender Eklektizismus, bei dem die löcherige Moral die fremden Muster, und das tölpische Ungeschick die deutsche Nachahmung verrieth.

Doch kehren wir zu unserem Thema zurück. Nach der ersten Theilung Polens (1772) sahen die Partheien die Nothwendigkeit ein, gegen Außen zusammenzuhalten und schaarten sich enger um den schwachen Stanislas; auch die Reform der Czartoryskis begann täglich mehr Anhänger zu zählen, bis endlich nach einem Zeitraum von neunzehn Jahren die öffentliche Meinung von ganz Polen einig wurde. Am 3. Mai 1791 ward unter dem Jubel allgemeiner Begeisterung die neue Verfassung proclamirt, die sich auf die Erblichkeit des Thrones, auf die Abschaffung des liberum veto, auf die Emancipation des Bürgerstandes und die allmälige Befreiung der Leibeigenen gründen sollte. Der Jubel vom 3. Mai — verherrlicht durch das bekannte Lied „Holder Mai, komm herbei," welches auch bei uns in den Dreißiger Jahren viel gesungen wurde — dieser Jubel hat etwas Rührendes; wie der Schwindsüchtige kurz vor dem Tode von baldiger Genesung träumt und sich beseligt und wunderbar erleichtert fühlt, so glaubte die arme polnische Nation mit dem dritten Mai auch den ersten Frühlingstag ihrer Wiedergeburt zu feiern. Die beiden Fürsten Czartoryski hatten diesen Triumph ihrer Bestrebungen nicht erlebt, aber der Sohn August's, Fürst Adam Casimir, nahm ihre Stelle beim Landtag ein.

Rußland sah in dieser Frucht polnischer Eintracht und Besonnenheit einen neuen Grund, desto eifriger an seinen Minen zu ar-

Digitized by Google

beiten; kein Mittel war ihm zu gering oder zu ſchlecht, um die anarchiſchen Gelüſte der altpolniſchen Partei aufzuſtacheln; es gelang ihm, die Targowitzer Conföderation zu ſchmieden, und kaum war dadurch das Land wieder in Brand geſetzt, als, auf Grund dieſer Unruhen, die zweite Theilung (1793) erfolgte. Darauf kam ein kurzer, aber furchtbarer Kampf bis zur Schlacht bei Maczieiowicze, wo Kosciuszko, von Wunden bedeckt, ſein prophetiſches: finis Poloniae rufend, in die Hände der Ruſſen fiel. Dreihundert Polen kämpften damals noch im letzten Augenblick allein gegen die moskowitiſchen Bataillone vor dem Hauſe, wo Kosciuszko gefangen lag und General Ferſen's Stabsquartier war, und wichen nicht, bis ſie alle, die Bruſt von Bayonetten durchbohrt, in Reih und Glied das Feld bedeckten*). Einige Monate darauf vollendeten die drei Schutzmächte, welche die Integrität Polens garantirt, ihr Werk durch die dritte und letzte Theilung des polniſchen Reiches.

Man hat ſich vielfach abgemüht, dieſen himmelſchreienden Raub, dieſen Beweis von der „Moral der Cabinette," wie es Herder nannte, vor dem ſittlichen Gefühle der Völker durch allerhand künſtliche Gründe, durch quaſihöhere Standpunkte, Anſchauungen, Nothwendigkeiten ꝛc. zu beſchönigen. Man wollte die drei Mächte als die natürlichen Erben, und als die nothgedrungenen Uebernehmer und Verwalter eines von ſelbſt auseinanderfallenden Reiches darſtellen, und hob fortwährend die politiſche Unfähigkeit der Polen hervor. Solche Verdrehungen und Lügen haben ſogar eine gewiſſe Verbreitung erlangt. Aber dieſe jeſuitiſchen Beſchönigungen datiren aus neuerer Zeit; die theilenden Mächte ſelbſt haben ihrer Zeit an dieſe künſtlichen Gründe nicht im Entfernteſten gedacht. Die fromme Maria Thereſia z. B. hat (in ihrem Brief an Kaunitz) die Schlechtigkeit des ganzen Treibens herzlich bekannt und mit bitterer Reue im Voraus ihre Theilnahme an dem Raub angeklagt. Der philoſophiſche „große" Friederich und die voltairiſch gebildete Parvenue Katharina empfanden nicht einmal dieſe Gewiſſensmahnung und ſahen ihr Recht gradezu in ihrer Macht. Daß Polen

*) Siehe die intereſſante Schrift: „Meine Gefangenſchaft in Petersburg" von dem Dichter Niemcewicz, dem Freunde von Kosciuszko. (Deutſch von L. Eichler. Leipzig, bei Thomas.)

nicht von ſelbſt auseinanderfiel, ſondern auseinandergeriſſen wurde, ſieht man aus der Perfidie, mit welcher die fremden Mächte die ſchon erloſchenen anarchiſchen Gluthen wieder aufzublaſen ſich anſtrengten. Polen war im Begriff, durch die Czartoryskiſchen Reformen zu ſolidern Zuſtänden zu gelangen, aber jeder Stütze die ſie dem wankenden Reiche brachten, wurde ein hinterliſtiges Bein geſtellt. Unſere gründlichen Doctrinärs möchten die politiſche Unfähigkeit der Polen, ihre einſeitige Adelsherrſchaft und Parteienwuth allein verantwortlich machen für den Untergang des Sarmatenreichs, doch ſo groß waren die polniſchen Staatstalente jedenfalls, daß ſie, wenn auch nicht zu intriguiren und zu erobern wußten, wie die Bourbonen, wie der „große" Friederich, die Ruſſen und die Oeſterreicher, doch im Stande waren ſich ſelbſt zu regieren; die polniſchen Unruhen, abgeſehen von ihrem ausländiſchen Urſprug, griffen niemals in die Nachbarländer über, die Polen machten keine Propaganda. Der Druck des leibeigenen Volkes durch den Adel hat die Fremden auch nicht zur Theilung aufgefordert, denn derſelbe beſteht auch noch jetzt in Ruſſiſch Polen und beſtand bis vor Kurzem noch in demſelben Grade in Ungarn und Galizien.*) Die Fehler Altpolens erklären blos die Uebermacht ſeiner feindſeligen Beſchützer, entſchuldigen aber nicht im Mindeſten den gewiſſenloſen Mißbrauch dieſer Uebermacht. War es den drei Schutzmächten wirklich um Beruhigung und Beſſerung ihres Mündels zu thun, ſo hätten ſie ihm einen ſtrengen Curator und Dictator eingeſetzt und wenigſtens die beſchworene Integrität Polens aufrecht erhalten, aber ſo riſſen ſie es auseinander, weil Völker ohne eine mit den übrigen Herrnhäuſern verſchwägerte Dynaſtie als herrnloſes Gut, als wilde Thierheerde betrachtet wurden, die man einfangen und ſtückweiſe verkaufen oder vertheilen kann.

Neuerdings haben ruſſiſche Stimmen die Theilung und Unterjochung Polens als eine legitime Rache für die Unbilden, die Polen im Mittelalter den Ruſſen zugefügt, rechtfertigen und ſanctioniren wollen. Dies iſt nicht ſo chriſtlich, wie Maria Thereſia's Reu- und

*) Das erträglichſte Loos iſt offenbar dem preußiſchen Theil Polens geworden, er genießt ein Glück, auf welches Rußland mit Ingrimm blickt und das es gern durch Inſinuationen jeder Art trüben möchte.

Digitized by Google

Schamgefühl, aber es iſt ein naives Geſtändniß, und man möcht beinahe ſagen, es iſt ehrlicher, als jene caſuiſtiſch diplomatiſchen Phraſen doctrinärer Wohlredner, nach denen die Theilung Polens nicht vor den Richterſtuhl der gewöhnlichen Moral gehören ſoll und mehr ein Act der Nothwendigkeit als der Abſicht geweſen ſei. Nach dieſer Doctrin ließen ſich alle Gräuelthaten der Vergangenheit weißwaſchen und jedes künftige Unrecht im Voraus mit dem Ablaß verſehen. Kann man eine That nach der Nemeſis beurtheilen, die ihr auf dem Fuße folgt, ſo iſt die Theilung Polens längſt verurtheilt; denn während man noch darüber ſtritt, ob ſie eine Sünde geweſen oder nicht, kam man zu der Einſicht, daß ſie, mit Talleyrand zu reden, mehr als eine Sünde, daß ſie ein Fehler war. Rußland iſt jetzt, was ſich Maria Thereſia in einem Brief an Katharina ſo klug wie offenherzig verbitten wollte, Oeſterreichs und Preußens unmittelbarer Nachbar, und abgeſehen von dieſem materiellen Schaden, den das fait accompli gebracht hat, ſo iſt es auch ein fait accompli, daß der Glaube an die Moral der Cabinette durch jenen Streich einen Stoß erlitten hat, von dem man ſich nicht ſobald wieder erholen wird.

Der Fürſt Czartoryski, der jetzt in Paris das Haupt der royaliſtiſchen Emigration iſt, fiel mit ſeiner früheſten Jugend in dieſe ſtürmiſchen letzten Tage Altpolens, und die Thätigkeit ſeines ganzen Lebens beſtand daher in unglücklichen, aber großartigen und verdienſtvollen Anſtrengungen, ſein todtes Vaterland zu erwecken und aus dem Grabe zu ziehen. Fürſt Adam Georg Czartoryski, im Jahre 1770, zwei Jahre vor der erſten Theilung Polens geboren, iſt ein Sohn von Adam Caſimir, alſo ein Enkel von Auguſt und ein Großneffe jenes kühnen lithauiſchen Großkanzlers, der in den beſten Abſichten für ſein Volk den Mißgriff beging, den Stanislaus Poniatowski mit ruſſiſcher Waffengewalt zum letzten Könige von Polen zu krönen. Fürſt Adam Georg genoß eine vortreffliche politiſche Erziehung, namentlich auf ſeinen Reiſen nach Deutſchland, Frankreich und England, von denen er heimkehrte, um unter Cosciuszko für die Conſtitution vom 3. Mai zu fechten. Nach der dritten Theilung Polens war er fünfundzwanzig Jahre alt.

Rußland hatte die Czartoryski'ſchen Güter confiscirt, gab ſie aber, auf Oeſterreichs wohlwollende Verwendung, zurück, unter der

Bedingung, daß Adam Georg und deſſen Bruder Konſtantin als Geißeln nach Petersburg kamen. Dies geſchah, und zwiſchen dem jungen Czartoryski und dem humanen 20jährigen Großfürſten Thronfolger Alexander knüpfte ſich bald ein ſo inniges Freundſchaftsbündniß an, daß Kaiſer Paul argwöhniſch wurde und den Freund ſeines Sohnes mit einer Miſſion nach Sardinien beauftragte. Aber nach Paul's plötzlichem Tode berief Alexander den Jugendfreund ſogleich zu ſich und ernannte ihn bald zum Miniſter des Auswärtigen und zugleich zum Curator des Unterrichts- und Erziehungsweſens in den polniſchen Provinzen. Man kann ſich denken, wie Czartoryski dieſe Stellung benützte. Er ſelbſt ſagte darüber dreißig Jahre ſpäter: Das Schickſal hat gewollt, daß ich den größten Theil meines Lebens in einer Zeit verbrachte, wo Polen von der Karte Europas verſchwunden war, und das Vaterland nur von dem Souverain der den größten ſeiner Ueberreſte beſaß, etwas erwarten konnte. Eben ſo wollte das Schickſal, daß der junge großherzige Fürſt, dem ich diente, Polen aufrichtig liebte. Dieſer Hauptzug im Charakter Alexander's hatte mir eine tiefe und treue Anhänglichkeit an ihn eingeflößt. . . . Mein Ziel war, zugleich für Alexanders Ruhm und für die Wiedergeburt Polens zu wirken. Es wird in den Annalen der Geſchichte ein bewundernswerthes Bild für die Nachwelt ſein, wie die Polen, während der langen Unterjochung ihres Vaterlandes, jeder vom Schickſal anderswohin verſchlagen, der eine an die Newa, der andere an die Seine, nicht aufhörten, von ihren verſchiedenſten, oft einander entgegengeſetzteſten Poſten, und ohne mit einander in Verbindung zu ſtehen, unwillkührlich und einmüthig nach Kräften daſſelbe Ziel zu verfolgen.

In der That, die polniſche Tapferkeit unter den Fahnen Napoleons wurde von demſelben Gedanken entflammt, der Czartoryski's Geduld und Ausdauer in Petersburg ſtählte. Als jedoch Fürſt Adam ſah, wie ſeine Landsleute ſich alle mit ihrem Vertrauen zu Napoleon hinwandten, wollte er nicht zu ſehr im Widerſpruch mit ihren Wünſchen ſtehen und zog ſich vom ruſſiſchen Miniſterpoſten zurück, blieb aber Curator des polniſchen Studienweſens. Indeſſen täuſchte der franzöſiſche Kaiſer die Hoffnungen der polniſchen Patrioten, und zur Strafe dafür, wie für andere Eingebungen ſeines

Digitized by Google

Egoismus, fiel er unter den Streichen Europas. Czartoryski ſetzte nun ſeine frühere Politik fort; er begleitete Alexander nach Paris und auf den Wiener Congreß, und wenn er von den Mächten nicht die gänzliche Wiederherſtellung Polens erlangen konnte, ſo erwirkte er doch die Erhebung des Großherzogthums Warſchau zu einem mehr als titulären beſondern Königreich Polen mit einer von Alexander beſchworenen Charte, mit ſeinen eigenen nationalen Inſtitutionen und ſeiner ſelbſtändigen Armee. Czartoryski wurde Senator und Mitglied des Verwaltungsrathes für das neue Königreich. Aber bald wurde Alexanders guter Wille immer ſchwächer und ſchwächer, die polniſchen Hoffnungen immer bläſſer und bläſſer. Die phantaſtiſche Grauſamkeit und Brutalität Konſtantins, des militäriſchen Commandanten Polens, und der Jeſuitismus Novoſſiltzoff's, des berüchtigten kaiſ. ruſſiſchen Commiſſärs, fingen an, aus dem polniſchen Königthum eine höhniſche Carricatur zu machen. Wenn ſich jetzt Fürſt Adam brieflich bei Alexander über die Exceſſe beſchwerte, die man in ſeinem Namen gegen Polen beging, ſo erhielt er keine Antwort, und als Alexanders Liberalismus, endlich vergiftet von den pietiſtiſchen Bettelſuppen der Krüdener, in myſtiſchen Schwächen und Ohnmachten aufging, erhielten Novoſſiltzoff und Conſtantin von ihm abſolute Vollmacht, Unterſuchungen und Proceſſe einzuleiten, d. h. nach Gutdünken zu ſchalten und zu walten. Czartoryski wurde jetzt revolutionärer Tendenzen beſchuldigt, und in ſeinem Bericht über den Zuſtand des öffentlichen Unterrichts in Polen an den Kaiſer ſtellte der Inquiſitor dem Patriotismus des Fürſten unwillkürlich das glänzendſte Zeugniß aus; er erklärte nämlich, das Czartoryskiſche Syſtem habe die Ruſſificirung Polens wenigſtens um 100 Jahre aufgehalten.

Fürſt Adam gab jetzt ſeine öffentlichen Functionen auf, außer der des Senators, weil dieſe ihm das Recht ließ, über heimiſche Angelegenheiten wenigſtens zu ſprechen; er beſchäftigte ſich, wie ſein Vater Adam Caſimir, der „polniſche Mäcenas", mit Literatur, brachte die Bibliothek des Gelehrten Taddäus Czacki an ſich, ſchmückte ſeinen Park und bereicherte ſeine Kunſtſammlungen in Pulawy, kurz er machte aus dieſem Schloß, welches jetzt dem Kaiſer Nikolaus gehört, ein wahrhaftes Nationalmuſeum. Auch ein Duell hatte er um dieſe Zeit mit dem General Grafen Ludwig

Pac, einem Nebenbuhler, der ihn zwar verwundete, dagegen die Veranlassung des Zweikampfes, die Hand und das Herz der Fürstin Anna Sapieha, an ihn verlor. Fürst Czartoryski heirathete 1818 diese Dame, die seine patriotischen Bestrebungen theilte, wie sie jetzt seine Verbannung theilt.

Mit der Thronbesteigung Nikolaj's (1825) kam ein sibirischer Herbstwind über die letzten Hoffnungen des polnischen Patriotismus. Das jetzige Amalgimirungs- und Vernichtungssystem ist nicht, wie Manche behaupteten, eine Folge und Strafe des polnischen Ungehorsams im Jahre 1830. Nikolaj hat nicht, kraft seines Sieges über die Rebellen, die „verwirkte" polnische Charte zerrissen: er war es, der sie zuerst verletzte und dadurch zum Widerstand herausforderte. Der gänzliche Untergang Polens war bei ihm beschlossen, sobald er an's Ruder kam, und wie heilig er die von Alexander beschworenen Rechte des Königreichs Polen hielt, zeigte gleich seine erste kaiserliche Handlung. Die polnischen Patrioten, die wegen Hochverraths vor Gericht gestellt waren, wurden, durch Czartoryski's Anstrengungen, von allen Senatsstimmen, bis auf eine, freigesprochen. Nikolaj war darüber wüthend, cassirte das freisprechende Urtheil, verwandelte es, aus eigener Machtvollkommenheit, in ein Verdammungsurtheil und schickte die vom Gericht Unschuldig erkannten nach Sibirien. Zugleich ließ er seinem Bruder Constantin, gleichsam zum Dank für die Krone, auf die derselbe zu seinen Gunsten verzichtet, absolute Macht und Willkür über 4 Millionen armer Polen, und der toll barbarische Großfürst wüthete nun nach Herzenslust.

Wir haben hier nicht die bekannte Geschichte des polnischen Aufstandes zu schreiben, nur um die Rolle handelt es sich, die Czartoryski dabei spielte. Die polnische Revolution war wie alle Revolutionen; der Grund ist längst vorhanden, die Veranlassung (von Manchem mit der Ursache verwechselt) ist dann die erste, beste; angefangen von einigen unbedeuteten Tumultuanten vollendet sie oder verliert sie sich unter den Händen größerer Capacitäten. Dies ist der gewöhnliche Verlauf aller Revolutionen, seit die Welt steht, und es nutzt Nichts, daß man seine doctrinälen Glossen darüber macht; der Verlauf ist einmal so, und wird, so lange die Welt steht, bei allen Wiederholungen derselbe bleiben, weil er

Digitized by Google

vermuthlich nicht anders ſein kann. Etwa hundert Kadetten und Studenten ſtürmen den Palaſt Conſtantins, der zitternd und zähnklappend von ſeinen Kammerdienern durch einen unterirdiſchen Gang ſich fortſchleppen und retten läßt. Die Studenten haben es aber nicht blos mit dieſem Tyrannen zu thun, ſondern mit Rußland überhaupt; ſie rennen durch die Straßen von Warſchau und rufen zu den Waffen. Das Volk jagt die Ruſſen fort, und die Aufrührer übergeben nun den einflußreichſten Männern die Leitung der von ihnen in Gang geſetzten Rebellion.

Czartoryski, der Anfangs in dem ganzen Vorgange nur eine jugendliche Aufwallung ſah, hoffte noch auf eine friedliche Ausgleichung. Er begab ſich den folgenden Tag zum Großfürſten Conſtantin und bat ihn, wieder in die Stadt zu kommen; auf die Weigerung Conſtantins, erließ er einen Aufruf an die Bewohner Warſchau's, worin dieſe aufgefordert wurden, zu ihren friedlichen Beſchäftigungen zurückzukehren. Dieſe Proclamation, die man ihm oft zum Vorwurf machte, war nicht blos von ihm, ſondern auch von Patrioten wie Fürſt Radziwill, General Pac, Kochanowski und dem ehrwürdigen Niemcewicz unterzeichnet Dieſe Männer, welche ſpäter ſämmtlich geächtet wurden, ließen ſich von den Vorſpiegelungen des Ruſſenfreundes Lubecki einlullen und träumten lange von einem Vertrage mit Nikolaj.

Leider hatte auch der zum Dictator ernannte Chlopicki, denſelben Gedanken. Chlopicki, den ſeine Ungnade unter Conſtantin ſehr populär gemacht hatte, und der das ganze Vertrauen des Landes beſaß, ließ zwei koſtbare Monate verſtreichen in nutzloſen Verhandlungen, die Czartoryski, als Miniſter des Auswärtigen, leiten mußte; und ſtatt das ganze waffenfähige Volk aufzubieten, wurde vielmehr die nationale Kriegsluſt beſchwichtigt und ein vortheilhafter Friede in Ausſicht geſtellt. Weiter wollte Rußland Nichts. Dem Czaren ſchien die Gelegenlegenheit willkommen, als Beſieger eines rebelliſchen Volkes aufzutreten, um dann deſto ſchonungsloſer richten und Polen ganz zertreten zu können. Rußland ahnte vielleicht nicht, daß es ſeinen Sieg über die Rebellen ſo theuer erkaufen, und dem polniſchen Heroismus gegenüber, ſeiner Waffengewalt ſo arge Blößen in den Augen Europas geben würde. Es war noch berauſcht von den Erfolgen ſeines letzten Feldzuges von 1829, aber es vergaß,

daß es in diesem Feldzuge nur mit schlecht angeführten Türken zu thun gehabt, und daß zahllose Polen unter russischen Fahnen mitgefochten hatten.

Rußland wollte also von keinem Vertrage hören, so gerechte Beschwerden auch das Königreich Polen vorzubringen hatte; es verlangte, was es nicht zu erhalten sicher war, blinde Unterwerfung und ließ zugleich seine Armee marschiren. Diesen Umstand sollte man bei der Beurtheilung der polnischen Sache nie aus den Augen lassen. Als man sich in Warschau demnach zur Fortsetzung der Revolution gezwungen sah, gab Chlopicki seine Dictatur ab und stellte sich als Soldat in die Reihen. Czartoryski, zum Präsidenten der Regierung erwählt, die aus fünf Mitgliedern bestand, nahm diese gefährliche Stellung an und verbrannte wie Themistokles seine Schiffe hinter sich. Dieser Muth ist doppelt groß zu nennen, wenn man weiß, daß die Organisation der Fünfmännerregierung, die alle Verantwortlichkeit trug, während die Oberleitung in den Händeu des Generalissimus war, ihm selbst fehlerhaft schien, und daß er im Grunde an dem Triumph Polens zweifelte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er die Kriegsoperationen zu hemmen und Muthlosigkeit zu verbreiten gesucht habe, während doch alle sein Proclamationen und öffentlichen Handlungen das Gegentheil beweisen. Und es wäre auch seltsam, daß ein Mann, der Aechtung und Schaffott wagt, der seine ganze Existenz auf den Ausgang eines Kampfes auf Tod und Leben setzt, seine eigenen Kämpfer zu schwächen suchen sollte. „Unser Schwert ist unsere Hoffnung," sagte er am Tage vor der Schlacht. „Europa wird sich erst nach dem Siege aussprechen." Die schöne Proclamation des Fürsten Czartoryski vom 22. Mai 1831 an die Völker Lithauens, Volhiniens, Podoliens und der Ukraine, athmet denselben Geist.

Man hat Czartoryski ferner als das Haupt jener einseitigen bornirten Edelleute hinstellen wollen, welche den Aufstand als eine pure Adelsaffaire ansahen und die Revolution als einen einfachen Feldzug zwischen der polnischen Aristokratie und dem Czaren führen gewollt. Man sagt, Polen hätte damals die Leibeigenen freigeben und den Landsturm aufbieten sollen. Wir glauben nicht, daß Czartoryski zu den verstockten und egoistischen Aristokraten gehörte,

Digitized by Google

da er im Ganzen derſelben Politik huldigte, wie ſeine Vorfahren, die ja das Werk der modernen Reform angefangen, und den Gedanken der Emancipation des Bürger- und Bauernſtandes zuerſt angeregt hatten. Es kann ſich bei ihm nur darum handeln, ob er nicht mit Unrecht den Zeitpunkt für ſociale Verbeſſerungen ungelegen glaubte.

„Jetzt iſt nicht der Augenblick," ſagte er in der erwähnten Rede am Vorabende der erſten Schlacht," um an geſellſchaftliche Verbeſſerungen zu denken; das Getöſe der Waffen hindert uns, ſolche wichtige Angelegenheiten reiflich zu überlegen. Jetzt gilt es zu kämpfen. Die Freiheit ſelbſt, das koſtbarſte Gut der Menſchheit, muß man, im Augenblicke der Gefahr, der Nationalität und Selbſtſtändigkeit gegen Außen aufopfern. Die nationale Unabhängigkeit zu erringen, iſt unſere erſte Aufgabe, vor der jede andere Rückſicht verſchwinden muß ... Wir müſſen die europäiſchen Mächte überzeugen, daß unſere Revolution eine polniſche iſt, daß heißt, daß ſie nur die Erhaltung des Vaterlandes zum Zweck hat und nicht den Umſturz ſocialer Principien und die Verbreitung der Anarchie ..."

Dieſe Beredſamkeit, welche Reform mit Umſturz und Anarchie zuſammenwirft, ſcheint allerdings ſehr ſtark nach ariſtokratiſchem Haut Gout zu ſchmecken, aber der Fürſt ſagte auch: es iſt jetzt nicht der Augenblick, und warf dabei einen vielſagenden Seitenblick auf die Mächte, und wir glauben, daß dies mehr als eine gewöhnliche Ausflucht war. Wir haben hinterher gut Conjecturen machen, die „Wenn"-Weisheit iſt immer ſehr wohlfeil. Wenn Polen in jenem Augenblicke die Leibeigenen befreit und den Landſturm entfeſſelt hätte, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß die Bewegung einen noch viel energiſchern und furchtbarern Charakter angenommen haben würde. Vielleicht hätte ſie aber auch die andern Nachbarn zu activen Feinden Polens gemacht; öſterreichiſche und preußiſche Heere wären dann nicht an den Grenzen ſtehen geblieben, und damals wußten ja die Revolutionsführer noch nicht, daß es ſo wie ſo alles Eins war; ſie hofften vielmehr in aller Gutmüthigkeit, die Mächte würden ein Einſehen haben in die Gerechtigkeit ihrer Sache und nicht blos nicht gegen, ſondern für Polen ſich verwenden. Man war aber in den monarchiſchen Staaten nur zu geneigt, jeden noch ſo legitimen Aufſtand mit Pariſer Sansculottismus und Laternenjuſtiz zu identificiren. Gewiſſe hohe Herrſchaften, denen der Schrecken von

1792 noch in den Gliedern lag und in den Köpfen ſpukte, witterten überall, und wär's bei einem Tumult in Nanking, franzöſiche Propaganda; hatte man doch lange Zeit, wie der Congreß von Verona bewies, ſelbſt den Glaubens- und Nationalkrieg der Griechen gegen die Türken, mit den revolutionären Bewegungen Frankreichs in eine Linie ſtellen wollen. Auf dieſe Herrn konnte daher nicht genug Rückſicht genommen werden, ſo lange man noch etwas von ihnen hoffte.

Außerdem fragt ſich, ob es, in einem ſo aufgeregten Zeitpunkt, bei einer bloßen Reform geblieben wäre; ob man nicht in der That die Verwirklichung der fieberiſchen Viſionen in Kraſicki's „Ungöttlicher Komödie" zu erwarten gehabt hätte; ob man während des Krieges gegen Außen die polniſche Zwietracht, die beim geringſten Reformverſuch wach geworden wäre, hätte bändigen können. Wie in den höhern, ſo gab es auch in den niedern Regionen gewiſſe Köpfe, die ſich den polniſchen Aufſtand, der ein purer Nationalkrieg war, nicht ohne Wohlfahrtsausſchuß und Guillotine denken konnten und die in allem Ernſte dem Mangel dieſer liebenswürdigen Maſchine allein den unglücklichen Ausgang der Bewegung zuſchrieben. Die Guillotine hätte Polen nicht ein Bataillon mehr geliefert, und gegen wen ſollte ſie wüthen, da der Kampf durchaus kein innerer war? Sollte ſie um jeden Preis Ariſtokraten köpfen, ſo war ſie der beſte Alliirte Rußlands, denn außer den Adeligen gab es zur Zeit keinen fähigen Anführer. Und dennoch war eine kleine Fraction blind genug, ſolches Affenſpiel zu wünſchen, wie wir ſpäter ſehen werden.

Czartoryski hatte übrigens das Beiſpiel Kociuszko's für ſich, der, ſelbſt demokratiſch geſinnt, ſechs und dreißig Jahre früher mit denſelben Schwierigkeiten kämpfte und ohne ſich lang zu beſinnen, die Warſchauer Septembriſeurs aufknüpfen ließ.*) „Ich will," ſagte der Held, „daß ſich Jeder ſchlage, ohne ſich in Dinge zu miſchen, die er nicht verſteht." Nun gab es aber in Warſchau 1831, wie 1794, Müßiggänger, die, ſtatt den Feind zu bekämpfen, innere Unruhen anzettelten. Es handelte ſich um eine rein militäriſche Frage. Man war mit Chlopicki's Nachfolger, dem Generaliſſimus Skrzy-

*) Siehe die Memoiren von Michael Oginski.

necki, unzufrieden und konnte ſein Zauberſyſtem, dem er nach den glänzendſten und unverhoffteſten Erfolgen treu blieb, nicht begreifen. Wir haben ſchon bemerkt, daß der Regierungspräſident durchaus keinen geſetzlichen Einfluß auf die militäriſchen Operationen hatte, und wir wiſſen nicht, ob ſeine factiſche Autorität größer war, doch iſt ſo viel gewiß, daß Czartoryski bei der Deputation war, die vom Landtag an die Armee geſchickt wurde, um eine Unterſuchung einzuleiten, in Folge deren Skrzynecki abgeſetzt wurde. Inzwiſchen brachte die Aufregung über die Unthätigkeit des Generaliſſimus und die Fortſchritte der Ruſſen in Warſchau eine Emeute hervor, die den Sturz der Regierung zur Folge hatte. Einige Affen des franzöſiſchen Terrorismus ſpielten Septembermord, und dieſes „revolutionäre Hausmittelchen," welches das Vaterland retten ſollte, gab ihm den letzten Stoß, indem es den Oberbefehl in die Hände Krukowiecki's brachte, den man jetzt allgemein im Verdacht des Verrathes hat. Czartoryski aber, der nun ſah, daß er in Warſchau nichts mehr nützen konnte, nahm das Gewehr als einfacher Freiwilliger im Corps des Generals Romarino.

Großartig, wie das Schauſpiel der polniſchen Heldenthaten bei Grochow, Oſtrolenka u. ſ. w. war, ſo intereſſant, wenn auch mitunter unwürdig und kleinlich, war die Zuſchauermiene Europa's bei dieſem Kampf auf Tod und Leben. Das Merkwürdigſte iſt, daß in Rußland ſelbſt, beſonders im Süden, nicht unbedeutende polniſche Sympathien auftauchten. Man erzählt ſogar, daß der bizarre Konſtantin, ſo oft er von einem Siege der Inſurgenten hörte, freudig ausrief: Das ſind prächtige Soldaten, die Polen! Die ſchlagen ſich! Das haben ſie von mir gelernt! — — Der Großfürſt hatte nämlich die polniſche Armee, vor der Revolution, entſetzlich mit allen Kleinlichkeiten ruſſiſchen Kamaſchendienſtes geplagt, und bildete ſich nun ein, daher komme ihre Tapferkeit. So ſeltſam es klingen mag, ſo iſt es doch unläugbar, daß Konſtantin, in ſeiner Weiſe, die Polen liebte, und daß ſeine Brutalität gegen ſie immer noch einen Beigeſchmack von Zärtlichkeit hatte, die er gegen Ruſſen ſelbſt niemals äußerte! Ueberhaupt hat man in Rußland eine Vorliebe für die Polen und befördert die Dienſtwilligen unter ihnen auf eine Weiſe, die gar oft den moskowitiſchen Neid erregt. Die Polenliebe der Ruſſen iſt allerdings keine gemüthliche

und verträgt ſich mit den unmenſchlichſten Grauſamkeiten. Man weiß, daß im polniſchen Volk Elemente ſind, die den Ruſſen nur zu ſehr abgehen, und die das Cabinet von Petersburg um jeden Preis für ſich ausbeuten will. Die Intelligenz, die Anſtelligkeit und den Schwung des ſarmatiſchen Naturells möchte Rußland durchaus in ſich aufnehmen und müßte es die Polen zu dieſem Zweck auffreſſen. Eine ſchreckliche Liebe! Mehr als ein vornehmer Reiſender hat geſehen, wie zärtlich Nikolaj die kleinen polniſchen Kadetten, die in Petersburg erzogen werden, in die Wangen kneipte! Er liebt ſie eben ſo wie ſeine prächtige tſcherkeſſiſche Garde. Wenn Polen brav und gehorſam iſt und einmal ſich ganz hat verruſſen laſſen, dann, träumt Rußland, dann wird es ſein tapferſter Vorpoſten, ſein feurigſter Renner und ſein ſchwungreichſter Fittich ſein bei ſeinen rauſchenden Eroberungsflügen. Die Panſlawiſten ſind deshalb auf Niemand ſo ſchlimm zu ſprechen, wie auf die „ſtehen gebliebenen" polniſchen Patrioten, welche die höhere Beſtimmung ihrer Race, die zum Nutzen und Frommen des Slavenreichs durch eine zeitweilige Knechtſchaft vorbereitet werde, nicht erkennen und ſegnen wollen.

Während alſo Rußland in blutiger Liebesinbrunſt um die polniſche Braut warb, that das übrige Europa nichts, um ſie dem gefährlichen Freier zu entreißen. In Deutſchland war der Enthuſiasmus der Jugend für Polen eben ſo überſchwänglich wie nutzlos, obwohl Einzelne ſich im romantiſchen Sarmatenlande Wunden und Narben holten. Im Ganzen war man mit der Geſchichte zufrieden, denn, wie ein Kritiker in allem Ernſt ſagt, verſprach „das Unglück und der Schmerz Polens eine der ſchönſten und verheißendſten Regionen für die moderne Poeſie" zu werden! Wie ſehr aber die Sympathien in den höhern Regionen bei uns ſchwankten, dürfte vielleicht folgende authentiſche Anekdote am beſten charakteriſiren. Ein öſterreichiſcher Geſandter in N..... der zur Zeit des Polenkriegs, die Schlachtbülletins ſehr eifrig las, pflegte ſcherzend zu bemerken: Wenn die Ruſſen Schläg' bekommen, ſo iſt mir's ganz Recht, denn ich kann das habgierige Volk nit leiden; und wenn die Polen Schläg' bekommen, ſo iſt mirs ah recht, denn dann ſiegt das Princip!

Dabei wurde doch weiblich auf die Perfidie der Franzoſen geſchimpft, die Polen im Stich ließen, nachdem ſie es aufgemun-

Digitized by Google

tert und angeſpornt. In der That aber gingen die Geldſammlungen und andere Aufmunterungen nur vom franzöſiſchen Volke aus: wie weit ſich die franzöſiſche Regierung auf gewiſſe Zuſagen einließ, iſt nicht klar geworden. Die Vertheidiger des Pariſer Cabinets führen zu ſeiner Entſchuldigung an, wie einſt General Jomini dem Kaiſer Napoleon in einer ſehr detaillirten Denkſchrift bewieſen, daß „die Wiederherſtellung Polens ohne die Mitwirkung einer der drei Mächte, die es getheilt, ein leerer Traum ſei, und daß, ſelbſt im Fall eines unverhofften Erfolges, dieſer Traum Frankreich nur zu ewiger Kriegführung zwingen würde, um ein Gebäude ohne Grund aufrechtzuhalten.“ Napoleon habe, überraſcht (?) von der Richtigkeit der angeführten Gründe, den Plan fahren laſſen, und nun wolle man, daß das Julyfrankreich, kaum hervorgegangen aus einer noch nicht geſtillten innern Bewegung, allein gelaſſen von England und gegen die Coalition der drei Mächte, ſechshundert Stunden weit von der polniſchen Grenze Das unternehme, was Napoleon am Niemen und mit einem Heere von 600,000 Mann zu unternehmen nicht gewagt habe.

Indeſſen iſt uns Jomini keine unfehlbare Autorität, obwohl ſich der Kaiſer von der Richtigkeit ſeiner Argumente (ſehr gern) überraſchen ließ. Der Napoleon des Friedens und der Louis Philippe des Krieges haben beide, wie es ſcheint, nur ihren ſogenannten guten, nicht ernſten Willen zeigen wollen. Napoleon pflegte ſich ſonſt von größern Schwierigkeiten nicht ſchrecken zu laſſen, und warum hätte es ihm, der Nichts für unmöglich hielt, ſo ſchwer fallen ſollen, die Mitwirkung einer der drei Mächte zu erlangen oder zu erzwingen? —

Werfen wir noch einen Blick auf Czartoryskis Laufbahn. Im Corps Ramarino's wohnte der Fürſt, den 29. Auguſt, bei Miedzirzecz, dem letzten Triumphe des weißen Adlers bei. Im Augenblick, wo Romarino Warſchau zu Hilfe eilte, erfuhr er, daß die Ruſſen in der Hauptſtadt eingezogen wären, und mußte vor der Uebermacht bis ins galiziſche Gebiet zurückweichen. Czartoryski konnte ſich noch nicht entſchließen, den Boden des Vaterlandes aufzugeben und ſtieß mit einigen Officieren, im Sandomir'ſchen, noch einmal zum Corps des Generals Rozycki. Aber dieſes ſchwache

Häuflein wurde bald zurückgetrieben bis auf das Gebiet von Krakau, und von da blieb kein anderer Weg übrig, als der ins Exil.

Der Fürst ging erst nach England und ließ sich dann bleibend in Paris nieder, wo er noch jetzt lebt, von Nicolaus zum Tode verurtheilt. Auch den größten Theil seiner Güter, nämlich alle, die in Russisch-Polen lagen, hat er durch die Confiscation verloren, doch sind die Ueberreste seines einst königlichen Vermögens noch groß genug und setzen ihn in Stand, die Leiden vieler verbannten Landsleute zu lindern. Czartoryski hat im Glauben an die Zukunft seines Vaterlandes sich nicht erschüttern lassen; und wie er unter den Emigrirten durch Vereine jeder Art das Nationalgefühl wachzuhalten sucht, so benützt er auch seine Verbindungen mit den einflußreichsten Männern Europas, um bei jeder Gelegenheit die Cabinette für Polen milder und günstiger zu stimmen. Der Fürst Czartoryski ist kein Genie und weder zum Dictator, noch zum Volkstribun ward er geboren, aber durch Geist, Hochherzigkeit und Ausdauer war er einer der ersten Patrioten seiner Zeit, und hat seinem Vaterlande ungeheure Dienste erwiesen, die leider durch die letzte Katastrophe wieder aufgehoben wurden. Ein unbefangenes Urtheil über ihn wird man am wenigsten von den heutigen Polen erwarten dürfen, die in der Verbannung ihren Parteihader fortsetzen. Die Demokraten und Republikaner erklären Czartoryski für einen aristokratischen Schwachkopf, der sich von Rußland habe an der Nase herumführen lassen, wie seine Vorfahren, und der gleich ihnen ein Unglück für Polen gewesen sei. Diese Wegwerfung ist eben so ungerecht, wie seine Vergötterung durch die royalistische Partei an den Wahnwitz gränzt. Diese letztere Partei hält das Königs- und Hofspielen für die Hauptsache; eine erbliche Dynastie, meint sie, muß nur erst da sein, dann versteht sich die Existenz der Nation von selber, und Polen, glaubt sie, ist von dem Augenblick gerettet, wo sich alle Emigrirten vereinigen, um König Adam und seinen Nachfolgern zu huldigen. Indeß ist dieser arme König Adam sechsundsiebenzig Jahre alt. Nikolaus ist gesund und stark, und die Ordnung herrscht in Warschau.

Mancher Leser mag die flüchtigen Erörterungen, die wir an die Geschichte eines polnischen Emigranten knüpften, für nutzloses Widerkäuen abgethaner Dinge halten, so wie man überhaupt die

Digitized by Google

polniſche Frage ſchon für altmodiſch hält. Die polniſche Frage aber iſt aufgeſchoben, nicht aufgehoben. Wir können nicht entſcheiden, wann für den unglücklichſten und edelſten Slavenſtamm die Stunde der Auferſtehung ſchlägt, aber den Gedanken, daß ſie nie mehr ſchlagen ſollte, können wir noch nicht faſſen. Die Völker haben ein zähes Leben. — Franzoſen und Engländern kann am Ende die Frage gleichgültiger ſein als uns Deutſchen. Jene haben von jeher die natürliche Allianz mit den Ruſſen geſucht, und würden ſie wieder ſuchen, wenn die Rückſichten für die noch lebende Generation und für die Volksſympathien in Frankreich und wenn die legitimiſtiſchen Empfindlichkeiten in Petersburg einmal vorbei wären. Auch ein großes Polenreich wäre Frankreichs natürliche Allianz geweſen, aber wenn an derſelben Stelle, „600 Stunden weit von der franzöſiſchen Grenze", ein polniſch-ruſſiſches Reich ſteht, ſo wird man ſich auch mit dieſem verſtändigen, und keinen Anſtoß daran nehmen, daß es um eine Kleinigkeit größer iſt. — Wenn aber Deutſche und zwar, wie ſie ſelbſt glauben, nationalgeſinnte Deutſche neuerdings in allgemeiner Slavenverachtung dieſe Kleinigkeit für gleichgültig halten und ſagen: „Ach was, die Polen ſind nicht beſſer als die Ruſſen, ſind auch Deutſchfeinde. Mögen ſie in einander aufgehen; dann können wir das ganze Pack in Bauſch und Bogen bekämpfen", — ſo iſt das eine von den traurigen Maulmachereien, in denen ſich unſere guten Deutſchen, für die tägliche Faulheit mit großen Blikken auf die Zukunft ſich vertröſtend, ſo ſehr gefallen; ähnlich dem Zechbruder, der ſeine Schuldrechnungen bis zu einem Capital auflaufen läßt.

Erſtens iſt ein großer Unterſchied zwiſchen Slaven und Slaven, und dann iſt der Panſlavismus kein leerer Wahn mehr, ſobald Polen aufgehört hat. Wir halten Rußland nicht für ſo gewaltig, daß es Welteroberungen und Univerſalmonarchien im alten Styl unternehmen könnte, und die „uniformirte Völkerwanderung" ſcheint uns ſogar ein Popanz. Rußland iſt keiner römiſchen Waffenthaten und keiner großen organiſchen Schöpfung fähig, aber unorganiſch wächſt es, wie der Stein im Erdreich, durch langſames Agglomeriren, bis es zum erdrückenden Felſen wird. Sollte einmal Polen ganz umgepflügt und mit ruſſiſcher Erde verſchüttet

und erſtickt ſein, dann werden die ſlaviſchen Völker über dem Grabe Polens dem Moskoviter die Hand reichen, ſie ſind alle ſchmiegſamer, ſie kennen alle weniger den Gedanken individueller Nationalität und Freiheit. Poſen und Galizien, die der nordiſche Ehrgeiz nicht als deutſche Beſitzungen, ſondern als ein anvertrautes Gut betrachtet, welches ihm Zinſen tragen ſoll, Poſen und Galizien werden der Attractionskraft des Erdkoloſſes nicht widerſtehen können. Ungarn und Slavonien — die unbeſchildeten Weichen Oeſterreichs — Illyrien, Mähren und Böhmen werden ruſſiſche Abſteigequartiere, Pulverlager und Laufgräben ſein, wie jetzt die Donaufürſtenthümer; und die hohe nordiſche Macht wird dann — ohne Schwertſtreich — Deutſchland, vielleicht Europa Geſetze vorſchreiben.

Digitized by Google

Die Einführung der Jeſuiten in Tyrol.

Conſervative Blätter ließen zur Glaubensſtärkung der Schwachen verlauten, Stände und Regierung wären einander bei der Berufung der Jeſuiten nach unſern Alpen in ihren Wünſchen begegnet. Es iſt ein zweites Helgoland das in ſeine Felſenbaſtionen eingerammte Tirol; die Halbſcheide des Jahres ſteht es mit dem übrigen Feſtlande kaum in Verbindung, ja es gibt bei uns Leute, die im vollen Ernſte zweifeln, ob ſie wälſch oder deutſch ſind? Der Geſchichte nach haben wir immerhin zu Deutſchland gehört, und ſo dürfte es nicht Anmaßung ſcheinen, wenn wir auf lebhaften Antheil der deutſchen Brüder an unſern Leiden und Freuden rechnen.

Da von der Einwirkung der Stände auf vorliegende Sache die Rede iſt, ſo muß ich voraus erinnern, daß man bei uns nicht Stände vermuthen darf, wie ſie in andern Theilen unſeres lieben deutſchen Vaterlandes in Brauch ſind, vielmehr haben die unſrigen mit jenen wenig gemein. Es ſind 52 Männer, je 13 aus der Geiſtlichkeit, dem Adel, den Städten und der Bauerſchaft, ſie werden auf Lebensdauer gewählt, und vom Kaiſer beſtätigt, ſeit Joſeph II. ſteht der jeweilige Gouverneur als Landeshauptmann an ihrer Spitze. Die Geiſtlichkeit verknüpft die Standſchaft mit dem Beſitze gewiſſer Pfründen; die Abordnung der Adeligen ſteht beim Matrikelcongreſſe, in letzter Zeit ſchlug ſie meiſt der Landesmarſchall unmittelbar der Regierung vor; die Wahl der Vertreter des Bürger- und Bauernſtandes erfolgt durch Gemeindeausſchüße. Das Volk in den Bergen hängt unerſchütterlich am Alten, nicht nur am alten Glauben, ſondern auch an den eingeroſteten, damit verwachſenen Vorur-

theilen, den verjährten Vorrechten und Einrichtungen, ſo daß der ehemalige Beſtand ſchon ein bedeutendes Gewicht in die Wagſchale der Entſcheidung legt. Nichts iſt ihm im Allgemeinen verhaßter als Neuerung, oder wie es Andere nennen, Fortſchritt, und ſo kommt es denn auch, daß jeder Verdacht der Hinneigung zu dieſem, ſchon für mehr als leichter Makel gilt, und daß häufig Leute im Congreſſe ſitzen, die mit den Intereſſen der Gegenwart wenig vertraut ſind, und ihre eigenen Gedanken weder in Rede noch Schrift mit gewünſchter Klarheit auszuſprechen vermögen. Sei es nun deßhalb, oder weil ſelbſt der alten Verfaſſung zufolge das vornehmſte Recht der tiroliſchen Stände in der Steuerbewilligung beſtand, die Fragen, welche die Regierung ihnen zur Berathung vorlegt, erheben ſich nicht über die Schwebe der Localintereſſen; auf dieſe in engſter Bedeutung beſchränken ſich auch faſt ausſchließlich ihre Bitten und Wünſche, und die Debatten beruhen gewöhnlich nur auf dem Conflicte der nördlichen mit der ſüdlichen. Vielen gilt die Standſchaft blos für ein kleines Emolument; die wenigſten vielleicht ſind von der Wichtigkeit eines Amtes durchdrungen, das zur Wahrung und Aufrechthaltung unſerer Stellung, den Provinzen des großen Kaiſerſtaates gegenüber, berufen iſt. Man wird begreifen, daß es keines glänzenden Rednertalentes, ja keines andern als eines gemeinen für Alle bedarf, um bei dieſer Verſammlung den Beifall einer Maßregel zu gewinnen, wofür man ihr die Duldung zweier Jahrhunderte als Bürgen zu ſtellen vermochte, wie nicht minder, daß der Plan dazu nicht aus ihrem Schoße entſprang, da die Erinnerung daran über zwei Menſchenalter zurückführte.

Die Mine, welche die Capitulation einleiten ſollte, wurde von außen nach innen gegraben. Die Ligue, welche ihre Miſſionäre nach Aufgang und Niedergang entſendet, und Bombay wie Nordamerika unter einem Hirten ſammeln will, hatte dieſelbe Wohlthat auch längſt ihrem Nachbarlande zugedacht. Ihr Patriarch ſelbſt bemühte ſich wiederholt zu freundlichem Beſuch, und ließ ſo gut möglich zur allgemeinen Bewunderung laut werden, wie er nun ſein alchymiſtiſches Laboratorium mit Geiſtern und Dämonen auch hier zu Lande aufgeſchlagen. Ich geſtehe offen, nicht zu wiſſen, ob und wie tief ſich ſeine Wünſchelruthe auch zu den guten Prämonſtratenſern von Wilten niederbog, und dazu beitrug, ſie in ihrer Ob-

Digitized by Google

hut über die adeligen Zöglinge in Insbruck noch mehr zu verstören: so viel ist gewiß, daß ihre Resignation darauf den auserwählten Streitern Christi das Feld räumte.

Nun trat der Mann auf, dessen Stirne jener Alte von Berge mit seinem Bruderkusse geweiht, und die der Sage nach Alle versteinerte, die sie ansahen. Sein Name erklang, wo es die Jesuiten galt; er hieß Joseph, nachmals Freiherr, von Giovanelli. Während er in der Jugend nach dem Zeugnisse seiner poetischen Ergüße ganz andern Göttern opferte, trat er im Kampfe des Jahres 1809 auf die Seite derer, die entrüstet über die Kränkung der Kirchendiener den Schild erhoben, und ersah sich dabei die Leiter zu Gunst und Geltung. Die Helden starben auf dem Kampf- und Richtplatze, er aber wußte, obgleich er nie mit ihnen das blutige Spiel getheilt, den letzten Abglanz ihres Heiligenscheines um sein Haupt zu sammeln, hielt sich nun fortan zu Denen, die, wie es sich damals zeigte, Herren des Landes waren, und trieb die Verfolgung der ihnen Abtrünnigen so weit, daß die Kinder aus ihrem eigenen Vaterhause weichen mußten. Auch dem Adel galt er als die würzigste Blume in seinem Kranze, so durchweg durchdrungen von den gottgegebenen Vorrechten der Geburt, als ob das Blut eines sechzehnten Urahns in seinen Adern strömte. Die Herren der heiligen Ligue hatten ihren Mann gefunden, auch der Ringplatz war ihren Wünschen günstig: Adel und Schule, wornach die frommen Väter anderwärts umsonst gestrebt, sollte hier mit einem einzigen Zuge in ihr Netz fallen. Der damalige Landeschef war um Ersatz für die abtretenden Erzieher der theresianischen Ritterakademie verlegen, Giovanelli schlug ihm die Jesuiten vor.

Allein von der hohen Warte, die ihren Telegraphen nicht nur nach Tirol sondern auch nach Ostgalizien richtete, sahen sich die Dinge anders an. Die vorliegenden Proben waren wenig geeignet, die russischen Exulanten für das civilisirte Europa zu empfehlen, man zuckte die Achseln und meinte, sie hätten sich überlebt. Das wühlte und kochte im angehenden Freiherrn, die Stände als Vertreter Tirols sollten für seine Einflüsterungen einstehn, und weil sich von selbst keine Gelegenheit darbot, brach er sie vom Zaune Es war genug, daß die Uebersicht der Landtagsverhandlungen das Theresianum einmal erwähnte; nicht von den Vorstehern, von den

austretenden mittellosen Zöglingen war zwar die Rede, doch Giovanelli knüpfte daran seinen breitgeschlagenen Vortrag über die Betrauung der Jesuiten mit der Obhut desselben und der mit Leitung der lateinischen Schulen. Für die Geistlichkeit, deren erste zwei Stimmen dem Vernehmen nach schon früher von Rom aus diesfalls bedeutet wurden, trug er das Ansehen des kirchlichen Ordens, für den Adel seine früheren Erzieher, für Alle das beliebte Thema der Bekämpfung des Lutherthums und der Wiederbelebung des katholischen Glaubens im verworfenen atheistischen Frankreich zur Schau. Wer mochte wohl aus seinen geduldigen Zuhörern von Bellarmin und Escobar, von den reinigenden Rück- und Vorbehalten, von der tausendfachen Gliederung der Moral, die sie zu einem biegsamen Gelenkmann gestaltet, wissen; die aber davon gehört hatten, zogen die süße Gewohnheit des Bejahens und Nickens der gefüllten Schaale des Geifers und dem Brandmahle der Verketzerung vor. So verhielt es sich mit den „Bitten" der tirolischen Stände. Giovanelli ermangelte nicht das Schaugericht noch besser zu schmücken, als kurz nachher mit seinem Hofe der Kaiser zur Erbhuldigung ins Land kam. Endlich bewilligte dieser, was als besondere Gnade von ihm erfleht wurde, und die frommen Väter dankten des Himmels heiliger Fügung.

Sie waren kaum recht eingenistet in ihre neuen Sitze, als ihnen schon der Raum ihrer Mauern zu enge wurde; die Jugend von ganz Tirol sollte sich vor ihren Triumphzug spannen, Nord und Süd Gaben auf ihre Altäre schichten. War ihnen doch auch nur der niedere Theil des öffentlichen Unterrichts anvertraut; wenn die Jugend unter den Formen alter Zungen den Geschmack am deutschen Mutterlaute verlernte, schien die Arbeit nur halb gethan, der Geist sollte die Ketten des Siechthums durch die ganze Frist seiner Erdenpilgerschaft mit Anstand zu tragen wissen. Erst galt's nur ein Geschoß der Universität nach dem andern, dann die Kanzeln ihrer Lehrer. Mit dem verneinenden Entscheide der ersten Instanz nicht zufrieden wiederholte man die Bitte unter scheinbar günstigern Auspicien, und erhielt die einstimmige Abweisung zweier Oberbehörden, der das Gemeinwohl leitenden und der besondern für die Studien. Dazwischen wurde die Convictserrichtung betrieben. Es war diesmal schon nicht mehr von der bloßen Pflege der stillen Sonnenblume der Gottseligkeit die Rede, sondern von bedeuten-

Digitized by Google

den Spenden für die Wohnungen ihrer Gärtner, es handelte ſich um nichts weniger als eine Gabe von 100,000 Fl. C. Mz. Allein die Stände wollten für die Jeſuiten keine Steuern eintreiben, und die Regierung geſtattete ihnen das Convict nur ohne Zuſchuß aus den öffentlichen Fonds. Eine ſpäter vom P. Rector angeſprochene Exemtion der Ordensglieder von weltlichen Gerichten rief den Auftrag der Hofſtelle zur Einſchränkung ihrer Beſtrebungen hervor.

Faßt man dieſen Verlauf zuſammen, ſo dürfte es nicht ſchwer ſein, das lichtſcheue Gewebe zu durchblicken, das die Jeſuiten in kurzen Röcken für die in langen geſponnen. In ſieben Jahren ihres Wirkens und Treibens am Inn hat ſich ſo ziemlich die heilige Weihrauchswolke gelüftet, die ſie ihren Pfaden voranzuſchicken pflegen, man kennt die Farbe des Himmels, die ſie lieben, und das Seil, woran ſich Jünglinge und Männer, Weiber und Mägde reihen ſollen, um Frohne zu thun an der Baute ihres königlichen Thrones. Zwei Landtage gingen vorüber, auf denen kein Klang mehr laut wurde von ihrem Lobe, nicht einmal die Bitte für Ausſtattung ihres Convictes wagte man, da es doch ſeit Jahr und Tag öde ſteht, als wären die Actien der Erbauer im Preiſe geſunken. Auch der gute Freiherr iſt nun jenſeits des Grabes ſo wenig für die Garantie geſchäftig, als dieſſeits, da er ſie ſelbſt übernehmen ſollte, und verſtummte in ſeinen letzten Tagen mit den Orgeltönen des Liedes vom braven Manne, um nicht die Lacher gegen ſich zu haben. So beginnt man allmählig auch in Tirol zu begreifen, welche Bahn dieſe Herren wunderſam genug mit Weihwaſſer und Pſalter, Bußgürteln und Kreuzen ausgeſchmückt. Sie haben Abſolution für jede Sünde und Nachſicht für jede Schwachheit, eines nur iſt die Bedingung: Unterwerfung!

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Die Journalistik ein Friedhof. — Joseph Weigl. — Gyrowetz' Memoiren. — Marquis von Sambuy. — Saphir und Pokorny. — Bosco. — Thierquälerei und Vereine dagegen. — Feuern einer Schildwache.

Ein Correspondent der Allgemeinen Zeitung hat unlängst nachgerechnet, daß in den letzten paar Jahren an 88 Generale aus den Reihen des österreichischen Heeres ausgeschieden sind und der Tod eine grausame Ernte hält unter den Helden der letzten Weltkriege; in der That, die Journalistik gleicht jetzt einem Friedhof: in ihren Spalten dehnen sich lange Nekrologe, in denen mitunter ganz andere Dinge zur Sprache gebracht werden, als sie bei Lebzeiten der Verstorbenen zum Vorschein kamen. Einige in diesen Tagen erfolgte Todesfälle habe auch ich zu erwähnen, die ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet sind.

Der Name Weigl hat in jenem Theile der musikalischen Welt, der nicht ganz nur der Gegenwart hingegeben und ohne kunstgeschichtliches Gedächtniß ist, einen guten Klang und zählt zu den Sternen, deren Glanz einst den hiesigen Kunstzuständen eine so feierliche Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Tonkunst verlieh. Zu Eisenstadt in Ungarn geboren und in Wien der Arzneikunde beflissen, entwickelte der strebsame Jüngling bald ein überwiegendes Talent für Musik, und schon in dem Alter von 15 Jahren hatte er eine kleine Oper: Il pazzo per forza vollendet, die ihm den ermunternden Beifall Gluck's und Salieri's erwarb. Unter des Letztern Leitung nnd mit Albrecht Bergers Beistand widmete sich Weigl fortan der Kunst, nachdem er der Heilwissenschaft für immer entsagt hatte und gewichtige Empfehlungen ihm die Unterstützung des Kaisers Joseph erwarben. In der günstigen Stellung eines k. k. Hofcapellmeisters, welchen Posten er 1806 erhielt, da man ihn an die Residenz fesseln wollte, entfaltete Weigl eine bedeutende Fruchtbarkeit, denn außer zahl-

Digitized by Google

reichen Kirchenſachen und einer Reihe werthvoller Oratorien beſitzt man von ihm noch 24 Opern, worunter „Die Schweizerfamilie," „Das Waiſenhaus" und „Adrian von Oſtade" ſeine bekannteſten ſind und die Runde über ſämmtliche Bühnen Deutſchlands gemacht, ja ſelbſt auf ausländiſchen Theatern vielfach Eingang gefunden haben. Dieſer einſt ſo gefeierte Tondichter, welcher ſeit 1813 in tiefer Zurückgezogenheit lebte, iſt nun in den erſten Tagen Februars, achtzig Jahre alt, geſtorben und ruht auf dem bekannten Währinger Gottesacker, neben Beethoven, Schubert und Seyfried, wo ihm ſeine Familie einen prachtvollen Leichenſtein ſetzen laſſen will. — Es lebt hier noch ein andrer alter Tonmeiſter, Gyrowetz, der eben damit beſchäftigt iſt, ſeine Denkwürdigkeiten niederzuſchreiben, und wir wollen hoffen, daß der Tod ihm die Muße gönnen werde, dieſelben zu vollenden; jedenfalls dürften dieſe Denkblätter einen Lebensinhalt umfaſſen wie wenige und einen bleibenden Platz in der Memoirenliteratur einnehmen. Haydn, Mozart, Beethoven, Gluck, Kanne, Hoffmann, Paganini, die Catalani und noch viele andere Notabilitäten der Kunſt und Literatur, der Diplomatie und des Staates treten darin in unmittelbarer, lebendiger Betheiligung auf, abgeſehen von dem artiſtiſchen Werth einer kritiſchen Revue über eine achtzigjährige Periode, deren Endpunkte eine der größten Revolutionen im ſocialen wie äſthetiſchen Leben umfaſſen.

In der Nacht des 5. Februar verſchied plötzlich, drei Stunden nach der Nachhauſefahrt aus einer Geſellſchaft, der Marquis von Sambuy, k. ſardiniſcher Geſandter am hieſigen Hofe, 54 Jahre alt, an einer heftigen Kolik, die eine Entartung der Eingeweide zur Folge hatte, nachdem ihm erſt vor einigen Monaten ſein älteſter Sohn ertrunken war. Er wurde mit allen ſeiner militairiſchen Würde als Generallieutenant angemeſſenen Ehren auf den Friedhof geleitet, wohin der Sarg geſchafft werden mußte, da einem beſtehenden Geſetze gemäß, keine Leiche über die beſtimmte Friſt innerhalb der Stadtmauern bleiben darf, und erſt aus der Capelle des Kirchhofs, wo Tag und Nacht einige Prieſter beteten, wurde der Leichnam nach Italien abgeführt, um in der Familiengruft beigeſetzt zu werden.

Sie haben ohne Zweifel aus den hieſigen Blättern die unerfreuliche Polemik erſehen, welche ſich zwiſchen Saphir und Herrn Pokorny entſponnen hat. Wie man auch ſonſt von dem Redacteur des Humoriſten denken möge, das muß Jedermann geſtehen, daß die in der Theaterzeitung abgedruckte Erklärung Pokorny's, weit entfernt eine Anklage Saphir's zu enthalten, eine glänzende Rechtfertigung des geiſtreichen Journaliſten darbietet, indem ſie ihm das Zeugniß ausſtellt, ſeine Privatverbindlichkeiten gegen den Theaterunternehmer niemals mit ſeinen Pflichten als Journaliſt vermengt und trotz der hohen Achtung, die er für den ehrenhaften Charakter und die menſchenfreundliche Geſinnung des Directors hegte, die Anforderungen des Publi-

Ausdruck „Ehe" ist, wie Sie wissen, ein Vertrag, durch welchen zwei Personen verschiedenen Geschlechts sich gegenseitig das Recht auf ihre Geschlechtsorgane übertragen. Dieses Recht ist ein ausschließliches, d. h. es darf nur der Ehegatte es ausüben, dem es übertragen ist. Wer es ausübt, ohne dazu berechtigt zu sein, begeht Ehebruch. Ehebruch ist also ein Vergehen gegen das Recht des Ehegatten. Ehebruch ist ferner ein Vergehen gegen die Ehe, weil durch ihn die Ehe gestört wird. Ehebruch ist endlich ein Vergehen gegen die Familie, weil durch ihn die Familie gefährdet wird. Ehebruch ist also ein dreifaches Vergehen. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde. Ehebruch ist ein Verbrechen, weil er mit Zuchthaus bestraft wird. Ehebruch ist ein Laster, weil er gegen die Sittlichkeit verstößt. Ehebruch ist eine Sünde, weil er gegen das Gebot Gottes verstößt. Ehebruch ist also ein dreifaches Verbrechen, ein dreifaches Laster, eine dreifache Sünde.

den werden nämlich die Zugthiere mittelſt eines ſogenannten Joches angeſchirrt, das dem Ochſen entweder über den Kopf oder über das Genick gelegt wird. Abgeſehen davon, daß die Zugkraft in dem Grade vermindert wird, je ſpitziger der Winkel iſt, unter dem die bewegende Kraft zu wirken hat, folglich bei dieſer Beſpannungsweiſe ein bedeutender Theil der Kraft vergeudet und dem Thiere eine größere Anſtrengung zugemuthet wird, als die wegzuſchaffende Laſt eigentlich erfordern würde, iſt auch noch der Umſtand zu berückſichtigen, wie widernatürlich und ſchmerzhaft dem Zugthiere die Nothwendigkeit ſein muß, eine Bürde, zu deren Bewegung ſeine geſammte Körperſtärke erforderlich iſt, gerade mittelſt eines Körpertheiles fortzubringen, der nach der bekannten Organiſation des thieriſchen Leibes, welche im Weſentlichen ganz die des Menſchen iſt, der edelſte und empfindſamſte Theil und der Sitz der wichtigſten Lebensorgane iſt. Das ſtiere, hervorgedrückte Auge, die Starrheit des Halſes und noch viele andere nicht ſogleich ins Auge fallende äußerliche Erſcheinungen an dem auf dieſe Weiſe gemarterten Thiere beweiſen bereits zur Gnüge, wie barbariſch und zweckwidrig dieſe Beſchirrung des Zugviehes ſei, für das eben nur dieſelbe Anſpannungsweiſe paßt, wie ſie bei den Pferden allgemein angewandt wird, wobei zugleich die mit der auf den Achſen des Wagens koncentrirten Laſt parallel laufende Zugkraft ungeſchwächt bleibt und in ihrer Totalität wirken kann. Am meiſten muß es verdrießen, daß bei uns jeder Fortſchritt wie auf das Commandowort eintreten ſoll und ſelbſt die beſte Sache ſo lange verpönt bleibt, bis man ſich oben durch irgend einen Zufall von der Zuträglichkeit derſelben hinlänglich überzeugt hat: die Vereine gegen Thierquälerei haben lange genug das Stichblatt des Witzes bilden müſſen, und die Cenſur ließ die ärgſten Verhöhnungen der in Deutſchland wirkſamen Vereine dieſer Gattung paſſiren; jetzt mit Einemmale will man uns eine von der Humanität ſchon längſt gebotene Sache, die nur darum nicht zu Stande kam, weil das Polizeiauge in ihr das verhaßte Vereinsprincip erblickte, wie eine Beglückung decretiren, um ſich vielleicht nachträglich das Verdienſt des Inſtituts zu vindiciren. Unſere Tugenden ſind wenigſtens unſer Eigenthum und können weder durch hohe Billigung erſchaffen noch unterdrückt werden.

Bevor man indeß daran denkt, die armen Thiere nicht nnnützer Weiſe zu quälen, möchten wir doch, daß früher noch den Menſchen dieſer Schutz zu Theil würde und in Zukunft der ruhige Bürger, indem er ſeinen Geſchäften nachgeht und das Geld zu erſchwingen ſucht, womit er ſeine Abgaben bezahlt, nicht den Flintenkugeln der Soldateska ausgeſetzt ſei. Unter dem frühern commandirenden General, dem jetzigen Feldmarſchall Baron Wimpfen, erfreute ſich die Hauptſtadt einer ungeſtörten Ruhe, ohne daß deshalb die Kugeln in den Gaſſen herumflogen, allein jetzt hat ſich die Anſicht feſtgeſtellt, daß nur die

blutigſte Strenge die auf die Spitze geſtellte Sicherheit zu retten vermöge. Wenn wir aber hören, gegen wen dieſer ſchonungsloſe Gebrauch der Waffen von Seiten der Schildwachen gemacht wird, ſo müſſen wir wahrlich erröthen über die Sinnloſigkeit einer Härte, der ſelbſt jeder vernünftige Vorwand fehlt. So wurde erſt geſtern Abends von dem beim Kärnthnerthore ſtehenden Wachtpoſten auf einen Vorübergehenden geſchoſſen, weil — weil — nun ich ſchäme mich es auszuſprechen, — weil derſelbe eine Cigarre rauchte und ſie nicht auf das Geheiß des Soldaten wegwerfen wolite!!! Die Kugel des wakkern Schützen flog ſeitwärts und verwundete einen am Arm ſeiner Frau gehenden Herrn an der Schulter. Dieſer Vorfall hat die allgemeinſte Erbitterung hervorgerufen, und ſelbſt in dem nahen Operntheater war die Aufregung außerordentlich. Bei der bekannten Mäßigung der öſterreichiſchen Regierung iſt mit Zuverſicht zu erwarten, daß jugendliche Extravaganzen, die zu nichts Gutem führen können, für die Zukunft unſchädlich gemacht werden.

II.

Aus Berlin.

Captatio benevolentiae. — Die neue Aſträa und die großen Kinder. — Ein Stern am preußiſchen Himmel. — Die Politik der Zukunft. — Eine königliche Conceſſion. — Der Herr Beobachter. — Zur Geſchichte der „guten" Preſſe. — Die Landtagsabſchiede über die Preſſe.

Leſer Ihrer Zeitſchrift, die nicht mit dem übernatürlichen Verſtande des „Rheiniſchen Beobachters," ſondern mit gewöhnlichem Menſchenverſtande begabt ſind, haben es gewiß ſchon längſt gemerkt, daß Ihr Berliner Correſpondent von dem „Correſpondiren" nicht Gewerbe macht, ſondern nur gelegentlich ſeine Bemerkungen über das was ſich ihm aufgedrängt hat, dem Leſer zur Prüfung und weitern Betrachtung vorlegt. Um Neuigkeiten, um eine Art Zeitungsbericht kann es dabei nicht zu thun ſein, und ich ſchmeichle mir, daß es dem Leſer nicht unangenehm ſein wird, wenn ich mitunter auch auf Dinge die ſchon vor Wochen geſchehen ſind, zurückgehe, beſonders, wenn die Reihe ihrer Wirkungen noch nicht erſchöpft iſt. Diesmal will ich verſuchen, die meiner Anſicht nach hervorragendſten Ereigniſſe, welche während der letzten ſechs Wochen entweder von hier ausgingen oder die Stadt ſelbſt näher berührten, vorüberzuführen.

Dem Himmel gebührt der Vorrang. Alſo zuerſt ein Wort über die an unſerm Himmel gegen Ende des vorigen Jahres gemachte Entdeckung eines neuen Planeten, des zwölften im ganzen Syſteme und des fünften unter den ſogenannten Aſteroiden, deren Entdeckung im zweiten Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts begann. Die vier erſten, Ceres, Pallas, Juno und Veſta wurden raſch nacheinander von

Digitized by Google

Piazzi, Harding und Olbers, 1801, 1802, 1804 und 1807 gefunden; die Entdeckung des fünften blieb dem Jahre 1845 und dem Herrn Poſtſecretair Hencke in Drieſen aufbehalten. Daß der Lauf dieſes neubemerkten Himmelswandrers ſogleich fleißig beobachtet und aſtronomiſcher Berechnung unterworfen wurde, iſt ganz in der Ordnung; aber rührend iſt es zu ſehen, wie ſolch ein neues Spielzeug den großen Kindern, unſern lieben Brüdern, zu ſchaffen macht. Kam da z. B. ein Brüderchen in der Spenerſchen Zeitung und philoſophirte darüber, wie die neue Weihnachtspuppe heißen ſollte; — Themis meinte es, wäre der allerſchönſte Name — machte dann auch geſchwind mit dieſem Namen ein paar artige Zahlenſpiele u. dergl.; z. B. die Namen der fünf Aſteroiden, wenn man den fünften Themis hieße, enthielten in den römiſchen Zifferbuchſtaben, nämlich

Ceres, PaLLas, IVno, Vesta, TheMIs

die Zahl 1212 (was bedeuten ſoll: der zwölfte Planet, entdeckt im zwölften Monat); wenn man deren einzelne Ziffern zuſammenrechne, gebe es 6, das erſte Pärchen gebe 3, und das zweite abermals 3, alſo hintereinander geſchrieben 633, dies zu 1212 gezählt, gebe 1845; ſomit ſtecke in den fünf Namen die Notiz: der zwölfte Planet, entdeckt im zwölften Mond des Jahres 1845. Leider iſt dieſe ſinnreiche Combination vergeudet. Herr Profeſſor Encke, alſo ein Reimbruder des Entdeckers, des Herrn Hencke, von dieſem zum Namengeber erwählt, taufte den neuen Stern Aſtráa. Und dies zeigt Herr Hencke jetzt öffentlich an, ſowie auch, daß ſeines Herzens Wünſche ganz erfüllt ſein würden, wenn ihm die aſtronomiſche Welt noch die Liebe thäte, dem Stern einen umgekehrten Anker zum Sinnbild zu geben. In derſelben Anzeige betrübt ſich der gute Herr Hencke darüber, daß der Stern, der Anfangs wie einer neunter Größe geſtrahlt, immer mehr verbleiche und verſchwinde, — ja wohl, sic transit gloria mundi — wobei ihm nur das Eine noch Troſt gewährt, daß man die Aſtráa nun doch wohl nicht mehr aus dem Bereiche der Beobachtungen verlieren werde, weil — nun warum? — weil, ſagt Herr Hencke, „zu ſeiner Freude ein Meiſter der höchſten Wiſſenſchaft (nämlich Hr. Encke) der Aſtráa bereits ihren Lauf vorgezeichnet hat.“ Was nicht die Gelehrten Alles können! Sogar den Himmelskörpern ihren Lauf vorzeichnen. Da ſieht man, wie wohlgethan es iſt, wenn ſich die Polizei gut mit den Gelehrten ſteht.

Inzwiſchen hat auf Erden einen anderen Stern, und zwar einen Leitſtern der „Rheiniſche Beobachter“ entdeckt; — einen Ordensſtern dafür an ſeine Bruſt! Was er entdeckt hat iſt nichts Geringeres als das preußiſche Princip. Er, der Beobachter, hat mit ſeinem von ihm ſelbſt erfundenen „Freiſinnigen-Fortſchritts“-Tubus vom fernen Rheine her der preußiſchen Regierung — er ſpricht immer von der „Regierung,“ als ob in Preußen eine Abſtraction regierte — tief

ins Herz geſchaut, und da folgende große Entdeckung gemacht: „Was „die Regierung anſtrebt, iſt: die freie Perſönlichkeit des Staatsbürgers „in den Schranken einer ſelbſtſtändigen und unbehinderten Staatsge„walt, ſowie andrerſeits die freie Perſönlichkeit des religiöſen Bewußt„ſeins in dem Organismus einer unabhängigen Kirche.“ Ueber dieſen blümeranten Unſinn kein Wort! Aber der Mühe werth iſt es, darauf zu merken, wie der Rhein. Beobachter mit den Lieblingsphraſen der Gegner die er bekämpft, ſich aufſtutzt: Freiheit, Fortſchritt, freie Perſönlichkeit, religiöſes Bewußtſein! Er bildet ſich ein, dem conſervativen Princip dadurch zum Siege zu verhelfen, daß er ihm den Rock des verachteten Gegners anzieht. Als ob das nicht gerade hieße, ſeine Schwäche, ſeine Blöße bekennen! Die preußiſche Regierung, ſagt der Herr Beobachter, habe deswegen „alle Parteien gegen ſich, weil ſie ihr Princip unumwunden ausſpricht und mit Entſchiedenheit verfolgt.“ Ich bitte Sie um Alles in der Welt. Dergleichen Dinge darf man in Preußen ſagen? darf ein Blatt ſagen, das ſich zum Vorkämpfer der Regierung aufwirft? Die Regierung ſei Partei? eine Partei die alle Parteien gegen ſich hat? verfolge ein Parteiprincip, das den Principien aller Parteien im Lande entgegengeſetzt iſt? Bravo, bravo, Herr Beobachter! Und welches iſt dies — nach der Entdeckung des Hrn. Beobachters — von der preußiſchen Regierung unumwunden ausgeſprochene (aber wo denn, wie denn, durch wen denn ausgeſprochen?) und mit Entſchiedenheit verfolgte Princip? „Die freie Perſönlichkeit des Bürgers in den Schranken einer unbehinderten Staatsgewalt“ — das Sonnenlicht im Innern eines fenſterloſen Hauſes. Bravo, bravo! „Wir möchten“ — heißt es weiter — „dieſes Verfahren“ — nämlich das unumwundene Ausſprechen (welches nur der Herr Beobachter vernommen hat) und das entſchiedene Verfahren dieſes (vom Herrn Beobachter erfundenen) Princips — „die Politik der Zukunft nennen, weil es ſich hier zum erſten Male um ein offen ausgeſprochenes und wahrhaftes Princip handelt.“ Doch genug des offen ausgeſprochenen nnd wahrhaften Unſinns, welchen der Herr Beobachter einer verſtändigen Regierung andichtet, deren Mitglieder ſolches Zeug doch ſchwerlich leſen können, ohne zu — lächeln.

In einem anderen ſeiner vortrefflichen Aufſätze verſichert der Herr Beobachter: „In den Landtagsabſchieden liege dieſesmal eine Conceſſion (!! hört! höet!), und zwar eine ſo große, daß die liberalen Zeitungen (ſpeciell: die cölniſche) ſie nie verſtehen werden.“ Bravo, bravo, Herr Beobachter! Alſo die preußiſche Regierung macht Conceſſionen? macht dem Liberalismus Conceſſionen? und es iſt ein Ruhm für ſie, Conceſſionen zu machen? Eine Conceſſion! eine Conceſſion! mein Königreich um eine Conceſſion! Der Herr Beobachter verwechſelt augenſcheinlich die preußiſche Regierung mit ſich. Was der Herr Beobachter als eine ſo große Conceſſion anſieht, iſt nichts

Digitized by Google

anderes, als: „das Verſprechen einer Landesſynode der proteſtantiſch-preußiſchen Kirche; und — dieſe iſt der Weg zu einem neuen Leben der Kirche, dieſes aber führt den Sieg über alle glatten Schwätzer und alle jeſuitiſchen Ohrenbläſer mit ſich.“ — Kaum waren die Landtagsabſchiede erſchienen, ſo zankte der Rheiniſche Beobachter mit der liberalen Preſſe, daß ſie keine tiefeingehende Kritik derſelben liefere. Als ob Se. Majeſtät der König die Landtagsabſchiede erließe, damit ſie von der liberalen Preſſe kritiſirt würden! Wenn die liberale Preſſe Anlaß findet, ſich über die Landtagsabſchiede zu äußern — obgleich ſie das auch eben ſo gut unterlaſſen kann, denn was iſt dadurch zu erreichen? — nun wohl, dann möge der Herr Beobachter ſie widerlegen! Aber wie darf er ſie zu ſolchem Kritiſiren herausfordern, ſie herausfordern, „die praktiſche Richtigkeit ſo vieler in Frage kommenden (in Frage kommenden? Die Landtagsabſchiede ſind ja „Abſchiede“, Beſcheide, Entſcheidungen) Punkte zu prüfen“? Aber es iſt nur zu natürlich, daß der Herr Beobachter auf dieſe Weiſe die liberale Preſſe ſtachelt: er lebt ja nur von ihr; aus der Fehde mit ihr zieht er all ſeine Nahrung; alles, was er iſt, das iſt er durch ſie, theils indem er gegen ſie geifert, theils indem er ſie plündert: — denn alles verdankt er ihr, nicht blos die Stichwörter, ſondern ſelbſt die Wendungen, z. B. wenn er verſichert: „Die Landtagsabſchiede machen in unſerer Hauptſtadt durch ihre einfache und verſöhnliche (verſöhnliche?!) Sprache einen ſehr guten Eindruck.“

Die Leſer der Grenzboten, die meine Weiſe ſchon kennen, werden nicht glauben, daß ich den Rheiniſchen Beobachter als einen Gegner betrachte, mit dem ich mich herumzuſchlagen hätte. Nichts weniger; er dient mir nur als Studium; ich nehme nur dann und wann Gelegenheit, neue Züge von ihm nachzutragen, um ſein Porträt zu vervollſtändigen. Von Anfang an habe ich die künſtliche Schöpfung einer — wie man es nun nennen will — „loyalen“ oder regierungsgemäßen Preſſe (dergleichen, wie es ſcheint, auch in Sachſen jetzt verſucht wird), für einen ſeltſamen Mißgriff gehalten, und die Erfahrung, welche uns die in dieſem Sinne wirkenden preußiſchen Organe zu machen geben, beſtätigt meine Anſicht ganz vollkommen. Conſervativ nennen ſich dieſe Organe mit Unrecht, denn ſie zeigen, daß es ihnen um die Conſervirung von nichts Anderem, als der Unantaſtbarkeit jedweder Regierungshandlung — und ſei es allenfalls auch nur die ines Kanzleiboten — zu thun iſt; wenn die Regierung einmal revolutionirte, ſo würde die Revolution ſelbſt im Munde jener Blätter conſervativ ſein. Aber laſſen wir die Nicknamen der Parteien; um dieſe iſt es immer ein müßiger Streit.

Die Preſſe durch die Preſſe bekämpfen — das iſt eine Vorſtellung, die ſich leicht einſchmeichelt. Es iſt auch etwas daran, wenn es ſich um einzelne Maßnahmen, Entſchlüſſe, Geſetze und dergl. han-

Digitized by Google

delt, wo kein Sonderintereſſe und kein widerſtrebendes Princip im Spiele iſt, wo Gründe gegen Gründe ſtreiten, Gründen von den betheiligten Parteien Gehör gegeben wird, und endlich Der vielleicht den Sieg davon trägt, welcher die beſten, überzeugendſten, einſchmeichelndſten Gründe vorgebracht hat. Aber principiell einander entgegengeſetzte Parteien kämpfen vergeblich mit Gründen gegen einander. Der Schwächere, der Unterdrückte pflegt ſonſt gewöhnlich die Forderung an den Mächtigeren und Unterdrücker zu ſtellen: widerlege mich doch, du widerlegſt mich ſchlecht mit Gewalt, mit Gründen widerlege mich! Die gewöhnliche Antwort iſt aber immer nur wieder Gewalt; und es iſt gar nicht anders möglich, denn die theoretiſchen Widerlegungen verfangen nichts, eben wegen der principiellen Verſchiedenheit. Jetzt da wir Regierungen zu dem Verſuche greifen ſehen, die Preſſe durch die Preſſe zu bekämpfen, zu entwaffnen, anſtatt ſich der Regierungsgewalt dazu zu bedienen, iſt dies ein untrügliches Zeichen, daß das früher unberechtigte, nur mit Liſt oder Todesverachtung hier und da hindurchbrechende oppoſitionelle Princip ſtark genug geworden, um die Vertreter des herrſchenden Princips ſelber an deſſen Unfehlbarkeit und Unerſchütterlichkeit irre zu machen: ſie wagen den gefährlichen Schritt den Gegner, das oppoſitionelle Princip, in deſſen eigenem Lager anzugreifen. Der Gang, welchen dieſer Verſuch in Preußen genommen hat, iſt in hohem Grade lehrreich. Anfangs wirkte nur die Literariſche Zeitung gegen die oppoſitionelle Preſſe. Damals fühlten ſich die Vertheidiger des herrſchenden Princips noch ganz auf der Höhe der Macht; die freiere Bewegung der oppoſitionellen Preſſe war, ſo zu ſagen, eine octroyirte, und es konnte noch ſcheinen, als würde ſie eben ſo leicht wieder zu erſticken ſein, als ſie entzündet worden war. Die Literariſche Zeitung that nur was dieſem Standpunkte gemäß war, indem ſie die liberale Preſſe, anſtatt ſich auf Gründe mit ihr zu duelliren, von oben herab heruntermachte, aushunzte und kurzweg — den Staatsbehörden denuncirte. Dann kam die Königsberger Allgemeine Zeitung, welche jetzt in die „Zeitung für Preußen" umgeſchaffen iſt. Dieſe trabte nicht auf dem hohen Pferde der Literariſchen einher; ſie ſtellte ſich ſchon auf gleichen Boden mit dem Gegner, ſie warf ihm den Handſchuh hin, ſie ließ ſich auf Discuſſion ein. Aber ſie war noch durchdrungen von der richtigen Einſicht, daß eine Discuſſion bei ungleichen Principien unmöglich iſt; was ſie that, war daher dies, daß ſie von vornherein jede Oppoſition, die ſich nicht innerhalb des herrſchenden Princips, innerhalb der vom Könige geſetzten Schranken hielt, für unberechtigt erklärte und ernſtlich vom Kampfplatze zurückwies. Ich habe die Meinung der damaligen liberalen Preſſe über dieſes Organ nie getheilt, ich habe den Standpunkt und die Leiſtungen deſſelben ſehr achtungswerth gefunden. Aber ſeine Zeit iſt vorüber. Es iſt jetzt die Zeit des Rheiniſchen Beobachters.

Digitized by Google

Dieſes Organ fing an, mit dem oppoſitionellen Standpunkte zu buhlen, anſtatt ihn ſtrenge auszuſchließen; es griff zur Liſt: es nahm die Maske des gegneriſchen Princips vor, um ſich in die Gemüther einzuſchmeicheln, um ſich einzuniſten und an die Stelle dieſes Princips unvermerkt das ſeinige zu ſetzen. Der Rheiniſche Beobachter dachte: was die Menſchen beſticht, iſt die Phraſe; ſchöne Wortklänge, ergreifende Redensart wecken die Sympathie: gebrauchen wir die, welche beliebt ſind! und ſchmuggeln wir unter ihrer Decke unſer Princip in die oppoſitionellen Kreiſe ein, oder ſorgen wir wenigſtens, daß wenn das Princip dieſer letzteren ſich weiter ausbreiten will, es die Stelle ſchon von ſeinem Doppelgänger mit der liberalen Fratze und dem loyalen Herzen eingenommen finde! So führt denn nun der Rhein. Beobachter ſtets den „freiſinnigen Fortſchritt" und den „wahren Fortſchritt," und die „wahre Freiheit" und den „Staatsbürger" und die „freie Perſönlichkeit" und das „Bewußtſein" und die „ſelbſtändige, organiſche Entwicklung" und dergl. m. im Munde. Der Rheiniſche Beobachter iſt in einem unheilſchwangeren Irrthum befangen. In die Grube, welche er der oppoſitionellen Richtung gräbt, ſtürzt nur er ſelbſt hinein. Er hat darin ganz Recht, daß die große Mehrzahl der Menſchen ſich führen und leiten läßt, und daß die großen Phraſen die Gängelbänder ſind, an denen die ausgewachſenen Kinder geleitet werden. Aber er überſieht eines, nämlich den wichtigen Umſtand, daß ſich dieſe großjährigen Kinder nicht wollen von dem erſten beſten alten Weibe leiten laſſen, ſondern daß ſie ſich, bevor ſie mitgehen, erſt den Führer, dem ſie folgen ſollen, beſehen. Es iſt nicht gleichgültig, wer von Fortſchritt, Freiheit, Selbſtſtändigkeit und dergl. ſpricht. Dieſe Worte werden in anderem Munde zu anderen Worten, und Die welche er gern gewinnen möchte, ſchlagen ihm ein Schnippchen und ſagen: Freund! mit Speck fängt man Mäuſe! nicht? wir riechen aber deine Falle durch den Speck. Deine Freiheit iſt nicht unſere Freiheit; dein Fortſchritt iſt nicht unſer Fortſchritt; deine „Conceſſionen" wollen und brauchen wir nicht; geh nur, geh! du blamirſt nur dich und das Princip das du gern herausſtreichen möchteſt. — In dem Verfahren des Rhein. Beobachters liegt die gefährlichſte Anerkennung des feindſeligen Princips verſteckt; er verachtet und denuncirt die öffentliche Meinung nicht mehr, er perhorrescirt ſie nicht mehr, er ſucht ſie nicht mehr zu belehren, zu beſſern, er lockt, er ködert, er liebkoſt, er ſtreichelt ſie, er accomodirt ſich ihr, er borgt von ihr ſelbſt die Waffen mit denen er gegen ſie kämpfen will, Waffen auf deren Gebrauch er ſich ſchlecht verſteht und die, ungeſchickt angegriffen, nur ihn ſelbſt verwunden. Aber nicht nur ihn ſelbſt. Er ſchlägt dem Princip welches er durchzuſetzen wünſcht, er ſchlägt ſogar unmittelbar der Staatsverwaltung, die er zu vertheidigen im öffentlichen Urtheil zu heben meint, die böſeſten Wunden. Denn wenn er

das für ſich allein thäte, daß er dem herrſchenden Princip das Recht vergiebt, hoch erhaben über alle Angriffe und unverletzbar dazuſtehen, ſo würde er höchſtens nur ſich lächerlich machen; ſo aber wird er mit der Regierung identificirt, und jede Schlappe die er davon trägt, dient dazu, das Anſehen der Staatsgewalt zu verkümmern. Die conſtitutionelle Partei in Deutſchland hat lange in der Täuſchung gelebt, deren Opfer z. B. Sylveſter Jordan geworden iſt, in der Täuſchung, welche dieſer Profeſſor — denn etwas anderes war er im Grunde nie — durch den Prunknamen eines „Syſtems der Reformen" verherrlichte, der Täuſchung nämlich, daß ſich ein dem herrſchenden Princip entgegengeſetztes Princip auf dem Wege organiſcher Umbildung und gleichſam natürlicher Metamorphoſe herausarbeiten ließe. Seltſam, wenn nun dieſelbe Täuſchung auch auf der andern Seite, der des herrſchenden Princips ſelber, den Blick der Lenker umnebelt und ſie glauben macht, daß ſich ein feindliches Princip hinwegdociren und hinwegliſten laſſe. Nein! ſo weit die Geſchichte reicht, iſt der Kampf der Principien überall und immer nur durch Gewalt entſchieden worden. In einer mit den preußiſchen Landtagsabſchieden veröffentlichten Denkſchrift der Miniſter des Innern und der Juſtiz heißt es am Schluſſe: „Es ſteht zu hoffen, daß der ſchon jetzt ſchwindende Reiz an den Erzeugniſſen einer die Literatur herabwürdigenden Schriftſtellerei ſeine Kraft immer mehr und in ſo weit verlieren wird, daß dergleichen Producte die verdiente Nichtachtung finden. Das höher gebildete Publicum hat dazu ſelbſt das Mittel in der Hand, von dem weniger gebildeten Theile der Geſellſchaft aber muß der Staat wenigſtens verſuchen, das Gift fern zu halten." Dagegen wäre gewiß nichts einzuwenden, wenn nur die Unterſcheidung zwiſchen den geſunden Gewächſen und dem geiſtigen Unkraut einen feſten Canon hätte, wenn man nur immer gleich wüßte, was in Gift aufſchieſſen und was noch zur ſchönen Zierblume oder zum heilſamen Kraute werden wird, und wenn ſich eben die Preſſe ſowie ein Gartenbeet jäten ließe, oder wenn man Mittel hätte, zu bewirken, daß das was den „Gebildeten" nicht ſchadet, die „weniger Gebildeten" nicht erreiche. Aber iſt denn überhaupt eine „die Literatur herabwürdigende Schriftſtellerei" ſo ſtaatsgefährlich? Gewiß nicht. Gefährlich iſt nur die Schriftſtellerei, der das entgegengeſetzte Princip die Feder ſpitzt und die Hand führt. Dies finde ich in einem der Landtagsabſchiede auch richtig anerkannt. Es heißt da: „Wir verkennen nicht, daß der gegenwärtige Zuſtand der Preſſe inſofern noch einer Verbeſſerung bedarf, als von einem Theile der Preſſe fortgeſetzt Verſuche gemacht werden, die ihr zum Schutze der öffentlichen Ordnung geſetzten Schranken zu durchbrechen und dieſen Verſuchen nicht ſtets rechtzeitig begegnet werden kann." Das iſt eben das feindliche Princip. „Sollte dieſer Uebelſtand," heißt es weiter, „dahin führen, die Nothwendigkeit einer durch-

greifenden legislativen Abhülfe anzuerkennen, ſo würde ſolche nur mit Zuſtimmung des deutſchen Bundes ausgeführt werden können, und bleibt es unſerer Erwägung vorbehalten, ob und wann dieſerhalb Einleitungen zu treffen ſein möchten.“ — Einſtweilen ſind „zur Herſtellung eines gleichmäßigen Verfahrens in der geſammten Monarchie“ durch Cab. Ordre vom 5. Dec. 1845, die Bundesbeſchlüſſe vom 5. Juli 1832 auch auf die Provinzen Preußen und Poſen ausgedehnt worden.

Ich breche hier ab, um im nächſten Briefe fortzufahrrn. Etwas über die ſchleſiſchen Unterſtützungsvereine und über die gegen die Noth der Weber und Spinner daſelbſt angewandten Regierungsmaßregeln werde ich, Ihrem Wunſche gemäß, ſpäter folgen laſſen.

III.

Aus Mailand.

Die Stagione. — Ueberwiegen der franzöſiſchen Literatur. — Buchhandlungen und Buchdruckereien. — Belebte Phyſiognomie der Stadt.

Die Stagione hat die Anſprüche des hieſigen Publicums diesmal in keiner Art befriedigt, und ſchon die erſte Novität, mit welcher das Theater della Scala eröffnet wurde, ein Ballet nebſt einem Singſpiel machte gänzlich Fiasco. Sehr tadelnswerth war das Verhalten der Polizei, welche bei der zweiten Vorſtellung das Ziſchen und Pfeifen unterſagte und das Parterre mit Gensdarmerie erfüllte. Fortwährender Applaus erreichte denſelben Zweck, und die Vorſtellung unterblieb. Man muß die leidenſchaftliche Vorliebe des Mailänders für Alles, was das Theater betrifft, kennen, um die fanatiſche Wuth zu begreifen, mit welcher das Publicum das Urtheil der Verdammung über eine mißfällige Piece auszuſprechen pflegt; der Sohn des Nordens kann dieſe Unerbittlichkeit des Grolls, dieſe criminaliſtiſche Strenge des kritiſchen Spruchs nicht faſſen und fühlt ſich abgeſtoßen von der rauhen Heftigkeit, womit ſich hier das Mißfallen kund gibt. Eben ſo wenig wird ſich aber das transalpiniſche Publicum jemals zu jener Bewußtloſigkeit des Entzückens, zu jener Höhe des Enthuſiasmus hinaufſchrauben können, welche der Beifall in den Räumen eines italieniſchen Theaters anzunehmen im Stande iſt. Auffallend bleibt es, wie zahlreich die diesjährige Stagione in verſchiedenen Städten der Halbinſel in Mißcredit gekommen, denn auch in Venedig, in Cremona und andern Orten Oberitaliens hat ſich das Gefühl des Unbefriedigtſeins auf eine ganz unzweideutige Weiſe ausgeſprochen. Es wäre ungerecht die Urſachen lediglich in der kümmerlichen Natur der Tonſchöpfungen zu ſuchen, womit kleine Geiſter wie Verdi gegenwärtig die Opernbühnen überſchwemmen, wenn auch

zugegeben werden muß, daß der Contraſt des jetzigen Zuſtandes der dramatiſchen Muſik in Italien mit der bedeutſamen Vergangenheit derſelben allerdings empfindlich genug iſt, um eine Aufwallung des Unwillens, den Schmerz der Täuſchung zu rechtfertigen. An dieſem Gegenſatz zwiſchen Einſt und Jetzt leidet die ganze europäiſche Kunſtwelt, und er wird in Paris und Wien eben ſo ſchneidend empfunden, als hier und in Neapel. Darum glaube ich, der tiefere Grund dieſer ernſten Strenge, welche ſich namentlich im nördlichen Italien den muſikaliſchen Theatererſcheinungen gegenüber in der jüngſten Zeit offenbart, ſei wohl auch noch wo anders zu finden, als in dem kritiſchen Bewußtſein des Volkes, das ſonſt nicht allzu ſtark ſcheint, und es drängt ſich unwillkürlich die Ueberzeugung uns auf von dem Einfluß des hyperboräiſchen Geiſtes, der von jenſeits der Berge hereinflutet und eine allmählige Modification des vorherrſchend äſthetiſch geſtimmten Nationalcharakters zu beſtimmen ſcheint. Der politiſche Ernſt ſitzt wie ein drohender Rübezahl auf den Firnen der Alpen und verſcheucht den ſeligen Leichtſinn jener harmloſen Theaterluſt, die ja auch früher in Deutſchland ſo in Blüte ſtand, und möchte den nur in krankhaften Verhältniſſen ausſchließlich den Muſen und Grazien dienſtbar gewordenen Geiſt der Nation zu jener Energie und Univerſalität zurückführen, welche ſie einſt in den herrlichen Zeiten des Mittelalters, in der Periode der Mediceer, der Dogen und Sforza's beſeſſen hat.

Man darf ſich indeß keinen Augenblick der Täuſchung hingeben, als ſei unter dem Geiſte, deſſen Einwirkungen den italiſchen Nationalcharakter umzugeſtalten drohen, etwa der germaniſche gemeint, der Geiſt deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur. Deutſchland iſt in Italien in geiſtiger Beziehung zu wenig repräſentirt, ganz abgeſehen von der klaffenden Divergenz des volksthümlichen Geiſtes, als daß es hier in einem andern Sinn, denn in materieller Bedeutung, als politiſche Zwangsmacht, aufgefaßt und beurtheilt werden könnte. Die franzöſiſche Literatur beſitzt in Italien ein förmliches Monopol, wie ſchon aus der großen Anzahl der Ueberſetzungen franzöſiſcher Schriftſteller und der höchſt bedeutenden Einfuhr franzöſiſcher Schriftwerke hervorgeht. Beſucht man z. B. das Leſecabinet der Società d'Incorragiamento di scienze e bell' arti, das größte in Mailand und von der Elite der Intelligenz geſtiftet, ſo findet man neben 17 politiſchen Blättern in verſchiedenen Sprachen, 45 franzöſiſche Journale, während nur 42 italieniſche, 10 engliſche und 8 deutſche vorhanden ſind. Bei der politiſchen Herrſchaft der Deutſchen in Oberitalien iſt dieſes Verhältniß gewiß höchſt bezeichnend für die Wurzelloſigkeit der öſterreichiſchen Regierung in der Sphäre der Intelligenz.

Im Uebrigen beſitzt unſere Stadt einen anſehnlichen Geiſtesapparat in ihren 33 Buchdruckereien und 32 Buchhandlungen, welcher

Digitized by Google

vorderhand freilich nicht angemeſſen beſchäftigt wird, ſo daß die Jahresbilanz in literariſcher Hinſicht erſchrecklich ausfallen müßte. Mailand zählt gegenwärtig an 150,000 Einwohner, die zahlreich anweſenden Fremden und die ziemlich ſtarke Garniſon mit gerechnet, für welche 196 Caffeehäuſer ihre gaſtlichen Räume offen halten; 200 Muſiklehrer für die Propaganda der welſchen Muſik und des welſchen Geſangs, welche förmliche Handelsartikel geworden ſind, und 10 Theater machen es den Leuten nicht ſchwer, ihren Kunſtſinn zu befriedigen; 24 Omnibuſſe, deren wohlthätige Exiſtenz ſich deſto fühlbarer macht, wenn man von Wien kommt, das ſich noch nicht zu dieſer für jede größere Stadt ſo nothwendigen Erfindung der modernen Geſellſchaft emporgeſchwungen hat, durchkreuzen die prachtvollen Straßen nach allen Richtungen und verleihen der Stadt jenen regſamen Anblick, jenes wimmelnde Geſchäftsleben, das Mailand beinahe als eine nordiſche Stadt erſcheinen läßt.

IV.

Aus Linz.

Veränderte Zuſtände. — Die neuen Statuten der Donaudampfſchifffahrtsgeſellſchaft. — Muſikverein und Liedertafel. — General Schneider.

Durch die lebhaftere Dampfſchifffahrt auf dem mächtigen Strome, der die Mauern unſerer freundlichen Stadt beſpült, ſind wir ſeit einigen Jahren mehr und mehr in das größere Welttreiben hineingezogen worden und die Folgen dieſer veränderten Stellung treten bereits in den vielfältigſten Lebensbeziehungen und in zahlloſen Aeußerlichkeiten an's Tageslicht. Die an allen Orten auftauchende Eleganz verdrängt allgemach die plumpe, aber ehrenwerthe Solidität des alten Bürgerthums, die Vergnügungsſucht mit ihren rauſchenden Freuden tritt an die Stelle der ſtillen Häuslichkeit, und Handel und Wandel gewinnt an Regſamkeit und Ausdehnung. Wer möchte in Abrede ſtellen, daß dieſe Metamorphoſe, die beſonders für denjenigen ſehr fühlbar iſt, welcher ſchon in der früheren Periode anſäſſig geweſen und alle Phaſen der Umwandlung mitangeſehen hat, manches Treffliche und Löbliche aus den Sitten und Zuſtänden der Bewohner vertilgt hat! Allein der Verluſt wird wieder aufgewogen durch den Aufſchwung der geſammten Lebensthätigkeit und die nothwendige Moderniſirung der verrotteten und eingeroſteten Verhältniſſe, welche mehr oder minder ſämmtlich des friſchen Odems der Gegenwart und ihrer Beſtrebungen entbehrten und lediglich das dumpfe Reſultat eines abgelaufenen Civiliſationsprozeſſes waren.

Die Donau iſt die Lebensader dieſer Verjüngung, und namentlich ſind es die ſchnaubenden Boten der Dampfſchifffahrtsgeſellſchaft, welche die Zeitung der Welt, den Gedanken der modernen Geſellſchaft

an unsere Gestade bringen. Darum berührt auch jede Veränderung in der inneren oder äußeren Verfassung des dieselbe leitenden Actienvereins unser eigenes Interesse und fordert unsere Kritik heraus. Die neuen Statuten, die bereits die Allerhöchste Sanction erlangt haben, sind so bezeichnend für den Geist, der sich im Schoße der Gesellschaft herausgebildet hat, und die dämonische Macht der Geldaristokratie schaut aus ihnen, wie eine böse Wassernixe, so deutlich hervor, daß die praktischen Consequenzen wohl kaum lange ausbleiben werden. Ob die Gesellschaft dadurch an gesunder Kraft und populärer Nützlichkeit wirklich gewonnen habe, möge die Zukunft und der Erfolg entscheiden; so viel läßt sich aber schon jetzt sagen, daß die an den Besitz von 10 Actien gebundene Stimmfähigkeit in der Generalversammlung, welche vordem bereits durch 5 Stück Actien erworben wurde, die Leitung der Gesellschaftsinteressen für die Folge lediglich in die Hände der großen Geldleute bringt und die kleinen Capitalisten zu geldschwizzenden Heloten herabwürdigt, die froh sein müssen, wenn man so gnädig ist, und ihr gutes Geld annimmt, während ihnen über die nützlichste Verwendung desselben keinerlei Einsprache gestattet wird. Auch die neugeschaffene Stelle eines Betriebsdirectors, dem ein weiter Spielraum gelassen ist und der blos dem Ausschusse verantwortlich bleibt, erregt mancherlei Bedenken durch seine diktatorische Machtvollkommenheit und die Ausschließung der mindern Interessenten.

Flüchten wir uns in das heitere Reich der Töne! wo jeder Mißgriff zwar auch einen Mißton hervorbringt; aber die musikalischen Mißgriffe sind nicht so schädlich, und der falsche Ton entflieht mit der Secunde, die ihn gebar, indeß die Mißklänge des praktischen Lebens viele Jahre hindurch nachwirken und das Glück mancher Familie zerstören. Unser seit 26 Jahren thätiger Musikverein hat einen modernen Ableger erhalten, eine Liedertafel nämlich, die nach dem Muster d.s Männergesangvereins in Wien organisirt ist, und der wir blos ein volleres Leben und eine freiere Gestaltung wünschen müssen, als die dem Schwesterinstitut in der Residenz beschieden zu sein scheint. Seine erste öffentliche Probe legte er in einem Concerte ab, das zum Vortheil des unter der Leitung der barmherzigen Schwestern stehenden Krankenhauses Statt fand, und die Wirkung der effectreichen Chorgesänge befriedigte jede Erwartung.

Seit einiger Zeit ist man auch mit der Stiftung eines Vereins gegen Thierquälerei hervorgetreten, der sich in einer umfassenden Weise constituiren will, so zwar, daß hier ein Centralcomité errichtet würde, während in allen übrigen Städten und Flecken der Provinz Filialcomités aufgestellt werden sollen. Was bei dieser Sache einigermaßen auffält ist der Umstand, daß man in früherer Zeit von Seite der Regierung nicht nur jede Anregung zur Gründung solcher Vereine vermied, sondern sogar noch obenein das dahin gerichtete

Digitized by Google

Beſtreben einzelner Menſchenfreunde vollſtändig paralyſirte, ja ſogar mittelſt der Cenſur jede Aeußerung zu Gunſten dieſes Inſtitutes unterdrückte, dagegen jede Verſpottung deſſelben duldete. Jetzt ſcheint man anderer Geſinnung zu ſein, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Anregung diesmal von oben ausgegangen iſt, zumal wir hören, daß gleichzeitig auch in Wien ein ſolcher Verein ins Leben treten ſoll.

Hier iſt in den letzten Tagen der Feldmarſchalllieutenant Baron Schneider von Arno ein tapferer Soldat und tüchtiger Charakter von ſchwäbiſcher Derbheit, geſtorben. General Schneider war ein geborner Vorarlberger, diente von der Fahne auf und wurde erſt durch die Verleihung des Maria Thereſienordens baroniſirt. Seine originelle Geradheit, die ſich vor Niemand beugte, iſt die Quelle zahlloſer Anekdoten geworden, wie denn überhaupt Schneider eine der bekannteſten Perſönlichkeiten der öſterreichiſchen Armee war. Im Jahre 1813 kommandirte Schneider als Oberſt das Jägerbataillon, welches eine der wichtigſten Verſchanzungen von Dresden zu erſtürmen hatte. Als die Stürmenden an den Palliſaden des Grabens anlangten, und Schneider wegen ſeiner außerordentlichen Dickleibigkeit nicht hinanklimmen konnte, warf er, ſchnell gefaßt, ſeinen Hut in das Innere der Redoute, indem er ſeinen Leuten zurief: Kameraden! den Hut müſſen wir doch herausholen! — Als ſeine Gattin geſtorben war, und ihm nun die Laſt der Erziehung zweier unmündiger Knaben zufiel, beſchloß er im Gefühle ſeiner pädagogiſchen Unfähigkeit ſich an den Kaiſer zu wenden, damit dieſer die mutterloſen Knaben einer militäriſchen Erziehungsanſtalt übergebe. Ein guter Soldat, ſprach der General zu dem Kaiſer Franz, iſt in der Regel ein ſchlechter Schulmeiſter. Der Monarch verſicherte den Bittſteller ſeines Wohlwollens, und verhieß Berückſichtigung ſeines Anliegens; allein General Schneider begnügte ſich mit dieſem allgemeinen Verſprechen nicht, ſondern war feſt entſchloſſen, ſeine Kinder nicht mehr nach Hauſe zu bringen. Er ſetzte die beiden Jungen auf zwei an der Wand des Audienzzimmers ſtehende Seſſel, während er ſie zugleich nochmals der Fürſorge Sr. Majeſtät empfahl und die Hofburg verließ. Der Kaiſer lachte über die kurze Weiſe des Bittſtellers, zur Erfüllung ſeiner Wünſche zu gelangen, und übergab die verblüfften Knaben ſeinem Adjutanten, der ſie in die Militärakademie zu Wiener Neuſtadt ſandte.

V.

Levin Schücking.

(Gedichte. Bei Cotta. 1846.)

Levin Schücking hat ſich bereits auf mannichfachen literariſchen Gebieten, als Erzähler wie als Kritiker, nicht ohne Glück verſucht, und immer ein Talent von angenehmer Form und feinem Geſchmack

beweiſen. Einzelne Gedichte von ihm in Zeitſchriften hie und da verſtreut, ſtellen ſeinen Namen in die Reihe der neuromantiſchen Rheinlyriker, deren originellſte und ausgeprägteſte Geſtalt die Freiligrathſche Muſe iſt. Wir haben jetzt eine Sammlung von Schückings Gedichten vor uns liegen, und da in einer ſolchen ſtets mehr oder weniger die ganze Perſönlichkeit, die ganze Höhe oder Tiefe eines Talents ſich zu enthüllen pflegt, ſo kann man ſich wohl ſchon ein unumwundenes Urtheil über den Verf. erlauben.

Der Dichter iſt wie in einem Zauberkreiſe von romantiſchen Traditionen gefangen, den er nicht durchbrechen kann. Rings um die „Klauſe" ſeiner Phantaſie ragen verfallene Burghöfe, unvollendete Dome, mittelalterliche Abteien, verklärt vom blauen Duft der Erinnerung, belebt von fabelhaften Helden, von Ritterfrauen mit dem Edelfalken auf der Fauſt, von träumeriſchem Glocken- und Orgelſpiel. Er ſchwelgt in dem romantiſchen Halbdunkel, welches die bunten Bilder durch die Scheiben ſeiner Klauſe werfen, er träumt die Träume der Tradition noch einmal und ſinnt dem verhallenden und verhallten Geläut aus alten Zeiten nach. Er hört auch von den Kämpfen der modernen Welt, die außerhalb ſeines Kreiſes vorgehen, von dem „doppelſchneidigen Wort," von den Zeltlagern der Parteien, den Thaten des „Gedankens" u. ſ. w., aber, wie Barbaroſſa darf er „nicht hinab in die Lande gehen," wo die „Freiheitsſonne ſprüht," wo ſie „vor feſten Thürmen mit der Worte Hämmern liegen." Warum darf er nicht? Wir glauben, der wahre Grund verräth ſich darin, daß der Verf. um das Poetiſche in den modernen Bewegungen zu ſehen, ſich dieſelben in die Farbe und das Gewand ſeiner traditionellen Traumwelt kleiden muß. Die Dinge müſſen wunderbar ausſehen, der Zeitruf muß klingen wie aus Ronceval, die Zeithelden müſſen keckbehelmte Rolande ſein und ihr Schwert muß heißen Durindane. Selbſt das begeiſterte Gedicht an einen Mann der Gegenwart, an Daniel O'Connell, was feiert es an dieſer Erſcheinung als groß und herrlich? Die romantiſche Färbung, die der Mann aus der Ferne hat. „Durch die Nebelſchichten ſeiner Berge" ſieht ihn der Dichter ſchreiten, einen „Rieſen in der Zeit der Zwerge"; einen „Königshelden des längſtverſchollnen Schlags, wie ihn die Sagen ſeines Volkes feiern"; er ſchlägt die „Harfe Irlands," daß „Donnegals Felſen zittern." — Als Mantel liegt um ſeine Bruſt geſchlagen
Der Stolz Erins, der dunkelgrüne Sammt,
Den ſeine Haine, ſeine Thäler tragen. (!)

Endlich läßt ſich O'Connell mit dem Daniel des alten Bundes vergleichen, denn um ihn liegen —
„Englands zornge Löwen
Und kochen Wuth, daß ſie ſich ſchmiegen müſſen." —

Das ſind ſehr ſchöne Bilder, aber ſie ſprechen nur zur Phantaſie, nicht auch im Herzen, nicht zur ganzen Seele, ſie drücken nicht aus,

Digitized by Google

was O'Connell iſt, ſondern malen nur, wie er im Licht einer romantiſchen Einbildungskraft ſich ausnimmt. Dies iſt übrigens ein Fehler, den Schücking mit den meiſten modernen Poeten theilt.

Wir machen dem Verf. keinen Vorwurf daraus, daß er nicht Tendenz- oder Parteidichter iſt. Man kann dem vollen Leben der Gegenwart angehören, ohne die Kunſt zu verläugnen oder durch tendenziöſe Abſichtlichkeit zu trüben. Dies gerade iſt ja die Aufgabe des Dichters. Die Gegenwart an ſich iſt eben ſo wenig proſaiſch wie die Vergangenheit. Wir machen ihm auch keinen Vorwurf daraus, wenn er die Vergangenheit beſingt, ſondern wenn nur ihre verſchwimmenden fernblauen Umriſſe ſeine Poeſie bilden. Es kommt nie auf das Was, ſondern auf das Wie an. Eine gewiſſe Halbheit, die den Dingen nicht recht zu Leibe geht, ſcheint uns daher eine Hauptſchwäche dieſer Lyrik, welche ſonſt ſo viele Züge der Lieblichkeit und ſo viele harmoniſche Klänge hat. Nachdem wir unſern Tadel in der Hauptſache unumwunden ausgeſprochen haben, freut es uns doppelt, daß wir auch aufrichtig loben können.

Der romantiſche Hang des Verfaſſers iſt kein gemachter, und nur wo er Modernes in die Poeſie des Vergilbten kleiden will, wirkt ſie, wie Decorationsmalerei auf uns. Wer das reizende Gedicht „Jugenderinnerungen" oder „der Burghof" lieſt, wird erkennen, daß der Dichter in ſeiner Romantik nur den natürlichen Einflüſſen einer eigenthümlich und glücklich verlebten Jugend folgt. Daher erhielt ſich ihm die Luſt, träumeriſches Stillleben in Wald- und Ruineneinſamkeit zu zeichnen. Als Knabe, die grüne Tanne in der Fauſt, auf dem ſteinernen Leuen reitend, da hatte er naiven Glauben an die alten Traditionen, da waren ſie ihm ein Lebendiges und Gegenwärtiges; und wo er, im Sinn dieſes Glaubens, ſingt, iſt er ungemein glücklich und wahr. Denſelben Eindruck poetiſcher Wahrheit machen die Momente des Erwachens, wo das Bewußtſein und die Erkenntniß mit der Sympathie für die Heiligthümer der Kindheit kämpfen. „Das alte Stift," „Beim Hochamt," „Kirchenmuſik" ſind drei ergreifende Gedichte, denn ſie ſchildern einen Schmerz und Kampf, den die ganze religiöſe Welt einmal durchmachen muß. Freilich erfahren wir nicht den Ausgang und das Reſultat dieſes Seelenſtreites, unſer Dichter ſcheint ſich an dem poetiſchen Schimmer der ſinkenden Glaubenswelt zu halten und damit über alle Zweifel zu beruhigen; denn in der auf jene Gedichte folgenden „Fahnenwahl" entſcheidet er ſich für Gottestreue und Poeſie; eine Wahl, die ſich von ſelbſt verſteht; eine Fahne, die in allen Lagern erhoben wird.

Unter den Liebesliedern verdienen „Warſt Du im Wald," „Waldſprüche" u. a. beſonders hervorgehoben zu werden. Größer, als das rein lyriſche, ſcheint uns das lyriſch-epiſche Talent des Verfaſſers. „Herzog Ludwig vor Augsburg" iſt eine ſehr erquickliche

Ballade, kräftige Züge hat „der Büßende," und die altſpaniſchen Romanzen ſind ungemein glücklich behandelt; der friſche Humor in den „Landsknechtsliedern" ſticht ſehr vortheilhaft ab gegen die elegiſche Weichheit in andern Gedichten, und zeigt, daß der Verf. noch immer mehr als einen Weg aus ſeinem Zauberkreiſe finden könnte.

In dem gemüthvollen Gedicht „Meinem Lothar" kommt eine Strophe vor, die gewiß vielen Strebenden dieſer Zeit aus dem tiefſten Herzen geſprochen iſt:

„Gebrochne Pläne wirſt Du von mir erben,
Verwehte Klänge, halbe Melodien;
Erfolge, die ſchon im Erblühen ſtarben,
Und wenn ich ſie erfaſſen will, entfliehn:
Dir ſei ein glücklicheres Loos beſchieden:
Den Fluch der Halbheit, o den kenne nie! ꝛc."

Bei dem Worte: Gebrochene Pläne, fällt uns das Fragment: „Junker Ebbo Wittingau" ein, und wir müſſen nachträglich auf dieſes ſchöne und nur zu kleine Stück Erzählung verweiſen, welches von ungewöhnlicher Zartheit in Zeichnung und Färbung iſt. Möchte Schücking dieſes oder überhaupt ein erzählendes Gedicht vollenden! Wir glauben, daß er zu einer ſolchen Leiſtung den glücklichſten Beruf hätte; und gewiß Niemand wird ſich von der Romantik abwenden, wenn ſie ihren Stoffen nur Fleiſch und Blut giebt, ſtatt grade durch ihre Schattenhaftigkeit reizen zu wollen. —

Eine ſchätzenswerthe Beigabe iſt die gelungene Uebertragung der ſibylliniſchen Blätter von Samuel Taylor Coleridge.

VI.

Notizen.

Die anglikaniſchen Judenbekehrer. — Das europäiſche Gleichgewicht in Amerika. — Religiöſe Bewegungsliteratur.

— Charakteriſtiſch iſt ein Brief, den eine engliſche Judenzeitung (das Jewiſch Chronicle) mittheilt. Dr. Marſh, aus Leamington, einer der eifrigſten Judenmiſſionäre, ſchreibt, in Erwähnung der proſelytenmacheriſchen Ukaſe des Kaiſers Nicolaus, an den Redacteur des Jewiſch Chronicle: „Was die 30,000 Juden betrifft, die nach einer Meldung Ihres Blattes in Rußland zum Chriſtenthume bekehrt worden ſind, ſo gebe ich für 30,000 auf ſolche Art Bekehrte keine 30 Pfennige. . . . Wenn die Erſten Ihrer Nation ſich mit einem Memoire an den Kaiſer wenden wollten, ſo könnten ſie vielleicht einige Abhilfe erlangen; . . . und wer wäre zu einem ſolchen Unternehmen geeigneter, als der fromme, eifrige und wohlwollende Sir Moſes Monteſiore? Gewiß, heutzutage werden Tauſende von Chriſten mit ihnen petitioniren für die Freiheit ihres Volkes, und ich danke Gott dafür, daß ſich die Zeiten ſo geändert haben!" — Es iſt nämlich die Rede davon, daß eine große, von Juden und Chriſten Englands unterzeich-

Digitized by Google

nete Petition zu jenem Zweck durch den britiſchen Geſandten in Petersburg eingereicht werden ſoll, und vielleicht dürfte der Czar dieſelbe nicht ſo leichthin abfertigen, wie die treffliche, von den Juden in Wien abgefaßte Schrift, die nicht einmal ihm ſelbſt überreicht werden konnte, ja die ihm vielleicht gar nicht zu Geſicht gekommen iſt.

— Das europäiſche Gleichgewicht ſoll jetzt gar in Amerika eingeführt werden, vorausgeſetzt, daß es die Jankees erlauben. Das europäiſche Gleichgewicht, welches ſich bei uns mit dem Uebergewichte Rußlands, der Theilung Polens, und der Gewichtloſigkeit Deutſchlands verträgt, wird auch, jenſeits des Oceans, keine Wunder wirken und kein fait accompli rückgängig machen. Es heißt, das Umſichgreifen der Union habe unſere Diplomaten beſorgt gemacht. Frankreich und England wollen von jetzt an ein neues Syſtem befolgen, und Mexico aufhelfen, indem ſie es in eine innigere Verbindung mit Spanien bringen. Zwei Ritter von der traurigen Geſtalt, der eine blind, der andere lahm! Die werden einander viel helfen. Unſere abendländiſche Diplomatie iſt ein Doctor, der am liebſten todte und halbtodte Patienten behandelt. Bevor man in den letzten Zügen liegt, rührt er ſich nicht, dann aber rüttelt und ſchüttelt er Einen, daß man lieber ſchon ganz geſtorben wäre. Die ruſſiſchen Diplomaten im Orient kämpfen nicht gegen die Natur und haben ein leichteres Spiel, weil ſie ihre Patienten weder erhalten noch beleben wollen, ſondern ſie gern nur geſchwind begraben möchten. Die weſtlichen Doctoren werden in Amerika wohl eben ſo geſchickt ſein wie im Morgenland. Seltſam ſpielen, bei der neu projectirten Politik, Diplomatie und natürliche Volkstriebe gegen einander. In England will das Cabinet, wie es ſagt, die romaniſche Race Amerikas gegen die Propaganda der angloſächſiſchen Race ſchützen aus politiſchen Gründen, während das engliſche Volk ſich heimlich über die Macht der angloſächſiſchen Republik freut. In Frankreich dagegen ſcheint die Politik des Cabinets naturgemäßer, denn ſie will ein Frankreich verwandteres romaniſches Volk gegen die Uebermacht des germaniſchen Stammes von Nordamerika ſchützen, während das Volk in Frankreich, aus politiſchen Gründen, für die angloſächſiſche Republik gegen die romaniſchen Spanier und Mexikaner iſt. Im Grunde denken beide Parteien, Cabinette wie Völker, nur an ihre Intereſſen, nicht an Verwandtſchafts- und Racenſympathien. Wohl aber ſorgt die Natur dafür, daß die Katze zuletzt wieder auf ihre Beine fällt. Frankreich und England wollen Hand in Hand Mexico beſchützen; welche Eintracht zwiſchen alten Erbfeinden! Die Hölle iſt gepflaſtert mit guten Vorſätzen. Frankreich und England werden in Mexico nur einen neuen Kampfplatz für ihre eigenen Rangſtreitigkeiten finden; ſtatt das ſinkende Reich zu erhalten, wird es ſich nur um fran-

zösischen oder englischen Einfluß bei der mexikanischen Pforte handeln; und statt also die Vermittler zu spielen zwischen den beiden Hauptracen Amerikas werden sie selbst in der neuen Welt den alten Kampf zwischen denselben beiden Racen, deren Vertreter sie sind, fortsetzen.

— Seit einem Jahre sind in Deutschland, blos über jene kirchlichen Erscheinungen, die in Sachsen und Brandenburg das Licht der Welt erblickten, vierhundert Broschüren und Bücher erschienen. Was im Ganzen und Allgemeinen in dieser Beziehung geschrieben und gedruckt worden ist, hat man noch nicht zusammengezählt, und die verschiedenen Kirchenzeitungen, so wie die zahllosen Spalten, die in anderen politischen und belletristischen Blättern den sogenannten religiösen Bewegungen geopfert wurden, sind dabei ebenfalls nicht in Anschlag gebracht. Zu positiven Resultaten ist man auch nicht gekommen, die deutsche Einigkeit und Freiheit hat keine großen Fortschritte dadurch gemacht, wohl aber muß man gestehen, daß Deutschland seine Stylübungen bei jeder Gelegenheit nach dem grandiosesten Maßstabe anstellt. Und wenn ein barbarischer Omar einst über unsere alexandrinischen Bibliotheken kommen sollte, so wird er was haben, um tüchtig einzuheizen.

Berichtigung.

Gegen die Angaben unseres Wiener Correspondenten in No. 52. vor. Jahrgangs in Betreff einer zu Ehren des Kaisers Nicolaus veranstalteten Kunstausstellung ist uns von Wiener Künstlern, welche sich in jener Correspondenz gekränkt fanden, (obwohl sie unser Correspondent sicherlich nicht hat kränken wollen) eine Verwahrung und Berichtigung zugegangen, welche uns um so willkommner ist, als sie über den Zusammenhang der Thatsachen, den unser Correspondent mißkannt zu haben scheint, Aufschluß giebt. Die geehrten Einsender sagen: „Kurze Zeit vor Ankunft des russischen Kaisers in Wien faßten die Künstler den Beschluß, zu Ehren seiner Anwesenheit eine Ausstellung ihrer besten Leistungen als würdige Repräsentation vaterländischen Kunstvermögens zu veranstalten. Dadurch war schon einerseits bedingt, daß auch solche Werke aufgenommen würden, welche bereits Privatbesitz geworden waren; andrerseits, daß sämmtliche Werke der Ausstellung unverkäuflich wären. Denn es handelte sich um möglichst würdige Vertretung unserer Kunst, nicht um materiellen Gewinn. Als nun die Art und Weise der Ausstellung von den Künstlern festgestellt war, wandte sich ein aus ihrer Mitte selbstgewählter Ausschuß an das Präsidium der k. k. Akademie der bildenden Künste mit der Bitte um Erlaubniß, das Lokal und Material der jährlichen öffentlichen Ausstellung zu ihrem besonderen Zwecke benutzen zu dürfen. Das Präsidium gewährte mit dankenswerthester Bereitwilligkeit unter ehrenvoller Anerkennung der uneigennützigen patriotischen Absicht nicht nur das Ansuchen der Künstler, sondern erbot sich noch überdieß, die Kosten der Ausstellung zu bestreiten."

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Wanderbuch eines paßlos Reiſenden.

Seefahrer ſind berühmt und unſterblich worden, weil ſie Scheeren, Klippen, Eisberge, ſchwimmende Inſeln, Meergallert und tauſend andere Seehinderniſſe mit Muth und Geſchicklichkeit beſiegt und nie befahrene Straßen entdeckt haben; Feldherrn, weil ſie ſich mitten durch Feindesland, durch tückiſche Hinterhalte, Schluchten, Hohlwege und Wälder geſchlagen; fleurs de Marie, weil ſie ſich mitten in Schmutz und Laſter lilienrein erhalten; Schriftſteller, weil ſie ſich unter Moden, Manierirtheiten, momentanen Zeitforderungen ihre Originalität bewahrt; Richter, weil ſie ſich aus dem Kreuzfeuer der ſchönen Augen einer ſchönen Verbrecherin ihre Gerechtigkeit gerettet; Biedermänner, weil ſie ſich mitten in einem verderbten Zeitalter, oder einem laſterhaften Hofe voll Cabalen und Ränken ihre Tugend conſervirt; Gefangene, weil ſie ſich durch hundert Wachen, Pforten, Mauern einen Weg zur Flucht gefunden; Reiſende, weil ſie durch Löwen- und Räuberhöhlen, durch die Glut der Wüſte, durch den Froſt Sibiriens, durch die Peſt des Orients ihr Ziel erreicht: — mich auch gelüſtet's nach ſolchem Ruhme, nach ſolcher Unſterblichkeit, denn ich habe geleiſtet und erlitten, was alle die genannten Berühmtheiten zuſammen nicht erlitten und geleiſtet; ich habe mich paßlos, oder wenigſtens ſo viel als paßlos innerhalb weniger Wochen durch die Polizei eines ganzen Länder- und Städtehaufens geſchlagen und blieb unverſehrt und heil! Und weil ich noch nicht meinen Homer, Xenophon, Camoens, Las Caſes gefunden, ſo will ich hier kurz meine Reiſen und Fährlichkeiten ſelbſt erzählen, oder we-

Digitized by Google

nigſtens meinem künftigen Dichter oder Geſchichtſchreiber ſein Material liefern. — Ja, ich bin ein zweiter Odyſſeus, denn die Polizei birgt in ihrem viel verhüllenden Schoße all die Gefahren, die dieſen irrenden Ritter von Hellas zehn Jahre in aller Welt herumgetrieben; ſie hält lotophagiſch den Reiſenden mit unſichtbarem Netze zurück, wo ſie will; ſie kann ſüß ſein und verführeriſch wie Kalypſo; ſie läßt ungehindert nur Schöpſe paſſiren, wie Polyphem, ſie wirft Einem wie dieſer Rieſe Felſen in Geſtalt von Steckbriefen nach, daß das ſchwache Fahrzeug erbebt; ſie erregt Stürme bei heiterſtem Wetter, ſie verwandelt, wie Circe, Menſchen in Schweine, und nur ſchlafend läßt ſie Einen ſein Vaterland betreten. Erfährt der Leſer in Folge noch, daß mich meine Irrfahrten durch wahrhaft gelobte Länder der Polizei führten, ſo bin ich ſeiner Bewunderuug und meiner Unſterblichkeit gewiß. Ich will hier alſo nichts von den Reizen Steiermarks, von den Wundern der Adelsberger Grotte, von den Wüſten des Karſtes, von den Geheimniſſen des Adriatiſchen Meeres, von den „Seufzern" Venedigs, dem Zauber des Comer Sees, den Herrlichkeiten der Alpen, ich will hier nichts über München und ſeine Kunſt ſagen, einzig ſingen und ſagen will ich, wie ich mich heldenmüthig, ein Ulyſſes, ein Gottfried Bouillon, ein Benjowsky, durch hundert Polizeibureaus, ohne Paß, ohne Protection geſchlagen und endlich doch an mein Ziel gelangte; denn was ſind alle Wunder der Natur und der Kunſt gegen die Offenbarungen eines heldmüthigen Herzens!

Ich muß beginnen. Es war zwei Tage nach der Sonnenfinſterniß, die in Wien total war, (man ſieht, meine Reiſe war wie der römiſche Bürgerkrieg, die Ausrüſtung der Armada, der Ausbruch des Huſſitenkampfes, und wie alle großen Ereigniſſe, durch eine grandioſe Naturerſcheinung eingeleitet), alſo es war zwei Tage nach der totalen Sonnenfinſterniß, als ich, ein ſchlechtes Stück Papier in der Hand, auf dem Paßbureau der k. k. Polizei in Wien an zwei Stunden wartete. Noch vor wenigen Tagen war ich Student geweſen, heute war ich ſchon Philiſter, wenn es nicht zu gewagt iſt, zwiſchen einem Studenten in Wien und einem Philiſter einen Unterſchied zu machen, hier wo alle Philiſter ewig ſtudentikos, und alle Studenten obligate Philiſter ſind. Schon hatte ich eine Stelle, die ich in drei Monaten antreten ſollte. Dieſe

Gnadenfriſt wollte ich noch benutzen, meine Jugend in Freiheit zu genießen. Italien war von jeher das Land meiner Sehnſucht; nur riechen wollte ich zu dieſer Roſe und mit ihrem Dufte mich für die lange, mir bevorſtehende Verdumpfung im bürgerlichen Leben ſtärken. Venedig und der Comer See waren die beiden ſchönen Reiſeziele, die ich mir geſteckt. Darum war ich auf dem Polizeibureau. Endlich nach zweiſtündigem Harren war die Reihe an mich. Was wollen Sie, herrſchte mir der lange, magere, blatternarbige Commiſſar mit barſchem Tone zu. Die öſterreichiſche Polizei nämlich, die in letzten Jahren gegen Ausländer höflicher ſein muß, läßt nicht ſelten ihr angeborenes Gefühl, als ein unterdrücktes, nun mit deſto größerer Gewalt gegen Einheimiſche los. Der Beamte ſelbſt ſah wie ein incarnirter Artikel des Polizeiſtrafgeſetzbuches aus, der von Stäupen, Stockprügeln und andern ſo ſchönen Dingen ſpricht. — Sie möchten mir dieſen Paß nach öſterreichiſch Italien viſiren, antwortete ich gelaſſen. Er nahm das Papier, drehte es hin und her und warf es mir endlich zurück. — Das, das iſt kein Paß, das iſt ein Wiſch! — Herr, wie können ſie ein Document, das den Namen und den Fünfundzwanzig-Kreuzer-Stempel und das Siegel eines löblichen Magiſtrates trägt, einen Wiſch nennen? fragte ich in legaler Entrüſtung. — Iſt und bleibt ein Wiſch, und haben Sie nicht einmal das Recht ſich damit in Wien aufzuhalten, denn er gilt nur für Ihr Böhmen! — Leider hatte er gewiſſermaßen und in Folge der öſterreichiſchen Einheit und innigen Arondirung vollkommen Recht; der Paß war vom Magiſtrate meiner Heimat, einer kleinen böhmiſchen Stadt ausgeſtellt und galt nach unſeren Geſetzen eigentlich nur für die Provinz Böhmen. O Vaterländer! dachte ich ſtille bei mir, und laut ſagte ich: Aber was ſoll ich thun? ich muß nun einmal nach Italien! — Laſſen Sie ſich einen Paß von Ihrem Kreisamte kommen! ſagte er kurz. — Himmel! das dauert zum Mindeſten ein viertel Jahr, und indeſſen geht der Sommer hin und ich habe nicht einmal ſo viel Zeit für meine Reiſe. — Kann nicht helfen! rief er erboſt über meine Kühnheit, daß ich es gewagt, ihm ſchon zweimal zu antworten. Sie ſind noch in den Jahren der Militärpflichtigkeit, da kann man Sie keine ſo weite Reiſe machen laſſen, da müſſen Sie immer bei der Hand ſein. — Danke ſchönſtens, Herr Polizeicommiſſar, ich bin Doctor, alſo von

der ſchönen Pflicht des Wacheſtehens befreit. — Vom Doctor ſteht nichts im Paſſe. — Natürlich, weil der Doctor jünger iſt als der Paß. Es half nichts, keine Widerrede, keine Berufung auf meine Doctorwürde, auf meine Ehrlichkeit, auf meine Bekanntſchaften, freilich war keine Durchlaucht und Excellenz, ſondern nur ganz ſchlichte, ehrliche Leute darunter, er blieb ſtarr und unerweicht. Wüthend rief er endlich aus: Gehen Sie ..... Zum Teufel! wollte er wahrſcheinlich ſagen; aber ich fügte ſchnell hinzu: Ich gehe, aber nach Italien! — Unterſtehen Sie ſich nur, rief er mir bis an die Thüre nach. — Der Verſuch gilt dachte ich, und ſelben Nachmittag fuhr ich wohlgemuth und glücklich auf der Glognizer Eiſenbahn, hin nach Süden.

In Wiener Neuſtadt hielt der Zug. Sogleich öffnete ſich die Waggonthüre und ein Polizeigeſicht lugte herein. Jeder Einzelne wurde nach ſeinem Reiſeziele gefragt, und die ein ferneres hatten, mußten ausſteigen um ſich zu legitimiren. Ich ſchloß die Augen und ſchnarchte ſehr. Vielleicht, dachte ich, wird die gutgermaniſch-chriſtliche Polizeiſeele den Schlaf des Gerechten nicht ſtören wollen. Aber ich hörte ihn leiſen Trittes an mich heranſchleichen, und mich an der rechten Schulter faſſend, rief er mit Donnerſtimme: Wohin fährt man? Ich fuhr erſchrocken auf, und ſagte wie ſchlaftrunken: In die Hölle! Wahrſcheinlich glaubte er, ich meine das Höllenthal bei Reichenau, einen beliebten Ausflugsort der Wiener, denn er ging wieder wie er gekommen war. Ich ſah fröhlich zum Fenſter hinaus, und ließ meine Blicke über die Stadt ſchweifen, und dachte an Kaiſer Maximilian, der in Wiener Neuſtadt ruht, an die Mongolen und Türken, die hier geſtreift, und pries mich glücklich, daß ich keinen Paß hatte und bedauerte die Armen, die ausſteigen und hunderterlei Papiere vorzeigen, ſich ausfragen und chikaniren laſſen mußten, und erinnerte mich an die köſtliche Anekdote von einem ungariſchen Corporal, die ich einige Tage früher gehört hatte. Derſelbe wurde bei der Polizei angeſtellt und bekam ſeinen Poſten an einer der Barrieren Wiens. Ein Reiſender kommt gefahren. Der Corporal ſtürzt an den Wagen, reißt den Schlag auf, und fragt mit officieller Stentorſtimme: Habens Paß? Nein, antwortet der Reiſende zitternd. Habens großes Glück, ſagt der gute Ungar, ſunſt hättens große Schererei, und läßt ihn ruhig weiter fahren.

Digitized by

An der Seite des Grafen A., eines Sprößlings des bedeutendſten, einflußreichſten Hauſes in Steiermark, durchfuhr ich das herrliche Mürz- und Murthal. Er kannte meine Paßloſigkeit und war auch der Anſicht, daß ein Reiſender ohne Paß wie einer jener Revenants in den Wallachiſchen Mährchen ſei, die ohne Seele unter den Menſchen herumirren, und war ſchon beſorgt um mich, vorzüglich da er die Strenge der Gräzer Polizei kannte. Wie, ſagte ich, fürchtet ſich auch ein Graf vor der Polizei? ſehen Sie, ich ſchlechtes Bürgerblut habe nicht die geringſte Sorge. Gräz, la ville des graces aux bords de l'amour, lag mit allen ihren Reizen vor uns. Ungefähr dreihundert Schritte vor der Barriere ſprang ich aus dem Wagen und zog ſingend und zu Fuße ein, nicht achtend auf die Uniformen, die mich rechts und links umſtanden und den fröhlichen Wanderer vielleicht beneideten. Ich war in Gräz, das wußte ich damals mit Beſtimmtheit; heut zu Tage, nachdem Hammer die große Controverſe aufgeregt, wüßte ich nicht ſo genau, in welcher Stadt ich mich befinde, ob in Grätz oder in Gratz. So viel iſt gewiß, daß wenn der Stadt auch von dem berühmten Orientaliſten ihr ä abgerungen wird, ihr doch die Polizei bleibt, die ſie als Grätz beſeſſen: ä oder a, der Unterſchied iſt nicht groß; Paß oder nicht Paß, das wäre etwas.

Drei glückliche Tage verbrachte ich in der Stadt der friſchen ſaftigen Schönheiten, der Heimat der ſchönen Gräzerinnen. Da man mir aber überall von der ſtrengen Aufſicht über Reiſende nach Italien erzählte, dachte ich endlich auch daran, meine Angelegenheiten zu ordnen, und vertraute Herrn v. *, der meinen liebenswürdigen Cicerone machte, meine Paßbedrängniß. Sein Sie ohne Sorgen, ſagte er, ich ſtelle Sie meinem guten Bekannten, dem Polizei-Director Herrn v. G. vor; er iſt ein liberaler Mann und die Sache wird ſich machen. Wir gingen zu Herrn v. G. Da er mich an der Seite eines bekannten hochgeſtellten Barons ſah, nahm er mich mit ſehr freundlichem Lächeln auf; da wir aber unſer Anliegen vorbrachten, legte er ſein Geſicht in officielle Falten. Als er meinen ſogenannten Paß erſt ſah, rief er erſchrocken aus: Wie, nicht einmal das Viſum von Wien! Himmel, das iſt erſchrecklich, daß Sie ſich mit einem ſolchen Paſſe auf die Reiſe wagen. Hätten Sie wenigſtens das Wiener Viſum, ſo ließe ſich noch etwas ma-

Digitized by Google

chen, aber unter ſolchen Verhältniſſen iſt es unmöglich. Wir haben gemeſſene Inſtructionen in Bezug auf junge Leute, die nach Italien reiſen wollen. — Iſt denn das Land ſo gefährlich? fragte ich mit dummem Geſichte. — Gewiß! zumal für junge Menſchen, deren Grundſätze noch nicht gefeſtet ſind. Auf dieſen Paß ſollte ich Sie, wie ſehr es mir leid thut, Ihnen das zu ſagen, nicht vierundzwanzig Stunden in Grätz leiden. Aber dieſe Friſt will ich Ihnen gern gewähren, daß Sie ſich unſere Merkwürdigkeiten und ſchönen Umgebungen mit Muße beſehen können. — Und mit halbem väterlichen, halbem Criminalrichter-Tone ſetzte er noch hinzu: Ich muß Sie bitten, morgen ja nach Wien zurückzukehren, wenn Sie ſich nicht Unannehmlichkeiten ausſetzen wollen. Unter dem zart verhüllenden Worte Unannehmlichkeiten war offenbar, obwohl euphemiſtiſch, der Schub oder etwas dergleichen verſtanden. Als ich die Treppe hinunterſtieg, ſtand mir gegenüber die Thüre des Poſtbureau's weit offen. Ein Beamter ſtand darin und fertigte Päſſe aus. Da er mich aus dem Zimmer ſeines Chefs kommen ſah, lächelte er mir ſchon aus der Entfernung allerunterthänigſt entgegen. Dieſes Lächeln war mir wie das Leuchten eines Leuchtthurms von einem Hafen, und lockte mich einzulaufen. Ich komme vom Herrn v. G., ſagte ich mit vornehm-herablaſſendem Tone. Mit tiefen Bücklingen ſtellte mir der Beamte einen Stuhl und nahm mir meinen Paß aus der Hand, ohne mich weiter ſprechen zu laſſen. Wohin wünſchen Sie zu reiſen? Ich möchte wohl ſehr gern nach Italien! Schon drückte der geliebte Stempel auf den Rücken meines Paſſes, ſchon flog des Beamten Feder mit ſchnellſter Dienſtwilligkeit über das Papier. Wir können blos bis Laibach viſiren, ſagte er ſich entſchuldigend, ohne den Paß nur anzuſehen, dort wird er weiter viſirt. Und ſo bekam ich Glücklicher, dem ſo eben mit dem Schube gedroht worden, meinen Paß viſirt, während der loyale Plebs von Kaufleuten und Handwerksburſchen, die gewiß alle mit den ſolideſten Papieren verſehen waren, geduldig und demüthig harren mußten. Meine Seele knurrte und lachte zugleich.

Drei Tage darauf kam ich in Eilmärſchen vor Laibach. Um hier ſiegreich einzuziehen, wiederholte ich dasſelbe Manöver wie in Grätz. Es gelang. Als ſingender Wandersmann zog ich in Laibach ein. Ueberhaupt will ich den Geſang allen paßlos Reiſenden

Digitized by Google

aufs Angelegentlichſte empfohlen haben; denn die Polizei denkt wahrſcheinlich wie jenes deutſche Lied: Böſe Menſchen haben keine Lieder, und läßt Jeden, der ein Lied hat, ſo frei paſſiren, als hätte er einen Paß. Aber freilich Einziehen iſt noch nicht Ausziehen, und ich mußte darauf bedacht ſein, mir ſo ſchnell als möglich das Viſum von Laibach zu verſchaffen. Den Morgen nach meiner Ankunft ſtand ich ſehr früh auf und machte einen Spaziergang in die Umgegend. Da ich keine Uhr bei mir hatte, fürchtete ich mich zu verſpäten, und eilte nach der Stadt zurück und auf die Polizeidirection. Aber es war noch ſehr früh, und die Kanzleien waren noch leer; nur ein gemeiner Polizeiſoldat ging im Vorzimmer auf und ab, und langweilte ſich. Es dauere wenigſtens noch zwei Stunden, meinte er, bis einer der Herren Beamten komme. Guter Mann, ſagte ich zu ihm, hier iſt mein Paß, der weiter nach Italien viſirt werden ſoll; je eher Ihr ihn mir gehörig viſirt ins Gaſthaus bringt, deſto größer und reichlicher ſoll Euer Trinkgeld ausfallen. Der Mann nahm den Paß, ſah wehmüthig nach dem Stempel hinüber, und ich ging, ihm und ſeinem nach Trinkgelde ſehnſüchtigen Geiſte meinen Paß und meine Sorgen überlaſſend. Und wunderbar! Keine halbe Stunde war verſtrichen, da pochte es an die Thüre meines Zimmers, und herein trat mein guter Mann und überreichte mir meinen wohl viſirten Paß, giltig nach Adelsberg, unterrichtete mich noch, daß ich mich in dieſer Stadt nicht an die Polizei, ſondern an das Kreisamt zu wenden hätte, nahm das Trinkgeld mit Dank an und ging, ohne mir Zeit zu laſſen, mich über das Wunder zu unterrichten; denn ein Wunder war es doch, daß ein Beamter, der erſt um neun Uhr ſichtbar wird, ſchon nach halb acht Uhr einen Paß viſirt hatte. Allein, die Wunder haben oft ſo natürliche Grundlagen, daß es nicht der Mühe lohnt, ihnen weiter nachzuforſchen.

Adelsberg iſt ein kleines ödes Neſt, und hätte es nicht die herrliche Grotte in ſeiner Nähe, wäre es **peu connue en histoire**. Gleich nach meiner Ankunft daſelbſt, es war ſpät Abends, erkundigte ich mich nach den Herren des Kreisamtes, und wo ſie zu treffen wären; denn in einem ſo kleinen Orte, dachte ich, müſſe es nicht ſchwer werden, mit ihnen Bekanntſchaft zu machen. Mein Gaſtwirth zeigte mir einen kleinen Gaſthof, in welchem ſie ſich all-

abendlich zum Souper zu verſammeln pflegten. Dorthin wandte ich meine Schritte. Als ich eintrat, war der Saal noch leer, aber ein langer Tiſch war von einem Ende zum andern mit Couverts bedeckt. Ich pflanzte mich in der Mitte auf, wohlberechnend, daß ich die Herren von dieſem Punkte mit meiner Artillerie beſtreichen könne. Ungefähr um neun Uhr verſammelte ſich das löbliche Perſonal des k. k. Kreisamtes des Kreiſes Adelsberg im Herzogthum Krain, zu ſeinen außerordentlichen Beſchäftigungen. Anfangs betrachtete man den Fremdling, der eine unangenehme Demarcationslinie mitten durch ihren deutſchen Bund bildete, mit ſcheelen Augen, und lispelte hinter ſeinem Rücken. Ich ließ mich aber dadurch nicht ſtören, beſtellte ein vortreffliches Abendeſſen und guten, theuern Ungarwein, und begann der Schüſſel und der Flaſche weidlich zuzuſprechen. Da Alles ſtille blieb, fing ich ſelber an, und zwar ganz allein mit mir zu ſprechen, indem ich halblaut „eine vortreffliche Küche hier zu Lande!“ vor mich hinmurmelte. Ein dicker Oeſterreicher ſtürzte wie ein edler Falke über dieſe Worte her: Nicht wahr, eine vortreffliche Küche? — Eine ganz vortreffliche, eine wunderbare Küche, erwiderte ich mit Ernſt und Nachdruck. Der dicke Falke ließ ſich an meiner Seite nieder, die Anderen folgten ſeinem Beiſpiele, und ehe ich mich deſſen verſah, bildeten wir einen recht traulichen, behaglichen Cirkel. Ich als der Reiſende mußte erzählen, und da man erfuhr, daß ich aus Wien komme, mußten Wiener Neuigkeiten aufgetiſcht werden. Ich kann meine Leſer verſichern, daß ich ſehr beredt und liebenswürdig war. Jedem der Anweſenden ſervirte ich eine beſondere Schüſſel; der leichtſinnigen Jugend erzählte ich vom Sperl, von Strauß und Lanner; dem reifen Mannesalter erzählte ich die neueſten Wiener Liebesgeſchichten, Fallimente, Scandale und Wiener Witze; dem ehrwürdigen Alter, das ſich des Irdiſchen begiebt, brachte ich Nachrichten von Standeserhöhungen, Ordensvertheilungen und Avancements; kurz, ich war eine Wiener Zeitung für Jung und Alt, mit Hauptblatt, Feuilleton und Intelligenzblatt. Für alle zuſammen aber hatte ich vortreffliche Cigarren. Anfangs ſchien man ſie zwar verſchmähen und ihnen die gewohnte Pfeife vorziehen zu wollen, da ich aber beide Hände wie zwei ſpaniſche Wände an den Mund ſtellte und aller Welt vernehmlich das Geheimniß: „Geſchmuggelte Cigarren!“ hin-

Digitized by Google

hauchte, da erhoben ſich Alle mit einem überraſchten Ah! und ſtreckten lüſtern ihre Hände aus, um von der verbotenen Frucht zu koſten. Nun waren wir dicke Freunde, und ich glaubte auf dieſe neue Freundſchaft rechnen zu können, denn ein ſündhaftes Geheimniß hatte ſie ja beſiegelt. Wie ich deſſen ſicher zu ſein glaubte, mitten im lebhafteſten Geſpräche erhob ich mich, entſchuldigte mich mit großer Müdigkeit und ging. Hundert herzliche Wünſche für die Reiſe ſchollen mir nach. Aber ſchon an der Thüre kehrte ich noch einmal um: Meine Herren, morgen muß ich noch meinen Reiſepaß hier vidiren laſſen; wollen Sie mir nicht gefälligſt ſagen, an welche Behörde, welchen Beamten ich mich da zu wenden habe? Ich bin hier ganz unbekannt. — Das iſt prächtig! rief mir einer vom oberſten Ende des Tiſches zu, da habe ich doch das Vergnügen Sie noch einmal zu ſehen, denn das Viſiren der Päſſe iſt mein Geſchäft. Kommen Sie nur gefälligſt ins Kreisamt!

Ich ſah mir meinen Mann noch genau an, und mit Freude ſagte ich mir: Von dem hatteſt du nichts zu fürchten Caeſar, auch wenn du wüßteſt was fürchten iſt! denn der Beamte war jung, und hatte etwas Edles und Friſches in ſeinem ganzen Weſen. Am andern Morgen beſah ich mir noch mit größter Gemüthsruhe die weltberühmte Adelsberger Grotte, und kam erſt gegen zehn Uhr ins Kreisamt. — Aber mein Kreiscommiſſär war noch nicht da; doch kam er bald. — Haben Sie lange warten müſſen, ſagte er, ſo bitte ich Sie tauſend Mal um Verzeihung; häusliche Angelegenheiten ließen mich nicht früher fortkommen, owohl ich den ganzen Morgen an Sie dachte. Auch ſchlief ich heute zu lange, das iſt aber Ihre eigene Schuld; warum hielten Sie uns geſtern mit Ihrer Unterhaltung ſo lange wach? — Ich gab ihm meinen Paß, und bat ihn, das Geſchäft ſo ſchnell als möglich abzumachen, da mich meine Reiſegeſellſchaft ſchon mit Ungeduld erwarte. — Er nahm meinen ſchuldbeladenen Paß, beſah ihn und lächelte. — Mein Herz pochte; ſollte ich mir ſo viel Mühe um ein Leichentuch gegeben haben? fragte ich mich. — Aber ſchon ſchrieb er die theuern Worte darauf: Giltig nach Trieſt. — Sie reiſen eigentlich per nefas, ſagte er lächelnd, indem er das Papier einem Diener zu ſtempeln übergab. Aber man weiß einen Unterſchied zu machen, fügte er hinzu, und beläſtigt nicht harmloſe Reiſende der Spitzbuben we-

gen. — Ich drückte ihm dankbar die Hand und ging. — Wieder einmal mußte ich mir ſagen, wie viel beſſer es iſt, mit den Diis majorum gentium zu thun zu haben, als mit denen minorum. Im Herzen aber jubelte ich, denn mit Trieſt war mir die Pforte nach dem lang erſehnten Italien aufgethan, und an dieſem letzten Viſum war mir beſonders gelegen, da ohne es der Eingang in den Freihafen, den man wie Ausland betrachtet, nicht gewährt wird. —

Am Abend deſſelben Tages jubelte ich von der Obtſchinaer Höhe der blauen Herrlichkeit des Adriatiſchen Meeres entgegen, und mit mir jubelte eine ganze Schaar von Studenten aus allen Weltgegenden, die einige Minuten vor mir auf dieſem herrlichen Punkte angelangt waren. Die allgemeine Freude erleichterte unſere Bekanntſchaft und wir zogen als gute Wanderfreunde alle zuſammen in Trieſt ein und herbergten alle im ſelben Gaſthauſe. An der Barriere beſah man unſere Päſſe, gab ſie uns aber mit der Weiſung zurück, ſie zur weitern Reiſe auf der Polizeidirection vidiren zu laſſen.

Drei ſchöne Tage verſtrichen auf die angenehmſte Weiſe, endlich kam der Tag der Abreiſe heran. Die Päſſe mußten vidirt ſein, ſonſt nahm man uns auf dem Dampfſchiffe, das nach Venedig geht, nicht auf. Früher als alle Andern ſtund ich an dieſem Tage auf und ging wie ein Diener der heiligen Hermandad von Zimmer zu Zimmer und bat um ihre Päſſe und um die Gunſt ſie beſorgen zu dürfen. Es waren ihrer zwölf; zwölf ſolide, loyale, fleckenloſe, engelreine Päſſe, die kein forſchendes Polizeiauge der Welt zu ſcheuen brauchten. Mich beſchlich Wehmuth bei ihrem Anblick; auch der Räuber hat ſeine Stunden. Einſt konnte ich nicht ſchlafen ohne mein Nachtgebet hergeſagt zu haben, und jetzt reiſte ich ohne Paß, oder wenigſtens mit einem ſchlechten, ſo zu ſagen liberalen und ſubverſiven Paſſe. O, es iſt weit mit dir gekommen, Ottavio! — Ich nahm ihn und ſteckte ihn in die unterſten Reihen; ach, er war der Judas in dieſer heiligen Schaar von Zwölfen. — So kam ich auf die Polizei. Man wies mich an einen kleinen ſchwarzen Italiener. Wollen Sie gefälligſt dieſe Studenten-Päſſe nach Venedig vidiren? — Er nahm ſie, betrachtete das hübſche Häuflein und fragte: Lauter Studen-

Digitized by Google

ten? — Lauter Studenten, antwortete ich. — Das muß eine luſtige Geſellſchaft ſein, ſagte er weiter. — Sehr luſtig, antwortete ich ſeufzend. — Sind ſie alle gut? fragte er wieder. — Sie mögen ſelbſt ſehen! — Er beſah auch wirklich die erſten drei oder vier, und da er ſie gut fand, legte er alle auf den Rücken, um ihnen dahin das Zeugniß der Solidität aufzuſchreiben. Mir war es als hätte mir mit dem Rücken der Päſſe das Glück wieder ſein lächelndes Antlitz zugekehrt. Noch ſelben Abend trug uns der ſtolze Dampfer „Baron Stürmer" über die dunklen Wellen des Adriatiſchen Meeres nach Venedig. Gottlob! Ein Ziel meiner Reiſe war erreicht. Weiter wird der Himmel ſorgen — Wunderbar, auf dieſer Ueberfahrt hatten wir das ſchönſte Wetter und nicht die geringſten Anzeichen eines Sturmes ließen ſich blikken. Und doch war ich bereit, mich, ſobald er ausbreche, als ſchuldvoller Jonas in's Meer werfen zu laſſen. Aber, wie geſagt, das Meer blieb wunderbar ruhig.

Gleich nach unſerer Ankunft in Venedig trugen uns die Gondeln, ihrer Inſtruction folgend, vor das Polizeigebäude, wo man uns unſere Päſſe abnahm, dann erſt nach dem Hôtel de l'Europe. Nach vierzehn Tagen mährchenhaften Lebens nahm ich mir einſt meinen Führer bei Seite, und ſprach zu ihm folgende eindringliche Worte: Cicerone! Du bekommſt den Lohn eines ganzen Tages, wenn du mir auf die Polizei gehſt und mir meinen Paß wohl viſirt und giltig zur Weiterreiſe nach Mailand zurückbringſt. — O ich vermag Alles bei der Polizei, rief er begeiſtert und eilte auf Flügeln der Liebe von dannen. Aber nach einer Stunde kam er mit ſehr betrübtem Geſichte zurück. — Es muß ſehr ſchlecht mit Ihrem Paſſe ſtehen, ſagte er, denn meinem ganzen Einfluß, meiner ganzen Beredſamkeit iſt es nicht gelungen, dem Polizeicommiſſär ein Viſum abzupreſſen. Ja, er läßt Ihnen ſogar ſagen, Sie müßten ſelbſt hinkommen, um ſich zu verantworten.

Ich legte meine Arme auf der Bruſt zuſammen, beugte den Kopf nach rückwärts und ſprach alſo: Unglücklicher Abkömmling des großen Römers, du vermagſt es nicht, die catilinariſchen Gedanken eines Paßbeamten durch ein kühnes Quousque tandem in die Flucht zu ſchlagen? Du vermagſt es nicht, einen ſolchen Verres von Polizeicommiſſär niederzudonnern? Bedenke das, was du

thuſt, du pro doma tua thuſt, denn weit verbreiten werde ich die Schmach venetianiſcher Ciceronen in Deutſchland, ſo du mir nicht das Viſum für meinen Paß verſchaffſt. Unſeliger! Was nützen mir deine Titiane und Veroneſen, wenn mir Paßloſen die ganze Welt fahl und farblos erſcheinen muß? Was nützen mir die Erinnerungen an Byron, wenn ich, wie ſein Kain, unſtät und flüchtig in der Welt herumirren muß? Was nützen mir alle Arſenale, wenn ich mit ihnen nicht ein Paßviſum erobern kann? Wie ſoll mich die große Vergangenheit, die du mir in Kirchen und Paläſten aufgethan, erheben, wenn die kleine Gegenwart mich ſo niederdrückt? Wie ſoll ich mich über die Leere der Inquiſitionskerker und der Bleidächer freuen, wenn mir Paßloſen die ganze Welt wie ein Kerker, der Himmel Italiens wie ein Bleidach erſcheinen muß? Geh hin und weine, du biſt nicht zum Cicerone geboren, da du aus dieſem Irrgewinde keinen Weg findeſt. Geh' in ein Kloſter, Ophelia! Geh' in ein Kloſter!

Gaetano ſtand ſchweigend, gedemüthigt und in tiefes Nachdenken verſunken vor mir, und ich harrte geduldig der Dinge, die da kommen ſollten. Mit einem Male fuhr ein ſonderbares Lächeln über ſein Geſicht, ſeine Augen glänzten triumphirend, und trovato! trovato! rufend, lief er jubelnd davon. Was mochte er ausgeheckt haben? Ich wußte es nicht, doch verließ ich mich auf ſeinen ſchlauen, italieniſchen Kopf. Und wirklich trat er am andern Morgen ſchon ſehr frühe, lächelnd vor mein Bett und überreichte mir meinen Paſſaporto ſo ſchön viſirt, als ich es in meinen kühnſten Träumen nicht zu hoffen wagte. Auf meine Fragen wollte er lange nicht mit der Sprache heraus. Endlich nach vielem Drängen ſagte er wie in Schiller: Die Politik verſteckt ſich gerne hinter die Falten eines Weiberrockes. Das ſagte er zwar nicht, denn ich zweifle, daß er je ein Trauerſpiel von Schiller geleſen, aber das war wenigſtens der Sinn ſeiner Worte: Conosco la sua . . . die ich mir zu deuten wußte. So entkam ich glücklicher als Foscari der venetianiſchen Inquiſition.

Ich weiß nicht, iſt es noch ein Nachhall der alten lombardiſchen Städtefreiheit, oder ein anderer Grund, der mich durch alle Städte von Venedig bis Mailand, durch Padua, Vicenza, Verona, Brescia und Bergamo frei und ohne alle Paßfährlichkeiten

Digitized by Google

paſſiren machte. Ich brauchte an den Thoren dieſer Städte nur das wohlgetroffene geprägte Bruſtbild ſeiner apoſtoliſchen Majeſtät ſehen zu laſſen, und es reichte hin, mich als ihren guten Unterthan zu legitimiren. Nur ein polizeilicher Thorwächter, ich glaube es war in Verona, machte mich ſtutzen, als er die Hand, in die ich ihm einen Haufen Kupfermünze drückte, bewegungslos offen behielt, mich ſtarr anſah und keine Miene machte, das Gegebene einzuſtecken. Erſchrocken fragte ich ihn, ob es zu wenig ſei, aber wehmüthig auf ſeine kupferbelaſtete Hand niederblickend, ſprach er lispelnd: Kupfermünze gilt hier zu Lande nicht. Ich verſtand ihn vollkommen und wechſelte ihm das Kupfer in Silber aus. Da ich ſah, mit welcher Rührung und Gutmüthigkeit er es einſteckte, wurde ich zutraulich und bat noch um eine Erklärung. Ich fragte ihn nämlich, ob es, wie ich ſchließen muß, hier zu Lande erlaubt ſei, klingende Münze anſtatt eines Paſſes zu nehmen? Es iſt freilich nicht erlaubt, ſagte er, aber es wäre ja gegen alle Menſchlichkeit, gegen alles Gefühl, das Andenken eines Reiſenden, den man im Leben vielleicht nie wieder ſieht, zurückzuweiſen. Mit dieſer ſentimentalen Auslegung war ich vollkommen zufrieden.

O Mailand! Stadt der Kaſematten, wie wird es mir in deinen Mauern ergehen? Gut, ganz gut! Die Polizei hatte die beſondere Güte, mich erſt, nachdem ich alle Merkwürdigkeiten der Stadt geſehen, zu citiren Ich erſchien ganz wohlgemuth vor ihrem erhabenen Antlitz, denn das Aergſte was mir geſchehen konnte, war, daß man mich in meine Heimat zurückſchickte, und dahin wollte ich ja ohnehin, und auf dem Wege liegt der Comer See, das zweite Ziel meiner Reiſe, den ich alſo bei dieſer Gelegenheit ſehen konnte. Mit den nicht eben zärtlichſten Vorwürfen wurde ich empfangen. Ich nahm ſie ſchweigend an, denn, dachte ich, ſie hat ein Recht dazu, die heilige Polizei; iſt ſie auch nicht unſere Mutter, iſt ſie doch unſere Amme, der wir von unſerer Mutter Vaterland gänzlich zur Erziehung überlaſſen ſind. Ich machte ein ſehr reuiges Geſicht, beklagte meine Fehler, erkannte meinen unverzeihlichen Leichtſinn und bat, daß man mir den Paß ja nach Hauſe vidiren möge. O ich Heuchler, ich Tartuffe, ich Jeſuit! Ich möchte in ein Kloſter gehen, wenn ich heute daran denke. Auf dem Rücken meines Paſſes, ſchon tief unten ſtand mit großen

Buchſtaben zu leſen: über Sondrio und die neue Straße zurück. Die neue Straße war durch einen Strich beſonders hervorgehoben, daß es mir bei Leibe ja nicht einfalle, über die alte Straße nach Hauſe zurückzukehren, denn dieſe geht durch einen kleinen Theil der Schweiz und die Luft daſelbſt ſoll für gute Oeſterreicher ungeſunder ſein, auch könnte man ſich linksab und in die Freiheit verlieren ohne Wiederkehr. Es iſt das hier ſicherlich eine der wenigen Ausnahmen, wo Oeſterreich für ſeine Unterthanen die neue Straße der alten vorzieht.

Ich hielt mich gerne an die väterliche Inſtruction, beſah mir den Comer See mit Muße und wanderte dann zu Fuße über Sondrio und durch das ſchöne Valtelin-Thal auf der neuen Straße. So kam ich an einem ſehr ſchönen Morgen nach dem Städtchen Terano, wo ich vor der Thüre eines Gaſthauſes ein treffliches Frühſtück einnahm. Vor mir lagen herrliche, himmelhohe Berge, und an ihnen, wie Schwalbenneſter an Rieſenpaläſten, hingen kleine, kleine Hütten, und die Menſchen, die oben vor ihren Wohnungen ſich bewegten, waren kaum mit freien Augen zu ſehen. Mein Wirth, der neben mir ſtand, ſah, mit welchem Entzücken mein Auge an dieſem herrlichen Schauſpiele haftete, und mit Stolz zu mir gewendet, und die Hand nach jenen Bergen mit ihren Hütten ausgeſtreckt, ſagte er: Das iſt die Schweiz! — So nahe der Schweiz, und ich ſollte das claſſiſche Land der Freiheit und der Gemſen, die Heimat Wilhelm Tells und ſeines Sohnes, meines Jugendfreundes nicht ſehen? ich ſollte Altdorf, Rüttli, Bürgeln, Küßnacht und alle die claſſiſchen Stellen nicht ſehen, von denen ich als zehnjähriger Knabe ſchon geträumt und declamirt habe? — Das wäre gegen die Natur! ich mußte hinüber. Mein Wirth, ein geborner Schweizer, fühlte ſich durch meine Begeiſterung und Sehnſucht nach ſeinem Vaterlande geſchmeichelt und führte mich ſogleich zu dem Beamten, der die Päſſe über die Grenze zu viſiren hatte und in ſeinem Hauſe wohnte, um mich bei ihm zu protegiren. Der Beamte aber lächelte: Sehen Sie lieber, daß Sie mit dieſem Quaſi-Paß ſo ſchnell als möglich nach Hauſe kommen, und laſſen Sie ſich nicht erſt auf Umwege ein. In die Schweiz könnte ich Sie nun einmal damit nicht laſſen, und wenn Sie ein Prinz aus dem kaiſerlichen Hauſe ſelber wären. Aergerlich warf ich mein

Digitized by Google

Felleisen auf den Rücken, zahlte meine Zeche und ging mit großen Schriten, auf ein Wunder hoffend, geraden Weges auf die Grenze los, die kaum hundert Schritte mehr von mir entfernt war. Aber das Wunder blieb aus. denn als ich über die Brücke des Grenzbächleins schreiten wollte, schrie eine Donnerstimme „Paß"! entgegen. — Ich gab ihn hin, eben so schnell hatte ich ihn wieder in der Hand, und auf das starre Commando „Zurück!" wandte ich lakonisch den Rücken, und nach drei Minuten stand ich mit klägli-chem Gesichte wieder vor meinem Wirthe in Terano. Der aber nahm mich bei der Hand, führte mich um eine Ecke, und zeigte mir einen Mann, der mit Holzhauen beschäftigt war. Mit Dem verständigen Sie sich, sagte er. Das war bald geschehen. Der Mann warf seine Hacke weg, nahm einen ungeheuren unten mit Eisen beschlagenen Stock und ging mit Riesenschritten vor mir her. Er führte mich hinter den Häusern hin, dann über eine kleine Wiese, dann in ein Gebüsch und immer höher und höher bergauf. Da blieb er plötzlich stehn, horchte auf und gab mir ein Zeichen, mich tief ins Gebüsch zu bücken, so zu sagen zu verstecken; er selbst stellte sich vor mich hin, zog ein Messer aus der Tasche und begann mit gleichgiltigem Gesichte Ruthen abzuschneiden. In diesem Augenblicke gingen zwei flintenbewaffnete Uniformen ganz nahe an uns vorüber. Kaum waren sie fort, so ging unsere Wanderschaft weiter. Wie wir aus dem Gebüsche heraus waren und auf einer kahlen Höhe standen, hielt mein Führer ein, zog seine Mütze und sagte: Jetzt sind Sie in der Schweiz; diesen Berg müssen Sie erklettern, dann jenseits mit der größten Vorsicht ins Thal niedersteigen, so kommen Sie auf die Straße, die weiter hinein nach Graubündten führt. Er ging, und ich hielt mich genau an seine Worte. Fast zwei Stunden lang kletterte ich den fürchterlich steilen und schlüpfrigen Berg hinauf, und herunter, und schweißtriefend und zu Tode matt kam ich in dem heiß ersehnten Thale an. Und jetzt stand ich erst an dreißig Schritte bloß von dem östreichischen Gränzgebäude entfernt, und brauchte zu einem Wege, den ich in vier Minuten hätte zurücklegen können, mehr als zwei Stunden. O Polizei, zu welchen Umwegen zwingst du ehrliche Seelen! — Der Gränzwächter, der mich mit seinem „Zurück" zurückgedonnert hatte, sah mich auf Schweizerboden und drohte mir von jenseits

der Gränze mit geballter Faust. Das gab mir meine Heiterkeit wieder, und freudigen Herzens jubelte ich ins Land Graubündten hinein.

Vier glückliche, rastlose Wochen brachte ich in der Schweiz zu. Durch die Thore von vierzig Städten bin ich gezogen, mit vielen Postwagen und Dampfschiffen bin ich gefahren, und nirgends, nirgends brauchte ich einen Paß. Mir war so wohl, als wäre ich in einen seligen Naturzustand zurückgekehrt und als gäbe es auf Erden kein Laster, keine Schmerzen, keine Polizei und keine Pässe. Erst in Konstanz mußte ich wieder an all das erinnert werden, und daß ich mich auf deutschem Boden befände. Doch war es Baden, wo ich mich befand, und die Polizei ließ mich freundlich gehen, als ich ihr auf die Frage nach meinem Paß mit tiefer Baßstimme: „Student" antwortete. Ich rathe Jedem, der aus der Schweiz nach Deutschland zurückkehrt, ja über Badisches Gebiet zu reisen, der Uebergang ist dann nicht so auffallend, und er muß sich das süße Gefühl der Paßlosigkeit nicht mit einem Male und gewaltsam, sondern wohlthätig nach und nach abgewöhnen. Wäre ich aus der Schweiz direct nach Baiern oder Oesterreich gekommen, ich wäre allen Zufällen ausgesetzt gewesen, die einen hinrichten können, wenn man aus einem warmen Bade plötzlich unter eine kalte Dusche kommt. Doch habe ich mich im Grunde über Baiern nicht zu beklagen, da half mir gewissermaßen der kunst- und literatursinnige König selbst. Und das geschah also. Schon in Kostnitz oder Constanz weckte mich der Kanonendonner der Dampfschiffe, Baierns Königs Geburtstag feiernd mit Liebe. Als wir in Lindau ankamen, war festlich geschmückt die Stadt, jubelnd. Als ich auf die Polizei kam, standen in den Vorsälen sehr viele Beamte sich auf des Festes gemeinsam einzunehmendes Essen freuend, nur noch den Paß unterschreibenden Beamten erwartend. Ich diesen Umstand beobachtend, trete ein, ihn benützend. Der Paßbeamte glühte roth und röther, und man sah ihm an, er habe schon heute Manches für das Wohl seines Königs geleistet, denn seine Augen schwammen in seliger Verklärung. Eine große Zahl von Reisenden umstand ihn, deren Pässe er mit edler Ungeduld, obwohl mit zitternder Hand so schnell als möglich unterschrieb. Seine Brüder erwarteten ihn ja zu einer patriotischen That. Ich aber hielt

Digitized by Google

mich ſtille im Hintergrunde des Zimmers und ſah zu wie der Strom der Reiſenden ſich nach und nach verlief; auch er machte ein glückliches Geſicht, da er den letzten Paß in die Hand nahm und ihn ſchon halb ſtehend ausfertigte. Aber wie erſchrak er, da er eben mit patriotiſcher Eile davon gehen wollte und ich mit meinem Paſſe wie ein Löwe auf ihn losſtürzte. Mit betrübtem Geſichte kehrt er noch einmal zum Pulte zurück und ſieht nur den Rücken des Paſſes, wie ich ihn hingelegt hatte, und da die Collegen draußen zu murren beginnen, ſchreibt er mit der Schnelligkeit eines Stenographen das Viſum hin und würdigt den Paß keines Blickes. Gottlob, ich war durch die Geburt des Königs Ludwig von Baiern gerettet und konnte morgen in München einziehen, geſichert durch den königlich-baieriſchen Stempel.

Wie in Lindau der König und patriotiſcher Eifer, ſo halfen mir in München ein Prälat und religiöſe Pietät. Ich lernte nämlich an der Table d'hôte im Baieriſchen Hofe einen berühmten Biſchof und ſeinen Begleiter, einen jungen Geiſtlichen kennen. Manche Anknüpfungspunkte waren vorhanden, die unſere Bekanntſchaft erleichterten. So kam es, daß ich mit dem jungen Geiſtlichen auf die Polizei ging, als er ſeinen und des Biſchofs Päſſe viſiren laſſen wollte. Ich nahm ihm beide ab, dachte mir: „die Kirche hat einen guten Magen" und legte meinen laſterhaften dazu; tres faciunt collegium. So trat ich vor den Beamten hin: die Päſſe ſeiner Eminenz! Er nahm die Papiere mit Ehrfurcht in die Hand, als berührte er das Allerheiligſte; als guter Katholik prüfte und forſchte er nicht weiter, glaubte nur und unterſchrieb und ſanctionirte, wie geſagt als guter Katholik, auch das Untergeſchobene. Das erhabene Gefühl, daß mein Paß Ehrfurcht einflöße, lernte ich hier faſt am Ende meiner Reiſe zum erſten Male kennen und ich kam mir ſelbſt wie ein Heiliger vor.

Aber die Heiligkeit meines Paſſes mußte ſich ſchnell verduftet haben. Denn als ich ihn bei Eger an der böhmiſchen Grenze in das Grenzpaßbureau ſchickte, während ich ſelbſt im Wagen ſitzen blieb nnd mich nach ſo manchen Kämpfen der wohlbehaltenen Rückkehr ins Vaterland freute, da, wie ein Menſch, der Niegeſehenes geſehen, der ſchauderhaft Unglaubliches gehört, ſtürzte der Poſtbeamte an den Wagen heran und rief entſetzt: Wie haben Sie ſich

unterſtehen können, mit einem ſolchen Paſſe eine ſo weite Reiſe, eine Reiſe ins Ausland zu machen?! — Inſofern ich keinen andern hatte, iſt das leicht erklärlich, antwortete ich. — Und wenn ich recht ſchließe, ſo waren Sie ſogar in der Schweiz! — Herr Commiſſär, ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie ganz logiſch und ſehr geographiſch ſchließen. — Aber wie iſt das möglich, daß ſelbſt k. k. Behörden einen ſolchen Paß viſirten, rief er ganz verſenkt in Verwunderung und den Paß anſtarrend. — Glauben Sie nicht an Wunder, Herr Commiſſär? — Nun aber hatte der Dialog ein Ende denn er nahm allein das Wort und ließ einen Strom von Vorwürfen, Verweiſen und Grobheiten auf mich niederregnen, bis ich ihn endlich unterbrach: Wozu der Lärm? Sie und das Vaterland haben mich wieder, und Sie können ſich beide beruhigen. — Laſſen Sie ſich eine ſolche Reiſe nicht zum zweiten Male einfallen, antwortete er mir, es könnte ein zweites Mal traurigere Folgen für Sie haben: Geld- oder andere Strafen. — Indeſſen war ich, wie geſagt, dem Vaterlande wiedergegeben, und man ließ mich ziehen.

Hier endet die Geſchichte und mein Epos, in welchem ich einen Beitrag zur praktiſchen Polizei liefern wollte, zugleich den Beweis, wie unumſtöslich nothwendig es ſei, tauſend ehrliche Menſchen eines einzigen Spitzbuben wegen, tauſend loyale eines einzigen Verſchwörers wegen zu beläſtigen. Ich aber kann meine Leſer und die Polizei verſichern, doch nein, dieſe nicht, denn die weiß es gewiß beſſer als ich, alſo, ich kann meine Leſer verſichern, daß ich weder auf jener ganzen Reiſe einen einzigen ſilbernen Löffel eingeſteckt, noch ſeitdem geſtohlen, gemordet, betrogen, Feuer angelegt oder Conſpirationen gemacht habe. Im Gegentheile kann ich mich rühmen, ein ebenſo ehrlicher, vortrefflicher Menſch, als ruhiger Bürger und Unterthan zu ſein. Aber du haſt belogen und betrogen, höre ich mir von einem moraliſchen Leſer erwiedern. Darauf entgegen rede ich: Das hat mein großer Ahnherr Odyſſeus auf ſeiner Ferienreiſe auch gethan, und war damals längſt kein Student mehr, und endlich, warum hat es eine löbliche Polizei dahin gebracht, daß man ſich ordentlich ein Vergnügen daraus macht, ihr eine kleine Naſe zu drehen?

G—g—

Die böhmiſchen Stände.

Die unter der Aufſchrift: „Ständiſches aus Böhmen" im 3. Hefte der Grenzboten erſchienene Mittheilung aus Prag giebt den Ständen Böhmens die troſtreiche Verſicherung: „daß wir im Volke längſt im Klaren ſind über die Tendenzen des Junkerthums, und ganz gut wiſſen, hoher und niederer Adel wünſche beliebig mit zu regieren, und wo möglich die kargen Reſte der joſephiniſchen goldenen Zeit, die uns noch geblieben, auszutilgen aus Leben und Geſchichte." Weiter unten finden wir die Behauptung: „daß in ſo bewegungsluſtiger Zeit wie die gegenwärtige, die oppoſitionellen Beſtrebungen der Herren Stände in der intelligenten Mittelklaſſe ſo durchaus keine Sympathien finden, daß man es vorzieht, autonomiſch von Wien regiert zu werden, daß man ſeine Freude daran hat, wenn den hohen Herrn Verhebung und Rüge von hoher Hofkanzlei zugewendet wird, reicht vollkommen aus, die ſtändiſchen Tendenzen zu charakteriſiren."

Ich glaube nicht, daß ſich die Stände über ihre Popularität Illuſionen machen; ſie wiſſen wohl eben ſo gut als ich, und wie mancher andere unparteiiſche Beobachter, daß die Bureaukratie, die den Ständen nicht hold ſein kann, den Mittelklaſſen den größten Theil ihrer Intelligenzen verſchlingt, daß ſchon der Studienplan Oeſterreichs es ſich zur Hauptaufgabe geſetzt hat, den Jüngling vor allem Andern blindlings gehorchen zu lehren, um aus ihm einen gehorſamen Diener, nicht nur Sr. Majeſtät, ſondern auch der Behörden zu erziehen, die die Legislativ- mit der Executiv-Gewalt in ſich vereinigen. Wer aber ſeinen Kopf von allen ſchädlichen Einflüſſen mechaniſcher Actenfabrication, und ſein Gemüth von Neid

Digitized by Google

und Mißgunſt frei erhalten hat: dem muß jedes Zeichen verjüngender Regſamkeit in ſeinem Vaterlande willkommen ſein; er wird nicht ohne weitere Unterſuchung Beſtrebungen zum Beſſern ſchon deshalb verdammen, weil ſie von einer Körperſchaft ausgehen, der er nicht angehört, und die ihre Reihen bis jetzt allerdings noch eng geſchloſſen hält, doch auch noch keineswegs zu dem Vorwurfe retrograder Tendenzen gerechten Anlaß gegeben hat.

Die Stimme, die vor Kurzem in der Augsburger Allgemeinen Zeitung die Beſorgniß ausſprach, daß die Bemühungen der Stände, Böhmen und ſeine Induſtrie durch die Errichtung einer Hypothekenbank, verbunden mit einem Filiale der Nationalbank und einer Börſe von dem Monopole der Wiener Geld-Ariſtokratie zu emancipiren, an dem allvermögenden Einfluſſe dieſer Macht ſcheitern werden, gehört gewiß dem intelligenten Mittelſtande an, und zeigt, daß dieſer Einſicht und Billigkeit genug beſitzt, um nicht mit Schadenfreude jede Niederlage der Stände zu beklatſchen, unbekümmert darum, ob dem Lande hierdurch Schaden erwächſt oder nicht.

Daß wir im Volke über die Tendenzen der Stände längſt im Klaren ſind, möchte ich ſehr bezweifeln; über Principienfragen von Belang wurde meines Wiſſens noch nicht verhandelt, und wenn heute eine ſolche zur Verhandlung käme, bin ich überzeugt, daß kein Mitglied der Verſammlung uns das Reſultat der Abſtimmung vorausſagen könnte. Daß die Stände im verfloſſenen Jahre die Aufnahme des Rector magnificus der Prager Univerſität in ihre Mitte einſtimmig beſchloſſen haben, kann man ihnen ebenſowenig als Verdienſt anrechnen, als es ungerecht wäre, ihre Weigerung dem Prager Magiſtrate mehr als eine Stimme am Poſtulaten-Landtage zu geſtatten, als ein Zeichen ihrer Abneigung von Conceſſionen anzuſehen, da dieſe Conceſſion keineswegs der unabhängigen intelligenten Mittelklaſſe, ſondern lediglich dem Beamtenſtande zu Gute käme, und in dieſer Art vom Bürgerſtande nicht gewünſcht wird. Ich ſchmeichle mir hingegen mit der Hoffnung, daß dieſer Gegenſtand Regierung und Stände darauf aufmerkſam machen wird, daß es uns vor allem Andern um eine Reform des Gemeindeweſens, um Emancipation der Gemeinden von der allen Gemeinſinn erſtickenden Bevormundung noth thut, und daß uns die Stände durch eine kräftige Verwendung in dieſer Angelegenheit beweiſen

Digitized by Go

werden, daß ihnen nicht blos die Aufrechthaltung und Wiederbelebung eingeſchlafener Privilegien, ſondern des Landes Wohl und Beſtes am Herzen liegt. Niemanden iſt es unbekannt, daß der böhmiſche Adel, lange noch bevor die Stände zum Bewußtſein ihrer Exiſtenz wieder erwachten, ſich allen gemeinnützigen Unternehmungen und Anſtalten, deren Menge und Wirkſamkeit der Stolz Böhmens ſind, an die Spitze geſtellt hat, daß die meiſten ihm ihr Daſein danken; warum ſollten wir befürchten, daß dieſelben Männer, die dem Fortſchritte ihres Vaterlandes in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie in der Induſtrie täglich bedeutende Opfer bringen, ihre politiſche Stellung zur Zurückrufung mittelalterlichen Unfugs, zur Unterdrückung des Volkes mißbrauchen werden?

Hingegen iſt es nicht zu läugnen, daß der Formenſtreit, in den ſich die Stände mit der Regierung eingelaſſen haben, nicht dazu geeignet iſt, ihnen Sympathien zu erwecken; wir wollen es dahin geſtellt ſein laſſen, ob ſie klug handelten, vom hiſtoriſchen Standpuncte aus ihre Rechte formell vindiciren zu wollen, doch wollen wir es auch nicht übergehen, daß die Stände auch ſchon manches allgemein fühlbare Bedürfniß des Landes allerhöchſten Orts in neueſter Zeit vertreten haben. Nebſt dem ſchon erwähnten Projecte zur Errichtung einer Hypothekenbank, hören wir auch von einem Vorſchlage zu einer neuen Waldordnung, von einem ſolchen zur Vereinfachung und Verbeſſerung des Grundbuchsweſens; wir hören, daß die Stände um eine Reform der mangelhaften Criminalgerichtspflege, dann um eine Einſchränkung der den Wohlſtand und die Moralität der untern Volksklaſſen untergrabenden Lotterie gebeten haben, wir hören auch, daß ſie ſich mit einem neuen Straßenbauſyſteme und einer Schulordnung beſchäftigen, endlich daß die Errichtung einer Ackerbauſchule von ihnen beſchloſſen worden iſt. Rechnen wir hiezu noch, was die Stände in letzter Zeit für die Verſchönerung Prags gethan, und zwar auf ihre Koſten, mit Verſchonung des Ruſtikales, dann endlich den im verfloſſenen Jahre beſchloſſenen Ankauf eines Hauſes für das Landes-Muſeum: ſo müßten wir wahrlich ungerecht ſein, wenn wir ſie ob ihres Strebens tadeln wollten.

Daß ſie durch ihre oppoſitionellen Beſtrebungen die kargen Ueberreſte der Joſephiniſchen Zeit vertilgen wollen, iſt eine gänzlich

aus der Luft gegriffene Behauptung, denn der Verfasser obigen Artikels wäre in Verlegenheit, uns eine einzige den Fortschritt beurkundende Maßregel der Regierung zu nennen, der sich die Stände widersetzt hätten. Ebenso unrichtig argumentirt der Verfasser bei seiner Mittheilung über die Deputation; sie hätte wohl auch unterbleiben können, doch nicht aus dem Grunde, weil die Eisenbahn auf Staatskosten gebaut wurde; jedes Kind weiß es, wer die Schulden des Staates zahlt; hingegen ist es falsch, daß die Kosten der Deputation 12000 fl. betrugen und vom Lande bestritten wurden, denn die Kosten für Deputationen werden der Landesverfassung gemäß auf den Decimalsteuergulden allein vertheilt, hienach von den Ständen getragen. Ohne daß man sich gegen die Landesverfassung sowie die Ehre des Königs selbst vergreife, kann doch Letzterem der Rath nicht ertheilt werden, die beschworene Verfassung zu schmälern, und die am Wiener Congresse Europa gegenüber eingegangene Verpflichtung zu brechen.

Unser größtes Uebel liegt darin, daß die Gesetze in derselben finstern Schreibstube geschmiedet werden, aus der die Entscheidungen hervorgehen, daß an ihnen geschnörkelt und gemodelt wird; deshalb vermissen wir bei den Behörden wie im Volke jene Achtung vor dem Gesetze, die die sicherste Bürgschaft für das Wohlergehen, und für die Ehre der Nationen wie der Staaten ist. Doch dieses Thema würde mich zu weit führen, und ich beabsichtigte lediglich die Ansicht zu begründen, daß es ungerecht ist, jetzt über die neu erwachte Thätigkeit der Stände ein verdammendes Urtheil voreilig auszusprechen, während früher ihre Unthätigkeit gerechter Weise getadelt wurde.

Prag, 12. Febr. 1846. —x

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris

Frauen- und Literatenmode. — Deutsche Namen. — Die deutschen Maler in Paris. — Cham, der Sohn Noa's.

Die deutsche Literatur wird in Frankreich Mode. Mißverstehen Sie mich nicht; nicht etwa, daß deutsche Bücher, deutsche Dichtungen, deutsche Sprache an Verbreitung gewinnen, behüte! Sie wird Mode wie der Paradiesvogel, den elegante Damen in die Haare stecken, wie der ostindische Shawl, den sie sich umhängen. Fragen Sie eine dieser pariser Schönen um die Naturgeschichte dieses Vogels, mit dem sie den schwarzlockigen Kopf schmückt, um die Beschreibung dieses Landes, dessen kostbares Gespinnst sie um ihre schlanken Glieder drappirt, und sie wird Ihnen über diese sonderbare Zumuthung von Kenntnissen einen jener ironischen Blicke zuwerfen, die in's Französische übersetzt heißen: O du dummer Ausländer, wie wenig kennst du Pariser Sitten, wenn du eine Dame von Welt um solche pedantische Dinge befragst. So ist es auch mit der Kenntniß deutscher Literatur. Kein französischer Schriftsteller, der nicht mit den Namen Göthe, Herder, Hegel coquettirt. Zwar mit weniger Geschick, als die Damen mit Paradiesvogel und Cachemirshawl. Denn in der Regel werden diese Namen ganz am unrechten Orte citirt. Der literarische Paradiesvogel wird oft an den Bauch, statt auf den Kopf befestigt; der Shawl wird um die Füße, statt um den Nacken gehängt. Aber was thut das? Die Anderen merken es ja nicht und der fremdartige Name thut doch seine Dienste, er imponirt, er verblüfft. Werden Sie es glauben, daß unlängst der Bischof von Chartres gegen Hegel donnerte, oder eigentlich gegen Cousin, der in seiner philosopischen Eklektik auch Hegel'sche Ideen aufgenommen. Nun ist es bekannt, wie viel, d. h. wie wenig unser Herr Vetter Cousin von dem Berliner Philosophen versteht, und es ist leicht daraus zu schließen, wie viel mehr erst Se. Gnaden der Herr Bischof weiß. Aber was schadet das? Hegel ist nun einmal ein Schlagwort geworden, hinter dem

Jahr 65 mit Jahren verlebt, und in Italien man kennt den Ursprung nicht zu Gelde, in Rom weniger, weil aufgeworfene Mauer zu Felde und nicht weiter, mit nun für einen Gedanken, und Gesetz gebrauchen hatte. Drive Die Gegen Tag, Dienst, Dage, Ende, Gesetz, Gedanken, Jahr, Italien, Rom, Felde, Mauer, Jahren, Gegen, Jahr, Jahren, Jahren, Jahren

Ad vocem Cham (der wohl auch in Deutschland durch seine Zeichnungen im Charivari bekannt ist) habe ich unlängst eine piquante Thatsache gehört. Dieser witzige Carricaturenzeichner ist ein natürlicher Sohn des Grafen Nöes, der ihm auch eine glänzende Erziehung geben ließ und eine ausreichende jährliche Rente festsetzte, ausreichend für jedes andere bescheidene Menschenkind, aber nicht für einen so lustigen Bonvivant, wie unser Cham. Dreimal mußte der Vater eine ganze Liste von Schuldnern bezahlen. Aber beim dritten Male machte er, wie der alte Rauschebart in der Uhland'schen Ballade, einen Strich zwischen sich und seinem Sohne. Da kam dem Letzteren die Idee, sich mit seinem Zeichenblei eine selbstständige Rente zu bilden, und in der That übertrifft diese jetzt fünfzehnfach den ihm einst von seinem Vater ausgesetzten Gehalt. Um aber dem Vater Nöes einen Schelmstreich zu spielen und ihn ewig an seinen Sohn zu erinnern, nahm dieser den Pseudonym Cham an. Unter Noa's Söhnen war Cham allerdings der größte Taugenichts.

II.

Aus Lemberg.

Die polnischen Unruhen. — Die Eisenbahn. — Nothstand. — Dr. Michalowicz. — Vorlesungen über organische Chemie. — Wohlthaten des Grafen Skarbek.

Die traurigen Enthüllungen der entdeckten Polenverschwörung haben in diesem Augenblick die Blicke von ganz Europa auf unser unglückliches Land gerichtet, welches das schmerzliche Schauspiel einer in krankhaften Zuckungen befindlichen Nationalität darbietet, deren Tod einmal ausgesprochen ist, die aber, trotz der scharfen Messer, die in ihrem Fleische wühlen, und des ängstlichen Wehgeschreis der gemarterten Volkspsyche nicht sterben will und kann. Kaum ist der lebendige Leib gleich einem kalten Cadaver wieder auf den anatomischen Tisch gelegt, damit einige Hauptschnitte der politischen Chirurgie an ihm vorgenommen werden, so schlägt der vermeintliche Leichnam mit Armen und Beinen so wild umher, daß die drei Staatsärzte verdutzt dabei stehen und alles aufbieten müssen, um dem lebendig gewordenen Leichnam begreiflich zu machen, daß er kein Recht habe, lebendig zu sein und daß es für ihn am besten sei, seine Lebensansprüche ein für alle Mal aufzugeben. Was die jüngsten Vorfälle für Folgen haben werden? Wer weiß es? Wahrscheinlich die Gewalthaber selbst nicht. Die große weitsichtige Staatskunst ist jetzt ganz abhanden gekommen, und man läßt die Sachen eben gehen wie sie kommen. Mit Ausnahme Rußlands hat sicher keine Regierung einen festen Plan in Bezug auf Polen; den meisten Staaten muß allerdings der geheime Wunsch aufsteigen, Polen wieder in der Reihe der selbständigen Reiche zu sehen, denn die Existenz eines freien Polens

schwächt Rußland und stärkt den Occident gegen den moskowitischen Riesen. Doch kein einziger darf es wagen, den Weg zu beschreiten, der zu einer Erfüllung dieses Wunsches führen könnte. Für Oesterreich und Preußen selber giebt es kein festes System, hinsichtlich ihres polnischen Antheils; sie suchen ihre Erbschaft, so lange es die Umstände erheischen, gut zu verwalten: wie wäre an einen ewigen Besitz zu denken, wo nur die zwei Fälle möglich sind, daß die russische Politik bei den nächsten europäischen Conflicten den Sieg davon trägt oder unterliegt. Im ersteren Falle ist die Vereinigung der slavischen Bestandtheile der beiden deutschen Großmächte mit dem russischen Ländercomplex das natürlichste Resultat, und im letztern würde gewiß eine polnische Insurrection als die kräftigste Vorhut gegen das feindliche Moskowiterthum gedient haben, und in der Wiederherstellung des polnischen Reiches würde eben sowohl ein Act der Gerechtigkeit geübt als einer Pflicht der politischen Weisheit erfüllt sein. Vor der Hand dürfte lediglich wieder Rußland den größten Gewinn aus den Ausbrüchen des sarmatischen Patriotismus schöpfen, indem sie ihm einen guten Vorwand zu einer weitern Entfaltung seines Vernichtungssystems gegen Polen bieten und zugleich die beiden Nachbarstaaten zu einer strengeren Behandlung ihrer polnischen Unterthanen zwingen, wodurch der Contrast zwischen der Lage des deutschen und des russischen Polen bedeutend an Schärfe verliert. Schon spricht man von einer völligen Einverleibung Polens mit Rußland, und selbst, daß in Preußen daran gedacht würde, das Großherzogthum Posen auf die Provinzen Brandenburg, Westpreußen und Schlesien zu vertheilen. Hinsichts Rußland ist dieses Vorhaben wahrscheinlich; aber in Bezug auf Preußen wäre dasselbe Verfahren zu verfehlt, um glaublich zu sein. Nicht als ob es der preußischen Regierung nicht erwünscht sein müßte, eine Million Slaven germanisirt zu sehen, und aus unruhsüchtigen Polen ruhige deutsche Bürger zu machen; allein der Geist der preußischen Politik ist doch ein anderer, als der, welcher in St. Petersburg gebietet. Mit der bloßen administrativen Auflösung und geographischen Zerstücklung ist gar wenig gethan und das Meiste wäre dann erst noch in Bezug auf die Ausrottung der polnischen Volksthümlichkeit zu vollbringen, ohne welche alles Uebrige ohne tiefere Wirkung bliebe. Zu den barbarischen Mitteln der asiatischen Verfolgungswuth, welche Rußland gegen das katholische Polen ins Werk setzt, wird aber Preußen niemals greifen mögen, und auf minder grausame Weise würde es nicht das Ziel erreichen, das Rußland in Polen erstrebt und schon zum Theil erreicht hat.

So viel man hier von den Verhaftungen mit Bestimmtheit vernimmt, so sind dieselben sehr zahlreich und erstrecken sich auf alle Theile Galiziens und sowohl auf Militär- als Civilpersonen. Vom Militär sind es vorzüglich mißvergnügte Unterofficiere, die keine Aus-

Digitized by Google

ſicht zur Vorrückung haben, und junge Cadetten, denen die Vorſpieglungen der Emiſſäre und die Hoffnung bald eine wichtigere Rolle zu ſpielen, den Kopf erhitzt haben; Officiere ſind ſehr wenige compromittirt, weniger als bei dem Complott von 1840, ſei es nun, daß dieſelben diesmal vorſichtiger waren, oder daß erſt im Laufe der Unterſuchung eine Theilnahme derſelben in größerem Umfang ans Licht treten wird. Die Gefängniſſe füllen ſich auf eine Bedenken erregende Weiſe mit Verdächtigen und die zu Wadowicze zuſammengetretene Unterſuchungs-Commiſſion aus militairiſchen und Civilrichtern iſt bereits in voller Thätigkeit, um aus der Schaar der Angeklagten die Zahl der Schuldigen herauszufinden. Iſt es auch nicht begründet, daß die Unterſuchung in Gemeinſchaft mit preußiſchen und ruſſiſchen Abgeordneten gepflogen werden ſoll, ſo iſt es doch nicht minder außer Zweifel, daß gemeinſchaftliche Erörterungen über die zu Tage geförderten Reſultate Statt finden werden, ohne welche ein ſicheres Erfaſſen der verborgenen Fäden der geheimen Verſchwörungsgeſchichte kaum denkbar wäre. Man nennt die Herren Sedlaczek und Moſing als die zu dieſem Zweck beſtimmten Beamten, von denen der eine mit der ruſſiſchen Unterſuchungsbehörde und der andere mit der preußiſchen Commiſſion in Verbindung treten ſoll. Der Militärgouverneur von Galizien Erzherzog Ferdinand von Oeſterreich-Eſte ſoll ſich in einer ſehr entſchiedenen Weiſe gegen die nationalen Anſtrengungen der polniſchen Patrioten ausgeſprochen, und namentlich in Hinſicht der dem Soldatenſtande angehörigen Individuen die Nothwendigkeit einer unnachſichtlichen Anwendung des Geſetzes angedeutet haben, da, wie bekannt, bei dem letzten Complott des Regiments Graf Mazzucheli, die Schuldigen ſämmtlich mit mehrjähriger Feſtungsſtrafe davon kamen.

In wie fern eine Betheiligung des Clerus Statt gefunden, läßt ſich für jetzt kaum angeben, überhaupt ſcheint bei uns der clericaliſche Einfluß weit geringer zu ſein, als in den übrigen polniſchen Landestheilen, wo ihm die religiöſen Bedrückungen einen Nachdruck verliehen haben, der ihn allerdings als ſehr furchtbar erſcheinen läßt; höchſtens könnte das Popenthum als eine Waffe in den Händen des Panſlavismus dienen. Unter dieſen Umſtänden macht auch der eben jetzt erfolgte Tod des römiſch-katholiſchen Erzbiſchofs und Primas von Galizien, Franz von Paula Piſchbek, der 60 Jahre alt, plötzlich ſtarb, bedeutendes Aufſehen.

Die Nivellirungsarbeiten in Bezug auf die in Angriff zu nehmende Staatseiſenbahn von Bochnia nach Lemberg nehmen einen raſchen Fortgang, ſo daß wohl im nächſten Frühling die Erdarbeitrn werden beginnen können. Bei der ſteigenden Noth unter den Landleuten, welche wirklich mitunter an das Gräßliche ſtreift, würde die Gelegenheit zum Verdienſt von denſelben mit Begierde ergriffen wer-

den, und der Bahnbau dürfte somit ebenso gut eine gut gewählte Maßregel für das Bedürfniß des Augenblicks, als eine nationalökonomische und handelspolitische Nothwendigkeit sein. Die letzten Ueberfluthungen des Weichselstromes und der Nebenflüsse haben eine solche Verwüstung angerichtet, daß viele von den verunglückten Bauern, deren Hütten von der Gewalt des Wassers zerstört wurden, und deren Felder verheert sind, sammt Weib und Kindern den Wanderstab ergriffen, um ihr Heil in der Fremde zu suchen. Schaarenweise strömten sie nach Lemberg und bettelten von Thür zu Thür, indeß den Grundherrn gleichfalls ein sehr empfindlicher Ausfall des Bodenzinses zu Theil ward durch die Brachliegung weiter Strecken auf ihren Gütern. Man darf allerdings hoffen, daß die Belebung des Verkehrs in dieser Provinz auch auf den Wohlstand sämmtlicher Bewohner vortheilhaft einwirken werde, da man schon jetzt die Beobachtung machen kann, daß die Anwohner der großen Commercialstraße sich eines weit bessern Looses zu erfreuen haben, als dies von den übrigen Gegenden im Lande gesagt werden kann, und namentlich hat der Reiz des Gewinnes eine lebhaftere Geistesstimmung hervorgerufen, welche der Förderung der gewerblichen Zustände günstig ist. So befindet sich z. B. in dem Grenzstädtchen Biala ein blühendes Gewerbe, das seinen Aufschwung lediglich der Handelsbewegung verdankt deren Wellenring sich über die ganze dortige Gegend ausbreitet. Die Erzeugung der Brückenwaagen, von welchen das Stück zu 18—110 Gulden C. M. verkauft wird, wird daselbst in einer Ausdehnung betrieben, wie man es wohl nirgends in der Welt so leicht finden mag.

Der bisherige Redacteur der polnischen Zeitung, Dr. Michalowicz, früher Custos am Ossolinskischen Institut, ist in dem Alter von 56 Jahren verstorben. Michalowicz war ein populärer Schriftsteller, dessen zahlreiche Werke einen großen Leserkreis hatten und seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern dürften. Dr. Rochleder, Professor an unserer Hochschule, liest seit ein paar Tagen über Liebigs organische Chemie, und erfreut sich eines zahlreichen Hörerkreises; die praktische Bedeutung dieses Zweiges der Naturwissenschaft für das Gedeihen der Landwirthschaft und Bodencultur überhaupt, läßt uns das Beginnen des genannten Gelehrten als besonders zeitgemäß erscheinen.

Der bekannte Graf Skarbek hat die Summe von 80,000 Guld. Conv.-M. zu einem Pensionsfond für die Mitglieder des polnischen Theaters geschenkt, doch möchte es scheinen, als sei bei den bekannten Zuständen des Landes eine solche Summe leicht zweckmäßiger zu verwenden, als zu der Sicherstellung einer Menschenklasse, die in Ländern von niederer Bildungsstufe zumeist aus Individuen besteht, deren Talent und Lebensstellung gerade keine solche Vorkehrungen nöthig machen. Schon vor zwei Jahren hat derselbe Graf ungefähr 1½ Mill. Gulden zu einem Spital und Versorgungshaus für Arme hergeschossen,

und wie löblich auch dieſe Stiftung ſein möge, die Verhältniſſe der polniſchen Bauern laſſen wohl noch eine beſſere und humanere Anwendung dieſes Geldes zu, indem die Ablöſung einiger Tauſend höriger Landleute jedenfalls eine ſchönere Sache ſcheint, als die Abfütterung einer gewiſſen Anzahl Elender, welche eben nur darum elend geworden ſind, weil ſie ihr Leben in Botmäßigkeit und Jammer zugebracht haben.

III.

Die Czechen im Salon.

Wieder einen Schritt vorwärts glaubt Prags excluſive Czechenpartei gethan zu haben: ſie hat nämlich eine Bürgerreſſource gebildet, in welche nur Bürger Prags aufnahmsfähig, in welcher jedoch ſtatutengemäß allen Sprachen gleiche Rechte eingeräumt ſind. Rechtsgleichheit der Sprachen in den Statuten eines der Geſelligkeit gewidmeten Vereins beſonders ausgeſprochen zu finden, iſt befremdlich genug, denn nie und nirgend war eine der Sprachen verpönt.

In ihrem Eifer für das ſchöne viel vergeſſene Böhmiſch konnten die Gründer jener excluſiven Vergnügensarena nicht umhin, durch jene Sprachgleichheitsſtipulation der böhmiſchen Sprache gleiche Rechte ſtatutariſch einzuräumen, um ſo die eigentliche Tendenz des Vereins, wenn auch verdeckt, zu manifeſtiren, d. h. um ſofort das Supremat der böhmiſchen Sprache factiſch eintreten zu laſſen.

Wir gönnen den guten Gevattern Schneidern und Handſchuhmachern das blaſſe Vergnügen und ſind nicht lüſtern nach den ſchönen Salons, in welchen der Bürger-Czechismus ſich ſpreizt, ſich in hohem Spiegel in ganzer Figur betrachtet, und ſich ſelbſt verwundert, wie er denn aus ſeiner gewöhnlichen Kneipe ſo plötzlich in faſhionable Gemächer gerathen.

Der Vermiether dieſer Räume möge ſich vorſehen, denn langer Beſtand iſt dem Unternehmen wohl nicht beſchieden; lange vorher ward es beſprochen, viele Mühe hat es den Leuten gekoſtet, die Sache zum Durchbruch zu bringen, denn der nervus rerum iſt's eben nicht, von welchem der Bürger-Czechismus leicht überfließt; der wohlhäbige Müller, Bäcker und Fleiſcher hält zähe am Baaren und liebt wohlfeilen Patriotismus. Doch ward den kleinen Leuten emſig vorgeſtellt, welchen Nutzen es ihnen bringen würde in ihrer Kundſchaft, wenn ſie ſich entſchlöſſen, zahlreich beizutreten, in Zukunft würden Prags Slavonier nur bei ihnen, als Reſſourcegenoſſen, Röcke und Stiefel, Zäume und Gebiſſe arbeiten laſſen, und ſo wurden denn die erforderlichen Subſcribenten endlich mühſelig zuſammengeködert.

Stolz weiſen die Leute auf die Subſcribentenliſte, wie auf ein Ereigniß hin, wie ſie ſchon früher auf die ausſchließend böhmiſchen Aushängſchilder der Gewerbe wieſen, die ſich ſeit Kurzem mehrten,

und glauben was Rechtes gefördert zu haben, halten ihr Streben für fortschrittlich, während der klare Blick in all dem Treiben nur mühsam Gemachtes, nur erfolglose Rückschrittsbestrebung erkennt.

Die neue Ressource ward feierlich mit salbungsreichen — durchaus böhmischen — Reden eröffnet, an denen Demosthenes, wäre er Czeche gewesen, seine Freude gehabt hätte; doch hat es der Vereins-Vorstand — offenbar demostheniſcher Abkunft — für unnöthig gehalten, sich von dem erblichen Zungenübel der Demostheniden vorher zu heilen, wie das sein Ahnherr gethan, ehe er Redner geworden. Die Herren Mitglieder kommen nun täglich des Abends zusammen, der Ehre wegen, becomplimentiren sich in blumenreichen böhmischen Redensarten, und schneiden gar scheele Gesichter, wenn eingeführte Gäste es wagen, die Sprache höherer Gesittung — Deutsch zu reden: das macht die Sprachenrechtsgleichheit in den Statuten; doch wird den guten Bürgersleutchen um die neunte Stunde bänglich, sie athmen nicht den gewohnten gemüthlichen Kneipenduft, der elegante Spucknapf genirt sie, auch nehmen sie Anstand, sich in den netten Zimmern den gewohnten Abendduſel anzutrinken, der Herr Vorstand könnte ihnen das demostheniſch „verheben," und so schleicht denn Jeder, sobald er dem Czechismus sein Opfer gebracht und gleichsam in der Kirche gewesen, heimlich fort zu dem angestammten Kneipchen, dort erwartet ihn Freund Knieriem, dort lebt mein Czeche wieder auf, dort findet er sich selber wieder, da klingt ihm sein Böhmisch doppelt so schön und harmonisch, wenn er der Aufwärterin das usuelle Zötchen zuraunt, der liebliche Abendduſel stellt sich ein, das Schnäppschen macht den Beschluß, und heimwärts trollend denkt der czechische Bürgersmann: hätte ich doch den czechischen Baalsdienst in der Ressource für morgen schon überstanden

Allmählig wird dieser Klasse der Monatsbeitrag — der eben die Ressource erhalten soll, gar lästig werden, — denn sich langweilen und die Langeweile obendrein bezahlen, fällt den Guten schwer, auch mit der Kundschaftsvermehrung wird's eben nicht viel werden, denn grade der stockczechische Theil des Gewerbstandes ist, da er nicht über die Grenze kam, nichts sehen, nichts lernen wollte noch will, der ungeschickteste und plumpste, und hierin eben entscheidet sich die ganze Frage der czechischen Excluſivbestrebung, hierin eben liegt die Blindheit der Parteiführer. Einige Phantasten und Pedanten ohne Scharfblick, ohne praktischen Weltsinnn — einige Persönlichkeiten, die sich aus der Tiefe in die höheren Schichten der Gesellschaft emporgearbeitet, doch den beschränkten Sinn, die Gemeinheit mit hinaufgebracht haben, ohne daß ihnen Deutsch vollkommen mundgerecht geworden, die von dem Czechismus Profitchen abwarten wollen — einzelne Panslaviſten endlich, theils schon belohnt, theils des Lohnes noch gewärtig, sind die Führer der Partei; die geführte — besser angeführte — Mann-

Digitized by Google

ſchaft dieſer Führer aber, mahnt ſtark an Fallſtaff's Compagnie, ärmliche Studentlein und Inſtructoren, rohe in ihrem Berufe ungebildete Handwerker, die feſt an den von Großvater und Vater ererbten Handgriffen halten, einige Patres endlich als Färbeſtoff, bilden das gros-d'-armée jener Beſtrebungen, die Excluſivität der Sprache vom erſten Unterrichte aufwärts in Anſpruch nehmen, und für den Fall des Gelingens ein Conſervatorium der Rohheit und Verdummung zu Stande gebracht haben würden; Jeder der Führer beutet die Mannſchaft und die Sache nach ſeiner Weiſe, zu ſeinen Zwecken aus.

Gar nöthig hat es der Czeche, Deutſch und Deutſches zu lernen, um ſich dem großen Bunde der Civiliſation würdig anzuſchließen, um theilhaft zu werden des größten Gutes der Menſchen, der Weltbildung, des freien Wechſelverkehres. Dem unwiderſtehlichen Drange des Zeitſtromes, dieſem unwandelbaren Geſetze wollen einzelne Zwerge entgegentreten, in egoiſtiſcher Bornirtheit — nimmer gelingt das! und was Joſeph der Zweite, der wahrhaft Große, gewollt in ſcharfer Vorausſicht, doch in zu haſtiger Eile — die Zeit, die Alles beherrſchende, wird es vollbringen, Böhmen wird deutſch werden, muß es werden, um Schritt zu halten mit ſeinen Nachbarn, um niemals zu verfallen dem Knutenreiche. — w.

IV.

Die Scandala der „Hamburger Theaterfrage" und anderer Theaterſcandal.

Aus Hamburg.

Nach einer längeren Pauſe im Correſpondiren finde ich beim Rückblicke auf die ſechs verfloſſenen Wochen des neuen Jahres dennoch kein Ereigniß von beſonderer Wichtigkeit, oder über die Grenzen der localen Intereſſen hinausreichend. Ein paar Speicher am Mönkedammsquai belegen und von der Kraft des Waſſers unterwühlt, ſind im Angeſicht vieler Zuſchauer eingeſunken, worüber, faute de mieux, in allen Blättern, ſogar großen politiſchen, viel geſprochen wurde; unſere neue Anleihe — 9 Millionen Mark Banco — war auf dem Punkte, zugeſchlagen zu werden. Ein paar junge Kaufleute ſind als Brandſtifter, Meineidige und Wechſelfälſcher entdeckt, ihrer That geſtändig worden und ſehen dem Urtheile entgegen, welches vermuthlich und wie verdient, ein ſehr ſchweres ſein wird. Gefährliche Spitzbuben, Kerle, die ihre drei Dutzend Einbrüche auf der Seele hatten, ſind durch die Thätigkeit unſerer prügelluſtigen, in mancher Beziehung aber muſterhaften Polizei, in Haft gebracht; die zahlloſen Bankerotte haben noch nicht abgenommen und gerade in den letzten Tagen gab der des Schwiegerſohnes einer bekannten wohlhabenden Kunſtpotenz den böſen Mäulern viel zu reden. Die Discontobank-Angelegenheit welche neulich faſt als Lebensfrage für die Hamburgiſche Kaufmanns-

ſchaft dargeſtellt wurde, ſcheint auf halbem Weg zum Ziele in's Stocken gerathen, hauptſächlich deshalb, weil die bisher geſchehenen Geldzeichnungen, wenn auch ſehr beträchtliche Summen darunter waren, zur Begründung des Inſtitutes nicht ausreichten; die von der Bürgerſchaft zurückgewieſene Bauordnung wird ihr zum dritten Male vorgelegt werden, und dürfte, wenn gewiſſe Anzeichen nicht täuſchen, dann wohl ein beſſeres Schickſal zu erwarten haben. Hierbei verdient Erwähnung, daß ſich neben dem Verein von Grundeigenthümern, der ſchon beſtand, ſeit Kurzem auch ein Verein von Nichtgrundeigenthümern gebildet hat, welcher gegen die Uebergriffe und Privilegien des erſteren ſeine Rechte wahren will. Die patriotiſche Geſellſchaft hat den ſeit längerer Zeit beſtehenden Arbeiterbildungsverein definitiv unter ihre ſchützenden Flügel genommen und will die Fortentwickelung deſſelben befördern; die öffentlichen Vorleſungen im Johanneo ſind dieſen Winter ſehr mannigfaltig und anziehend; die Nothwendigkeit einer Schulreform ſtellt ſich immer dringender heraus und die Sache wird früher oder ſpäter ſiegreich durchgekämpft werden. Kurz, lauter Bagatellen! Aber Ein Gegenſtand iſt übrig, der ſich nicht wie die übrigen mit wenigen Schlaglichtern bezeichnen und abfertigen läßt.

Er iſt ziemlich complicirter Natur und darf, da er das „Kunſterbe Schröders" betrifft, wie unſer Stadttheater oft mit einem beſonders pomphaften Ausdrucke genannt wird, als von „allgemein deutſcher Wichtigkeit" bezeichnet werden.

Unſere Directions-Angelegenheit hat in dieſen letzten Tagen eine ganz neue Wendung genommen, welche die am 26. Febr. Statt findende Generalverſammlung der Actionaire des Stadttheaters und die definitive Entſcheidung des Comité derſelben vermuthlich bald zum fait accompli machen wird. Himmel, welch erbärmliche Winkelzüge waren im Verlaufe dieſer Angelegenheit zu beobachten, welche Anhäufungen von Charakterloſigkeiten und Inconſequenzen. Was aller Miſere die Krone aufſetzte, war, daß man die Vereinigung beider Hamburgiſchen Bühnen als Heil für alle hieſigen Kunſtintereſſen predigte und daß man ſpäter, als die Thaliatheaterdirection die ihr von Seiten der Stadttheaterdirectoren zugedachte Ehre der Verſchmelzung ablehnte, und ihr bereits früher Herrn Louis Schneider in Berlin gegebenes Wort zu halten entſchloſſen war — daß man da, ſag' ich, eine Sündfluth von Journalartikeln wider eine ſolche Vereinigung hervorrief. Dieß iſt ein Factum, welches Niemand abzuleugnen die Stirn haben wird, und ſo oft in den Blättern mit ſchonungsloſer Darlegung „faſt unglaublicher Facta" gedroht wurde, waren die Andern wie auf's Maul geſchlagen und wagten nicht, die bereit gehaltenen Enthüllungen wirklich herauszufordern. — Gegen eine Vereinigung beider Bühnen ließ ſich übrigens mit Recht Vieles ſagen — und wirklich wurden auch manche der betreffenden Artikel nach red-

Digitized by Google

licher Ueberzeugung bona fide und vom Standpunkte reinen Kunſtintereſſes aus geſchrieben. Später hieß es, daß an eine eigentliche Verſchmelzung der Theater von Seiten der Herren Maurice und Schneider nicht gedacht worden, daß vielmehr die Leitung beider Bühnen eine völlig getrennte, gänzlich von einander unabhängige ſein ſollte; welche Angabe indeſſen mit andern Aeußerungen über entworfene Directionspläne im Widerſpruche ſtand und daher hier auf ſich beruhen bleiben möge. — Das Publicum aber verſchlang mit ſeinem Rieſenmagen alles was ihm täglich an Artikeln über die große, wichtige Theaterfrage zugeworfen ward, glaubte geſtern Dieſem und heute Jenem, nickte jetzt beiſtimmend mit dem Kopfe und ſchüttelte ihn dann verneinend, und aus dem grenzenloſen Wirrwar der Meinungen, aus dem Tohuwawohu der Anſichten, die ſämmtlich auf öffentlichem Zeitungsmarkt ihre Stimmen erhoben, wurde endlich, wie vorauszuſehen war, eine Indifferenz geboren, die nur üble Folgen haben konnte. So wollte man, um das angebliche Deficit des Stadttheaterbudgets zu decken, um dem Penſionsfond einen Zufluß zu verſchaffen, der tüchtige Künſtler an Hamburg feſſeln könnte, eine Subſcription zu Stande bringen, deren Theilnehmer für 6 Muſtervorſtellungen (zwei in der Oper, zwei im Schauſpiel und zwei im Luſtſpiel) die Summe von jährlich 30 Mark (12 Thalern) für 3 Jahre unterzeichnen ſollten. Einflußreiche Leute intereſſirten ſich für die Sache, die öffentliche Theilnahme wurde, bei dem angeblichen Nothſtande — an den ich übrigens nie recht geglaubt habe — in Anſpruch genommen, und dennoch ſcheiterte ſie, nachdem eine geringe Zahl von Unterſchriften auf circulirenden Bogen geſammelt worden.

Da ich einmal auf dem Theatergebiete bin, will ich noch eine recht kurioſe Geſchichte erzählen, die ſich vor einigen Tagen dort ereignete. Herr Börnſtein in Paris, welcher unſer erſtes Kunſtinſtitut mit den Erzeugniſſen ſeiner raſtlos arbeitenden Ueberſetzungsfabrik verſieht, hatte demſelben auch die höchſt unſinnige und zotenreiche Vaudeville-Burleske „Robinſons Inſel oder eine Conſtitution" geliefert. Ohne alle Scrupel wurde dieſes traurige Machwerk, deſſen beſſerer Theil politiſche Bonmots ſind, die aber durchſchnittlich mehr eine franzöſiſche als deutſche Beziehung haben, zur Darſtellung gebracht und — das Publicum ergötzte ſich weidlich an der unſaubern Pièce. Gegen den Schluß hin wurde als Einlage — Herrn Börnſteins Loyalität darf bei Leibe nicht verdächtigt werden — jene Jagdanekdote, die ſich zwiſchen einer höchſten Perſon, einer nächſthohen und einem Oberjägermeiſter vor Kurzem ereignet haben ſollte, die ſich ſpäter aber als baare Erfindung auswies, von einem talentvollen und beliebten Mitgliede der Bühne abgeſungen. Noch während des Geſanges erhob ſich ein betäubender Tumult, theils aus Applaudiſſement und Bravoruf, theils aus ſtarkem Ziſchen und ſonſtigen Oppoſitionslauten gebildet. Die

erstere Partei war indessen die stärkere und der Schauspieler wurde nach Beendigung seines gewiß nicht zu rechtfertigenden Gesanges bei offener Scene lärmend hervorgerufen. Doch die Folgen waren minder angenehm. Der hiesige preußische Gesandte, Herr von Hänlein, dem selten hier ein so fetter Reclamationsbissen zu Theil wird, verlangte von unserm Senate die vollständigste Genugthuung. Der Senat soll gleich am nächsten Tage eine außerordentliche Sitzung gehalten haben. Und was that man! Es wurde von Polizeiwegen beiden hiesigen Bühnen die Aufführung von Robinsons Insel untersagt, ja noch mehr, es wurde sämmtlichen hiesigen Blättern verboten, jener Pièce zu erwähnen, oder sie kritisch zu besprechen. Eins unserer geachtetsten Blätter wollte schreiben, es sei ihm nicht gestattet, über Robinsons Insel eine Mittheilung zu machen — auch dieser Satz wurde von der Censur vernichtet. Schweigen, tiefstes Schweigen, wie man es in solchen Dingen nur in Oesterreich oder Rußland kennt, soll den scandalösen Vorfall und was nur daran einhüllen, während doch wahrlich ein Bekanntwerden desselben in keiner Weise zu verhindern war, und eine bessere Genugthuung für den gröblich beleidigten Theil gewiß in einer strengen Würdigung der Sache von Seiten der Presse — die sicher erfolgt wäre — gelegen hätte. Die Direction des Stadttheaters wurde,obwohl sie die Absicht des Schauspielers durchaus nicht gekannt zu haben behauptet, in eine Strafe von 300 Mark verurtheilt, der Letztere aber wird über seine Unbesonnenheit während eines achttägigen Arrestes in einer unserer Wachen — wo es eben nicht die nobelste Gesellschaft giebt — nachdenken können.

VI.

Aus Frankfurt am Main.

Die Bühne. — Ueberreizung des Genusses und Ueberspannung der Kräfte. — Die erste Sängerin. — Eine Cabale. — Concerte. — Das Museum. — Vorträge. — Speier's Lieder. — Religiöse Mitstreiter. — Verein der „Freunde des Lichts". — Eine Lutherstiftung. — Lutherfeier.

Nach der gegenwärtigen Einrichtung wird unser Theater, welches vordem auf Rechnung der Actionäre exploitirt wurde, wobei die Letzteren für ihre freien Logenplätze jährlich eine bedeutende Summe zuzusetzen hatten) durch drei Unternehmer ausgebeutet, die, wie man sagt, sehr gute Geschäfte machten. Auch muß man gestehen, daß im Verhältniß der vorhandenen Kräfte viel geleistet wird und, wenigstens bis vor einiger Zeit, mochte das Frankfurter Repertoire leicht eines der reichhaltigsten in Deutschland sein. An ausgezeichneten Gästen hat es außerdem nicht gefehlt; wir haben Pischek, Jenny Lind, Vieuxtemps, die Schwestern Milanollo und andere Größen ge-

hört. Trotzdem iſt unſere Bühne in Verfall, und vielleicht nur, weil der vielfache Gebrauch der ſtärkſten Mittel eine Erſchlaffung im Publicum und andererſeits Verbrauch der Mittel ſelbſt erzeugt. Es iſt leicht einzuſehen, daß bei den gehäuften Reizmitteln, indem oft in einer Woche drei große Opern aufgeführt und eine neue einſtudirt, indem bald dieſe bald jene Sommität herzugerufen wurde, der Geſchmack ſich von dem Vergnügen an der Kunſt auf die Luſt am Neuen und Außerordentlichen hinwendet, und daß auf der andern Seite, bei der Mangelhaftigkeit der vorhandenen Kräfte, ſich dieſe Kräfte ſelbſt überſpannen und unbrauchbar werden mußten. Ein Beiſpiel hiezu bietet unſere erſte Sängerin. Als junges Mädchen beginnend, hat ſie die ganze Stufenfolge aller Rollen vom Gärtnermädchen in Figaro's Hochzeit bis zur Alice und Valentine durchgemacht und beiläufig 60 Rollen einſtudirt; dabei ſich ſtets die Gunſt des Publicums zu erhalten gewußt. Kein Wunder, daß die neue Direction dieſe Mine auszubeuten ſuchte: die gefeierte Sängerin mußte häufig dreimal die Woche in drei verſchiedenen größeren Parthien auftreten und dazwiſchen wohl noch zur Aushülfe eine kleinere Rolle übernehmen. Die Folgen ſolcher unverhältnißmäßigen Anſtrengung ließen nicht lange auf ſich warten. Am Ende des vergangenen Winters ſtellte ſich ein hartnäckiges Halsübel ein, welches die Sängerin an jedem Auftreten hinderte und den gänzlichen Verluſt ihrer Stimme befürchten ließ. So rächte ſich die übertriebene Gewinnſucht der Theaterunternehmer. Aber eine traurige Zeit ſtand dem Opfer dieſer Uebertreibung bevor. Außer der beſtändigen Furcht, ihre Stimme und damit das einzige Mittel ihrer Exiſtenz und der ihrer zahlreichen von ihr unterſtützten Familie zu verlieren, hing noch das Gewicht eines nur auf ihre längere Entfernung von der Bühne gegründeten, von Uebelwollenden mit Eifer verbreiteten, ihre Moralität anklagenden Gerüchtes ſchwer über ihr. Die Frankfurter ſind ein Kaufmannsvolk; wer ihnen zu verdienen giebt, den erheben, den achten ſie, mag es um ſeine Sittlichkeit auch notoriſch am ſchlimmſten beſtellt ſein; der Reiche, der Millionär darf ſich Alles erlauben und man wird ſich durch ſeinen Umgang geehrt fühlen. Wagt es aber Jemand, der nur an inneren Schätzen reich iſt, von der geraden Bahn abzuweichen, ſo macht das Gefühl der beleidigten Moralität ſich Raum, und wehe dem Unglücklichen, der ſich vergeſſen in ſchwacher Stunde! Wären die Gerüchte, die über unſere Primadonna im Umlauf waren, wirklich gegründet geweſen, ſie hätte es nicht wagen dürfen, je mehr die Bühne zu betreten; womit man ſie in anonymen Briefen bedrohte, nämlich ausgeziſcht, ja thätlich mißhandelt zu werden. Obgleich aber in dem vorliegenden Falle die Wahrheit ſich wirklich Bahn brach und nur erklärte Feinde auf der Behauptung der verbreiteten Lügen beſtanden, die Angſt, die Gemüthsaufregung, in der ſich die

unglückliche Sängerin befand, als es sich darum handelte, nach wieder erlangter Herstellung von Neuem aufzutreten, läßt sich eher denken als beschreiben. Indessen endete diese Krisis mit dem Auftreten selbst, bei welcher Gelegenheit es sich deutlich zeigte, in wie hoher Gunst Fräulein C. bei dem hiesigen Publicum steht. Die wenigen Zischer wurden alsbald zum Schweigen gebracht und rauschender Beifall schloß ihr jedesmaliges Auftreten. In der neuesten Zeit zeigte es sich jedoch, daß das erwähnte Halsübel noch nicht durchaus beseitigt sei, und immer wird noch einige Zeit darüber hingehen, bis unseren Theaterliebhabern der vollständige Wiedereintritt der beliebten Sängerin gewährleistet werden kann. Da nun außer diesem Mangel einer ersten Sängerin auch noch das Fach der Bravoursängerin unbesetzt ist, und häufige Krankheiten der übrigen Bühnenmitglieder beständige Abänderungen des Repertoire's verursachen, so haben die Logen-Inhaber, wie man sagt, Beschwerde geführt und sind im Begriffe, mit der Direction einen Contract zu schließen, wornach es ihnen frei steht, mitten im Monat, ja jeden Tag auszutreten, wenn die Bühne nicht nach gewissen, genau bestimmten Grundsätzen verwaltet wird. Es ist möglich, daß dieses Mittel hilft; auf wie lange aber, ist nicht abzusehen.

Concerte haben hier in derselben Weise, wie anderswo, stattgefunden, meistens wenig besucht; Vieuxtemps und die Damen Milanollo gaben, wie schon erwähnt, die ihrigen im Theater und hatten auch da nur ein mäßiges Auditorium; — unter den übrigen Virtuosenconcerten verdient nur allenfalls das des Herrn Aguilar genannt zu werden, da derselbe, vom gewöhnlichen Wege abweichend, das herrliche Trio von Beethoven op. 97 in seiner ganzen Ausdehnung vorführte, eine jedem wahren Musikliebhaber höchst erwünschte Erscheinung. Ein Mitglied des hiesigen Orchesters, der Violinspieler Haupt, brachte in einem ebenfalls hervorzuhebenden Concerte eine größere Phantasie für Orchester, „ein Frühlingstag" überschrieben zur Aufführung, welche allgemein ansprach und in der Art der Composition sich der Wüste von David nähert.

Unser Museum, auch Musiceum genannt, verfolgt seinen etwas schläfrigen Gang zu seinem Untergange in unveränderlicher Consequenz. Das Einzige, was diesen noch aufhält, ist die regelmäßige Aufführung der Beethoven'schen Symphonien. Von literarischen Vorträgen, welche dieser Gesellschaft früher ihren Ruf durch ganz Deutschland sicherten, und ihr noch vor einigen Jahren durch unseren Theodor Creizenach eine neue Blüte verhießen, kann, der geringen Aufmunterung wegen, welche die hiesigen Literaten finden, kaum noch die Rede sein. Außer den genannten Symphonien werden gewöhnlich noch einige Lieder und höchstens einige Stellen aus classischen Tragödien vorgeführt. Merkwürdig ist dabei, daß man den genialen Liedercomponisten Speier,

Digitized by Google

der beſonders in neuerer Zeit durch Piſchek ſo allgemeine Anerkennung findet, gänzlich übergeht. Speier hat in der jüngſten Zeit einen neuen Weg betreten, indem er in dieſen Tagen ein Heft humoriſtiſcher und ernſterer Lieder publicirte, welche durch den populären Ton und geſchickt angebrachte Refrains ſich ganz vorzüglich zur Belebung von Geſellſchaften eignen.

Die neueſten Kämpfe auf kirchlichem Gebiete finden auch hier wieder ihre Streiter; eine Dankadreſſe an Zittel, obgleich nicht öffentlich umhergetragen, fand zahlreiche Unterzeichner. Außerdem hat ſich ein Verein gebildet, der wöchentlich mehr Mitglieder findet, und deſſen Zweck iſt, die Beſtrebungen der Freunde des Lichts im Allgemeinen, (nicht der proteſtantiſchen Freunde) zu unterſtützen. Anhänger aller Confeſſionen, auch Israeliten, ſind demſelben beigetreten; jeden Montag findet eine Verſammlung ſtatt, wo Alles was Leute dieſer Richtung intereſſiren kann, vorgeleſen und reſp. beſprochen wird. Zum Andenken an den Todestag Luthers hat ſich von dieſer Geſellſchaft aus eine Lutherſtiftung gebildet, welche, im Gegenſatze zur Guſtav-Adolphſtiftung, die ja ihre Wirkſamkeit nur auf Proteſtanten erſtreckt, dürftigen Gemeinden aller chriſtlichen Confeſſionen ihre Hülfe angedeihen zu laſſen ſich zum Zwecke ſetzt. Von den Proteſtanten, im eigentlichen Sinne, iſt Luthers Todestag auf das Glänzendſte gefeiert worden. Es iſt indeß nicht zu leugnen, daß die Aufregung, die ſich im Allgemeinen für die freiere Bewegung auf kirchlichem Gebiete kund gibt, hierbei eine große Rolle ſpielte, und ſo kann es gewiſſermaßen als eine Demonſtration in dieſem Sinne angeſehen werden, wenn am Vorabende der eigentlichen Feier ein glänzender Fackelzug Hunderte vereinigte, um vor dem Hauſe, wo Luther ſeiner Zeit abgeſtiegen war, den Manen des großen Reformators ein Hoch auszubringen. Würdiger war wohl die Feier ſelbſt, die von dem Prediger-Miniſterium im Verein mit dem Kirchen-Vorſtande angeordnet war. Nachdem ſchon morgens um 7 Uhr Luthers Lied: „Eine feſte Burg" in Begleitung von Blasinſtrumenten von dem Thurme der St. Katharinenkirche ertönt war und die Glocken der evangeliſchen Kirchen ſowohl, als die dem Staate zugehörenden des Doms von 12 bis 1 Uhr gelautet hatten, begann um 4 Uhr ein feierlicher Abendgottesdienſt in 3 Kirchen. Schon mit dem Beginne des Nachmittags waren alle Kaufläden geſchloſſen worden und die Straßen wogten von Menſchen, die nach den Kirchen ſtrömten. Dieſe vermochten indeß nicht alle Neugierigen, denn ſo muß man den größten Theil der Herzuſtrömenden nennen, zu faſſen, obgleich, vornehmlich in der Hauptkirche, alle Plätze gedrängt voll ſtanden. Schon von 2 Uhr an hatte man ſich herzugedrängt, und der Gottesdienſt ſollte erſt um 4 beginnen. Mit Mühe nur konnte der Zug der Geiſtlichen und Candidaten, denen am Altar Sitze aufbehalten worden

waren, durch die Menschenmenge dringen, und kaum vermochte der Prediger des Tages auf der von Damen besetzten Treppe zur Kanzel zu gelangen. Der Gottesdienst selbst wurde indeß mit nur geringer Störung abgehalten. Die Kirche (wir reden von der Hauptkirche zu St. Katharinen) war mit Gas und Wachskerzen strahlend erleuchtet, und der Cäcilienverein diente als Sängerchor.

VI.

Notizen.

Dreimal heilige Glaubenspolitik. — Seelen und Diamanten. — Moritz Hartmann. —

— Durch französische und deutsche Blätter läuft nun die Geschichte von dem Martyrthum der katholischen Basilianernonnen in Rußland ausführlich und umständlich erzählt nach dem Protokoll, welches mit der glücklich entflohenen Oberin Mincyslawa in Rom aufgenommen wurde. Die blutigen Details dieser Verfolgungsgeschichte werden die Phantasie manches Mysteriendichters bereichern. Aber wichtiger, als alle diese Schreckensbilder, die wir nicht nachmalen wollen, erschiene die Angabe, daß der russische Erzbischof Siemiasko gleich beim Beginn seines Bekehrungswerkes den unglücklichen Klosterfrauen einen Ukas vorzeigte, worin Kaiser Nikolaus dem Bekehrer carte blanche gab. Die Worte lauten angeblich, daß der Czar im Voraus Alles gut heiße und „heilig, heilig, heilig spreche, was der Erz- Erz- Erzbischof Siemiasko zur Verbreitung des orthodoxen Glaubens thun werde;" ja zugleich werden die Militaircommandanten angewiesen, dem Siemiasko jederzeit so viel Soldaten, als derselbe bei seinen frommen Bekehrungen brauchen würde, zur Verfügung zu stellen. — Demnach wüßte man, wie man dran ist und was von den versöhnenden Correspondenzen zu halten sei, die da erzählten, mit welcher Entrüstung der Kaiser in Italien (!) von den „Mißbräuchen" gehört, die in Rußland (!) vorzukommen pflegten, und wovon die russische Geheimpolizei den allmächtigen und allwissenden Selbstherrscher wahrscheinlich nicht unterrichtet habe, und wie Nikolaus versprochen, alles Geschehene genau und streng untersuchen zu lassen, u. s. w. — Wir glauben, der Czar hat starke Nerven und wird sich über die klägliche Geschichte von den Leiden der Basilianerinnen nicht so entsetzt haben, wie unsere deutschen Leser und Leserinnen; wohl aber möchte er entrüstet sein, daß man seinen erhabenen Sinn mit so widerlichen und blutschmutzigen Einzelnheiten behelligen wollte; empört mag ihn haben der kleinliche Maßstab, den man außerhalb Rußlands an die Menschlichkeit der Majestäten legt und der philiströse Geist mit welchem man den Augen und Ohren gesalbter Häupter die Bekanntschaft mit den unvermeidlichen Miseren der gemeinen Menschheit aufzudringen wagte.

Digitized by Google

Ein ruſſiſcher Czar nimmt die menſchlichen Dinge in Bauſch und Bogen; er kann liebenswürdig ſein gegen ſeine nächſte perſönliche Umgebung, iſt aber gewohnt, daß man ihm den Anblick der elenden Würmer erſpare, die dann und wann von dem gewaltigen Gang ſeiner Politik zertreten werden. Gewiß, nach wie vor wird Rußlands Oberhaupt ſeine ehrgeizigen Zwecke und Plane im Auge behalten und die zu ihrer Ausführung nöthigen Mittel im Voraus „heilig, heilig, heilig" ſprechen; ohne dieſelben ſich näher anzuſehen. Rußland will ſeine kirchliche Einheit um jeden Preis durchſetzen. Dieſe Idee iſt ſo alt wie die Regierungszeit Nikolai's. Die Verfolgung des Katholicismus hat einen Nebengrund in dem angeblich revolutionairen d. h. nationalpolniſchen Element dieſes Glaubens, aber auch die harmloſe Secte der Malokaner, oder Milcheſſer, im ruſſiſchen Armenien wird ſeit 1825 durch Hunger und Knutenhiebe für die reine Orthodoxie geworben. Was haben die unſchuldigen Milcheſſer gethan, denen ſelbſt die grauſame Katharina religiöſe Duldung gewährte, und die nach Transkaukaſien auswanderten, um, in der tartariſchen Umgebung, im Genuß ihrer Gewiſſensfreiheit nicht geſtört zu werden? Seit Nicolaus regiert, dringen auch bis in ihre Einſamkeit fanatiſche Popen in Koſakenbegleitung. Es iſt dieſelbe Geſchichte wie in Polen.*)

— Der jetzt commandirende Jeſuitengeneral Pater Roothan, iſt bekanntlich ein Holländer. Ein glücklicher Speculationsgeiſt, ein Sinn für großartige induſtrielle Unternehmungen muß den Roothans angeboren ſein und in ſo fern ſind ſie trotz ihres Papismus, echte Holländer. Wir wiſſen nicht, ob es der Jeſuitengeneral weiter gebracht hat und ob er mit ſeinen Erfolgen ſo zufrieden ſein mag, wie ſein Bruder M. F. Roothan, der zuweilen in Geſchäften nach Paris kommt. M. F. Roothan, ebenfalls Katholik, lebt in Braſilien, wo er ſich zum Chef eines der reichſten Handelshäuſer aufgeſchwungen hat; er macht — in Diamanten. Wer weiß, ob ſich nicht geheime Beziehungen zwiſchen den Geſchäften der beiden Brüder auffinden ließen, und ob ſie ſich nicht manchmal gegenſeitig, von ihrem verſchiedenen Wirkungskreis aus, unter die Arme greifen. Diamanten und Seelen ſind eine gleich köſtliche Waare; tauſenden wird der erſte Artikel ſolider und werthvoller ſcheinen als der letztere; jedenfalls aber wiegt ein Diamant vom reinſten Waſſer eine unreine und gekaufte Seele auf. Eine andere Frage iſt, welches von beiden Geſchäften das einträglichere, und welches das edlere ſein mag. Diamanten ſind ein Luxusartikel, aber trotzdem eine ſehr gangbare Waare: Seelen dagegen werden erſt dann

*) Soeben erſehen wir aus verſchiedenen Zeitungen (unter Anderem auch aus der Preuß. Allgem.) daß, glaubwürdigen Nachrichten aus Rom nach, das angebliche Protokoll erdichtet ſei. Es iſt, einen Augenblick vor dem Drucke dieſer Form, nur noch Zeit, dieſe Notiz nachzutragen. D. Red.

eine gute Waare, wenn sie ihren Werth verloren haben und purer Luxus geworden sind. Niemanden wird es einfallen, einen Diamant zerbrechen, zerschneiden oder gar chemisch zersetzen zu wollen: er könnte dabei nur verlieren, denn in der Größe und Integrität des Steines liegt seine Kostbarkeit, grade so wie eine große Seele mehr werth ist, als hunderttausend kleine zusammen. Der materielle Gewinn im Seelengeschäft aber besteht grade in der Auflösung, Zersetzung und Zerbröckelung des ursprünglich so köstlichen Artikels. Welche Aehnlichkeiten und welche Unähnlichkeiten! So viel ist gewiß, daß man von jeher mit beiden Dingen einen großen Tauschhandel getrieben hat, freilich einen betrügerischen, denn man hat für gute Diamanten schlechte Seelen eingehandelt, die dadurch nicht besser wurden, daß man sie in Gold faßte.

— Moritz Hartmann's Gedichte (Kelch und Schwert), welche ungefähr vor einem Jahre in diesen Blättern als eine vielversprechende neue Erscheinung begrüßt wurden, haben bereits in vergangenem Herbst eine zweite Auflage erlebt. So hat also die Sympathie des Publicums das Urtheil bestätigt, welches nicht blos unsere Kritik, sondern die fast aller deutschen Zeitblätter über das Talent des jungen Dichters ausgesprochen. Hartmann gehört zu den bedeutendsten poetischen Kräften, die seit einer Reihe von Jahren aus Oesterreich gekommen sind; seine Poesie ist ein Kind der Zeit, sie blendet zwar nicht durch dämonische Fieberröthe, nicht durch die Flammen einer sich selbst verzehrenden Leidenschaft: sie gewinnt durch blühende Gesundheit, innige, tiefe Wärme und eine frische fruchtbare Vielseitigkeit; man gewinnt sie lieber, je näher man sie kennen lernt. Hartmann ist eine Anastasius Grün verwandte Natur, aber jugendlicher und deshalb weniger epigrammatisch; hervorstechend ist in seinen Gedichten die plastische Kraft, die gedrungene Fülle sinnlicher Anschauung, verbunden mit einer seltenen Anlage für künstlerische Gestaltung und naiv graziöse Form. Eine solche Kraft wird nicht in der Lyrik ihre größten Erfolge haben; sie geht über die Lyrik hinaus, und wir sind überzeugt, daß der Dichter durch seine künftigen, größer angelegten gestaltenden Gedichte die Erwartungen seiner wärmsten Verehrer noch übertreffen wird.

Druckfehler in No. 7. der Grenzboten.

Durch ein Versehen in der Druckerei ist die zweite Correctur einiger Formen von No. 7. unausgeführt geblieben. Die störendsten Satzfehler welche dadurch zu Druckfehlern geworden, sind folgende. S. 320 Z. 12 v. u. vor statt von; S. 322 Z. 14 v. o. lies Fortifikationsingenieure, S. 323 Z. 21 v. o. lies: Erwerbsmangel; S. 320 Z. 3 u. 4 v. o. lies. Schutzenmajors; Z. 23 v. o. lies. Firnen; Z. 17 v. u. lies: Lefèbvre; Z. 6. v. u. lies: Eße: S. 327 Z. 6. o. o. lies. Speckbacher lag vier Wochen lang in Kuhmist eingescharrt; S. 327 Z. 6 v. u. lies. braccierini und Z. 5: braserillo.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Walhalla-Genoſſinen.

Glut der Wangen, Brand der Augen, lichtverklärte Reize!
Uns in Liebesflammen ſchmelzen, das Geſchäft iſt euer!
Rückert.

Eugenie, meine liebe Freundin, iſt eine begeiſterte Vertheidigerin ihres Geſchlechtes, und wie jener engliſche Held nicht ein verdorbenes Beefſteak von England abtreten wollte, ſo vertheidigt und nimmt ſie jeden Fehler, jede Eitelkeit, jede Schwäche der Frauen in Schutz. Es iſt von ihr um ſo liebenswürdiger, als man bei ihr nicht ſagen kann, ſie kämpfe pro domo sua. Conſequenter Weiſe iſt ſie auch die muthige Beſchützerin aller Schriftſtellerinnen, obwohl ſie nur in ihrem Tagebuche eine herrliche Dichterin iſt und kein Literaturblättchen etwas von ihr zu ſagen weiß. In ihrer Bibliothek ſtehen die Frauen in ſchönſter Toilette, manche in Gold und Sammet oben an, hoch über Shakespeare, Göthe und Schiller. Zur Zeit iſt ihr doppelter Patriotismus durch den Umſtand daß ſie auf fremdem Boden fern von deutſcher Erde lebt, nur noch intenſiver geworden, und ich hatte ſchon manchen Strauß mit ihr zu beſtehen.

Vor einigen Tagen trat ich ſpät Abends in ihre Stube. Sie war vollauf mit dem Ordnen ihrer Bibliothek beſchäftigt. Das ganze obere Fach war leer, und die Frauen lagen insgeſammt mit dem Rücken nach oben auf dem großen Tiſche mitten im Zimmer. Ah, Sie ſind wieder mit Ihren Schützlingen beſchäftigt! Wünſche recht viel Freude an ihnen zu erleben, rief ich, indem meine Blicke über die Bücherrücken hinflogen. — Ich bitte in einem andern, weni-

Digitized by Google

ger ſpöttiſchen Tone zu ſprechen, ſagte Eugenie, denn ich bin ſehr verdrießlich. In keinem dieſer Bücher iſt irgend eine biographiſche Skizze oder Charakteriſtik ihrer Dichterinnen zu finden, und es wäre doch intereſſant zu wiſſen, wie dieſe Frauen dahingekommen, die Feder zu ergreifen, und welche große Schickſale ſie gehabt, bis ſie all die tiefen Erfahrungen geſammelt. Nicht einmal die Porträts der Frauen ſind beigegeben, und das Geſicht des Dichters iſt doch meiſt ſein beſter Commentar!

O! rief ich mit einer Miene ſo ernſt als möglich, was die Schickſale unſerer Dichterinnen und Schriftſtellerinnen betrifft, ſo kann ich Ihnen die beſte Auskunft geben über die meiſten von ihnen. Mit eilf Jahren konnten ſie ſchon alle leſen und ſchreiben; dann kam eine Gouvernante ins Haus und ſie lernten franzöſiſch und laſen die Briefe der Frau v. Sévigné. Weltgeſchichte erfuhren ſie aus Röſſelts Buche für die Töchterſchulen. So wurden ſie ſechszehn Jahre alt; da kam das Schickſal über ſie. Sie hatten ein intereſſantes ſchnurrbärtiges vis à vis, ſo eine Art Lara oder Trenmor, da lernten ſie Briefe ſchreiben. Trenmor oder Lara reiſten ab, oder die Mutter kam dahinter, und die Briefe hörten auf. Indeſſen hatten ſie die tiefe Erfahrung gemacht, daß ſie ſchreiben können, ſo ſchrieben ſie denn in Gottes Namen weiter. Was die Porträts betrifft, ſo haben ſie gewiß auch nicht viel verloren; die Schönen ſind häßlicher oder nicht getroffen, die Häßlichen ſind geſchmeichelt, ihre Toilette aber können Sie am beſten aus ihren Werken kennen lernen. In den ſämmtlichen Büchern der Gräfin Hahn kommt jedes Stück ihrer Garderobe vor, wie in Dantes göttlicher Komödie jeder Held des Mittelalters. Sie werden doch das grüne Pelzchen kennen, das literarhiſtoriſche?! Von tieferen Charakterzügen ſind die remarkabelſten, daß die meiſten ſelbſt rauchen, oder wenigſtens Cigarrendampf, als wäre es eau de Cologne ertragen können, gewiß rührend ſchön — und endlich, daß ſie alle blanke, weiße Strümpfe tragen, uud nicht, wie die Verläumdung ſagt, blaue. Im Gegentheil, ſie können gar nicht von blauen Strümpfen ſprechen hören, und wenn ſie an einer Strumpfhandlung vorübergehen, und es hängt zufällig ein Paar draußen, das die Farbe des ſüdlichen Himmels trägt, wenden ſie ſich mit empörtem, zugleich ſchmerzlichem Geſichte ab. Ihren ge-

heimen Umtrieben ſoll es zu verdanken ſein, daß Thomas Moore's Blauſtrumpf noch nicht ins Deutſche überſetzt iſt. Ja, man ſagt .... — Schweigen Sie, unartiger Menſch, Verleumder, Läſterer, der das Zarteſte und Heiligſte nicht achtet! unterbrach mich Eugenie, und wenn Sie mir nichts Beſſeres zu erzählen wiſſen, ſo verurtheile ich Sie ſo lange zum Schweigen, als ich hier mit meinen lieben Frauen beſchäftigt bin. Denn ich weiß es, das ginge noch lange ſo fort!

— Doch nicht, liebe Eugenie, ich will Ihnen von einzelnen erzählen, und Sie ſollen ſehen, daß ich auch artig ſein kann. Im Allgemeinen geht der Ton, in dem ich eben perorirte, wohl an, den Einzelnen gegenüber weiß ich, was ich den Damen ſchuldig bin. Laſſen Sie mich Ihnen von einigen Dichterinnen erzählen, die ich durch Zufall oder Fügung kennen gelernt, vielleicht erſetzt Ihnen das hie und da eine Charakteriſtik oder Biographie. Ich will mich dabei, um Sie nicht zu ärgern, jedes Urtheils enthalten und rein von den Damen als Damen ſprechen.

— Ach ja! thun Sie das, ſagte Eugenie, indem ſie einen Feauteuil vorrückte und ſich mir lächelnd gegenüber ſetzte.

Bange, feierliche Stille, ich rieb mir die Stirne, ich dachte nach. — Ja, mit welcher Dame beginnen? fragte ich.

— Mit der, die Ihnen die liebſte iſt, ſagte Eugenie.

— Das geht wohl nicht an; Sie wiſſen, man darf in Damengeſellſchaft nicht zeigen, welcher man den Vorzug giebt, und ich will doch fein und galant ſein. Laſſen wir das Loos entſcheiden! Sie ziehen aus dem Bücherhaufen, der vor Ihnen liegt, das erſte beſte Buch, und mit deſſen Verfaſſerin beginne ich. Es wird dann nicht ſchwer ſein, von der einen auf die andere überzugehen. Gerathe ich in Stocken, ziehen Sie ein zweites, drittes u. ſ. w.

— Gut, ſo ſei es! ſagte Eugenie. — Sie ſtreckte Ihren ſchönen Arm aus, zog das erſte beſte Buch aus der Mitte des Haufens hervor, ſchlug den Deckel auf und las: Jenny!

— Ah! Fanny Lewald! Wir fangen ſchön an, obwohl traurig. Ein breiter, herrlicher Strom, der hohe Wellen wirft, friedliche Städtchen und romantiſche Schlöſſer. Weinberge und kahle Felſen, fruchtbare Felder und düſtere Tannenwälder, das ſind die abwechſelnden Decorationen. Mitten durch dieſe Herrlichkeiten fliegt

ein ſtolzes Dampfſchiff, und auf der Vorderſpitze ſitzt ein trauriger Jüngling, der die Gegenden rechts und links mit wehmüthigen, ſehnſüchtigen Augen betrachtet, als wollte er ſich ihre Bilder für alle Ewigkeit ins Herz prägen. Dieſer traurige Jüngling bin ich, und der Tag, an dem die Handlung ſpielt, iſt der erſte September des Jahres 1844, und der Ort der Handlung iſt die Elbe. Ich hatte ein Manuſcript in der Taſche, das in Leipzig gedruckt werden ſollte, und von dem ich wußte, daß es über kurz oder lang „das Heimatpförtlein mir verbaut." Darum war ich ſo traurig, denn ich nahm auf lange Jahre Abſchied von meiner Heimat, und darum kümmerte ich mich in meiner Trauer auch nicht um meine Reiſegeſellſchaft, wie intereſſant ſie auch war. Denn die Architekten kehrten eben von ihrer Verſammlung aus Prag zurück, und Leute, wie Franz Kugler, Stier und andere berühmte Künſtler, deren Bekanntſchaft ich unter andern Umſtänden eifrig geſucht hätte, befanden ſich auf dem Schiffe. Wie ich mich um Niemand kümmerte, ſo kümmerte ſich reciprok auch Niemand um mich. Nur ein junger, ſchöner, franzöſiſcher Ariſtokrat ſtand neben mir und belehrte mich unaufhörlich über die heiligen Rechte der Bourbonen; und ein dicker Königsberger Deſtillateur beſuchte mich von Zeit zu Zeit in meiner Einſamkeit und erzählte mir von den Vorgängen am Hintertheile des Schiffes, und von den Späßen, welche die heitern Künſtler ausführten. Das rührte mich alles nicht; erſt als er mir erzählte, daß die Dame, die verſchleiert aufs Schiff gekommen war, eine ſehr hübſche Dame ſei und ſehr intereſſant, erſt da verließ ich meinen einſamen Standpunkt und miſchte mich unter die Geſellſchaft.

— So? Da miſchten Sie ſich unter die Geſellſchaft, trotz aller Trauer, trotz Manuſcript und Heimatpförtlein? unterbrach mich hier Eugenie.

— Ja, ich miſchte mich unter die Geſellſchaft und pflanzte mich der bezeichneten Dame gegenüber auf; ich habe den Muth, Ihnen das zu geſtehen.

— Und war ſie ſchön, war ſie jung? fragte Eugenie weiter.

— Ja, ſie war ſchön und jung, Eugenie. Ich muß es Ihnen geſtehen, ſie war ſchön und jung, und ich blieb lange vor ihr ſtehen und betrachtete ſie aufmerkſam. Schon ſuchte ich nach einem

Digitized by Google

Thema, mittels welches ich mit ihr anknüpfen könnte, aber ich dachte an meinen alten Grundſatz: wenn ich verſtimmt bin, Niemand, zumal eine Dame nicht zu langweilen; ein Grundſatz, der eben ſowohl auf Humanität, als auf Eitelkeit baſirt iſt, und ich begnügte mich, ſie bloß zu betrachten, wohl auch hie und da, wenn ſie mit einem der Reiſenden ſprach, zu belauſchen.

— Sprachen Sie auch wirklich gar nicht mit ihr? fragte Eugenie lauernd.

— Kein Wort! Ich hatte genug zu ſehen und zu hören. Die Dame war braun und blaß, beſaß aber dabei doch eine ſo ſchöne kindliche Fülle der Wangen und des Körpers, wie ſie ſonſt mit dieſem Teint nicht vereinigt zu ſein pflegt. Augen und Haar ſind ſchwarz, ſo viel ich mich erinnere rabenſchwarz, und ihre ganze Geſtalt ſo, wie ich mir eine ſchöne junge Araberin denke. Ihre Reiſetoilette war ſehr geſchmackvoll, edel und harmoniſch, ihre Bewegung gemeſſen, doch ſanft, nur ihre Sprache hatte etwas Männliches. Vielleicht thue ich hier der Dame Unrecht, und iſt nur meine damalige Ungewohnheit der nordiſchen Sprechweiſe Schuld, daß mir ihre Rede für eine Dame ihres Alters etwas zu energiſch ſchien. Doch wurde dieſe Härte, ſo zu ſagen, durch die Weiblichkeit des ganzen Geſichtes und des ganzen Weſens der Unbekannten gemildert. Die Unbekannte aber war die bekannte Verfaſſerin der Jenny, der Clementine und der Lebensfrage.

— Sprach ſie klug, geiſtreich?

— Es war eben nicht Gelegenheit dazu da, doch ſah man ihr an, daß ſie es könnte, wenn es darauf ankäme. Als ich erfuhr, daß die Dame im Sammetſpenzer und mit dem grünen Schleier Fanny Lewald ſei, verlor ich auch den Muth ſie anzureden, denn ich hatte damals noch kein Wort von ihr geleſen; gegenwärtig kenne ich ihren „Kunſtteufel" aus den Grenzboten. Es iſt eine Novelle à la —

— Kein Urtheil! rief Eugenie, was wiſſen Sie noch von ihr?

— Sonſt nichts mehr, als daß ſie abwechſelnd in Berlin und Königsberg lebt und gegenwärtigen Winter in Rom zubringt und nach Frauenart viel ſchreibt.

— Ich wollte, ſie würde katholiſch und bliebe in Rom, ſagte Eugenie und ſah mich prüfend an.

— Das hieße nicht einen, das hieße bei Fanny Lewald zwei Schritte zurückthun.

— Sie haben sich Fannys Toilette wunderbar gut gemerkt!

— Ja, der Schleier war grün, der Sammetspenzer bräunlichroth und mit zierlichen Knöpfchen besetzt; auch trug sie eine hübsche Lorgnette, mit der sie sehr niedlich spielte. Mein Gedächtniß für Damentoilette darf Sie nicht wundern; ich kann Ihnen genau beschreiben, wie sich Frau von Bacharacht trägt.

— Kennen Sie auch diese? ach erzählen Sie, aber ausführlich!

— Gut. Ort der Handlung: Leipzig, im Storchnest. Der Zuschauer sieht ein geräumiges, comfortable eingerichtetes Studierzimmer mit einer Haupt- und einer Seitenthür. Von den Wänden blicken französische und deutsche Gelehrte, Dichter und Staatsmänner, durch das Fenster hat man einen weiten Blick auf das Schlachtfeld. Sie sehen, ich werde ganz dramatisch, das kann aber nicht anders sein, denn ich denke an Heinrich Laube, und sein Zimmer ist es, das ich Ihnen hier beschreibe. Um einen Tisch sitzen gemüthlich plaudernd und Kaffee trinkend der Herr des Hauses, seine liebenswürdige Frau und zwei Freunde, Berthold Auerbach und ich. Ein Bedienter tritt ein und giebt der Frau vom Hause eine Karte. Sie liest: Frau von Bacharacht. — Frau von Bacharacht! rufen Alle nach. — Therese, Briefe aus dem Süden, Menschen und Gegenden, das ist ja herrlich! rufe ich. — Wie er sich freut, weil er weiß, daß es eine schöne Frau ist, sagt Madame Laube. — Wird sehr angenehm sein! — Der Bediente geht, Madame Laube begiebt sich in ihr Empfangzimmer und ich reibe mir vor Freude die Hände. — Der ist noch jung! sagt der Verfasser der Dorfgeschichten. — Nach zehn Minuten gingen wir den Damen nach und fanden sie schon im eifrigsten, lebhaftesten Gespräch. Wer kann auch mit Madame Laube nur wenige Minuten zusammen sein, ohne sich aufs Interessanteste zu unterhalten. Diese geistvolle Dame weiß bei Jedem sogleich, wie ein erfahrener Bergmann, den rechten Punkt anzuschlagen, wo er am reichsten und ergiebigsten ist. Ist dieser Schacht erschöpft, so hat sie mittlerweile eine andere Seite entdeckt, und ehe man sich es versieht, ist man in einem Nebengange, dann wieder in einem dritten, vierten, bis man erstaunt bemerkt, welch ein weites Feld, welch ein wahres La-

Digitized by Google

byrinth ſich einem aufthut, und wundert ſich ſelbſt über ſeinen eigenen Geiſt und über ſeine eigene Ergiebigkeit. Aus einem Klümplein roher Seide, das man ihr bietet, weiß ſie wie eine geſchickte Spinnerin, einen langen, unendlichen Faden zu ſpinnen, aus dem ſie dann ein kunſtvolles Netz flicht, welches ſie einem über den Kopf wirft, daß man darin als ihr freudiger Gefangener zappelt. Indeſſen weiß ich nicht, welche von den beiden Damen dieſes Mal die andere gefangen hatte, denn ich traue dieſe Kunſt wohl auch der Verfaſſerin der Briefe aus dem Süden zu, und wir kamen zu ſpät, als daß wir das intereſſante Manöver, wie eine geiſtreiche Frau die andere umſpinnt, hätten mit anſehen können. Wir hatten nur noch die leichte Mühe, uns an die angeſponnenen Fäden zu halten, und uns von den Damen ins Schleppthau nehmen zu laſſen. Ich ſah mir Thereſe genau an, und begriff, warum ſo viele Hamburger über das häßliche Portrait in der illuſtrirten Zeitung ſo empört waren; aber die Hamburger hatten doch Unrecht, denn es giebt ein Etwas, das ein plumper Holzſchnitt unmöglich nachmachen, und das nur ein feiner, engliſcher Stahlſtich auf ariſtokratiſchem Papier wiedergeben kann. Es gehört zu manchem Portrait eine gewiſſe ariſtokratiſche Ausſtattung, Goldbuchſtaben, maſſive Sammetdeckel und dergl., ſo wie man ſich die Originale nicht ohne die reichſten Möbel, Tapeten, Bijoux und dergl. denken kann. So iſt Thereſe. Alles an ihr iſt ariſtokratiſch duftig, ihre Toilette, ihre Bewegungen, ihre Ruhe und ihre ſichere, kühne Ausdrucksweiſe. Zum Ueberfluſſe iſt ſie auch ſchön.

— Wie? zum Ueberfluſſe? das verſtehe ich nicht!

— Es iſt ſehr egoiſtiſch von Ihnen, Eugenie, das nicht verſtehen zu wollen. Ja, ich ſage zum Ueberfluſſe, auch weiß ich nicht einmal genau, ob ſie wirklich ſchön iſt, ich weiß nur, daß ſie es entbehren kann, ſchön zu ſein, ſie hat genug an ihrer Art und Weiſe, an dem gewiſſen Etwas, das von ihr ausgeht, und an ihrem Auge. Auch von dieſem weiß ich nicht, ob es den Regeln der Schönheit entſpricht, aber wie es ſo aus ſeiner Tiefe dunkel hervorleuchtet, hat es einen gewiſſen zauberiſchen Reiz. Sehen Sie, ich liebe dieſe kleinen Augen, die, wenn ſie lachen, ſich anſtrengen müſſen, auch zugleich zu ſehen, und dieſe Anſtrengung, dieſer Kampf giebt ihnen etwas Komiſches, aber auch etwas Liebliches, Kindli-

ches, Unschuldiges, was unendlich reizend ist. Weiß Gott, Eugenie, Sie haben eben unwillkührlich kleine Augen gemacht.

— Sie sind sehr eitel, mein Freund!

— Und Sie sehen liebenswürdig und kindlich auch mit großen Augen, denn auch große Augen können nach Verhältniß —

— Ich bitte, die großen Augen in Ruhe zu lassen und von Frau von Bacharacht fortzufahren.

— Ich kenne keine Frau von Bacharacht, ich kenne nur die Schriftstellerin Therese. Als Therese ging, lud sie mich sehr freundlich ein, sie diesen Abend in ihrer Loge zu besuchen. Wie gern nahm ich diese Einladung an. Doch kam ich erst zum zweiten Acte, während des ersten sah ich mir sie noch von der Gallerie aus ganz genau an. Man gab den verwunschenen Prinzen und Meirner war wirklich köstlich komisch. Wir lachten sehr viel mit einander, und hat man einmal zusammen gelacht, so ist die nähere Bekanntschaft bald gemacht. In den Zwischenacten sprachen wir über hundert Dinge, und Therese fütterte meinen jungen Ruhm, das kleine Wickelkind, mit den süßesten Bonbons, will sagen mit allerliebsten Complimenten, die ich mir von der Hand einer solchen Dame behagen ließ. Leider dauert das Stück nicht lange, doch konnte ich indessen die schöne Erfahrung machen, daß die aristokratische Therese, die ich mir stolz, vornehm, kalt gedacht hatte, sehr herzlich sein und sehr herzlich lachen konnte. — Leider liegt der Gasthof, wo sie wohnte und an dessen Thor ich sie noch begleitete, ganz nahe am Theater, — und leider reiste sie schon am andern Morgen ab, und ich habe sie seit jener Zeit nicht wieder gesehen.

Fast ebenso ging es mir in einer französischen Stadt mit der bekannten, sentimentalen Dichterin Debord-Valmore, doch ich will bei unsern deutschen, schreibenden Frauen bleiben, sonst könnte ich Ihnen noch von der italienischen Dichterin Carlina T....e erzählen, die ich in einer italienischen Stadt kennen gelernt. Ach diese Carolina ist eine rührende, tragische Erscheinung. Jung und blind, wie sie ist, singt sie die herrlichsten, doch auch traurigsten Lieder, wie eine geblendete Nachtigall. Stundenlang saß ich im Garten an den Ufern der Brenta zu ihren Füßen und hörte ihr zu, wenn sie mir von den herrlichen Thälern, von den blauen Bergen, von den wunderbaren Meteoren am Himmel und von den schönen Rit-

Digitized by Google

tern und Frauen auf Erden erzählte, die ſie trotz ihrer Blindheit geſehen — mit ihrem innern, klaren, geiſtigen Auge. Auch von dem engliſchen Mannweib Miß Sara Auſtin, die ich in Karlsbad kennen gelernt, könnte ich Ihnen Manches ſagen, von der Frau, die auf den Schneefeldern Canadas, wie in der Literatur Deutſchlands für ihr Albion die ſchönſten Eroberungen machte. So wie jedes ihrer Bücher, ſo trägt auch ihre ganze Geſtalt, vorzüglich ihre Oberlippe den Stempel der Männlichkeit. Sie iſt groß und ſtark, und ihr dunkles Auge blickt kühn und energiſch in die Welt. Wie erſchraken wir, ich und ein alter Freund von mir, den Miß Sara Auſtin als trefflichen Dichter ſchätzt, und deſſen Mutter ſie oft beſuchte, als ſie plötzlich einmal eintrat und wir eben die allertollſten Kapriolen und Sprünge und gymnaſtiſchen Kunſtſtücke machten. Ah, fängt die deutſche Literatur an tolle Sprünge zu machen? das iſt ein gutes Zeichen, ſagte ſie lächelnd. Wir aber ſtanden beſchämt und verlegen vor ihr. Ja, das iſt eine Frau, vor der man Reſpect haben muß. In ihrer Jugend mag ſie ſehr ſchön geweſen ſein. Doch wie geſagt, bleiben wir bei den deutſchen und weil wir einmal in Leipzig ſind, ſo will ich Ihnen noch von einer Dichterin erzählen, die ich an dieſem literariſchen Küchenherde kennen gelernt. Ich meine Fanny Tarnow.

— Fanny Tarnow? Meine Mutter war von ihren Romanen ſehr entzückt.

— Auch die meine; lieben wir ſie ſchon um deßwillen! Sie iſt, was man ſo nennt, eine liebenswürdige, liebevolle Matrone, die in ihrem ſpäten Alter noch voll Lebendigkeit, voll Beweglichkeit des Geiſtes, voll Theilnahme für alle Jugend. Eine noch ganz friſche Phantaſie und Erfahrungen eines reichen Lebens ſetzen ihre Zunge zur lebhafteſten Unterhaltung in Bewegung, und der Fluß ihrer Rede geht unaufhaltſam und raſch dahin. Aber durch jedes ihrer Worte, wie Waſſerblumen durch die Wellen, blickt menſchenfreundliches, oft mütterliches Wohlwollen, nie, nie Bosheit, Klatſchſucht, Krittelei, wie das bei alten Frauen, zu ſagen, alten Weibern, vorzukommen pflegt. Dieſe letzten Worte erinnern mich unwillkührlich an eine Todte, die mit Fanny Tarnow nicht die geringſte Aehnlichkeit hatte, an die vielberühmte, in Oeſterreich claſſiſche Caroline Pichler. Die Ideenaſſociation mag Ihnen etwas unzart

und beleidigend ſcheinen, zumal ſie eine Hingeſchiedene betrifft; aber helf mir Gott, ich kann nicht anders. Ich hatte nie dieſe Verehrung für ſie, die die meiſten Nätherinnen wirklich empfinden und die meiſten öſterreichiſchen Literaten affectiren. Schon in früher Jugend, als ich ihren „jungen Maler" las, fühlte ich mich ſehr wenig von ihr angezogen, und die Memoiren, die nach ihrem Tode veröffentlicht wurden, beſtärkten mich nur in dem Widerwillen, den ich inſtinktmäßig dieſer Frau gegenüber empfand.

— Sie haben mir verſprochen, nicht von Büchern, ſondern von Perſonen zu ſprechen.

— Erlauben Sie, Eugenie! Die Pichler und ihre Memoiren ſind eins und daſſelbe. So wie ſie in dieſem Buche Schiller und Göthe mit Protectormiene auf die Schulter klopft, wie ſie echt weibiſch die Toilette der Frau von Staël bekrittelt, auf alles Junge und Friſche mit Verachtung und vornehmer Herablaſſung niederſieht, und allem Alten, Verdumpften, Verſchimmelten lange Lobreden hält, ebenſo war ſie, nach der nur ſehr kurzen Bekanntſchaft zu ſchließen, auch im Leben. Ihre Freundlichkeit, die ſie beliebt machen ſollte, hatte etwas von ſelbſtverläugneriſch ſein ſollender Herablaſſung, von einem Niederſteigen aus eingebildeter Höhe, ah! ganz wie in ihrem Buche, in den Memoiren. Der gewiſſe Inſtinct war auch Urſache, daß ich mehrere Jahre in Wien lebte, ohne die geringſte Luſt nach der Bekanntſchaft der Frau Caroline Pichler zu verſpüren, die man mir doch ſchon in der Schule als Verfaſſerin der „Ruth" eifrigſt als claſſiſche Schriftſtellerin empfohlen hatte. Ein Zufall, ich glaube es war eine Beſtellung die ich für einen Bekannten übernommen hatte, führte mich zu ihr. Sie wohnte in ihrem eigenen ſchönen Hauſe in der Alſervorſtadt, in der Mitte ihrer Enkel. Wie ich ins Zimmer trat und die alte Frau von lieblichen Kindern, wie einen Patriarchen umgeben ſah, gefiel ſie mir ausnehmend, trotz ihrer harten Züge, ihrer derb ausgeprägten Phiſiognomie. Hätte ſie meine Beſtellung angehört und mich dann gehen laſſen, mir wäre wohl und ich hätte ein hübſches Bild von ihr mit fortgenommen. Aber nein! Sie nöthigte mich zum Sitzen, und kaum hatte ſie erfahren, daß ich auch eine ſchriftſtellernde Gansfeder führe, ſo begann ſie ſo jämmerlich über die ganze junge Literatur zu klagen und zu kritteln, daß mir „weh ward auf mei-

Digitized by Google

nem Sitze, vor ſo viel Lieb und ſo viel Witze.“ Freiligraths „Reiter“ diente ihr als ſtrategiſcher Punkt, von welchem aus ſie Alles was ſeit zwanzig Jahren zu ſchreiben angefangen, mit platzenden Granaten zu beſchießen anfing. So oft ſie mit Einem fertig war, berief ſie ſich auf den Refrain jenes Gedichtes: Auch das iſt Poeſie. Selbſt Lenau beklagte die Gute! Natürlich, den Verfaſſer des Fauſt und Savanorola konnte die gute Katholikin nicht gelten laſſen, die in einer ihrer Novellen den Teufel durch den Anblick eines Breviers in die Hölle zurückjagt.

Sie kennen dieſe ſchöne Art des Bedauerns, das immer hinzufügt: ich will nichts Böſes geſagt haben. Ich konnte mir die Genugthuung nicht verſagen, Frau Caroline Pichler geb. von Greiner an die alten Leute zu erinnern, die aus dem vorigen Jahrhundert ſtammend, kein Verſtändniß für die neue Zeit, für die Zeit nach der franzöſiſchen Revolution haben, und ſich, wenn ſie geſcheidt wären, lieber jedes Urtheils enthalten ſollten. Natürlich nahm ich ſie mit ihrem hohen Geiſte aus. Mitten in ihren Lamentationen ließ Caroline Pichler manchmal ein bedauerndes Wörtlein einfließen, daß ſie nicht Zeit genug habe, die neue Literatur durchaus kennen zu lernen, da ſie die Wirthſchaft zu ſehr beſchäftige; etwas, worauf die Verfaſſerin des Germanicus immer aufmerkſam machen wollte, daß ſie nicht nur eine große Dichterin, ſondern auch eine vorzügliche Hauswirthin ſei. In Gottes Namen, dann aber kritiſire man die neuen Einkäufe über Küche und Keller, aber nicht Grün und Lenau. Nicht lange nach meiner Viſite ſtarb ſie; wir wollen ſie bedauern, ſie ſoll wirklich eine gute Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter geweſen ſein, ein größeres Verdienſt als das einer großen Schriftſtellerin.

— Sie ſind ein arger Heuchler, mein Freund! Nachdem Sie ſo über die arme Pichler abgeurtheilt, kommen Sie mit jenem verdächtigen Bedauern, von dem Sie vorhin ſelbſt mit Verachtung geſprochen.

— Nein, Eugenie! Eine gute Gattin, Hausfrau, Mutter und Großmutter bedauere ich aus ganzem Herzen, aber die Schriftſtellerin Pichler? weiß Gott, ich habe gegen wenige ſchreibende Federn dieſen Widerwillen. Leſen Sie nur die Memoiren, die nach ihrem Tode erſchienen, leſen Sie, wie ſie über unſern Kaiſer Jo-

ſeph ſpricht, mit welcher Philiſterei, mit welcher unweiblichen Grauſamkeit. Bei Gott, es ſcheint einem, als lache ihr das Herz, da ſie von ſeinem Tode und von der Rückkehr der „alten Ordnung“ und den Jeſuiten erzählt. Leſen Sie, wie ſie über Bettina ſpricht, wie ſie dieſe kritiſirt; muß man nicht ein dicker Philiſter ſein, wie der Uhlandiſche Recenſent im Frühling, um Bettina, den Frühling zu kritiſiren?

— Sie ereifern ſich; laſſen wir Caroline Pichler und erzählen Sie mir endlich etwas von den Berlinerinnen, von Frau von Palzow, von Gräfin Hahn-Hahn.

— Von dieſen Großtanten aller deutſchen Schriftſtellerinnen?

Weiß nicht, was ſie kochen und ſchaffen —
Schweben auf, ſchweben ab, neigen ſich, beugen ſich —
Sie ſtreuen und weihen —
Eine — ⏑ —

Vorbei! Vorbei!

— Gott, Gott! Sie werden ja immer unartiger, ich muß ſogar ſagen, gröber! Soll ich denken, daß Sie leichtſinnig und pietätslos, gerade nur alten Frauen gegenüber ſind? So lange Sie von den jungen ſprachen, klang alles aus einer ganz andern Tonart. Sind es ſchwarze Augen und Falten des Alters, die Ihr Urtheil beſtimmen?

— Nicht doch, Eugenie! Erinnern Sie ſich an Fanny Tarnow, und ſpäter werde ich noch von einer uralten Frau ſprechen, und Sie werden ſehen, wie ſehr Sie mir Unrecht thun. Aber bleiben wir bei den Berlinerinnen. Bettina, der Traum meiner Jugend, die Magierin, die den Zauber der Kindheit feſt zu halten wußte, Bettina habe ich geſehen. Aber ach, der Traum meiner Jugend iſt alt geworden! Es war in den Sälen der Kunſtausſtellung zu Berlin, wo ich ſie ſah. Und vor welchem Bilde ſtand ſie juſt, da man mir ſie zeigte? Vor Arry Scheffers „Laßt die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer iſt das Himmelreich!“ Sie, die Kleine, das ewige Kind, mußte ſich von dieſem Bilde beſonders angezogen fühlen, und ſie ſtand lange betrachtend und ſinnend davor. Es iſt aber auch ein herrliches Bild. Der Heiland liegt im Palmenſchatten gelagert, und die Kleinen, die er mit ausgebreiteten Armen empfängt, ſtrömen ihm freudig von allen Seiten zu. Bei-

Digitized by Google

ſeite ſtehen die Mütter und lächeln ſelig dem Freunde ihrer Kinder. Das Ganze durchweht eine Luft, wie ſich ein dichteriſches oder kindliches Gemüth die Atmoſphäre des Himmels denkt; eine Luft aus Sonnengold, Blättergrün und Blumenduft zuſammengeſchmolzen, von Palmenſchatten ſanft durchdämmert. Es kam mir nicht anders vor, denn als die ſichtbare Darſtellung des gläubigen, tiefpoetiſchen, kindlichen Gemüthes. Wie geſagt, Bettina ſtand lange davor. Mein Auge ſprang unaufhörlich von ihr auf das Bild, von dem Bilde zu ihr zurück; es war mir, als ergänzten die beiden einander, als hätte ich für Bettina den Commentar in dem Bilde, und für das Bild das Original in Bettina gefunden. Bettina iſt klein und in ihren Bewegungen kindlich—kindiſch. Sie ſteht, wie ein Kind, nicht einen Augenblick ruhig, ſondern hüpft unaufhörlich von einem Fuß auf den andern, und dreht und wendet ſich mit einer Nonchalance, als wäre ſie allein auf der Welt! Ihr Geſicht iſt ein merkwürdiges Gemiſch von Jugend und Alter. Doch war es mir nicht ſchwer, letzteres hinwegzudenken, und ich hatte ganz und gar die kleine tolle Bettina, die dem alten Jakobi die Nachtmütze in den See wirft, oder auf einer Eisſcholle ſich den Strom hinabtreiben läßt. Mein Entſchluß war gefaßt; ich wollte Bettina auf jeden Fall kennen lernen, wie ſchwer man mir auch den Umgang mit ihr ſchilderte. Kennen Sie die Worte Rückerts, die ſich ſo gut auf Bettinas Bücher, wie auf ihre Art und Weiſe ſich zu geben, beziehen laſſen?

Kindiſcher Geberde
Dich zu necken ſcheint ſie dort,
Dann den Muth zur Erde
Schlägt ſie mit erwachſnem Wort.
Wenn Du ſie willſt nehmen
Für ein Kind, wie ſie ſich giebt,
Wird ſie Dich beſchämen,
Wenns ihr klug zu ſein beliebt.
Wenn Du ſie zu faſſen
Nun beim Ernſte denkſt mit Glück,
Zieht ſie ſich (aus) gelaſſen
In den kind'ſchen Scherz zurück.

Leider kam ein Brief, der mich zwang, den Tag nachher, als ich Bettina zum erſten und letzten Male geſehen, plötzlich abzureiſen, und ich bin um eine ſchöne, gewiß poeſiereiche Erfahrung und Bekanntſchaft ärmer. Aber, aber, ich habe doch eine Berliner Schriftſtellerin kennen gelernt, und das iſt Louiſe, eigentlich Clara Mühlbach, eigentlich Müller, die Frau Theodor Mundts. Ich kann Ihnen nicht viel mehr von ihr erzählen, als daß ich Berliner Thee und Meklenburgiſche Gemüthlichkeit bei ihr genoſſen. Erſteres iſt bekannt, ſo zu ſagen, berüchtigt, letztere verdiente berühmt zu ſein, trotz der Meklenburger Junkerſchaft, Frohnden und Jagdgeſetze. Louiſe Mühlbach iſt eine bürgerliche Meklenburgerin, und es iſt ihr alſo die Möglichkeit gelaſſen, gemüthlich zu ſein, und ſie macht von dieſer Möglichkeit Gebrauch. Trotz dem Berliner Philoſophiren und Räſonniren, guckt doch überall bei ihr das breite, rothbackige Geſicht der Meklenburger Gutmüthigkeit hervor. Köſtlich iſt Louiſe Mühlbach, wenn ſie dem aufmerkſamen Hörer die Art ihres Schaffens und Zeugens, will ſagen, ihrer Schriftſtellerei auseinanderſetzt. Man glaubt, es ſei von einem warmen Bade die Rede, mit ſolcher Behaglichkeit ſpricht ſie von ihrem Schreibpulte. Da iſt von keinem Byron'ſchen Kampf, von keinem Wüthen und keiner Zerriſſenheit zu hören, nein! „wenn ich mich zum Schreiben niederſetze", ſagt ſie, „geht das ſo leicht und reißend ſchnell vorwärts, daß ich nicht weiß, wann aufhören". Wenigſtens muß man geſtehen, Louiſe Mühlbach macht ſich nicht beſſer und nicht ſchlechter, was doch die meiſten Schriftſtellerinnen im Buche und im Leben ſo gerne thun. Iſt Ihnen die Gräfin Hahn, wenn Sie ihre Bücher laſen, nicht ſchon tauſendmal unausſtehlich geworden, und haben Sie nicht, um gräflich Hahniſch zu ſprechen, einen Depit, einen wahren horreur vor ihr empfunden? Und doch ſoll ſie auf ihrem Zimmer die liebenswürdigſte, anſpruchloſeſte Frau ſein! Kaum glaublich? Eine Dame, und zwar eine ſchreibende Dame, verſicherte mich deſſen, und da muß es doch wahr ſein. Dieſe ſchreibende Dame iſt Louiſe Mühlbach ſelbſt, von der ich Ihnen noch zu ſagen habe, daß ſie eine impoſante, wahrhaft grandioſe Geſtalt iſt, vor der man erſchrecken müßte, wenn nicht ihr hübſches Auge und die Gutmüthigkeit des ganzen Geſichtes den Eindruck milderte. Doch ich kann nicht weiter. Ziehen Sie gefälligſt ein Buch!

Digitized by Google

— „Schloß Goczin!"

— Ida von Dühringsfeld kenne ich leider nicht, wie ſehr ich ſeit Jahren auf dieſe Bekanntſchaft begierig bin; denn nach den Gedichten, die ſich in ihren Romanen zerſtreut finden, muß ſie eine höchſt poetiſche, tiefe, gemüthvolle Natur ſein, tiefer und poetiſcher, als die meiſten unſerer Frauen, vielleicht als alle. Doch erinnere ich mich bei ihr an eine Dichterin, die vielleicht nur mir bekannt und tief im Süden Deutſchlands heimiſch iſt. Es iſt eine ſtille Mädchenſeele von kaum zwei und zwanzig Jahren, die nichts ſchreibt, als ihr Tagebuch und Briefe an ihre Freunde. Aber beide enthalten reiche Schätze von Poeſie, und in Bücher geſammelt würden ſie ihrer Verfaſſerin bald einen ſchönen, blütenvollen Kranz aufs Haupt ſetzen und ihr den Namen einer Dichterin erobern. Aber daran denkt die gute, ſtille, beſcheidene Seele nicht; Tags iſt ſie wie Werthers Lotte mit ihren kleinen Geſchwiſtern beſchäftigt, und erſt ſpät Nachts kommt ſie dazu, ſich in ihrem kleinen Stübchen hinzuſetzen und ſchlicht aufzuſchreiben, was ſie denkt und empfindet. Alles mit jener Harmloſigkeit, als ſchriebe ſie, noch ein Kind, die Aufgaben für ihren Lehrer. Nur manchmal mag ihr Herz bewegter ſchlagen und zittern, wenn ſie ein Lied ſchreibt, wie z. B. dieſes, das ich ihr einſt in trauriger Zeit geraubt habe und das ich wie ein Kleinod bewahre. Hören Sie!

Da ich verzagen wollte
Kamſt Du zu mir;
Mein Herz, das heimlich grollte,
Es neigte liebend ſich zu Dir.

Mein Herz, das heimlich grollte,
Beglückteſt Du;
Und da es brechen wollte,
Gabſt Du ihm wieder ſeine Ruh!

O, wär' es doch gebrochen!
Die Gnadenzeit,
Die mir Dein Blick verſprochen,
Wie iſt ſie nun ſo weit, ſo weit!

Ich mußte inne werden,
Daß es noch Glück,
Noch Liebe giebt auf Erden —
Dann nahmst Du beides mir zurück.

Das muß den Gram mir ſchärfen,
Daß nun zu lieb
Die Welt mir zum Verwerfen,
Zum Lieben mir zu werthlos blieb.

— Eugenie, was meinen Sie von dieſem Gedichte und von ſeiner Verfaſſerin?

— Es macht mich nur begierig, ihren Namen und ihre Geſchichte zu erfahren; es muß ein ſehr unglückliches Mädchen ſein. das mit zwei und zwanzig Jahren nicht mehr weiß, ob es die Welt „verwerfen" oder „lieben" ſoll.

— Nicht doch! ſie hat den erſten Schmerz der Jugend überwunden und ſtrahlt als Siegerin ſchöner und friſcher denn je. Es giebt gewiſſe Schmerzen, die man jedem Mädchen wünſchen möchte, weil ſie es vor der Verflachung und Spießbürgerlichkeit behüten, und ſo iſt es auch bei meiner lieben, braunen — halt! da hätte ich gleich den Namen genannt, und Namen, Geſchichte, Heimat u. ſ. w. ſind Privatgeheimniſſe auch für Sie Madame, und ich, muß bitten, ein anderes Buch zu ziehen, bevor die weibliche Neugierde mit Macht rege wird.

Eugenie war etwas piquirt, aber ruhig lächelnd, als wollte ſie ſagen: und ich erfahre es doch, griff ſie in den Bücherhaufen, zog ein prächtig ausgeſtattetes Buch hervor und las vom Rücken: Gedichte von Geibl!

— Ei, Eugenie, Sie werden ja mit einem Male ſatyriſch und kritiſch zugleich! Ich kann Sie verſichern, denn ich habe es von glaubwürdigen Leuten, Emanuel Geibl iſt kein Weib, ſondern ein Mann, ein veritabler Mann, ein honorable man!

— Ein Witz des Zufalls! ſagte Eugenie und griff nach einem andern Buche, und um jeden Irrthum zu vermeiden, ſchlug ſie den Deckel auf und las den ganzen Titel: Nach dem Gewitter, von Betty Paoli!

Digitized by Google

— Betty Paoli! eine alte, gute Freundin! Laſſen Sie doch das Buch ſehen. — Richtig, Betty Paoli, mit einem Motto von Heinrich Landesmann. Ach, laſſen Sie ſich von Heinrich Landesmann erzählen. Der iſt in einem Theile der deutſchen Literatur, was Ulrich Guttinger in der franzöſiſchen. So viele Dichter kennen und verehren und beſingen ihn, aber der Literatur iſt er bisher noch unbekannt; das iſt ein Menſch!

— Nichts da! Ich will nichts von Ihren Männern hören, bleiben wir bei meinen lieben Frauen, zumal ich Ihren Heinrich Landesmann ſchon aus ſeinem ſchönen, tiefſinnigen Gedichte „Abdul" kenne. Erzählen Sie mir von Betty Paoli!

— Ich füge mich, denn ich bin Ihr Seeleneigener. Aber wie anfangen? wo beginnen? Mit Betty Paoli habe ich Jahre in guter Bekanntſchaft verbracht, und wollte ich Ihnen alles erzählen, was ich mit ihr erlebt, was ich von ihr erfahren, es gäbe dicke Bände. Alſo will ich lieber kurz ſein und im Lapidarſtyl ſprechen. Leſen Sie ihre Gedichte, und Sie kennen ihre Geſchichte. Der erſte Theil iſt wild, ſtürmiſch, aufbrauſend, tobend wie ihre Jugend, voll bittern Elends, Unglücks, Leidenſchaft und Leidensgeſchichte wie dieſe. Der zweite Theil, den ſie ſonderbar aber bezeichnend „Nach dem Gewitter" nannte, iſt ruhig, wehmüthig, ſtillbewegt und beſchaulich, wie Betty Paoli jetzt wirklich iſt. Das Gewitter hat ſich vertobt, die Gräſer ſind thränenbethaut, am Himmel ſteht das Zeichen des Friedens, der Regenbogen. Nur hier und da fährt noch ein leichter Blitz flammend durch die Luft. Doch dürfen Sie dieſe Ruhe nicht als ein Zeichen des Alters nehmen, denn Betty iſt noch jung, ein ſchönes Weib, mit einem Geſichte, dem man ein reiches, inneres Leben anſieht, und das, wie Göthe zu ſagen pflegte, eine Geſchichte, eine reiche, vielfach bewegte und wechſelnde Geſchichte erzählt, und das wie ihre feurigen Gedichte, die ſüdliche, griechiſche Abſtammung verräth. Ich habe, wie geſagt, viele Jahre in perſönlichem und brieflichem Verkehre mit ihr geſtanden, aber faſt nie erzählte ſie mir von ihrer Vergangenheit. Es ſcheint, ſie denke und erinnere ſich nicht gern daran, wie an einen böſen Traum. Nur hier und da erfuhr ich Bruchſtücke, die allerdings zeigen, daß das Gedicht ihres Jugendlebens mitunter unendlich traurige, ſchaurige und nächtige Stellen habe. Aber ich

habe Achtung vor den Geheimniſſen und inneren Bewegungen, ſelbſt vor den Irrungen einer poetiſchen Frauenſeele, und ich ſchweige davon, weil auch Betty Paoli davon zu ſchweigen liebt.

Ein Menſchenherz, das noch nicht durch ein Weh gegangen,
Iſt wie ein Schiff, das noch nicht in die See gegangen.

Wenn ich ſie überlebe, dann Eugenie, ſollen Sie auch eine ausführliche Biographie dieſer Dichterin erhalten. Gegenwärtig lebt ſie im Hauſe der Fürſtin S*, der geiſtvollen, edlen Wittwe des Feldmarſchalls von Leipzig, und ihres Sohnes des Fürſten Friedrich, des ritterlichen „Lanzenknechtes," des an Abentheuern reichen „Capitain Wolf." Sie können denken, daß das eine intereſſante Trias giebt. Ziehen Sie ſchnell ein neues Buch, ſonſt verſenke ich mich in Erinnerung alter Zeiten, und ich weiß nicht wo und wie zu enden.

— Nicht doch, ich wollte Sie ſchon vorhin über eine Dichterin befragen, die mich intereſſirt, obwohl ich noch nichts von ihr geleſen. Zu Weihnachten kaufte ich für die Kinder meiner Schweſter zwei kleine Büchlein, Memoiren eines bleiernen Soldaten und Alma's Wäldchen. Die Kinder ſind mir dafür dankbarer, als für alles Zuckerwerk, das ich ihnen je gegeben, und ſprechen und träumen von nichts anderem, als vom bleiernen Soldaten und von Alma's Wäldchen. Kennen Sie vielleicht Amalia Winter, die Verfaſſerin dieſer Büchlein? Ich intereſſire mich für eine Frau, die kindliche Seelen ſo einzunehmen und zu beſchäftigen weiß.

— Ach, Eugenie, mit dieſer Frau erinnern Sie mich zugleich an fünf ſchöne Wochen aus meinem Leben. Ob ich Amalia Winter kenne? Sie iſt ja meine liebe Gaſtfreundin aus Weimar, meine „Mama," wie ſie ſich, ihrem Alter ſelbſt Unrecht thuend, nannte; ſie iſt ja eine von den Frauen, die ſich im „Wittwenſitz der Muſen" Mühe geben, die kleinen Fünkchen, die von der ehemaligen großen, alle Welt durchſtrahlenden Sonne Weimars übrig blieben, lebend zu erhalten. Es iſt eine liebe, liebe Frau, und das Leben das ſie führt, iſt einer Dichterin würdig. Mit innigem Vergnügen erinnere ich mich an die Morgen- und Nachmittagsſtunden, die ich mit ihr allein gemüthlich plaudernd, disputirend, oft zankend, oder auch in Geſellſchaft ſchöner Frauen und geiſtreicher Freunde zubrachte, und ein liebes Andenken ſind mir ihre kleinen

Digitized by Google

Briefchen, die ich faſt alltäglich während meines Aufenthaltes in Weimar erhielt, mit Verhaltungsbefehlen, ſtrengen Verweiſen, lieben Einladungen u. ſ. w. Aber Sie thun ihr Unrecht, wenn Sie glauben, ſie könne nur Büchlein für Kinder ſchreiben. Gott bewahre, ſie ſoll auch manchen ſehr ſchönen Roman, und manche ſehr intereſſante Novelle noch geſchrieben haben, als da iſt: „das Stiftsfräulein, oder der Criminalrath". Auch „das Buch für Kammerjungfern" iſt von ihr; da ich aber nie die Abſicht hatte, eine gute Kammerjungfer zu werden, ſo habe ich auch dieſes Buch, wie die meiſten ihrer Werke, nicht geleſen, und kann Ihnen daher kein beſtimmtes Urtheil abgeben. Doch denke ich mir, daß gewiß Alles von Amalia Winter mit Geiſt und herzlichem Wohlwollen geſchrieben ſein mag, denn beides beſitzt ſie, wenn ſie es auch manchmal auf bizarre Art offenbart. Sie heißt eigentlich Amalia von Groß, und iſt eine arge Ariſtokratin, obwohl ſie ſich es ſelbſt nicht eingeſteht, was ſie aber, ſo oft ſie liberal ſein will, aufs Augenſcheinlichſte darthut. Sie iſt eine Frau von mittlern Jahren, der man noch eine ſchöne Vergangenheit anſieht; zumal ihr blaues Auge erzählt viel davon. Feine ariſtokratiſche Manieren, freie, ungezwungene Bewegung, etwas unmerkliche Verſtellung verrathen die Dame vom Hofe, die ſie auch mit Leib und Seele iſt. Beſonders am Erbprinzen von Weimar, der wirklich liebenswürdig, und wie alle Erbprinzen, freiſinnig iſt, hängt ſie mit außerordentlicher Liebe. Von ihm ſpricht ſie am liebſten; ihn ſchildert ſie am liebſten, wenn ſie in ihren Büchern einen jungen Helden oder einen idealen Fürſten braucht.

— Das gefällt mir von der Frau.

— Ach ja, ich weiß es; Sie ſind leider Gottes auch ſo eine ſtarre Royaliſtin, wie es die meiſten Frauen ſind, vorzüglich der Prinzen wegen. Amalia Winter wird auch ſehr oft von ihrem Prinzen beſucht. Da fährt plötzlich an der hintern Gartenmauer ein Wagen vor, das Gartenpförtlein thut ſich auf, und herein tritt ein ſchlanker, ſchöner, junger Mann mit einem blitzenden Stern auf der Bruſt. Eine ſchöne Scene für ein Stück, oder eine Operette aus den achtziger Jahren. Damals wäre das rührend geweſen; heute findet man es obwohl ſchön, doch auch ganz natürlich, daß ſich auch ein Prinz mit einer geiſtreichen Frau unterhalten will. Aber eben ſo ſchön iſt es von meiner verehrten Freun-

din, daß ſie oft (wenigſtens that ſie es in früherer Zeit) eine große Schaar kleiner Mädchen um ſich verſammelt und ſie, eine liebevolle Kinderfreundin, wie in ihren Büchern auf einnehmende Weiſe belehrt und ſich mit ihnen über hundert ſchöne Dinge unterhält. Ueberhaupt hat ſie den Zug zu einer Humoriſtin, wie man ſie unter den Ariſtokratinnen des philoſophiſchen Jahrhunderts nicht ſelten fand, die aber in unſerer Zeit in Frauenvereinen verphiliſterten.

— Dieſe Kinderfreundſchaft gefällt mir ganz beſonders; wenn Sie ihr ſchreiben, ſo grüßen Sie ſie, von einer Frau die ſie verehrt.

— O, es giebt in Weimar noch eine hübſche Zahl von Frauen, die Sie grüßen laſſen könnten. Da iſt z. B. Frau von Ahlefeld und Adele Schopenhauer. Aber beide waren zur Zeit nicht in Weimar, und ich habe an der Bekanntſchaft dieſer Damen gewiß viel verloren; dafür aber machte ich eine andere, die mir hundert aufwiegt. Ich lernte eine Frau kennen, bei deren Anblick, bei deren Worte ich mich mit Eins in die Sturm- und Drangzeit des vorigen Jahrhunderts zurückverſetzt fühlte, wie ruhevoll auch dieſer Anblick, wie prieſterlich friedlich auch jedes Wort dieſer Frau war. Dieſe Frau aber iſt Frau von Wollzogen, die erſte Beſchützerin des flüchtigen Genies, das mit Flammenſchrift ſeinen Namen Friedrich Schiller Deutſchlands Herzen einſchrieb, die erſte Freundin Deß dem alle jungen Herzen in Ewigkeit mit Begeiſterung entgegenfliegen. Sie wohnt in Jena, und eine liebenswürdige Freundin der Frau v. Groß gab mir ein Empfehlungsſchreiben an ſie. Wie ich hinauswanderte zu dem ſtillen Hauſe weit vor dem Thore, war es mir als lebte ich in einem Mährchen und wanderte zu längſt entſchwundenen Zeiten zurück. Wie ich in die verhangene, dämmernde Stube eintrat, war mir ſonderbar zu Muthe; ich leichtſinniges junges Blut fühlte da vielleicht zum erſten Male ſo recht innig, was das heißt: Ehrfurcht vor dem Alter! Frau von Wollzogen ſaß in einem tiefen Großvaterſtuhle, blaß, vom Alter tief gebeugt, kaum ihrer Augen und ihrer Stimme mächtig. Aber ſo ehrwürdig, ach ſo ehrwürdig! Kaum wagte ich es, mich in ihrer Gegenwart niederzuſetzen, und wie ich ſaß, ſaß ich auch nur halb, immer halb ſtehend, immer bereit ihr beizuſpringen und ihr mit freudiger Ehrfurcht zu dienen. Wie ſie zu mir ſprach war es mir, als ſpräche ein weiſer guter Geiſt von alten Zeiten und längſt dahingegangenen Herrlichkeiten und hingeſchiedenen großen Helden. Un-

Digitized by Google

willkührlich erinnerte ich mich an den Urahn des Waldes im Juſtinus-Kernerſchen Mährchen, an den uralten, tiefpoetiſchen Greis. Sie erzählte mir von Schiller und wie er ihr die erſten Scenen aus Don Carlos und Wallenſtein vorgeleſen, und mit welchem Feuer er den Dialog zwiſchen Max und Thecla vorgetragen. Klingt das nicht wie ein Mährchen? Mir war es wie ein Traum. Selbſt Manches worüber ich bei Anderen hätte lächeln müſſen, kam mir bei dieſer Ahnfrau deutſcher Poeſie rührend und ehrfurchtgebietend vor. Wenn ſie z. B. ſagte, ſie glaube die „Erlinde" des jungen Wolfgang Goethe, des Enkels, werde eine neue Bewegung in der deutſchen Literatur hervorbringen. Nun, bis heute iſt von dieſer Bewegung noch nichts zu ſpüren. Oder wenn ich ihr erzählte, wie Schiller ſelbſt in den nicht deutſchen Ländern Oeſterreichs in jedem Hauſe zu finden ſei und ſie ſich darüber freute, als wäre von einem jungen Dichter die Rede, der auf dem Wege iſt, beim Publicum ſein Glück zu machen. Beweiſt das aber nicht, daß ſie noch mit ganzer Seele in jenen längſt entſchwundenen, uns nun romantiſchen Zeiten lebt, da ſie ſich des flüchtigen Dichters der Räuber ſo ſchön angenommen? und daß Schiller in ihrer Erinnerung noch immer als wilder, rothlockiger Jüngling lebt? Mit inniger Rührung und mit einer ſo tiefen Verbeugung, wie ich ſie vor keinem Könige der Welt machen würde, ging ich von ihr, und eben ſo gerührt denke ich noch heute an ſie, die lebende Mahnung an eine große Zeit. Aber keine Weichheit! darum ſchnell zu einem Gegenſatze hinübergeſprungen!

Denken Sie ſich vor Allem eine Schnupftabaksdoſe, dazu eine breite vierſchrötige Geſtalt mit entſprechendem Geſichte, große Rührigkeit in allen Gliedern, ungeheure Maſſen koloſſaler Weiblichkeit, und die berühmte Charlotte Birch-Pfeiffer iſt fertig. Im Hôtel de Bavière zu Leipzig ſah ich ſie zum erſten Male. Das kam ſo. Ich ſtand hinter einer Säule, und konnte nur einen kleinen Theil des weiten Speiſeſaales überblicken. Mit einem Male höre ich ein gewaltiges Lachen, Disputiren, Witzemachen, kurz einen grandioſen Lärm von einem der Tiſche her. Ich ging um die Säule, der Lärm war Charlotte Birch-Pfeiffer. Erſt einige Tage ſpäter lernte ich ſie am Tiſche eines berühmten Leipziger Schriftſtellers näher kennen. Aber es war immer dieſelbe komiſche Alte. Ich will damit nicht ſagen, daß Charlotte Birch-Pfeiffer alt ſei — Gott bewahre, ich

Digitized by Google

will mir ſie nicht zur Feindin machen, denn ich könnte auch einmal ein Stück ſchreiben, und ſie iſt jetzt Intendant des Berliner Theaters! — ich will nur ſagen, daß ſie die komiſche Alte wie auf der Bühne ſo auch im Leben iſt. Man muß viel über ſie lachen; ſie macht ſo gute derbe Späße, ſo gut und derb wie ſie ſelbſt iſt. Ich weiß nicht, welcher geſegnete Himmelsſtrich Deutſchlands Charlottens Wiege geſehen, aber ich wette, es iſt Baiern, denn ſie hat frappante Aehnlichkeit mit jener mächtigen Münchnerin, die man aus dem populären Bilde „die Münchnerinnen" kennt. Wie ich zum erſten Male von dem neuen Berliner Theater-Reglement hörte, mußte ich laut auflachen, denn ich dachte mir, wie komiſch es ſein müßte, Charlotte Birch-Pfeiffer im Carcer zu ſehen! Aber liebe Eugenie, bleiben wir bei dieſem luſtigen Gedanken ſtehen und laſſen wir es für heute genug ſein! Es iſt fürchterlich ermüdend für einen ſchüchternen Jüngling, ſo lange in Damengeſellſchaft zu ſein, und Jeder etwas Schönes ſagen zu müſſen.

— Ja wohl, laſſen wir es genug ſein, es iſt auch juſt die rechte Zeit, denn, wie ich merke, fallen Sie wieder in den Ton, in dem Sie von dichtenden Frauen zu ſprechen, und mit dem Sie mich zu ärgern lieben.

— So will ich Ihnen doch noch von einer ſprechen, und Sie ſollen ſehen, wie kein Ton des Spottes ſich hervorwagt, von einer, die zwar keine Dichterin, aber ſelbſt das ſchönſte Gedicht Gottes iſt, und wer in Liedern erzählen könnte, was ſie fühlt, und wer ihre Träume in Mährchen kleidete — er würde als herrlicher Dichter geprieſen. Laſſen Sie ſich von ihr erzählen, denn von ihr ſpreche ich am liebſten. — Der Sturm hatte ſich ausgetobt, und die Badegäſte von Oſtende drängten ſich wieder an der Digue auf und ab. Es war ſchon ſpät am Abend, am Himmel leuchtete der Mond, tief unter uns das Meer, aber ich ſah beides nicht, denn damals ſah ich zum erſten Male in zwei ſchwarze Augen, dunkle Lichter über einem tiefen Meer von Seligkeiten —

— Stille, ſtille, lispelte Eugenie.

— Kennſt Du dieſe Dichterin, Eugenie? So eben ſtellt ſie zitternd den Schirm vor die Lampe, daß ich nicht ſehe wie ſie erröthet, und jetzt giebt ſie mir die ſchöne, theuere, weiße Hand, die ich ſo gerne küſſe. H—n.

Digitized by Google

Noch Etwas von der czechiſchen Nationalität.

Die Prager Zeitung enthielt in dem nichtpolitiſchen Theile ihrer Nr. 15 von dieſem Jahre folgenden Artikel, unter der Ueberſchrift: Der böhmiſche National-Ball:

„Die Nationalität in Böhmen, welche in neueſter Zeit ſo viele Verfechter und Gegner aufzuweiſen hat und die Gemüther ſo vieler Edler aufregt, für ſelbe einen, wenn auch ungleichen geiſtigen Kampf auf Leben und Tod einzugehen — die Nationalität, welche in unſerm Vaterlande ihr Banner aufgepflanzt hat, um ihre Getreuen unter demſelben zu ſammeln, damit ſie unter dem Schutze einer glorreichen Regierung, auf die heiligſten Rechte fußend, in dem ſchönen Vaterlande ihre gute Sache verfechten — dieſe Nationalität ſteht jetzt ſiegreich da, unüberwunden, unbekümmert, was ihre Feinde ſagen, welche den hervorbrechenden Groll umſonſt zu verbergen trachten. Die Waffen, deren ſie ſich bedient, ſind freilich nur geiſtige, allein ſie wiſſen den rechten Fleck zu treffen. Die Mittel, die ſie wählt, nimmt ſie aus ihrem eigenen, reichen Schatze, und dieſe führen zum Zwecke. Wenn man die nationalen Beſtrebungen der Czechen aus der letzten Zeit ins Auge faßt und gehörig zu würdigen weiß, ſo muß man laut bekennen, daß dieſe edlen Beſtrebungen die reinſten Abſichten zum Grunde haben, und daß die dabei entwickelte Thatkraft würdig ſei eines Volkes, welches die Geſchichte zu einem großen geſtempelt hat. Hier ſollen National-Schulen frühzeitig auf die Jugend einwirken, dort ein National-Theater dem Bedürfniſſe der Nation abhelfen, welches ſo fühlbar

geworden ist, ja man veranstaltet auch im Interesse der Nation einen Ball und sucht ihm jene Weihe zu geben, welche alle nationalen Bestrebungen heiligt. Der Ball, insbesondere der böhmische National-Ball, zunächst der Unterhaltung gewidmet, hat aber noch einen andern Zweck. Mittelst der Sprache — nämlich der czechischen — sucht man dem Wahne jener entgegenzuarbeiten, die da sagen, diese Sprache entbehre jenes feinen Taktes, um als Conversations-Sprache dienen zu können; anderseits will man die falsche Scham jener vernichten, die glauben, es sei eine Schande, sich laut vor Allen für eine Sache zu erklären, die ihnen die heiligste sein muß. — Und nun zum Ball vom 21. d. M. Er war gewiß einer der glänzendsten des heurigen Carnevals. Alles vereinigte sich, um den Anwesenden ein herrliches Fest zu bereiten; eine glänzende Beleuchtung, elegante Ausschmückung, sowohl des Saales, als die köstliche Einrichtung der Damen-Toilette, die Schönheit der in großer Anzahl versammelten Damen, die sich gleichsam verschworen hatten, um mit ihren Reizen dem Feste die Krone aufzusetzen, die Anwesenheit des Durchlauchtigsten Landeschefs, der die Gesellschaft gegen zwei Stunden mit Seiner Anwesenheit beehrte, und vieler hoher Herrschaften, der überall herrschende, ungezwungene Ton und allgemeine Fröhlichkeit — kurz Alles war geeignet, die Anwesenden heiter zu stimmen — nur Eines fehlte, und dieses Eine vermißte der Patriot; das, weshalb eben dieser Ball jederzeit so interessant war, verschwand — kaum hörte man czechisch sprechen — und doch ist es so schön, seine Muttersprache, seine reiche, wohlklingende Muttersprache unumwunden, frei und kräftig ertönen zu lassen. Doch wir wollen uns bessern Hoffnungen hingeben. —

„Daß in dem überfüllten Saale wohl hin und wieder beim Tanze kleine Unordnungen geschehen, ist sehr möglich, und es ist sehr zu wundern, daß die Herren Ausschüsse bei Allem solche Ordnung zu erhalten wußten, welche in dem Saale herrschte — dieß spricht ihrer Ausdauer das beste Lob. Hauptsächlich aber zollen wir innigen Dank den Unternehmern des Ganzen, den Herren Mnauczek und Slawik, so wie den übrigen Herren, und sind überzeugt, daß jeder, der den Ball besuchte, mit dem Wunsche, bald einen zweiten mitmachen zu können, nach Hause zurückkehrte."

Dieser Artikel veranlaßte einige Deutschböhmen, der Redaction

Digitized by Google

der Prager Zeitung einen Aufſatz, unter dem Titel: „Bemerkungen zu dem unter den Localnotizen der Prager Zeitung eingereihten Artikel: Der böhmiſche National-Ball," in Begleitung eines Schreibens, worin ſie um Aufnahme des Aufſatzes in das nächſte Blatt baten, mit dem Zuſatz: „Sollte unſere billige Erwartung getäuſcht werden, ſo müſſen wir, wenn auch mit Widerſtreben zur Veröffentlichung des ganzen Vorgangs andere Wege ergreifen."

Der betreffende Aufſatz wurde indeſſen von der Prager Zeitung nicht aufgenommen; er folgt hier dem Weſentlichen nach:

„Der böhmiſche National-Ball! Dieſelbe Bezeichnung des Feſtes enthielten die Einladungskarten. Mit welchem Rechte trägt ein Geſellſchaftsball, den einige Private arrangirten, dieſen Namen? Wo iſt die Vollmacht, die die böhmiſche Nation dieſen Herren ausgeſtellt hat, in welcher ſie dieſelben zu ihren Vertretern ernannte? Endlich, wer ſind dieſe Männer, welche ſich ſelbſt ſo kühn als Vertreter der böhmiſchen Nation erklären? Auf welchem hohen politiſchen oder literariſchen Standpunkt ſtehen ſie, welche Verdienſte um das geſammte Vaterland ſchmücken ihre Namen und geben ihnen gleichſam den Geleitsbrief, für alle ihre Landsleute einzutreten? Wir hätten dieſen Fragen noch viele beizufügen, z. B. warum wird in dem beſprochenen Aufſatze das zu gewärtigende czechiſche Theater, ein Nationaltheater genannt, während das ſtändiſche dieſen Namen nicht trägt und jenes doch nur ein Privatunternehmen auf Actien ſein wird? warum leſen wir in der „Bohemia" und in „Oſt und Weſt", die als deutſche Blätter, doch wahrſcheinlich für den deutſch ſprechenden und deutſch gebildeten Theil der böhmiſchen Nation beſtimmt ſind, ſtatt deutſcher Original-Aufſätze beinahe durchaus elende Ueberſetzungen, und zwar größtentheils aus ſlawiſcher Sprache? warum wird in dieſen Blättern jedes czechiſche Dilettanten-Theater und jede ſogenannte Beſeda (d. h.: Reunion, geſellſchaftliche Unterhaltung) die auf dem Lande vorkommt, als nationale Lebensäußerung begrüßt und ausposaunt, der Gedanke an die Gründung einer czechiſchen Gewerbſchule, ſchon als nationale Geſinnung verkündigt (Nr. 4 von Oſt und Weſt des Jahres 1846)? während man uns die vielerlei Nachrichten aus deutſchen Gegenden unſeres Vaterlandes über Theater, großartige Muſikfeſte, und über jeden ſonſtigen Fortſchritt (z. B. die Errichtung einer Gewerb-

ſchule in Reichenberg) eben nur als Nachrichten vom Lande mittheilt?

„Die Antwort auf alle dieſe Fragen iſt einfach, aber deswegen nicht minder von Belang. Dank ſei es den vielen gelehrten und ungelehrten Diſſertationen über den Begriff des Wortes Nationalität, die man uns ſeit einem Jahrzehend in den Kopf und in das Gemüth hineingetrommelt hat, dies ſchöne einfache Wort iſt ein Unding geworden, unter deſſen breitem Schatten jede Leidenſchaft und jede Eitelkeit ihr Plätzchen findet, und vor der Sonne des lebendigen Fortſchrittes geſchützt, den Keim der Zwietracht und der Spaltung ſäet. Ein großer Theil Derjenigen, deren Mutterſprache die czechiſche iſt, oder die aus andern Gründen ſich der Beförderung dieſer Sprache annehmen, blickt ſtolz und feindlich über den neben ihnen ſtehenden deutſch ſprechenden und deutſch gebildeten Landesbruder, der Freud und Leid, Geſetz und Regierung mit ihnen gemeinſchaftlich genießt, hinweg nach jenen Millionen, die geographiſch und politiſch von ihnen getrennt, eine der czechiſchen ſtammverwandte Sprache reden. Dieſer Theil, dieſe Partei will ſich als Nation hinſtellen, tritt als Nation in der Nation auf; ſie macht das Hirngeſpinnſt derjenigen Nationalität, welche ſie mit den Polen, Illyriern, Serben u. ſ. w. zuſammenſchließt, die ſprachliche geltend, und ſieht von den praktiſchen Anforderungen der politiſchen Nationalität ab, welche ſie den im Lande wohnenden Deutſchböhmen eint; ſie macht die Taſchenſpielerei, die politiſche Nationalität der böhmiſchen Nation verſchwinden und an deren Stelle die der czechiſchen Sprachen-Nationalität erſcheinen zu laſſen, und ſie zielt offenbar dahin, die Deutſchböhmen als Fremde in dem Lande hinzuſtellen, welches ſie ſeit Jahrhunderten, gleich ihren czechiſchen Brüdern, geliebt, und eben ſo mit ihrem Blut vertheidigt, als mit ihrem Fleiß und ihrer Intelligenz geſchmückt und gehoben haben. Ohne Kampf werden wir wahrlich nicht weichen, doch ſchließen wir mit der Zuverſicht auf ein friedliches Verſtändniß, deſſen Gewähr uns der geſunde edle Sinn unſerer czechiſchen Landesbrüder iſt, den wir von dem Treiben einiger Ueberſpannten und Irregeleiteten wohl zu unterſcheiden wiſſen."

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Der Geſandte von Marocco und ſeine drei Millionen. — Pariſer Eitelkeit und arabiſcher Geſchmack. — Wie die Franzoſen Abdel Kader fangen. — Der Faſchingsochſe als literariſcher Held; Eugen Sue's Popularität unter den Fleiſchern. — Faſtenconcerte. — Die Geldariſtokratie unter den „Künſtlern."

Der Geſandte von Marocco iſt endlich mit ſeinem Gefolge abgereiſt und die Pariſer haben noch vor Ende des Carnevals dieſe Maskerade eingebüßt. Man ſagt, der Repräſentant Sr. Majeſtät des maroccaniſchen Kaiſers, habe in den wenigen Wochen, die er in Frankreich zugebracht, drei bis vier Millionen Franken ausgegeben. Dieſer Ben-Achache war jedenfalls ſplendider, als der Geſandte einer deutſchen Großmacht, der uns dieſer Tage nach Jahre langem Aufenthalte verlaſſen und der in zwanzig Jahren nicht verausgabte, was der Maroccaner in zehn Wochen. Als der Sultan von Marocco dem Sultan von Frankreich einen Botſchafter ſenden wollte, ließ er ſeinen Granden kommen und ſagte: ich habe dich erwählt, zieh' hin. Ein großer Herr aus unſerer civiliſirten Welt hätte bei ſolcher Gelegenheit ſich eifrig nach der Summe ſeiner Appointements erkundigt, und mancher deutſche Geſandte hätte im Stillen berechnet, wie viel von ſeinem Gehalte und ſeinen Tafelgeldern ſich jährlich einbringen laſſe; der große Herr aus der Barbarei verpfändete jedoch die Hälfte ſeiner Beſitzung, ſteckte einige Millionen in ſeinen Beutel und reiſte ab. Seit dem Tage, an welchem er den franzöſiſchen Boden berührte, floß das Geld aus ſeinen Händen. Man erzählt viele hübſche Anekdoten von dem maroccaniſchen Häuptling, die Hälfte iſt natürlich erfunden, aber es bleibt noch eine hübſche Hälfte übrig. So z. B. zeigte er ſich gegen die verführeriſchſten Damen mit der ſchlankſten Taille und den delicateſten Füßchen, kalt und gemeſſen; aber als er an der königlichen Tafel zum Erſtenmale die rieſige Gräfin Duchatel, die Gattin des Miniſters, mit ihren mehr als plaſtiſchen Formen erblickte, ſtarrte er ſie ſo unzweideutig an, daß die Gräfin die Augen niederſchlagen mußte und Alles rings-

unter der Bedingung, daß Frau Adelaide die ererbte Hälfte an den Testamentserben nach dem Tode derselben bei Lebzeiten herausgeben müsse. Was für Motive mich dazu bewogen, das kann ich Niemandem sagen, als meinem Gewissen und Gott. Ich habe es gethan, weil ich es für gerecht hielt, daß Frau Adelaide, die ihr Vermögen in Ehren und Treue mit mir getheilt hatte, auch die Hälfte meines Vermögens erhalte, und weil ich wußte, daß sie, wenn sie es besäße, es ihren Kindern hinterlassen würde. Ich habe es gethan, weil ich wußte, daß Frau Adelaide

man es in Wien heißt. Der Faſchingsochſe hat ſeinen Rückzug gemacht. J. J. Weber in Leipzig wird hoffentlich das Portrait dieſes Helden mit gleicher Aehnlichkeit, wie die meiſten Konterfeis in der Illuſtrirten den deutſchen Leſern vorführen. Iſt doch dieſer Faſchingsochſe ein wirklicher literariſcher Held. Sein Eigenthümer und Erzieher, der Fleiſchermeiſter Roland, hat ihm den Namen Dagobert (aus Sue's ewigem Juden) gegeben. Sie ſehen, wie populär die neuromantiſche Literatur iſt; eine Literatur, in der ſo viel gemordet und geſchunden wird, muß natürlich unter den Schlächtern beſonders volksthümlich ſein.

Nun kommen die Faſtentage mit ihren fürchterlichen Concert-Milchſuppen; eine ganze Reihe deutſcher Virtuoſen iſt ſchon ſeit Wochen bei Moritz Schleſinger unter Schloß und Riegel eingeſperrt; ſie hämmern und geigen und flöten, daß es ein Jammer iſt. Am jammervollſten aber erſcheint mir der Umſtand, daß jetzt auch im Bereiche der Kunſt der Reichthum den Ausſchlag giebt; ein armer Teufel von Muſiker, der ohne Mittel hierher kommt, darf Paganini und Liſzt in Einer Perſon ſein, und es wird ihm nicht gelingen, ſich auch nur in der angrenzenden Straße bekannt zu machen, aber ein Clavierhacker, Geigenkratzer, der eine Brieftaſche voll Creditbriefe auf Lafitte und Rothſchild hat, kann ſicher ſein, daß, ehe zwei Monate vergehen, alle Pariſer Journale und in ihrem Schweife alle europäiſchen von ihm ſprechen. Da iſt z. B. ein Herr Goldſchmidt aus Prag, ein recht tüchtiger Clavierſpieler, aber nicht tüchtiger, als zwanzig andere, die man in Erard's oder Herz's Salon Claviere probiren hört. Warum ſprechen ſämmtliche Journale bereits von Herrn Goldſchmidt und nicht ebenſo von jenen zwanzig andern? Weil Herr Goldſchmidt der Sohn eines Millionärs iſt, weil Herr Goldſchmidt ein Gratisconcert veranſtalten und den literariſchen und muſikaliſchen Sommitäten die Honneurs machen kann. Ich will keinen Stein auf dieſen Virtuoſen werfen: er braucht eben nur die Mittel, die zum Zwecke führen, aber dieſe Mittel ſind ein Privilegium des Reichen, von dem Andere mit gleichem Genie, mit gleichen Studien, ausgeſchloſſen ſind. Auch das Reich der Kunſt hat aufgehört, eine Republik zu ſein; auch die Kunſt hat ihre Proletarier, deren ganzes Verbrechen es iſt, nicht in batiſtenen Windeln auf die Welt gekommen zu ſein.

II.

Aus Wien.

Die galiciſchen Unruhen. — Eröffnung der Briefe. — Entweichung polniſcher Artillerieſchüler. — Verſicherungsgeſellſchaften. — Eishandel. — Nachrichten über Dichter. — Stärkung des militairiſchen Bewußtſeins. — Die Stephansſpitze. — Bälle, ſlawiſch und ſerbiſch.

Die traurigen Vorgänge in Galicien, ſowie die des Freiſtaates Krakau ſind Ihnen aus den Zeitungen bekannt. Sie erregen ein wehmüthiges Ge-

fühl über die unbegreiflichen Illusionen, welche die polnischen Jünglinge, ja selbst erfahrne Männer zu solch gewagter Unternehmung in einer Zeit hinreißen konnten, wo gar Nichts ihnen die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolgs verbürgen möchte. Allein sie enthalten auch noch eine heilsame Lehre für die Aristokratie aller Länder, die sich aus dem Verhalten der Bauern die Erfahrungsregel ableiten kann, daß die Zeit ihrer Macht und ihres Einflusses auf das Geschick der Völker vorüber sei und die Monarchie jetzt mit den unteren Klassen direct unterhandeln muß. Selbst die Bauern in Galicien haben endlich begriffen, daß die Adelspartei nicht der beglückende Genius des Landes ist und daß ihr ganzes Bestreben zu allen Zeiten nur dahin gerichtet war, das Volk auszusaugen und die Staatsgewalt einzuschüchtern. Nur wenige Regierungen sind noch so schwach oder blödsichtig, um das adelige Parteispiel nicht zu durchschauen und es nicht lieber vorzuziehen, mit der demokratischen Menge in freundschaftliche Berührung zu treten, denn das Volk ist leicht zu gewinnen und ist von jeher dankbarer gewesen als die stolze Aristokratie. Auch das Volk wird immer besser fahren, wenn es sich der Regierung anschließt und sich nicht von dem selbstsüchtigen Adel leiten und narren läßt, indem Niemand weniger geneigt ist, ererbte oder angemaßte Rechte und Privilegien, auch wenn es offenbare Mißbräuche sind, aufzuopfern, als eben dieser Adel, dessen verderblicher Einfluß eigentlich erst die conservative Regierungspolitik erzeugt hat. Ohne Adel gäbe es gar keine conservative Regierungen in dem Sinn; wie wir sie heut zu Tage kennen.

Viele hier anwesende Polen klagen über das Erbrechen ihrer Briefe aus der Heimat, indem ihnen dieselben seit mehreren Wochen häufig geöffnet und mit der Aufschrift: Von Amts=wegen, eingehändigt werden. Das ist aber das Schlimmste noch nicht, sondern viele Briefe werden ganz und gar zurückgehalten, was um so willkührlicher erscheint, da es ganz unschuldige Privatschreiben sind, die kaum etwas anderes, als Familiennachrichten enthalten, und sollte etwas sich in der That Anstößiges darin finden, dessen Verbreitung unter den gegenwärtigen Umständen zu verhindern rathsam wäre, so läge es in der Billigkeit und Pflicht, den unverfänglichen Inhalt dem Adressaten mit Ausscheidung des Anstößigen abgeschrieben zuzustellen, da im entgegengesetzten Fall allzuleicht die unangenehmsten Verwicklungen und individuelles Mißgeschick entstehen können. Uebrigens will man bemerkt haben, daß blos jene Briefe erbrochen wurden, die einen polnischen Namen trugen, indeß solche, die an einen deutschen Empfänger gerichtet sind, unangefochten bleiben. Zur Zeit des lärmmachenden Dissidententhums wurde eine ähnliche Beaufsichtigung gegen alle Briefe ausgeübt, welche aus demjenigen Theile Deutschlands kamen, in dem sich deutschkatholische Gemeinden gebildet haben. Man konnte

Digitized by Google

an der verſpäteten Ausgabe vieler Briefe und ſelbſt aus dem Zuſtand des Siegels damals ziemlich deutlich die Procedur des cabinet noir wahrnehmen.

Das Entweichen von ſechs Individuen des Bombardiercorps, das die Pflanzſchule für die Offiziere der geſammten öſterreichiſchen Artillerie iſt, macht große Senſation, denn da dieſelben durchweg Polen von Geburt ſind, ſo kann über die Abſicht ihrer Deſertion kein Zweifel obwalten, und ebenſo über den Weg, den ſie eingeſchlagen haben dürften. Es ſind lauter junge Männer von 19 bis 30 Jahren, und einer von ihnen arbeitete ſogar in einer höhern Kriegskanzlei. In gemeinſchaftlicher Verabredung wählten ſie eine und dieſelbe Nacht zur Ausführung ihres Entweichungsplanes und der Vorſprung, den ſie mit Benützung der Eiſenbahn bis zum anderen Morgen hatten, war hinreichend, um ſie für den Augenblick vor Verfolgung zu ſchützen.

Die wiederholten Ueberſchwemmungen in verſchiedenen Provinzen der Monarchie und der nie verſtummende Hilfsruf in den Zeitungen, welche bald blos zu Zahlenliſten herabſinken werden, haben die Azienda Assecuratrice in Trieſt bewogen, eine beſondere Abtheilung für Verſicherung gegen Waſſerſchaden zu eröffnen, nachdem ſie bereits gegen Hagel- und Viehſeuchen, ſowie gegen Feuer und Transportsgefahren Verſicherungspolizen ertheilt. Ihr 23jähriges Beſtehen verleiht ihr das öffentliche Zutrauen, das für derlei Unternehmungen der eigentlichſte Lebensnerv iſt, und auch die Art und Weiſe, wie ſie in der angeregten Sache zu Werk gegangen, muß ihr den Beifall der Verſtändigen erwerben, indem ſie ſich ſehr vorſichtig benimmt und durch keinen prahleriſchen Proſpectus zu blenden ſucht. Sie geſteht, daß ihr die Wahrſcheinlichkeitsberechnung in Folge gänzlicher Erfahrungsloſigkeit auf dieſem Felde mangelt, die ihr die nöthigen Anhaltspunkte darbieten könnte, und baſirt das Geſchäft auf das Syſtem der Wechſelſeitigkeit, doch mit der Modification, daß der Schadenerſatz nicht am Ende des Jahresabſchluſſes auf alle Mitglieder vertheilt wird, ſondern die Einlagsquote blos von den Beſchädigten erhoben und unter denſelben wieder vertheilt werden ſoll. — Die wechſelſeitige Brandverſicherungsgeſellſchaft hatte nach ihrem officiellen Ausweis im abgelaufenen Jahre 229 Feuersbrünſte zu vergüten, wobei 1966 Gebäude ein Raub der Flammen wurden und die Summe von 202,928 fl. CM. ausbezahlt werden mußte. Zur Deckung dieſer Ausgaben wird von den Mitgliedern von je 100 Gulden die Verſicherungsquote von 21 kr. CM. eingefordert. Die Wirkſamkeit des Vereins würde ſich noch weit umfangreicher geſtalten, wenn ſeiner Ausdehnung nicht die ſchlechte Bauart ſo vieler Ortſchaften im Wege ſtünde, ſo zwar daß ſie ſich genöthigt geſehen, ganze Provinzen, wie Ungarn, Galicien u. ſ. w. auszuſchließen, weil eine Beiziehung derſelben eine ſchreiende

Ungerechtigkeit gegen die Mitglieder in den deutschen Erbländern sein würde, ja eine förmliche Besteuerung der feuerfest gebauten Häuser zu Gunsten der Strohhütten.

Die überaus schöne und milde Witterung, deren wir uns erfreuen, bringt alle Gewerbe zu deren Betrieb Eis erforderlich ist, in nicht geringe Verlegenheit, so daß die Gloggnitzer Eisenbahn seit einigen Tagen ganze Lastwagen voll Eisschollen aus den Gebirgsgegenden von der steiermärkischen Grenze hieher befördert, wo sie zu 6 Gulden der Centner verkauft werden. Diese Speculation muß sehr einträglich sein, denn ein hiesiger Spekulant hat bereits die Idee ergriffen in Linz Schiffe mit Eis aus dem Salzkammergute zu befrachten und die Donau herab nach der Hauptstadt zu schaffen, da die Witterung die Befahrung des Stromes, auf dem auch die Dampfschiffe bereits wieder gehen, gestattet.

Grillparzer, welcher schon mehrere Male bei der Besetzung der Custosstelle an der k. k. Hofbibliothek übergangen und erst unlängst wieder dem Dichter Halm, welcher weit weniger Dienstjahre zählt und bedeutend jünger ist, nachgesetzt ward, soll jetzt durch Rangserhöhung und eine Personalzulage entschädigt werden. Gegenwärtig bezieht Grillparzer als Director des k. k. Hofkammer-Archivs 2100 Gulden Gehalt.

Der Bruder des berühmten Heinrich Heine, Gustav Heine, der österreichischer Dragoneroffizier ist, hat ein Lustspiel vollendet: „Die Kadetten" das im Theater an der Wien in die Scene gehen soll und arbeitet an einem andern Drama, welches „Deutsche Liebe" heißt und eben so ausgezeichnet in der Anlage als in der Durchführung ist. — Der Volksdichter F. Kaiser, der seit Nestroys Verstummen der vorzüglichste Repräsentant der hiesigen Volksmuse sein dürfte, liegt auf den Tod darnieder und wird schwerlich aufkommen. Der Verfasser des Spartacus, Herr Weber, ist wieder hieher gekommen, um die Darstellung seines neuen Dramas: „Die Wahabiten" zu betreiben. Wilkomm hat auf seiner Rückkehr aus Italien hier eingesprochen. Andersen wird erwartet.

Statt gegen den allerdings gesetzlichen Mißbrauch des Schießens auf öffentlicher Straße von Seite der Schildwachen die geeigneten Anwendungen zu erlassen und namentlich höheren Orts dahin zu wirken, daß das gegen Vernunft und Moral streitende, lediglich zu Gunsten des militairischen Kastengeistes dienliche Rauchverbot sofort beseitigt werde, hat der commandirende General einen weiteren Befehl an die hiesige Garnison ertheilt, der gleichfalls geeignet ist die Mißstimmung des Publicums zu steigern und die Eitelkeit und Anmaßung des Militairs zu erhöhen. Es darf in Zukunft kein Soldat an öffentlichen Vergnügungsorten, selbst wenn es von der Ordnung gefordert wird, sein Seitengewehr ablegen, so daß also auf

Digitized by Google

Bällen u. dgl. mitten in einer festlichen Gesellschaft Bewaffnete herumsteigen und mit dem Säbel an der Seite tanzen müssen. Ist es schon ganz zwecklos und ein Mißgriff gegen die Ordnung überhaupt, daß der Soldat außer dem Dienst Waffen trägt, indem dadurch dem rohen oder berauschten Militair die Gelegenheit zu Mißhandlungen gegen das unbewaffnete Civile gleichsam aufgedrungen wird, ohne daß irgend ein Grund für die Nothwendigkeit des Waffentragens vorhanden wäre, wie dies auch z. B. in England erkannt wird, wo der Soldat außer dem Dienste kein Seitengewehr tragen darf, so ist es vollends unbegreiflich, was ein bewaffneter Tänzer bedeuten soll. Man will diese Anordnung freilich dadurch rechtfertigen, daß die Erhaltung des militairischen Ehrgefühls selbe erheische, indem die stete Wehrhaftigkeit dem Soldaten ein erhöhtes Bewußtsein und das Gefühl der Ueberlegenheit einflößt und dieses durch die periodische Waffenlosigkeit geschwächt wird, doch beweist das angeführte Beispiel des englischen Soldaten zur Genüge, wie unstichhaltig dieser Grund sei; die englischen Truppen, denen Niemand Tapferkeit und das Zeugniß erprobter Kriegstüchtigkeit absprechen wird, haben in allen fünf Welttheilen einen ruhmvollen Schauplatz für ihre Thatenlust und sind nicht genöthigt ihr Selbstbewußtsein durch derlei polizeiwidrige Privilegien zu stählen; während sie für das Wohl und den Ruhm der Nation in Indien oder Persien kämpfen, bleibt ihnen keine Zeit übrig, um in Regentstreet oder Hydepark harmlose Cigarrenschmauscher niederzustrecken.

Der Aufbau der Thurmspitze an der Stephanskirche mittelst eines eisernen Gerippes, das kaum so lange aushielt, als Zeit zur Austheilung von Orden, Beförderungen und Verdienstmedaillen an die geschickten Bauleiter erforderlich war, kann als ein würdiges Seitenstück zu der römischen Architektur der neuen Brücke am Schottenthore gelten, denn wie diese, scheint er blos unternommen worden zu sein, um den Herren Baukünstlern eine bleibende Beschäftigung zu geben. Seitdem das Gerüst weggenommen worden, hat es sich gezeigt, wie unpraktisch die unerklärliche, von Hofbaurath Sprenger in Vorschlag gebrachte Verbindung des Eisens mit dem ohnehin schon mürben Gestein ist, denn da sich Metalle durch die Hitze ausdehnen und durch Kälte sich zusammenziehen, so muß nothwendig in dem Steinwerk, wo das Eisengerippe aufliegt und eingefügt ist, eine fortwährende Rüttlung entstehen, so daß sich der Stein verbröckelt und herabfällt, die feste und sichere Verbindung des eisernen Theils mit dem steinernen Bau aber aufgehoben wird. Gleichwohl will man den begangenen Fehler nicht eingestehen und pfuscht lieber jahrelang an dem Thurm herum, der jetzt ganz und gar mit Brettern und Balken verhüllt ist, gleichsam als schäme er sich den Leuten seine Hinfälligkeit zu zeigen. Doch auch um einen schönen Genuß hat

uns und jeden Fremden das glänzende Kunstgenie des Herrn Sprenger gebracht, da gegenwärtig Niemand den Thurm besteigen darf, von dessen Zinne man die herrlichste Aussicht genoß. Das Verbot hat da es bei dem früheren Bau der Thurmspitze nicht bestand, die Sage erzeugt, daß man den Ursprung dieses Verbots dem Hofbaurath Sprenger zu verdanken hätte, daß er nämlich aus Furcht sein morsches Bauwerk den Augen Sachverständiger und Beurtheilungsfähiger zu entziehen suchte.

Der Hof hat sich diesmal, trotz des Hinscheidens des Herzogs von Modena und der dadurch eingetretenen Hoftrauer, nicht in seinen Carnevalsfreuden stören lassen und es fanden mehrere Kammerbälle statt. Auch die Aristokratie hat sich wenig um den erwähnten Todesfall bekümmert und glänzende Festivitäten veranstaltet, worunter namentlich die des Fürsten Schwarzenberg und des Fürsten Trautmansdorf als prachtvoll und heiter geschildert werden. Unter den sonstigen Bällen müssen wir besonders des slawischen Balles gedenken und desjenigen, welchen alljährlich die Serben veranstalten. Auf beiden wurde blos slawisch gesprochen und man hörte da alle slawischen Mundarten reden, auch hübsche Nationaltänze kamen zum Vorschein, die man sonst nirgend sieht und unter denselben verdient der Kolo ganz vorzüglich Erwähnung wegen der Grazie seiner Touren. Fürst Milosch mit seinem Sohne, Fürst Ghika, Graf Kolowrat, Fürst Schwarzenberg und viele andere Cavaliere besuchten die erwähnten Nationalbälle.

III.

Aus Berlin.

Der unberechtigte Standpunkt. — Die Landtagsabschiede und die öffentliche Meinung. — Die vortheilhafte Stellung der „guten" Presse. — Die vier Monatschriften. — Solidarität der Meinungen. — Frage und Antwort. — Der Bankstreit. — Janus. — Herr Hermes. — Societas leonina. — Die Sünde wider den heiligen Geist.

Ich fahre in meiner Rückschau fort. — Die Charakteristik, welche ich neulich von den verschiedenen Organen der preußischen „guten" Presse, wie sie sie nennen, zu geben versuchte, erfordert, damit sie nicht der Mißdeutung ausgesetzt sei, vielleicht noch eine Bemerkung, obgleich sich das, was ich bemerken will, im Grunde ganz von selbst versteht. Nämlich, daß meine Charakteristik sich nur auf die Haltung jener verschiedenen Organe im Ganzen genommen bezieht, und nicht so gemeint ist, als ob nicht mitunter in dem einen derselben auch Aufsätze vorkämen, welche mehr dem Charakter des andern entsprechen. So hat z. B. der Rheinische Beobachter hin und wieder Aufsätze gebracht, welche in dem Geiste, den ich vorzugsweise der „Zeitung für Preußen" beimaß, abgefaßt sind; noch ganz kürzlich einen sehr gut gedachten und geschriebenen Artikel in Betreff zweier Abhandlungen der Cölnischen Zeitung über die Landtagsabschiede. In diesem Artikel

Digitized by Google

zeigt er, daß die Verfaſſer der erwähnten Abhandlungen einen den Landtagsabſchieden gegenüber unberechtigten Standpunkt einnehmen, indem ſie von den Vorſtellungen des Repräſentativſyſtems, anſtatt von denen der abſoluten Monarchie ausgehen. Nichts iſt wahrer. In dem Landtagsabſchiede für die Rheinprovinz hieß es in Bezug auf die Juden: es ſei des Königs Abſicht nicht, eine „völlige Gleichſtellung" derſelben mit den chriſtlichen Unterthanen eintreten zu laſſen, und er halte ſich auch überzeugt, daß der ſo weit gehende Antrag der Stände bei der Mehrzahl der chriſtlichen Unterthanen keine Unterſtützung finden würde. Aehnliche Berufungen auf die öffentliche Meinung kommen auch ſonſt noch in den Landtagsabſchieden vor. Da fragt denn die Cölniſche Zeitung: woher die Regierung die öffentliche Meinung, inſofern dieſe von der ausgeſprochenen Anſicht der Stände abweiche, erkennen wollte, da nur die Stände als das geſetzmäßige Organ des Landes anerkant und auch in dem Landtagsabſchiede ſelbſt anderwärts als die „Stimme der Provinzen" bezeichnet ſind. Nach der conſtitutionellen Idee giebt es nun allerdings, um irgend etwas im Staate zu vernehmen oder zu wirken, keine Mittel und Wege, außer denen, welche die Verfaſſung als Organe des Staatslebens hingeſtellt hat; aber daß dem in der wirklichen Welt ſo ſei, wird Niemand behaupten wollen. Wir Alle, die wir den Gang der Ereigniſſe beobachten, trauen uns mehr oder minder einen Blick für das, was die Gemüther im Allgemeinen bewegt, ein Urtheil über das, was nur vorübergehende Regung und was dauernde Stimmung ſei, und wir trauen uns ein ſolches Urtheil oft auch im Widerſpruch mit Ständen, Kammern und Preſſe zu; wir kritiſiren alle dieſe Organe gelegentlich, und glauben die Sache beſſer einzuſehen, als ſie, und beſſer zu wiſſen, was das Volk denkt und will, — nun, und die Regierung eines abſoluten Staates ſollte das nicht, oder ſollte es nicht können oder nicht dürfen? Conſtitutioneller Weiſe *darf* man nicht, wie ſehr man auch könne und wie gern man möchte; aber Preußen iſt nun eben nicht nach der conſtitutionellen Idee verfaßt. Wenn die „gute" Preſſe auf dieſe Weiſe den Kampf führt, ſo führt ſie ihn nicht nur gründlich, ſondern, was mehr iſt, ſie iſt in großem *Vortheil* gegen die „ſchlechte" Preſſe, denn ſie macht dadurch die Waffen zu ihren Gunſten ungleich. Ihr Vortheil beſteht darin, daß ſie ehrlich ſein kann, weil ſie es darf, während ihre Gegnerin, um wirkſam zu kämpfen, auf liſtige Angriffe beſchränkt iſt. Der Kampf iſt, wie ich ſchon im vorigen Briefe ſagte, in Wahrheit ein Prinzipienkampf; die „gute" Preſſe kann ihn nun ſeiner Natur gemäß führen und ihr Prinzip vertheidigen, während es der Gegnerin verwehrt iſt, für das ihrige offen in die Schranken zu treten, denn das Cenſurgeſetz verbietet das; dieſe Gegnerin kann alſo für ihr Prinzip nur fechten, indem ſie es nicht merken läßt, daß es ein dem herrſchenden Prinzip feindſeliges iſt; indem die „gute" Preſſe

dieſe Liſt des Feindes aufdeckt, giebt ſie ſich die impoſanteſte Stellung, welche ſie einnehmen kann, und macht ſich in der That unangreifbar.

Weil ich von der Liſt rede, zu deren Anwendung die dem Prinzip nach oppoſitionelle Preſſe nothwendig verurtheilt iſt, ſo will ich hier gleich der vier Monatsſchriften gedenken, die zuſammen eine Wochenſchrift bilden ſollten, und von denen ich ſchon in einem früheren Briefe geſprochen habe. Die Hinderniſſe, die ich ſchon damals vorausſah, ſind alsbald eingetreten. Von derjenigen Zeitſchrift, welche unter Rauwercks Redaction zu erſcheinen anfing, ſtieß gleich das erſte Heft auf beträchtliche Cenſurhinderniſſe und die vom Cenſor demſelben entzogenen Aufſätze fanden auch vor dem Obercenſurgerichte, welches den das Ganze durchwehenden Geiſt prinzipieller Auflehnung würdigte, keine Gnade. Nun aber hat, wie es ſcheint, die Cenſur das ganze Unternehmen ins Stocken gebracht, und zwar dem Vernehmen nach deshalb, weil erſt zu ermitteln wäre, ob nicht der vorausſetzliche Zuſammenhang der vier verſchiedenen Zeitſchriften unter einander, wegen der darin liegenden Umgehung des Geſetzes, deren Erſcheinen unzuläſſig mache. Wenn ſich Alles ſo verhält, wie hier angegeben, ſo läßt ſich vermuthen, daß die Herausgeber ſich auf den Buchſtaben des Geſetzes berufen werden, eben ſo ſehr aber, daß ſich die Regierung an den Geiſt deſſelben halten werde. Die vier Zeitſchriften werden untergehen; indeſſen — es war doch immer wieder ein Verſuch; ein Verſuch, auf deſſen Gelingen die Unternehmer ſelber wohl nicht recht zählen durften. Es geht der nach Befreiung ringenden Preſſe, wie dieſen armen Polen, deren Schickſal jetzt wieder alle Gemüther, auch hier in der Stadt, aufs tiefſte erſchüttert; möge für das Scheitern des Befreiungsverſuchs die Wahrſcheinlichkeit auch noch ſo überwiegend ſein, der Gefangene unterläßt es dennoch nicht, den gefährlichen Verſuch zu wagen.

Was für Geſtändniſſe von der liberalen Seite her! wird der Rheiniſche Beobachter ſagen. Ueber einen meiner früheren Aufſätze, in welchem ich daran erinnerte, daß der unabhängige Forſcher und Wahrheitsfreund noch immer und überall verfolgt werde, und daß eine wirklich freie (ich meine hiermit gar nicht eine ungezogene, ſondern nur eine von dem rückſichtsloſen Ernſt der Forſchung zeugende) freie Preſſe zu den utopiſchen Träumen zu zählen ſei, und worin ich, mit Reſignation für unſere beſtimmten Verhältniſſe eine ſogenannte Preßfreiheit, ohne hinzutretende, oder vielmehr vorausgehende Umgeſtaltung des Gerichtsweſens für nichts weniger als wünſchenswerth erklärte, über dieſen Aufſatz ſchlug der Rheiniſche Beobachter eine helle Lache auf. „Alſo die Herren," rief er, „wollen keine Preßfreiheit?" Die Herren? Wer ſind denn „die Herren?" Ich — ich ſage nur meine Meinung, und kann nur für dieſe einſtehen; ebenſo ſind die Andern, welche der Rheiniſche Beobachter vielleicht mit mir zu einer

Digitized by Google

und derſelben Partei rechnet, nicht ſolidariſch verhaftet für das, was ich ſage. Hierbei erinnere ich mich einer Aeußerung von Biedermann in ſeinem „Herold.“ Biedermann klagt nämlich darüber, daß es in der liberalen Preſſe bei uns gar kein Zuſammenhalteu der Partei gebe. Das iſt aber eine ſeltſame Zumuthung. Wenn wir in der Praxis politiſche Parteien hätten und haben könnten, ſo wäre die Forderung gerechtfertigt, daß der Einzelne ſeine Privatmeinung zum Opfer bringe, um den Beſchluß der Partei, der er angehört, zu vertreten; in der Preſſe aber müſſen die Meinungen auf einander platzen. Da kann nur die Aufgabe ſein, die Sachen möglichſt ins Klare zu bringen; unſere Journale werden nicht von Parteien unterhalten und können nicht Parteiorgane ſein. Die Organe der „guten“ Preſſe mögen zum Theil dieſen Charakter haben, nämlich dann, wenn ſie „ſubventionirt“ ſind, aber die Organe der liberalen Preſſe ſtehen bei uns iſolirt, ſind insgeſammt nur — buchhändleriſche Unternehmungen, ſeit die weiland Rheiniſche Zeitung todt iſt. Um nun zu jener Frage des Rheiniſchen Beobachters zurückzukehren, ob ich „alſo keine Preßfreiheit“ wolle, ſo antworte ich: nein, im gegenwärtigen Augenblicke finde ich die Aufhebung der Cenſur — nicht etwa, nicht wünſchenswerth, bei Leibe! aber unmöglich, den Geſammtzuſtänden nach, und ich würde die Einführung eines allgemeinen deutſchen Preßgeſetzes, ſo lange dieſe Zuſtande in derſelben Weiſe fortdauern, für eine Gefährdung derjenigen Freiheit, der wir für die Preſſe jetzt genießen, halten. Denn ſo gebunden die Preſſe formell iſt, ſonderlich die Tagespreſſe, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß, materiell genommen, die deutſche Preſſe die freieſte von allen iſt; bei uns ſind in den letztern Jahren Werke erſchienen und werden offen und unverboten in Deutſchland verkauft, deren Erſcheinung in den Ländern größerer formeller Freiheit geradezu unmöglich geweſen wäre. Dies würde nun aufhören, wenn wir ein Preßgeſetz hätten, welches die Exiſtenz ſolcher Werke richterlicher Entſcheidung unterwürfe: was die Verwaltung zu confisciren und zu vernichten gerechtes Bedenken trägt, das würde der ſtarre Rechtsſpruch rückſichtslos zu Boden treten, und die Verwaltung würde den Rechtsſpruch unbedenklich vollführen, ohne deswegen ein Odium irgend einer Art fürchten zu dürfen. Preußen iſt, unter dieſem Geſichtspunkt betrachtet, ſchon unfreier als z. B. Sachſen, weil in Preußen mit dem Obercenſurgerichte etwas dem geſchilderten Rechtszuſtande Analoges bereits eingerichtet iſt. Ich wiederhole, was ich hier ſage, gilt — unter den beſtehenden Verhältniſſen; unter andern Verhältniſſen würde meine Antwort anders ausfallen: es wäre thöricht über irgend eine Angelegenheit der Wirklichkeit nach allgemeinen Theorien zu entſcheiden. — Ich komme nicht los, wie Sie ſehen, von der Preſſe. Das iſt auch einer von den Punkten, welche der Rheiniſche Beobachter der liberalen Preſſe zum Vorwurf gemacht hat: ſie

beschäftige sich nur immer mit sich, anstatt mit Gegenständen allgemeiner Wohlfahrt. Dieser Vorwurf ist ungerecht, und zwar in doppeltem Sinne, unrichtig und ungerechtfertigt; selbst wenn er träfe, dürfte er nicht erhoben werden, denn der Kampf um die eigene Existenz kann natürlich nie aufgegeben werden.

Daß übrigens auch der erwähnte Biedermannsche Vorwurf von Mangel an Zusammenhalt unter den Organen der liberalen Presse nicht trifft, hat diese Presse in der Bankfrage bewiesen. Die Bankfrage hat hier in Berlin eine Aufregung hervorgebracht, wie seit Langem keine andere Frage. Und seit nun G. Julius dort aus Ihrem Leipzig ein Paar Geschosse in hiesige Zeitungen herübergesandt hat, ist die gesammte preußische liberale Presse und ein Theil der übrigen deutschen mit dazu, in Berliner Correspondenzen, wie Ein Mann gegen ihn aufgestanden.*) Ein Bekannter von mir, der bei der Redaction eines hiesigen Blattes thätig ist und sich ein Vergnügen daraus macht, Zeitungscuriosa zu sammeln, hat auch die Juliusartikel der letzten Wochen zusammengelegt; ich habe diese durchlaufen, und fürwahr, man kann sich nichts Komischeres denken, als die Luftstreiche, welche alle diese Correspondenten in blinder Wuth führen, ohne nur zu ahnen, wo eigentlich der Gegner steht, wie deutlich auch derselbe seine Ansicht, in Bezug auf die preußische Frage, in einem Artikel der Vossischen Zeitung ausgesprochen hat. Ich ersehe daraus, was eigentlich in Frage steht. Wenige einzelne Stimmen haben sich für eine ganz freie Concurrenz im Zettelbankwesen erhoben; Julius meint, daß die von diesen verlangte Bankfreiheit sich da, wo sie in Ländern von gemischtem Geldumlaufe bestand, unhaltbar erwiesen habe, so insbesondere in England, wo Sir Robert Peel deswegen die Bankreform von 1844 in Vorschlag brachte und durchsetzte. Ich lasse die Richtigkeit dieser Meinung dahingestellt, aber so viel ist ganz gewiß, daß die preußische Regierung das Prinzip solcher freien Bankconcurrenz nicht annehmen kann und wird. Es ist demnach nur noch fraglich, ob eine Privatgesellschaft zur Errichtung einer Landeszettelbank privilegirt werden, oder ob die Regierung das bestehende königliche Bankinstitut in eine großartige Zettelbank umschaffen solle. Nun sollte man denken, nichts sei liberaler, als sich gegen ein Privilegium zu erklären, welches einige Speculanten erstreben um sich auf Kosten der Nation zu bereichern. Um etwas anderes handelt es sich wirklich nicht; denn die Erfahrung Englands — woher doch all unsre Finanz- und Bankweisheit stammt — zeigt (wie Julius in seiner Schrift „Bankwesen" nachgewiesen hat,) daß großartige Zettelbanken, das eigentliche Banquiergeschäft, welches von Privatpersonen betrieben wird, keineswegs überflüssig ma-

*) Soeben wird hier angekündigt: Der Spuk des Bankgespenstes Ein der liberalen Tagespresse gesetztes Denkmal. Von G. Julius. Anm. d. Red.

Digitized by Google

chen; ſo daß es bei dieſer Bankfrage gar nicht darauf hinausläuft, ein der Privatinduſtrie gebührendes Geſchäft in die Hände der Staatsregierung zu legen, oder auch nur demſelben eine bedrohliche Concurrenz durch ein Staatsinſtitut zu bereiten, ſondern nur darauf, ein Staatsinſtitut herzuſtellen, welches die Regelung des Geldumlaufs im Lande übernehmen kann. Und ſiehe da, faſt die ſämmtlichen liberalen Zeitungen treten für das Privilegium und gegen die Rückſicht auf das Gemeininteresſe in die Schranken, und leihen ihre Spalten den Schreiern her, welche für ihren oder ihrer Gönner und Auftraggeber Geldbeutel Propaganda machen. Ei, der liberalen Weisheit! — Sehen Sie, das iſt der wunde Fleck der liberalen Preſſe, nicht, daß es ihr an Parteizuſammenhang fehlt, ſondern daß es ihr im praktiſchen Falle an Unterſcheidung fehlt. Und doch iſt dieſer Mangel an Unterſcheidungsgabe nicht die ſchlimmſte Blöße, welche die Redactionen in dem Streite, den ich hier beſpreche, gegeben haben. Sie haben vielmehr kein Bedenken getragen, Artikel aufzunehmen, die von perſönlichen Verdächtigungen und Schmähungen überfließen, und während ſie die Juliusſchen Aufſätze, welche keine Spur einer perſönlichen Betheiligung an ſich tragen, ſondern rein auf die Sache ſelbſt gerichtet ſind, ſolcher Mißhandlung überliefern, geben ſie ſich gleichzeitig dazu her, einer Brochüre des Herrn Wöniger gegen den Herrn von Bülow-Cummerow, die ſich durch vorausgegangenen Inſeratenwechſel in den Berliner Zeitungen als Product der perſönlichſten Gereiztheit deutlich angekündigt hat, Weihrauch zu ſtreuen. Herr Wöniger hat darin ganz Recht, daß das Bülow-Cummerowſche Project nichts weiter als eine Privatſpeculation vom excluſivſten Gepräge iſt, und ſeine Brochüre liefert eine Bereicherung des zur öffentlichen Kunde gebrachten Materials über die betreffende Frage dadurch, daß er — beiläufig geſagt, unbefugter und indiscreter Weiſe — den der preußiſchen Regierung vom Herrn von Bülow-Cummerow vorgelegten Plan vollſtändig veröffentlicht; übrigens iſt die Brochüre ohne Werth und ganz im Charakter der geſchwätzigen Aufſätze, durch welche ſich Herr Wöniger in der Voſſiſchen Zeitung bekannt gemacht hat. Ueber den Stand der Angelegenheit ſelbſt kann ich nichts zuverläſſiges mittheilen; das Ergebniß der Berathung welche neulich im Miniſterrathe ſtattgefunden, iſt nicht bekannt geworden, und die Angelegenheit liegt nun Sr. Majeſtät noch zur Entſcheidung vor. Huber's Janus hat in ſeinem letzten Hefte einen — wie die Redaction ſagt — von einem praktiſchen Staatsmann verfaßten Aufſatz über die Bankfrage gebracht, welcher ſehr leſenswerth iſt und einen eigenthümlichen Weg andeutet. Der Verfaſſer ſchlägt eine Zollvereinsbank vor, welche in Preußen, „dem mächtigſten Staate des Zollvereins" beſtehen und weder eine ſogenannte Nationalbank noch ein Staatsinſtitut, ſondern ein aus beiden Elementen gemiſchtes ſein müßte; „der

Staat dürfte zwar diese Anstalt nicht aus den Händen geben, er müßte aber das Publicum daran mit Actien betheiligen;" „es leuchte ein, setzt der Verfasser hinzu, daß eine solche Zollvereinsbank (die ein Zollvereinspapiergeld creiren würde) eine ungleich mächtigere Anstalt zum Besten der Industrie und des Handels sein wird, als eine preußische Bank."

Da ich vom Janus rede, so kann ich nicht umhin, auf einen andern Aufsatz dieser Wochenschrift über die auch in Ihrem Journal schon erwähnte Hermessche Schrift: „Blicke aus der Zeit in die Zeit" aufmerksam zu machen. Hr. Huber sagt darin, daß man „im Namen der conservativen Sache und Pre e" nicht dringend genug wünschen könne, es möchte Hermes, (der in seinem Handel wegen der Redaction der Preuß. Allg. Zeit. der Benachtheiligte und Gekränkte sei) „ein Ersatz, eine Genugthuung irgend einer Art nicht vorenthalten werden wäre es auch nur dadurch, daß man es ihm gestattete und möglich machte, sich bald wieder einen Wirkungskreis, ein Organ der conservativen Presse zu schaffen. Daß dies geschehen werde... bezweifeln wir keinen Augenblick." — Es ist der conservativen Presse gewiß nicht zu verdenken, wenn sie sich immer mehr zu verstärken sucht; ob sie sich durch Vermehrung ihrer Organe eine der Rede werthe Erweiterung ihres Wirkungskreises werde schaffen können, ist freilich eine andere Frage: nach allen Aspecten muß man das bezweifeln. Der Beachtung werth scheint indessen die Zuversicht mit welcher der Herr Janus voraussagen zu können meint, was die preußische Regierung hinsichts des Herrn Hermes doch endlich thun werde. Ich finde darin wieder den schon mehrmals erwähnten Trieb der sogenannten conservativen Organe, sich ohne Umstände mit der Regierung zu identificiren; dieser Trieb ist begreiflich, da sie ihre Kräfte der Sache der Regierung widmen, aber der Anspruch auf eine Reciprocität, den sie daraus herleiten, ist zuverläßig ein sehr falscher und thörichter. Die Regierung kann diese conservativen Organe wohl theilweise unterstützen, deren Gedeihen wünschen und begünstigen, keineswegs aber ihrerseits ihre Sache mit der Sache dieses Zweigs der Presse identificiren; sie würde sich ja damit eine Ruthe aufbinden. Der Bund mit der Regierung, welchen die conservativen Schriftsteller erstreben oder auch theilweise eingehen mögen, ist der Natur der Sache nach eine societas leonina; wie kann man der Regierung zumuthen, daß sie sich mit Sachwaltern schleppe, die sie nicht brauchen zu können glaubt. Herr Hermes hat wenig Recht sich zu beklagen; einem Privatmann, einen Verleger gegenüber hätte er dieses Recht, einer Regierung gegenüber hat er es nicht: so wenig als irgend ein Aspirant auf einen Staatsdienst, den die Regierung, nachdem sie einen Versuch gemacht ihn heranzuziehen, wieder gehen läßt, weil ihr der Versuch misglückt scheint; höchstens könnte man ihm doch

Digitized by Google

nur einen Anſpruch auf irgend eine Entſchädigung für gehabten Aufwand von Zeit, Mühe und Koſten zugeſtehen. Der Herr Janus verlangt aber für ihn — nun was denn? eine Zeitungsconceſſion? Ja, das iſt ein ganz anderer Punkt. Und ſeltſamer Weiſe betrachtet ihn Janus gewiſſermaßen als eine geringe Schadloshaltung. Die Ertheilung einer ſolchen Conceſſion iſt aber doch, wie die Sachen liegen, ein Act des perſönlichen Vertrauens. Der Standpunkt, das conſervative Prinzip mag in dieſer Hinſicht als Empfehlung gelten, aber es iſt daran nicht genug. Herr Hermes hat in ſeinen „Blicken aus der Zeit in die Zeit" ein Vergehen auf ſich geladen, das weit ſchlimmer iſt, als ſelbſt das Bekenntniß eines oppoſitionellen Princips, das auf dieſem Felde recht eigentlich die Sünde wider den heiligen Geiſt iſt. Alle Sünden kann eine Verwaltung vergeben, nur eine nicht, die Sünde der — Indiscretion.

IV.

Aus Peſth.

Ungariſche Landſtraßen. — Die Palatinsgallerie. — Berlioz. — Die Theaterfrage. — Propaganda in der Wallachei.

Die überraſchend milde Witterung, deren wir uns hier erfreuen, hat bereits die günſtige Folge gehabt, daß die Dampfſchifffahrt am 12. Februar wieder in Gang gebracht werden konnte, ein Glück, das Niemand mehr als das Handelspublicum empfindet, welches bei uns den Stock der ganzen Bevölkerung bildet. Die Poſt aus Wien blieb in den paar Wochen, wo wir Schnee hatten, ſechs volle Tage unterwegs, und der ganze Verkehr erlitt durch dieſe Stockung des Poſtenlaufs einen weſentlichen Abbruch. Allein auch der Reiſende, den irgend eine dringende Veranlaſſung zwingt, in Mitte des Winters nach Peſth zu reiſen, wird die Mangelhaftigkeit der ungariſchen Communicationsmittel koſten müſſen, indem die Reiſegelegenheiten zu Land eben wegen der ſchlechten Beſchaffenheit der Straßen und der erdrükkenden Concurrenz mittelſt der Dampfſchifffahrt im Sommer, höchſt theuer ſind, und dabei alle Unannehmlichkeiten einer improviſirten Irrfahrt nach ſich ziehen. Wenn dies nun ſchon am grünen Holz geſchieht, was läßt ſich da vom dürren erwarten, und in der That ſobald man die Poſtſtraße von Oeſterreich nach Peſth ſchlecht nennt, kann man die übrigen, aus den verſchiedenen Theilen des Landes zuſammenlaufenden Straßen, deren Knotenpunkt die Doppelſtadt an der Donau iſt, nicht anders als abſcheulich finden. In den meiſten Comitaten iſt der Straßenbau ſo übel beſtellt, daß ein nur halbwegs regelmäßiger Poſtenlauf ganz und gar unmöglich iſt, und es iſt nichts weniger als ein Puff, wenn wir behaupten, aus Paris und London in kürzerer Friſt gleichzeitig aufgegebene Briefe empfangen zu haben,

als uns ſolche aus der Neograder und anderen Geſpannſchaften zugekommen ſind. Man kann ſich denken, wie hemmend dieſer freilich halb unglaubliche, allein buchſtäblich wahre Zuſtand der Dinge auch auf den Gang der Journaliſtik einwirken muß, da den Redactionen die Berichte aus den entlegeneren Comitaten nur ſpärlich und ſehr unregelmäßig zufließen, was den Blättern eine ſynchroniſtiſche Darſtellung der Landesverhältniſſe ganz unmöglich macht.

Das Comité der Palatins National-Gemäldegallerie hat bekannt gemacht, daß die Eröffnung derſelben am 12. November d. J. als an dem Tage des funfzigjährigen Jubiläums des greiſen Staatsmannes Statt finden werde. Es darf dieſe Bildergallerie nicht mit der Kunſtſammlung im Nationalmuſeum verwechſelt werden, die ſchon ſeit Jahren beſteht, und namentlich durch das großmüthige Geſchenk des Erzbiſchofs Pyrker in Erlau einen würdigen Charakter erhalten hat. Die Palatinsgallerie iſt eine junge Stiftung, die vor der Hand nicht mehr, als 3 Gemälde beſitzt, nämlich das von Barnbas gemalte Bildniß des Erzherzogs, deſſen Namen ſie führt, dann ein anderes Bild deſſelben Künſtlers, welches eine wandernde Walachenfamilie darſtellt, und endlich ein Werk des gefeierten magyariſchen Dichters Karl Kisfaludy, der nicht blos ein vortrefflicher Dramatiker, ſondern auch ein poetiſcher Maler geweſen iſt. Der Künſtler iſt der Bruder des berühmten Lyrikers, von dem die auch ins Deutſche übertragenen Liebeslieder von Hienfy herſtammen; das Bild zeigt einen Nachtſturm, und war in dem Beſitz des Oberſtuhlrichters des Peſther Comitats, des Herrn von Zliaßky, der es der neuen Gallerie als patriotiſche Gabe darbrachte.

Berlioz iſt hier und hat im Nationaltheater einige ſeiner verworrenen Tondichtungen aufführen laſſen, die hier ſo gut wie anderswo zwei feindliche Parteien hervorriefen, wovon die eine ihrem Gefühle folgt und die andere ſich eine kluge Kennermiene giebt und die tiefe Genialität des orakelnden Componiſten durchſchaut haben will. Uebrigens kommt es ihm nicht wenig zu Statten, daß er im Nationaltheater auftrat, indeß Felicien David im deutſchen Stadttheater wirkte, was ihm die Magyaromanen nicht verzeihen können, denn ſo albern es auch klingen mag, ſo iſt es doch nicht minder wahr, daß die Rivalität der beiden Bühnen, wovon die eine als Vertreterin und Pflegerin der magyariſchen Nationalität und Literatur bei der tonangebenden Jugend eine beſondere Gunſt genießt, eine dergeſtalt gereizte Stimmung hervorgerufen hat, daß der Sieg der einen als eine Niederlage der andern gilt. Berlioz ſchmeichelte der Nationaleitelkeit noch beſonders durch Bearbeitung des volksbeliebten Rakoczy-Marſches, der denn auch allein von allen ſeinen Muſikſtücken anhaltenden Beifallsjubel erntete.

Die lange Zeit ſchwebende Theaterfrage in Betreff der Ofner

Bühne, hat endlich ihre Erledigung gefunden, und zwar nicht im Sinne der Magyariſirungspartei, denn es wurde die Direction dem Schloſſermeiſter Michel zugeſprochen, der mit 8000 Fl. Schuldforderung bei dem bankerotten Director Huber vorgemerkt war. Jene, welche gut unterrichtet ſein wollen, behaupten indeß, daß das Ganze eine bloße Komödie ſei und der Schloſſermeiſter Michel der Strohmann des Herrn Huber, der trotz Vergantung und allgemeiner Mißachtung dennoch die Direction gar ſo gern fortführen möchte und nun wohl auch fortführen wird.

Unter den Walachen in Siebenbürgen und der angrenzenden Militärgrenzbezirke bemerkt man ſeit einiger Zeit bedenkliche Bewegungen, deren Heerd wohl jenſeits des Pruth zu ſuchen ſein dürfte; wenigſtens hat man gefunden, daß Emmiſſäre griechiſche in Rußland gedruckte Gebetbücher und confeſſionelle Schriften unter das Volk vertheilen, in welchen natürlich das Heil der Welt als einzig und allein vom Oſten herkommend bezeichnet wird, und die „Unterdrücker" nicht gut wegzukommen pflegen. Unter den Unterdrückern der Walachen iſt aber niemand Anderes als die Deutſchen und Magyaren verſtanden, die in Siebenbürgen allein politiſche Rechte genießen, indeß die eine Million ſtarke walachiſche Bevölkerung rechtlos daſteht, dieſen Zuſtand aber durch ihre Rohheit und ſittliche Verwilderung zum Theil verdient. In der Perſon der wilden Varga, eines entſchloſſenen Weibes von männlicher Thatkraft, hat die Propaganda ein vortreffliches Werkzeug gewonnen, doch iſt die demagogiſche Walachin bereits in Haft und die Unterſuchung beſchloſſen, ſo daß das Urtheil nächſtens von der ſiebenbürgiſchen Hofkanzlei in Wien zu erwarten ſteht.

V.

M a n n a!

Der Orient iſt trotz der orientaliſchen Frage, trotz ſeiner ſtummen Paſchas und ſeiner liſtigen Raubthiere, immer noch ſchöner und glücklicher als das kleine altkluge Europa. — Europa iſt die Hochſchule, die Hauptſtadt, der Regierungsſitz des Erdballs, aber der Orient hat noch einen Himmel. Wir haben den Baum der Erkenntniß, der Orient hat das Paradies. Er iſt die Wiege, Europa iſt der Großvaterſtuhl der Menſchheit. Wir haben uns von der Natur emancipirt, der Menſch hat ſich bei uns gekleidet mit allen Schleiern und Hüllen der Kunſt, aber ſeine Mutter hat er dafür ausgezogen; ſeine Mutter Erde wird immer nackter, dürftiger und kraftloſer, ſie kann keine Wunder mehr wirken und nur die Leichen können noch ſorglos in ihrem Schoße ruhen. Die geheimnißreichen Wälder verſchwinden, die Quellen verſiegen, die Ströme vertrocknen immer mehr; die wilden Gärten der Urzeit wurden gezähmt, lange thaten ſie Frohndienſt und bereicherten unſere Märkte und Küchen; jetzt ſind

Digitized by Google

ſie erſchöpft und tragen kaum noch kranke Kartöffelchen, ſkrofulöſe und rachitiſche Kinder der Ausſchweifung. Bald werden überall die dürren Felsknochen durch die magere Haut der Erde hervorſtechen. Ja, auch die Leichen ruhen nicht mehr ſicher in ihrem Schoße, denn um die Flammen unſerer Kamine zu nähren, müſſen wir immer tiefer in den Leib der Erde greifen und die ſchwarzen Friedhöfe früherer Geſchlechter aufwühlen. Mit dem verkohlten Mark und Gebein unſerer Väter ſtillen wir nothdürftig den Hunger unſerer künſtlichen Geſchöpfe, der eiſernen Golems, die uns donnernd in eine ſchwindelnde Zukunft tragen.

Der Orient hat noch Götter und Götzen; unſere Menſchheit hat keine mehr, denn ſie iſt ſelber Gott geworden; Gott und Teufel in Einer Perſon. So löſt ſich der angebliche Widerſpruch zwiſchen Allmacht und Allgüte, neben ſo viel erbarmungsloſer Ungerechtigkeit. Kläglich genug, eine ſolche Gottheit, die durch täglichen Tod unſterblich, und deren Seligkeit in der Zukunft iſt. Die Menſchheit iſt Gott, aber die Menſchen ſind keine Götter; manchmal Halbgötter und Halbteufel, ſehr oft Opferprieſter und meiſtens Opferthiere. Die Bibel in der dieſe Offenbarung ſteht, die Geſchichte, iſt ergötzlich, aber nicht erbaulich, und ſchöner zu leſen, als zu erleben: alle Religionen, alle Künſte ſind nur eine tröſtende Verhüllung dieſer traurigen Erkenntniß. In allen Kirchen und Domen beten wir zu uns ſelber, und ſprechen von uns in der dritten Perſon. Die göttliche Komödie der alten Glaubenskriege und Streitigkeiten wird fortgeſpielt durch ſtillſchweigendes Einverſtändniß. Jeder weiß das Geheimniß, aber Niemand ſoll es ſagen; den Gedanken, daß ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, darf die Menſchheit nicht laut ausſprechen, denn in dem Augenblick würde ſie von Entſetzen ergriffen.

Ein dunkles Gefühl jedoch ſagt uns, daß wir keinen eigentlichen Himmel mehr haben. Unſere Thätigkeit hat ihn entkleidet und leer gewaſchen. Der lange Beſen der Wiſſenſchaft mußte zwar Sonne, Mond und Geſtirne ſtehen laſſen, aber die tauſend ätheriſchen Spinneweben goldener Tradition und Mythe hat er glücklich aus dem blauen Raum hinweggefegt. Unſer Himmel iſt nur noch ein phyſikaliſcher Begriff, oder poetiſches Bild. In der That, was fällt bei uns noch vom Himmel? Regen und Schnee, Blitz und Hagel, was iſt daran? Das ſind Gaben, die der Kalender, als Steuereinnehmer, regelmäßig berechnet; denn die Wolken und ihre Früchte bezieht der Himmel erſt von unſerer Erde und gibt ſie dann, nach den Geſetzen der Naturinduſtrie gehörig verarbeitet, wieder zurück. Das iſt kein Wunder. Selbſt die Meteorſteine, die er manchmal regnet, ſind verirrte Erdenkinder. Engel ſteigen nicht mehr nieder, und die Jakobsleitern ſieht man nur noch in lyriſchen Gedichten. Höchſtens fällt einmal ein Gelehrter vom Himmel, und der fällt auf den Kopf.

Glücklicher Orient! Deine Menſchen philoſophiren nicht, rechnen

Digitized by Google

nicht, ſpeculiren nicht. Sie haben die Natur nicht ausgeſogen, ihre wunderbare Kraft nicht gelähmt, ſondern träumten ruhig fort in ihrem Schoße, nahmen nur was der Augenblick verlangte, verließen ſich auf ihre Großmuth und blieben unter ihrer milden Vormundſchaft. Sie haben auch den babyloniſchen Thurm der Erkenntniß nicht weiter gebaut und den Himmel nicht geſtürmt, darum haben ſie noch einen.

Ohne Scherz, das Morgenland hat noch einen Himmel, wie vor drei oder viertauſend Jahren, einen Himmel im bibliſchen Sinne des Wortes. Wer es nicht glauben will, der leſe die Zeitungen. Seltſam genug, daß dieſe Kinder der modernſten Proſa ſolche wunderbare Botſchaft bringen müſſen. Im Courier de Constantinople, wie in engliſchen und franzöſiſchen Blättern, wird vom 24. Januar aus Kleinaſien berichtet: Es war Noth und Theurung im Lande. Man hatte zwar keine Aufſtände und Unruhen zu befürchten, denn der Hunger war nicht künſtlich erzeugt durch Proletarierzuſtände, ſondern ein natürlicher, der alle Menſchen traf; es wurden auch keine Sammlungen veranſtaltet und die Reichen tanzten nicht zum Beſten der Armen. Polizei- und andere Behörden waren unthätig, aber der Himmel erbarmte ſich und ließ Manna fallen mehrere Tage lang; ſchöne, koſtbare Manna in Stücken von Haſelnußgröße und in reichlicher Menge, wie zu jenen Zeiten, als die Kinder Israel durch die Wüſte zogen.

Ach, warum fällt bei uns kein Manna vom Himmel? Warum nicht auf Schleſien, auf Irland oder auf Sicilien? Dieſe beiden Inſeln ſind ja fromm und gläubig. Unſer Himmel aber iſt alt und ſchwach; ſelbſt der blindeſte Glaube kann ihn nicht mehr bewegen, in das irdiſche Regiment ſich einzumiſchen. Helft Euch ſelbſt, ſagt er. Eine Regierung, die für das materielle Wohl ihrer Unterthanen ſorgt, beugt allen Revolutionen vor, und ließe der Himmel bei uns in Zeiten der Noth ſeine Brote herunterregnen, ſo würde gewiß alle Philoſophie ein Ende haben und Tauſende würden ſich bekehren.

Und doch, wer weiß! Selbſt die mährchenhafte, aber authentiſche Kunde aus Kleinaſien hat einen Nachſatz, der nichts weniger als an die Zeiten der Wüſtenwanderung Moſis erinnert, ſondern gewaltig nach der Proſa europäiſcher Civiliſation ſchmeckt. Man höre! Die himmliſche Gabe war ſchnell zu einem Handelsartikel wie jeder andere geworden; „die Manna," heißt es, „wurde zu 12 Piaſter der Kilo verkauft, wie das Getreide;" wahrſcheinlich ſind die Einſammler und Verkäufer auch mit einer Steuer belegt worden. — Aber das Allerſchönſte iſt, daß ein franzöſiſcher Naturforſcher in Jeniſchehr ſich ſogleich an eine chemiſche Unterſuchung des himmliſchen Segens gemacht hat, um die wunderbare Erſcheinung auf eine natürliche Weiſe zu erklären. So wird die Bilderfibel nun um ein Wunder ärmer werden!

VI.

Notizen.

Die Polizei als Eheprocurator. — Conscience in Prag. — Teufelaustreibung in der Normandie und elektrische Experimente in Paris.

Folgende wahre Anekdote ist bezeichnend für englische Sitten. Eine hübsche junge Dame fährt in der ersten Wagenklasse auf der Eisenbahn von London nach Birmingham. Der einzige Passagier, der ihre Loge theilt, ist ein fremder junger Mann von artigen Manieren. Beide sitzen Stunden lang in den weichen Polstern ihres Lehnstuhls einander gegenüber, und es ist daher kein Wunder, daß der junge Mann immer artiger wird. Beim Aussteigen in Birmingham übersteigt jedoch seine Zuvorkommenheit alle Grenzen englischer Etiquette, und er vergißt sich so weit, den reizenden Wangen seiner Reisegefährtin einen — Kuß zu rauben. — Police! Police! schreit die beleidigte Schöne, ein Constable eilt herbei und verhaftet den stürmischen Liebhaber; von dieser Art sind die Abenteuer, denen kühne Liebesritter in England ausgesetzt sind, und die Polizei spielt dort die Rolle der bösen Onkel und polternden Väter. Vor dem Polizeihof wird der Sünder mit der Grausamen confrontirt und zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt; er zahlt mit Vergnügen, wie ein Paladin, der für seine Dame „blutet," denn er hat inzwischen sich ernstlich verliebt und bei der gerichtlichen Handlung erfährt er, was keine Bitten und Schwüre den Rosenlippen der Miß hatten entlocken können: ihren Namen, Stand und ihre genaueste Adresse. Auch sie scheint indessen versöhnlicher gestimmt zu werden und geneigt, ihre künftigen Küsse nicht mehr so theuer zu verkaufen, denn kaum hat der junge Mann sich in ihre Familie einführen lassen, so erhält er Herz und Hand seiner Schönen. Was sagen unsere Romanschreiberinnen zu dieser romantischen Liebesgeschichte? Modern ist sie gewiß.

— Wie muß sich Conscience ausnehmen in czechischer Uebersetzung? Die Prager Zeitschrift „Kwety" bringt nämlich einige Novellen dieses vlämischen Schriftstellers, in's Böhmische übertragen. So begegnen sich zwei junge Literaturen, die vor zwanzig Jahren schwerlich eine von der Existenz der andern wußten; zwei Sprach- und Nationalitätspropaganden, die aus ganz ähnlichen Quellen entsprungen, auf ganz gleichen Principien beruhend, doch ein so entgegengesetztes Verhältniß zu Deutschland einnehmen und vom deutschen Nationalinteresse mit so verschiedenen Augen angesehen werden. Der Czeche hat gar nichts gegen das germanische Element in Belgien, so wie der Vlaeme Nichts gegen das französische bei den Basken, oder gegen das slavische in Mähren und Böhmen. Einen czechischen Conscience würden aber die Vlaemen schwerlich übersetzen, weil man in Frankreich nicht aus dem Böhmischen übersetzt; Deutschland, dies ist das Charakteristische, bleibt doch der unvermeidliche Vermittler für

Digitized by Google

alle moderne Cultur in Böhmen, ſo wie Frankreich es in Belgien iſt. Sehr viele Blaemen ſchreiben und leſen beſſer franzöſiſch, als deutſch, und ſehr viele Böhmen verſtehen beſſer deutſch, als ſlavoniſch. Gewiß, mancher Böhme hat den Puſchkin aus Lippert's Verdeutſchung kennen gelernt und viele Belgier wiſſen von Schiller und Göthe nicht mehr, als was ſie durch franzöſiſche Feuilletonartikel über ſie erfahren haben. Uebrigens iſt es auch mehr als wahrſcheinlich, daß die czechiſchen Uebertragungen von Conſcience erſt nach einer deutſchen Ueberſetzung gearbeitet ſind.

— In einem kleinen Städtchen der Normandie zeigt ſich plötzlich bei einem dreizehnjährigen Mädchen, Mlle. Cottin, eine merkwürdige Eigenheit. Sie wird allen Möbeln gefährlich, denen ſie nahe kommt; Seſſel und Tiſche ſchleudert ſie durch die leiſeſte Berührung fort oder zertrümmert ſie, ſchwere Kleiderſchränke und Bettſtätten wirft ſie um, wie ein Goliath, ohne es zu wollen. Der Pfarrer, um Rath gefragt, behauptet, das Mädchen ſei beſeſſen und ſchickt ſich an, ihr den Teufel auszutreiben. Mlle. Cottin hat von Glück zu ſagen, daß ſie nicht vor hundert Jahren auf die Welt kam, ſie hätte den Scheiterhaufen beſteigen können. Während ihr der Pfarrer den Teufel austreibt, ohne das Geringſte auszurichten, kommt der Arzt dazu, nimmt das Mädchen, als eine phyſiologiſche Merkwürdigkeit, im Namen der Wiſſenſchaft und des 19. Jahrhunderts in Beſchlag und reiſt mit ihr nach Paris, wo ſie bald durch die Unterſuchungen eines Arago, Berger, Tanchou u. ſ. w. als „Löwin" der mediciniſchen Welt das Tagesgeſpräch der Salons und ein Artikel für den Charivari wird. Es ſtellt ſich heraus, daß Mlle. Cottin elektriſch iſt, wie der Zitterfiſch. Seltſamer Weiſe iſt ſie es nur auf der linken Seite, die Elektrizität ſtrahlt alſo vielleicht von ihrem Herzen aus. Wenn das ſchöne Kind nicht curirt wird, ſagen die frivolen Zungen der Pariſer, ſo wird das eine gefährliche Schönheit werden und die Männer auf eine Weiſe elektriſiren, wie es noch nie vorgekommen iſt. Mlle. Cottin ſelbſt aber leidet durch die elektriſchen Schläge, die ſie austheilt, und wünſcht ſehnlichſt, daß ihr der Teufel endlich ausgetrieben werde.

Erklärung*).

In Nr. 5 der Grenzboten erwähnt die Redaction einer ihr über den Artikel „Ständiſches in Böhmen" zugekommenen Reclamation mit dem ſehr richtigen Beiſatze, daß mit Privatberichtigungen und

*) Wir geben dieſer aus geeigneter Quelle von Prag uns zugekommenen Erklärung Raum, ohne auf eine Kritik ihrer Principien einzugehen. Ueber den nothwendigen Zuſammenhang ſtändiſcher Verſammlungen mit der öffentlichen Meinung ſcheint uns jede Polemik bereits überflüßig.

Die Redaction.

Privatpolemik keiner politiſchen Sache gedient ſei; dagegen werden die betheiligten Herren (Stände) aufgefordert, über ihre Tendenzen und den Gehalt ihrer Beſtrebungen der öffentlichen Meinung in Deutſchland Aufſchlüſſe zu verſchaffen.

Wir hegen die Ueberzeugung, daß die einzelnen Mitglieder unſerer Stände eben ſo wenig, wie deren Geſammtheit die öffentliche Meinung zu ſcheuen haben; doch glauben und hoffen wir, daß Böhmens Stände ſich nie, am wenigſten aber durch derlei Artikel, veranlaßt finden werden, an die öffentliche Meinung Deutſchlands zu appeliren. So lange die Thüren des Verſammlungsſaales der Oeffentlichkeit verſchloſſen ſind, wäre jeder Bericht, aus der Verſammlung ſelbſt hervorgehend, eine Ordnungswidrigkeit, wozu wohl keiner der Herrn ſeinen Namen hergeben wird; Berichte ohne Namen aber, von wem immer geſchrieben, entbehren aller Autorität und werden, noch ſo leidenſchaftslos, noch ſo der Wahrheit gemäß verfaßt, dem Vorwurfe der Einſeitigkeit nie entgehen. Anderſeitige, eben auch einſeitige Anſichten würden nicht fehlen, dieſe Privatpolemik von der Redaction in Nr. 5 richtig gewürdigt, müßte als der Stände unwürdig jeden Freund des Vaterlandes mit Leidweſen erfüllen.

Die Verfaſſung, wie wir ſie in der Form ziemlich unverändert aus grauer Vorzeit überkommen haben, iſt auf Adel und Grundbeſitz gegründet, durchaus ariſtokratiſch; wenn auch einzelne privilegirte Städte jetzt durch vier Regierungsbeamte des Prager Magiſtrats repräſentirt, das Ehrenrecht genießen, der vierte Stand genannt zu werden. Daß ſolche Inſtitutionen den Verfaſſungsfreunden der Neuzeit übergenügenden Stoff zum Aerger geben, iſt natürlich, daß ſolcher ſich gelegenheitlich in einem Journalartikel Luft macht, iſt um ſo begreiflicher, je weniger bei uns die Feder eines freiſinnigen Literaten durch den Gebrauch abgeſtumpft wird. Die Pflicht, ſolche Artikel, weil partheiiſch, einſeitig, leidenſchaftlich, um ſo mehr öffentlich zu widerlegen, können wir nicht finden; denn der Leidenſchaft antwortet die Beſonnenheit nicht, und die ausgeſprochene Anſicht einer Partei kann nicht anders als einſeitig ſein. Uebrigens haben auch ſolche Artikel ihr Gutes, ſie machen mit Anſichten bekannt, die man hier auf andern Wegen kaum erfahren würde, und erleuchten dem klugen Wanderer den einzuſchlagenden Pfad. Die Stände Böhmens werden dieſe klugen Wanderer ſein und bleiben, das ſprechen wir mit froher Zuverſicht aus, und werden Hand in Hand mit der ſo väterlichen als gerechten Regierung ihre alten Rechte nur zum Wohle Aller üben. Ob Böhmens Stände dieſen Willen haben, ob ſie ihn durchführen werden, durchführen können — muß und wird die Zeit lehren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Aus der Wiener Gesellschaft.

II. *)

Kleinbürger und Großbürger.

Mitten im weiten österreichischen Kaiserstaate giebt es ein großes Reich, das allmählig als eine Gruppe von Inseln aus einem chaotischen Meere emporgestiegen ist, ein Archipel der mit jedem Tage an Umfang und Macht zunimmt, und den man bereits als Festland und Grundstock des Staates zu betrachten sich gewöhnt. Dieses seit kaum hundert Jahren langsam aufgestiegene und aufgeschwemmte Reich ist im gewöhnlichen Leben unter dem Namen der Bürgerstand, oder richtiger noch der Mittelstand bekannt.

Der österreichische Tiers-Etat hat keinen Abée Siéyes zum Tribunen gehabt, er ist nicht in Folge einer Revolution groß und mächtig geworden, im Gegentheil, er ist sogar zum Theil ein Product der Regierung, die, nachdem sie in früherer Zeit ihn fast zertrümmerte, sich genöthigt sah, ihn wieder aufzubauen, zögernd zwar und unschlüssig und mit jener übertriebenen Vorsicht und Besorgtheit, die alle österreichischen Fortschrittspläne — mit wenigen Ausnahmen — charakterisiren, aber wider ihren eigenen Willen getrieben von jenem raschen Wind der Zeit, der die Saaten dahin trägt, wo der Säende ihr Aufgehen und Emporwachsen nicht erwartet.

*) Siehe Grenzboten Nr. 49. vorigen Jahres.

Die Zeit! Wer mißt den Schritt der unsichtbaren Göttin? Da ist ein mächtiger Staat der sich lange gegen sie abschloß, wie gegen die Cholera, und in dessen Mitte sie doch drang, und, gleich der Cholera, die man als Geißel der untern armen Volksklassen schilderte, welche an den Palästen der Großen wirkungslos vorübergehe, hat sie ihren Ruf Lügen gestraft, überall ist sie eingedrungen, selbst durch die ängstlich verschlossenen Thüren und Herzen der Machthaber ist sie geschlüpft und lagert sich auf ihren Teppichen, in ihren Gedanken, in ihren Entschlüssen.

Wo ist die Zauberformel, welche den österreichischen Mittelständen mit jedem Tage neue Erkräftigung zuführt? In England wuchs der Mittelstand durch die Macht der Gemeinde, durch die Vertretung im Unterhause, durch die Sicherheit der persönlichen Freiheit, durch die Oeffentlichkeit in politischen und gerichtlichen Verhandlungen. Selbst in Frankreich war er bereits vor der ersten Revolution in seiner Entwicklung begünstigt. Die alte französische Gemeindeverfassung hatte bereits vor 1789 dem Tiersetat zu einem bedeutenden Grad bürgerlicher Freiheit verholfen, durch den obersten Gerichtshof (le parlement) war allmählig eine bewußtvolle Rechtssicherheit herangebildet, durch die Generalstaaten (les états généraux) wuchs er zur politischen Macht. Wo sind die analogen Quellen aus denen er in Oesterreich sein Wachsthum erfrischt? Die Gemeindeverfassungen und Stadtrechte sind allenthalben zur leeren, halbvergessenen Form herabgesunken, der oberste Gerichtshof (welcher mehr aus Herkommen, denn als Ironie umgekehrt den Titel Hofjustizstelle führt) ist bei uns — man muß gerecht sein — unbestechlicher als die Parlamentsräthe des alten Frankreichs, aber seine Wirkungen werden durch den Wust der schriftlichen Verhandlungen und durch die mannigfachen Einflüsse der politischen Gewalt oft genug paralysirt, unsere Ständeversammlungen endlich sind Postulatenlandtage, bei denen obendrein der dritte Stand in wahrhaft lächerlicher Minorität repräsentirt ist. Wo sind nun die geheimnißvollen Keime, aus denen, trotz diesem Allen, unser Mittelstand immer reicher sich entwickelt?

Der Mittelstand! Der Leser wird bemerken, daß ich das Wort Bourgeoisie umgehe. Der „Bürger" macht bei uns noch nicht den Mittelstand aus, er ist nur das Material, das Roheisen.

Digitized by Go

Der öſterreichiſche Bürger wird erſt vollzählig, wenn er Beamte, Officier, Gutsbeſitzer, Großhändler, Großfabrikant wird. Allerdings hat der Kleinbürger bei uns auch ſeine Ehren und Gerechtſame; ſeinem ſtolzen Ehrgeize iſt in der Hierarchie des Bürgermilitärs — welches, bezeichnender Weiſe, nicht National- oder auch nur Communal-Garde heißt — ein weites Feld eröffnet, er kann in ſtattlicher Uniform in Reih und Glied auf den Straßen paradiren, wenn die hohen Landſtände in geſchmückten Caroſſen zum Landtage fahren, um ihre Intereſſen zu verfechten, oder auch nicht zu verfechten; bei größerer Ambition ſteht ihm ſogar die Ausſicht auf eine Corporal- und Feldwebelſtelle offen, ja einige Glückliche können (ſogar ohne Beamte zu ſein!) das (Bürger-) Lieutnants und Hauptmanns-Portepée erringen. Ja, er kann ſogar — mirabile dictu — die erhabene Würde eines „eiſernen Raths" erklimmen!

Der eiſerne Rath iſt ein wichtiger Mann in jener Fraction der Wiener Geſellſchaft, deren unvergleichlicher Repräſentant Ehren-Staberl iſt. Der Magiſtrat der K. K. Haupt- und Reſidenzſtadt Wien, Prag ꝛc., beſteht bekanntlich aus lauter ſtudirten Herren, die Regierungsbeamte ſind, und daher auch von der Regierung ernannt werden. Dieſem Magiſtrat iſt eine Art Stadtverordneten-Collegium beigegeben, welches als unabhängiger Repräſentant der Bürgerſchaft figurirt, und bei außerordentlichen Gelegenheiten zuſammengerufen wird, um ſeine Stimme abzugeben: ob die Stadt naß wird wenn es regnet? ob man die Laternen bei Tag oder bei Nacht anzünden ſoll? ob man die Schornſteine in den Keller oder auf das Dach ſetzen muß? und um bei tauſend ähnlichen hochwichtigen und ſchwer zu entſcheidenden Fragen mit ſeiner Meinung und der Leuchte ſeines Verſtandes den K. K. Magiſtrat zu unterſtützen.

Dieſe ehrſamen Statiſten unſeres bürgerlichen Dramas führen in der Amtsſprache den Titel: äußerer Rath, nicht etwa aus Ironie, weil ſie vom Innern nichts erfahren — der Himmel bewahre uns vor Ironie! — ſondern wahrſcheinlich, weil es zum äußerſten kommen mußte, wenn man ihres Raths bedürfte. Das Wiener Volk aber, welches zwar ein X von einem U ſehr wohl zu unterſcheiden weiß, aber die ſubtilen Doppellaute in ganz ein-

ſache, populare überſetzt, hat aus dem äußern Rath einen eiſern Rath gemacht, wahrſcheinlich weil Eiſen ſich nach Belieben hämmern läßt.

Die Prieſterwürde eines Bürgerrepräſentanten oder eiſernen Rathes wird aber nicht wie in den gottloſen Städten Frankreichs, oder in dem ketzeriſchen England, dem erſten beſten zu Theil, den das Vertrauen ſeiner Mitbürger dazu erwählt, ſondern der Patriot, der dieſen einflußreichen, mächtigen Poſten erzielen will, muß ſich Verdienſte um den Staat oder um die Stadt erworben haben, und hierüber zu urtheilen iſt natürlich Niemand competenter, als eben wieder die Behörde! Die unerſchütterlichen, eiſernen Volkstribunen, welche die Beſtimmung haben, an der Seite der k. k. Beamten die unabhängige Meinung der Bürgerſchaft zu vertreten, werden daher in wunderbarer, logiſcher Gedankenſchärfe von dieſen Beamten ſelbſt zu dieſer Charge ernannt, nachdem man ſich durch eine Reihe von Jahren von der Loyalität, von dem Eifer und den Verdienſten des Candidaten überzeugte, worunter natürlich in erſter Reihe Freimuth und ein unabhängiger, eiſenfeſter Charakter zu verſtehen iſt.

O Mann des Raths! Eiſerner! Aeußerſter! Deine Laufbahn iſt ſchwer und wir kennen ihre Dornen. Da lachen ſie und ſpötteln über deinen Ehrgeiz, und wiſſen nicht, daß du allein über den Gang der Gerechtigkeit wachſt, daß du zwanzig Jahre der Gott der unſchuldig Angeklagten geweſen biſt, und wie ein Genius der Unſchuld dem Richter beim Verhör an der Seite ſaßeſt, damit die Zunge der Wagſchale nicht nach Willkühr ſich beuge.

Reſpect! meine Leſer. Was hier geſagt wird, iſt keine Ironie. Eines der Verdienſte, welches zu dem Ehrenſitz im äußern Rath führt, iſt der Fleiß, mit welchem ein Bürger den gerichtlichen Verhören der Verbrecher beigewohnt hat. Die öſterreichiſche Criminalgerichtsordnung verräth nämlich auf einigen Stellen offenbare Gewiſſensbiſſe wegen Beſeitigung der Oeffentlichkeit der Gerichte. Sie kann es ſich nicht verhehlen, daß bei der eingeführten Heimlichkeit, der Angeklagte allzu ſehr der Willkühr des Unterſuchungsrichters ausgeſetzt iſt. Dieſem Uebelſtande einigermaßen zu begegnen, ordnet ſie an, daß bei der Unterſuchung jedesmal zwei Beiſitzer aus dem Bürgerſtande zugegen ſein ſollen, eine Art Schutzwache für den Angeklagten, die als ein ſchwacher Schatten, aber doch als

Digitized by Google

eine Erinnerung an die ehemaligen Schöffen und Schwurgerichte, und als eine unwillkührliche Conceſſion an das geſunde und naturgemäße Princip derſelben erſcheint. Diejenigen Bürger die am eifrigſten ſich gezeigt und durch eine Reihe von Jahren häufig als Beiſitzer figurirten, haben einen Anſpruch auf den Titel eines äußern Raths.

Aber die berühmte öſterreichiſche Milde, die in dem erwähnten Paragraphen auch gegen Verbrecher ſich bethätigt, wie ſollte ſie zur Strenge ausarten gegenüber wackeren Bürgern, gegen ehrſame, eiſerne Rathscandidaten, deren Seifenſiederei, Handſchuhfabrik, Schneideratelier und Gewürzkrämergeſchäft ihre Zeit zu ſehr in Anſpruch nimmt, um jedesmal auf das Rathhaus als unpartheiſche Criminalbeiſitzer ſich zu begeben. Man iſt daher ſo nachſichtig und geſtattet, daß ſie die ihnen zugeſchickten Acten zu Hauſe unterſchreiben, oder daß ſie einen Stellvertreter in die Gerichtsſtube ſenden! Wirklich ſieht man auf dem Wiener Criminalamte periodenweiſe einen und denſelben Menſchen der für zwanzig, dreißig Kreuzer täglich den geſetzlichen Schutzgeiſt der Angeklagten bildet, was natürlich dem Unterſuchungsrichter, der dieſer Schmuggelei jede Stunde ein Ende machen kann, einen ungeheuern Reſpect vor dem Beiſitzer einflößt, und ihn zwingt, genau auf alle Vortheile des Inquirirten zu achten. O Geſetz! Eulenſpiegel mit der wächſernen Naſe — foppſt du deinen Herren oder wirſt du von ihm gefoppt?

Allein ſolch Blindekuhſpiel kann doch nicht lange verheimlicht bleiben, und eines Tages muß man doch die Beamten endlich zur Rechenſchaft ziehen?

Freilich, freilich! Aber die Milde, die berühmte öſterreichiſche Milde geſtattet ſolche Härte nicht. Dieſelbe Milde, die den Angeklagten nicht dem Unterſuchungsrichter ſchutzlos überläßt und zwei unabhängige Bürger der Unterſuchung beiordnet, dieſelbe Milde, die dann durch die Finger ſieht, wenn dieſe nicht ſelbſt im Rathhauſe ſich einſtellen, wie wollte ſie den Beamten gegenüber plötzlich ihren Charakter ändern? Dieſer Magiſtrat iſt ein ſo guter Mann, ein braver Familienvater, ein treuer Unterthan, er hat fünf und zwanzig Dienſtjahre, ein Haus voll Kinder und einen ſo mäßigen, mäßigen, Gehalt — ſoll man ihn plötzlich kränken? Und warum? Weil er nachſichtig gegen einige Bürger war, die eben

wieder ſehr gute Männer, brave Familienväter, treue Unterthanen mit ganzen Häuſern voll Kindern ſind und ihre Geſchäfte nicht zu den Gerichtsſtunden verlaſſen mögen. Und warum ſollte man gerade ihm beim Schopfe faſſen? Haben es ſeine Vorgänger nicht eben ſo gemacht? Iſt dieß nicht eine Herkömmlichkeit, die allerdings wider die Vorſchrift iſt, aber durch die lange Praxis eine hiſtoriſche Ehrwürdigkeit erhalten hat?

Aber um aller Heiligen Willen, warum hat man dieſen Mißbräuchen ſo lange Zeit gelaſſen, bis ſie grau wurden, warum hat man ſie nicht gefaßt und niedergetreten, als ſie noch jung und grün waren?

Freilich, freilich! Aber, wer hat denn von ihrer Exiſtenz damals gewußt? Wo kein Kläger, iſt kein Richter. Anders iſt's bei Privatperſonen, anders wo es ſich um eine ganze Behörde handelt. Bei Privatperſonen, da iſt dieſe gute, wachſame und zärtliche Frau Polizei überall bei der Hand, ſie packt lieber einen mehr als einen weniger beim Kragen, und entſchlüpft hier und da eine arme Fliege ihren Augen, ſo findet ſich immer eins jener dienſtwilligen und liebenswürdigen Geſchöpfe, welche der Plebs Denuntianten heißt, um die arme Fliege auch im kleinſten, dunkelſten Löchelchen aufzuſpüren. Bei einzelnen Perſonen fehlt es nie an Richtern, weil es der Ankläger im Ueberfluſſe giebt. Nicht ſo bei Behörden und Aemtern: dieſe zu überwachen, iſt nicht das Geſchäft der Polizei. Die Schilderhäuschen, die an den Thoren unſerer Behörde ſtehen, ſind wie die Herculesſäulen, die zu der Polizei ſagen: bis hierher und nicht weiter. Nicht zu jener niedern Polizei, die auf Straßen und in Privathäuſer ihre Späherblicke ſendet, ſondern zu jener höhern Polizei, die in andern Staaten in der Geſtalt des Staatsprocurators die Aufſicht über den ſämmtlichen Gerichtsgang führt. In andern Ländern, die minder glücklich ſind, als wir, giebt es ſogar noch eine Polizei, die nicht einmal Ehrfurcht vor einem Schilderhaus hat, die zudringlich und keck ihr Augenmerk auf Alles richtet und unter dem Namen der freien Preſſe berüchtigt iſt. Wo dieſe Geißel graſſirt, da iſt nicht einmal ein Beamter in den verſchwiegenen Mauern ſeines Büreaus im Stande, dem Geſetz eine Naſe zu drehen, ohne vor der Gefahr zu zittern, daß es von irgend einem Journal der öffentlichen Meinung, oder, was noch ſchlimmer,

Digitized by Google

dem Obern oder Vorgeſetzten rapportirt wird. Gott behüte uns vor dieſer Geißel, die unſerer ſchönſten Eigenſchaft, der vielberühmten Milde uns berauben würde. Wie könnte man allen dieſen guten Familienvätern, treuen Unterthanen, fünfundzwanzigjährigen Dienern, ihre kleinen, und vollends ihre großen Schwächen durch die Finger ſehen, wenn die Preſſe jede Pflichtverletzung, jeden Mißbrauch öffentlich — und wäre es auch in den anſtändigſten und gemäßigteſten Ausdrücken — denunciren dürfte! Zwar geht eine dunkle Sage umher, daß ein Cenſurgeſetz vom Jahre 1810 exiſtire, welches der Preſſe einen in wohlmeinendem Sinn und anſtändig ausgeſprochenen Tadel zugeſtehe. Allein Dank ſei es der beſſern Einſicht ſpäterer Jahre, dieſes Geſetz iſt jetzt wie eine alte Mythe verklungen. Unſere vielberühmte Milde, die ſich darin einen Augenblick verläugnete, iſt wieder in voller Strömung zurückgekehrt. Was wollte man auch mit jenem Geſetz? Höchſtens würde es den Männern, die an der Spitze der Verwaltung ſtehen, zu Gute kommen; die oberſten Behörden, die in Wien centraliſirt ſind und ihre Augen nicht überall haben können, würden mittelſt der Enthüllungen der Preſſe einen offenen Blick in die tauſend und tauſend kleinen Räder der Staatsmaſchine werfen können, die öffentlichen Berichte, die über die Zuſtände der einzelnen und entfernten Theile des Staates und der Geſellſchaft geliefert würden, müßten den Ueberblick erleichtern und bisher verhüllte Schmutzflecke, Hemmniſſe und Unterſchleiſe offen legen; aber dieſes Alles würde blos ihre Wirkſamkeit kräftigen, es würde blos ihre Stellung zum Staate und Volke veredeln, die Achtung vor ihnen erhöhen, das Vertrauen zu ihnen ſtärken und die Krone bereichern und befeſtigen. Die Krone jedoch iſt reich genug, die oberſten Räthe ſind nur ein kleines Häuflein. Ein weiſer Staat muß die Intereſſen der Majorität zu fördern ſuchen, und die Majorität ſind wir, das ungeheure Heer von Räthen, Secretären, Kanzeliſten und Prädicanten. Das muß man vor Allem berückſichtigen; unſere Intereſſen, unſere Ruhe, unſere kleinen Nebeneinkünfte würden geſtört und geſchmälert, wenn man der gottverfluchten Preſſe geſtatten würde, unſere Angelegenheiten öffentlich zu beſprechen. Die Herren Hofräthe und Staatsräthe, hochlöblich und hochverehrt, die Herren Miniſter und Präſidenten Excellenz bilden alle zuſammen kaum ein Häuflein von hun-

dertundfunfzig Perſonen, wir aber zählen hunderttauſende in unſern Reihen. Beſſer, daß ſie im Dunkeln tappen und die Berichte über die öffentlichen Zuſtände blos aus unſern Händen erhalten, beſſer daß ihnen die Verwaltung erſchwert wird, als uns, dem Kern und der Majorität! Wohl giebt es pietätsloſe Menſchen, die angeſteckt von ruchloſen, modernen Ideen, behaupten, es gäbe noch eine andere, viel größere Majorität, jene Millionen und Millionen, die nicht Beamte ſind, und die, wenn ihre Angelegenheiten direct in den Zeitungen verhandelt und nicht erſt durch unſere Vermittellung zur höhern Kenntniß gebracht würden, unſäglichen Vortheil gewönnen. Aber wenn wir nicht ein Vorrecht vor dieſem Volkshaufen haben ſollten, wofür ſind wir denn eben k. k. Beamte? wofür ſind wir die von Gott und Sr. Majeſtät eingeſetzten Behörden, wenn wir nicht höher ſtehen und größern Schutz genießen ſollen, als jene gewöhnlichen Menſchen?

Eins iſt wohl zu beachten in Oeſterreich. Das Syſtem unſerer Geſetzgebung geht oft von veralteten Principien aus, oder muß wenigſtens die Principien mit dem Geiſt einer abſoluten Monarchie in Einklang zu bringen ſuchen. Ueberall wird man die Abſicht des Geſetzgebers erkennen, mildernde Motive, menſchliche Lichter in die Strenge des Geſetzes einzuſtreuen. Nicht umſonſt iſt das öſterreichiſche Criminalgeſetzbuch (ich ſpreche von dem Geſetzbuch und nicht von der traurigen Gerichtsordnung) unter den europäiſchen Fürſten ſeiner Menſchlichkeit willen berühmt. Aber wie wird mit den humanen Intentionen des Geſetzgebers in den untern Kreiſen verfahren! Wie ſpielen die Acteure, wenn das mit warmem Herzen Gedichtete erſt in ihren Händen ſich befindet! Die Kritik muß das Maul halten und der böſe Schlendrian wird allmählig zu einem hiſtoriſchen Rechte. Nehmen wir z. B. einen kaiſerlichen Erlaß, der in der letzten Zeit viel beſprochen wurde. Bei allen Civilſtreitigkeiten, wo der Gegenſtand nicht über 200 Gulden ſich beläuft, ſoll in Zukunft mündlich, ſummariſch verhandelt, verfahren werden. Gewiß ein großer Fortſchritt im Princip, umſomehr als der Beiſatz eingeflochten iſt, daß dieſes mündliche Verfahren, auf Verlangen der Parteien, auch bei Rechtsſtreitigkeiten von größerem Belange angewendet werden darf. Aber dieſes ſummariſche Verfahren giebt zugleich dem Richter eine Gewalt in die Hände,

Digitized by Google

die er leicht mißbrauchen kann, und die auch bei dieſer Mündlichkeit ohne Oeffentlichkeit, ohne Controle, ganz ſicher gemißbraucht werden wird. Dürfte die Preſſe die Ausübung ſolcher neuen Einrichtungen überwachen, dann würde es dem Mißbrauch ſicherlich ſchwerer, ſich einzufreſſen. Aber bei der Heimlichkeit unſerer Zuſtände gleichen ſolche Erlaſſe jenen Fiſchen, die man zur Fortpflanzung in den Teich wirft und die oft verfaulen, oder von Ottern gefreſſen werden. Wie wohlgemeint war nicht einſt jene Verordnung der Beiziehung zweier unabhängiger Bürger zu jeder Criminalunterſuchung, und was iſt in der Praxis daraus geworden! Hätte es in der Macht der Preſſe geſtanden, als ſie zum erſtenmale den Mißbrauch erfuhr, ihn öffentlich zu rügen, und dieſe Rüge bei jeder Gelegenheit zu erneuern, ſo wäre die oberſte Juſtizſtelle gleich anfangs aufmerkſam geworden. Bevor aber ſolcher Mißbrauch allmählig zum Geſpräch wird, iſt er eine Gewohnheit, die man als mit zur Sache gehörend betrachtet, und wollte die oberſte Behörde jetzt ſtrafen, ſo müßte ſie ſtatt einer einzigen, wer weiß wie Viele, wer weiß ob nicht Alle zur Rechenſchaft ziehen.

Aber Himmel! wie weit haben wir uns verirrt, welch eine Abſchweifung von unſerm Hauptthema! Statt von der Wiener Geſellſchaft zu ſprechen, von jener heitern, buntgewebten Maſſe, die in einer der reizendſten und üppigſten Stadt der Welt auf und niederwogt, ſind wir in die ernſten Hallen des Gerichts gerathen, ſogar bis in die traurigen Winkel des Criminalgerichts, wo der einſilbige Kukuksſchlag eines Verbrechers, oder, was noch ſchlimmer, eines Unſchuldigen, Antwort giebt auf das Verhör ſeines Unterſuchungsraths, in jene dunkeln Stuben des „hohen Markts," wo der naive drollige Wiener Dialect, der nur zu einem fröhlichen Jodelrauſch geſchaffen ſcheint, plötzlich ſeinem Charakter untreu wird, und in einen um ſo widerlicheren Ton umſchlägt, als ihm der Ausdruck der Kühnheit fehlt, der manchem großen Verbrecher eine Art Poeſie verleiht, als ihm das Gepräge der Erhabenheit abgeht, der jedem Richter die Würde eines von Gott eingeſetzten giebt. Und doch werden wir eben da wieder die Anknüpfung unſeres Hauptthemas finden, wir werden gerade da einer jener dünnen Scheidewände begegnen, die den Kleinbürger von dem Großbürger, die beſcheidene Bourgeoiſie von dem gewichtigen Mittelſtande trennt.

Da ist nehmlich in dem vielzackigen Bau unserer Gerichtsordnung mit ihrem dunkeln corridorartigen Schweif von nachträglichen Verordnungen, von unsichtbaren kleinen Ein- und Ausgangsthüren, auch ein Winkel in welchem sich die höchst wichtigen und entsetzlich nothwendigen Vorschriften finden: welchen Classen von Bürgern — wenn sie vor Gericht zu Zeugen berufen werden — ein Stuhl zum Sitzen angeboten werden muß und welchen keiner zu bieten ist. Dieser kleine Stuhl ist gewissermaßen der Grenzpfahl zwischen dem untern und dem höhern Bürgerstand, der Kreisstuhl auf welchem der Mittelstand, der einflußreiche, machtsschwanger seine Geburt feiert. Unsere Leser sind vielleicht neugierig zu erfahren, wer Meister vom Stuhle ist, und wer nicht? Aber die genauere Angabe würde Nachgrabungen in etwa sechs bis acht Schachten und Bänden unserer zickzackigen, nichts weniger als lichten legislatorischen Sammlungen verlangen. Nicht einmal das verdienstvolle Werk des Grafen Bartheim, das für die vielen Grotten, Schluchten und Labyrinthe unserer Gesetze und Verordnungen den Führer und Compaß abgiebt, reicht hier aus. Da steht z. B. ein Zeuge vor Gericht, ein Mann mit grauen Haaren, mit jenen Furchen im Gesicht die ein ernstes und thätiges Leben andeuten, sein Rock ist nicht nach der Mode aber von gutem Mitteltuche, blank gebürstet, seine Wäsche ist nicht fein, aber reinlich, seine Haltung ist nicht elegant und vornehm, aber ehrbar und bescheiden, es ist ein würdiger Werkmeister, auf dessen Wort zwanzig Gesellen und Lehrlinge daheim ihre rüstigen Hände bewegen, einer jener tüchtigen und gewiegten Soldaten der Industrie, die im Einzelnen unscheinbar sind, aber in Masse dem Staate seinen Wohlstand erbauen. Bereits zwei Stunden nimmt ihn das Gericht in Anspruch, aber Niemand heißt ihn niedersitzen. Jetzt wird ein anderer Zeuge herbeigerufen, ein junger Mann, wohlfrisirt und geputzt, die kleinen der Arbeit wenig gewohnten Hände in hellen Handschuhen, er reicht dem Andern kaum an die Brust, er könnte sein Sohn sein — aber der Gerichtsdiener beeilt sich sogleich, ihm einen Stuhl zu offeriren — denn er ist Beamte, d. h. er wird vom Staate aus der Casse besoldet, zu der der Andere seine Steuern von dem Ertrage seines Schweißes zahlt. Dem Ernährten werden die Ehren der Gesellschaft erwiesen, der Ernährer wird vor-

Digitized by Google

nehm von oben herab behandelt. — Dort ſind zwei andere Zeugen. Der eine eine blaſſe, ſchwächliche Greiſengeſtalt mit faſt zitternden Knieen, mit kahlem Haupte, mit einem freundlichen ehrwürdigen Geſichte und jenem langſamen etwas pathetiſchen Tone dem man ſogleich den Schulmann anmerkt; der andere hingegen hoch, elaſtiſch, wohlgenährt, blutjung, mit zuverſichtlicher Miene, die Wohlergehen und Sorgloſigkeit andeutet, die ſteife Haltung, der geſtutzte Backenbart und der geſchnürte Leib verrathen den Zögling einer Cadettenſchule, der bereits das Portepée als Lieutenant trägt: nun wohl! der würdige Schulmann, der jeden Tag vierzig junge Geſchöpfe in Sittlichkeit und Kenntniſſe einweiht, der mit Aufopferung ſeiner Lunge und Nervenkräfte dem Vaterlande in jenem friedlichen Pulverdampfe dient, den man Schulſtaub nennt, der ein kleines Heer tüchtiger Bürger bereits herangebildet hat, fruchtbringende Bäume, die die Saat fortpflanzen die er ausgeſtreut, er der Geſundheit und Behaglichkeit auf jenem geräuſchvollen kleinen Schlachtfeld Schule eingebüßt hat — er muß ſtehen, während der junge militairiſche Dandy, der einſt für das Vaterland in irgend einer Garniſon den Feind abwartet, ſich ſogleich niederſetzt, damit ſeine koſtbaren Beine ja nicht vor der Zeit ermüden, damit ihm in Voraus die Achtung gezollt wird, für den Fall daß er keine Gelegenheit hätte ſie durch Verdienſte zu erwerben. — Da ſind zwei andere Bürger, beide von gleichem Alter, von gleichem Stande, beide der Handelswelt angehörig. Der eine iſt ſoeben erſt von einer weiten Reiſe zurückgekehrt, von Peſth, von Trieſt, von Lemberg, von Leipzig, wo er auf den großen Jahrmärkten die Erzeugniſſe des inländiſchen Fleißes gegen andere Producte umgetauſcht, einer jener wandelnden Brücken die den Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Nationen bilden, unermüdliche Caravanengänger die keine Strapazen ſcheuen und überall mit ihrer Perſon einſtehen. Der Andere iſt nicht minder fleißig, nicht minder betriebſam, aber bequemer und ariſtokratiſcher, er verläßt kaum das warme wohltapezierte Comptoir ſeines Hauſes, höchſtens daß er den kleinen Weg auf die Börſe täglich einmal macht. Dennoch wird ihm der Stuhl geboten der dem andern nicht zugeſtanden wird, denn er hat das Patent als Großhändler, der Andere blos als Handelsmann. Für die Paar Gulden die jener für ſein Patent jährlich dem Staate

mehr bezahlt, wird er mit jener Achtung behandelt, die eigentlich jedem Staatsbürger gebührt, während der Andere davon ausgeschlossen bleibt, weil sein Vermögen nicht so groß als sein Verdienst ist.

Beeilen wir uns zu sagen, daß die Gerichtsbeamten sich keineswegs stets an den Wortlaut der Vorschriften halten und dem Alter und sonstiger persönlicher Würde oft freiwillig den Tribut der Freundlichkeit zollen. Der österreichische Beamte ist vor Allem Oesterreicher: ein gutherziger Kumpan. Wenn er auf der einen Seite schlimmer ist als das Gesetz, so ist er andernseits auch besser und schneidet bisweilen den Zopf ab, wo er allzu steif ist. Aber grade dadurch ist wieder eine größere Macht in seinen Händen. Es genügt, daß ihm das Gesicht, der Ton, die Haltung eines Vorgeladenen nicht gefällt, oder daß er im Privatleben einen Zahn auf ihn hat, um ihn diese Macht sogleich fühlen zu lassen. Diese Stuhlgeschichte ist ja nur ein Beispiel aus hunderten. Um noch ein anderes zu erwähnen, so brauchen wir nur auf den Titel Herr hinzublicken. Fast auf denselben Seiten wo die wichtigen Stuhlrecepte einregistrirt sind, befinden sich auch die Gesetztafeln für das Wörtchen „Herr." Da giebt es eine ganze Wandelscala, wer in Pässen und gerichtlichen Zuschriften Herr N. N. und wer blos N. N. schlechtweg ist. Dieser einfache Titel, auf den eigentlich Jeder Anspruch hat der nicht ein Leibeigener, ein Knecht ist, variirt nicht allein nach dem Charakter der Person, sondern auch nach der Würde der Behörde. Personen die von Seiten des Magistrats die Zuschrift Herr beanspruchen können, sind noch keineswegs in dem Range, ihn von Seiten der Regierung, des Guberniums ꝛc. zu erhalten. Allerdings wird aus Höflichkeit mancher Herr titulirt der nicht dazu berechtigt ist, aber dieß geschieht eben wieder in Folge eines unwillkührlichen Zugeständnisses an den Zeitgeist und des innern Gefühles, daß der Zopf doch gar zu altmodisch, barbarisch ist. Ausnahmen dieser Art findet man daher nur meist in der Residenz, wo die Gesellschaft schon stärker durch einander gemischt ist, oder bei den hohen und höchsten Behörden, die im Bewußtsein ihrer Stellung sicher sind sich — durch solche Höflichkeit nichts zu vergeben; in der Provinz jedoch, wo die Stände schwächer geschieden sind, bei untergeordneten Behörden, die um desto eifersüchtiger über ihre Würde wa-

Digitized by Google

chen, wird um deſto pedantiſcher auf die Vorſchrift gehalten. Ich kenne Kaufleute die die höchſte Achtung und einen unumſchränkten Credit ſelbſt in fremden Staaten genießen, ich kenne Männer die einen über ganz Deutſchland verbreiteten Namen haben, Künſtler denen Frankreich und England huldigten, und denen ihre heimatliche Behörde das „Herr," oder auch das „Fräulein" nicht in ihren Paß einſchreibt. Wenn Liſzt als Ungar, Ehrenſäbler und Ritter des O.dre pour le mérite, wenn Thalberg der fürſtliche Naturſohn, der Taſtentapfere Dünois Baſtard von Orleans das „Herr" im Paſſe haben, ſo wäre ich doch neugierig ob auch Dreiſchock, Tichatſcheck ꝛc. es beſitzen? Wenn Fanny Elsler das Schooskind des ſeligen Gentz in ihrem Paſſe vielleicht Fräulein titulirt iſt, ſo wären wir neugierig, ob auch andere unprotegirte Künſtlerinnen dieſer allereinfachſten Höflichkeit ſich erfreuen, die Tuczek, die Mayer und wie die jungen geſangreichen Oeſterreicherinnen heißen, denen die größten deutſchen Städte Weihrauch ſtreuten. Erſt wenn die einheimiſchen Talente als fremde Angeſtellte, (oft ſogar mit fremden Päſſen) als Hofkapellmeiſter, Kammerſängerinnen ꝛc. zurückkommen, verſteht man ſich allmählig dazu, auch hier höflicher gegen ſie zu ſein. Aber dieſe Höflichkeit gilt eben wieder nur dem fremden Hof in deſſen Pfauenſchweif ſie ein Auge bilden, nicht ihrer Perſon und ihrem Beruf.

Eh bien! was ſoll mit dieſem allen geſagt werden? daß in Oeſterreich der Unterſchied der Stände noch ſo bockſteif wie früher iſt, daß nicht alle Menſchen gleich vor dem Gerichte ſind? Das wiſſen wir längſt, dieß erſt zu beweiſen iſt eine unnöthige Mühe!

Eben deswegen will ich gerade eine ganz umgekehrte Beweisführung liefern, ich will beweiſen, daß trotz aller mittelalterlichen Riegel und Gitter, trotz aller altfränkiſchen Perrücken und Zöpfe der Zeitgeiſt ſeine Bezwinger bezwingt und die Gleichheit ſich unter den erſtickenden Decken der Theorie, dennoch in der Praxis immer mächtiger emporarbeitet. Vor allem iſt nicht zu vergeſſen, daß es eine Zeit gab, wo Niemand Herr war als der Adel, und daß wenn es nach dieſem ginge, die Conceſſionen die man ſeitdem dem Mittelſtand gemacht hat, noch heute nicht exiſtirten. Man darf nicht überſehen, daß das Schicklichkeitsgefühl ſelbſt bei dem Beamten ſo weit gereift iſt, daß er des altmodiſchen Zuſchnitts ſich ſel-

ber ſchämt, daß alſo bei der legislativen wie bei der executoriſchen Gewalt das Bewußtſein einer nothwendigen Reform ſich vordrängt.

Dieſes Bewußtſein, das ſich jedoch zu keinem entſcheidenden ſchöpferiſchen Schritte entſchließen kann, ſucht ſich mit kleiner Scheidemünze zu behelfen, mit zahlloſen kleinen Conceſſionen und Ausnahmsregeln. Aber die kleine Münze iſt allmählig zu einem anſehnlichen Kapital angelaufen, die Ausnahmsmaßregeln ſind zu einem halblogiſchen Zwiſchenſyſtem zuſammengewachſen, die Conceſſionen haben ein buntes Zwiſchenreich aufgeſchwemmt, in welchem es von innern Widerſprüchen und heterogenen Elementen wimmelt, das aber nichts deſto weniger eine gewiſſe äußere Zuſammenhangbarkeit hat. So locker dieſer Boden iſt, ſo hat ſich doch eine moſaikartige Bevölkerung darauf angebaut, von der jedes Stück für ſich einer andern Gattung angehört und ſeinen eigenen Geſetzen von Exiſtenz und Nichtexiſtenz folgt, die aber insgeſammt das Kennzeichen verbindet, daß ſie ſich durch Talent, Fleiß und Reichthum allmählig dieſen Boden erobert, allmählig Zugeſtändniſſe ſich errungen die bei ihrem Entſtehen, bei ihrer Geburt noch ferne lagen. Dieſe Mittelgeſellſchaft, die gleich den erſten Normannen im Land der Angelſachſen durch Muth, Thätigkeit und eine neue Civiliſation immer mehr Raum gewinnt, und gleich jenen, die mit dem einen Fuße nach der Normandie und mit dem anderen bereits in Britanien wurzelten, mit dem einen Fuß in dem Bürger- und mit dem andern im Adelsſtande ſtehen, dieſe immer wachſende und ſich mehrende Maſſe muß ihrer Schwerkraft zufolge allmählig dieſen durchbrechen und jenen nach ſich ziehen: mit einem Worte, dieſer Mittelſtand wird damit enden, Gleichmäßigkeit der Geſetze für alle zu erringen.

Aber der Staat widerſetzt ſich dieſer Nivellirung? Er ſucht die ſcharfe Trennung der Stände zu unterhalten? Warum ertheilte er ſonſt alljährlich ſo viel neue Adelsbriefe? Und ſind es nicht eben jene Individuen, die durch Talent, Fleiß und Reichthum ſich zu einer bedeutenden geſellſchaftlichen Stellung emporgeſchwungen, die man durch Ertheilung des Adelsdiploms von ihrem Zuſammenhange mit der Burgeoiſie los zu löſen ſucht? Liegt hier nicht die Abſicht am Tage, den Bürgerſtand zu ſchwächen und lieber hundert

Digitized by Google

tauſend Privilegirte mehr zu ſchaffen als das Bürgerthum in Geſammtheit zu emancipiren?

Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß ſolchen neuen Adelscreirungen urſprünglich dieſe Abſicht zu Grunde lag. Aber wie oft geht ein Schiffer nach einem beſtimmten Punkte unter Segel und ändert unter Weges ſeine Richtung, wenn er die Strömung und ihre Vortheile erſt genauer kennen und berechnen lernt? Wie manches unanſehnliche Boot, anfangs blos beſtimmt einzelne Bewohner des einen Ufers nach dem andern hinüber zu führen, hat ſich allmählig in ein geräumiges Dampfſchiff verwandelt, weil man mit der Zeit erkannte, daß dieſes Hin- und Herfahren beide Ufer ganz umgeſtaltete und noch eine ganz andere Aufgabe als eine bloße Perſonenüberfahrt ſich mit dieſer ſchwimmenden Brücke erfüllen läßt, die der Steuermann nach Belieben hemmen oder raſcher treiben kann? Als Maria Thereſia den Leopoldsorden und den Thereſienorden ſtiftete, deren Verleihung den erblichen Freiherrnſtand mit ſich bringt, da geſchah die Ueberfahrt mit einem kleinen Boote; ſeit jener Zeit aber ſind hundert Tauſende in den Adel erhoben worden, die Ueberfahrt wurde ins Große getrieben, das Boot iſt zu einem Dampfſchiff geworden.

Laſſen Sie ſich eine Geſchichte erzählen: Vor vielen, vielen hundert Jahren gab es einmal einen Burggrafen, ganz im Style von Victor Hugo. Er wohnte auf einer hohen Felſenburg, ringsumher mit großen Waldungen umgeben, die von hundertjährigen Eichen, von Wölfen, Bären und anderem Wild wimmelten. Der Burggraf hatte einen Sohn, ein wackerer Degen, wild, ſtolz aber tapfer. Er erlegte täglich acht Wölfe, vier Bären, der Füchſe, Luchſe und anderes leichten Volks gar nicht zu gedenken. Wenn ſein Vater eine Fehde hatte, ſo befehligte er ſeine Mannen und ſchlug den Feind aufs Haupt. Oft half er ihm auf der Zinne lauern, wenn die reichen Kaufleute nach der Meſſe zogen — wobei ihnen das goldene Fell über die Ohren gezogen und das menſchliche wacker durchgegerbt wurde, alles in frommer, treuer Ritterſitte: für Gott, Schönheit und Recht, wie es jene fromme Zeit im Gegenſatz zu unſerer ungläubigen und unchriſtlichen mit ſich brachte. Der junge Ritter vermählte ſich endlich, und ſein Vater, der ihn mit Zärtlichkeit liebte, übergab ihm am Hochzeitstage ein Pergament, worin

ihm und ſeinen Nachkommen die ausſchließliche Nutznießung des Forſtes zugeſichert wurde. Als der Burggraf nun ganz allein in den Mauern ſeines Schloſſes umherging, langweilte er ſich baß, er war noch ein rüſtiger Mann von vierzig Jahren, und ſeine Haushälterin Walpurga, die er einſt auf einem jener nächtlichen Streifzüge gegen die Frankfurter Meßfahrer erbeutet hatte, war eine ſchmucke Bürgermaid mit blonden Haaren und ſchwarzen Augen. Er hatte ſie eigentlich auf ſein Schloß gebracht, um ein reiches Löſegeld von ihren Anverwandten zu erpreſſen, aber die Anverwandten ließen die Anverwandte im Stiche. Doch Walpurga war klug und ſchlau — ſie kochte dem Burggrafen ſeine Lieblingsſüpplein, raufte ihm die einzelnen weißen Haare aus ſeinem Barte und ſchaute ihm dabei ſo brennend in die Augen, daß an einem ſchönen Sonntage, als der Sohn auf die Burg ſeines Vaters zu Beſuche ritt, er dieſen verlobt und nach wenigen Wochen mit der ſchwarzäugigen Walpurga vermählt fand. Der junge Ritter lachte über die tollen Streiche ſeines Vaters, der auf ſeine alten Tage noch eine ſo ſchmucke Pflegerin ſich beilegte. — Neun Monate ſpäter ſchickte der junge Ritter an ſeinen Vater einen Abgeſandten. Als dieſer auf halbem Wege ſich befand, begegnete er einen einſamen Reiter, der in Haſt von der alten Felſenburg herbeigeſprengt kam. Wohin Conrad? fragte dieſer, als er in dem Abgeſandten den Hausvogt des Ritters erkannte. Fröhliche Botſchaft! rief Conrad, die tugendſame Gemalin unſeres Herrn iſt heute Nacht eines Söhnleins geneſen! — Proſit Geneſung und fröhliche Botſchaft übereinander, das trifft ſich ja prächtig! — auch Frau Walpurga genas eines wackren Knäbleins in heutiger Nacht antwortete der Reiter. Noch mehrere Male wetteiferte der Burggraf mit ſeinem Sohn in Ueberſendung ſolcher fröhlichen Botſchaft; ja, der Vater überflügelte den Sohn, und während dieſer das Unglück hatte, daß zwei ſeiner jungen Zweige ihm abſtarben, blühten die drei Knaben der bürgerlichen Walpurga friſch, fröhlich und frei in die Höh'. Es waren drei rüſtige Jungen, die bereits in ihren ſechszehnten Jahren in manche geſchickte Kunſt von ihrer Mutter eingeweiht waren. So oft der Ritter mit ſeinem jungen Sohne den Vater und Großvater beſuchte, wurmte es ihn im Herzen, wenn er die

Digitized by Google

Bürgerbuben im Schloſſe ſeiner Väter ſich breit machen ſah, aber er fuhr mit der Hand über die Stirne und verſcheuchte ſich ſelber die Grillen. „Sie ſind ja nicht turnierfähig," beſchwichtigte er ſich, die reichen Forſten ſind ja dir allein zum Revier angewieſen und nach dir deinem Sohne; was kümmert dich die Bürgerbrut! —

Zudem waren die drei Jungen voll Unterwürfigkeit und Demuth gegen den Ritter und ſeinen Junker. Es ſchien ihnen gar nicht in den Sinn zu kommen, daß jener ihr Bruder, dieſer ihr Vetter war. Mit faſt kriechender Unterthänigkeit trugen ſie ihm die Lanze nach, ſchnitzten ihm die Pfeile, halfen dem Junker auf das Roß und zeigten ſich nicht im mindeſten gekränkt, wenn dieſer im Uebermuthe ihnen einen Tritt mit dem Fuße gab. So vergingen wieder Jahre und Jahre; der Burggraf war ein Greis in Silberlocken, der Ritter ein Mann mit grauen Haaren geworden. Der Junker hatte ſich vermählt; die Jungen hatten ſich verheirathet, aber die Nachkommenſchaft der letzteren war wieder zahlreicher als die des erſteren. Sie bauten ſich rings um die Burgen an, und weil die Forſten und das Wild im Vorbehalt des Ritters und des Junkers geblieben, ſo lehrten ſie ihre Söhne andere Gewerbe und Künſte. Der eine zog mit Schiffen den Rhein hinab bis ins Meer, der andere ſchmiedete Waffen und erfand das Pulver, der dritte grub nach koſtbaren Erzen im Schoße der Berge, der vierte baute Kirchen und malte Madonnen, der fünfte dichtete unſterbliche Lieder und ſchlug die Harfe. Aber wenn der Feind herannahte, das Schloß ihres Vaters zu bekriegen, da verſammelten ſich Alle unter Einem Banner und halfen die Angreifenden in die Flucht ſchlagen. Ihre Kunſt und ihre große Anzahl kam ihnen dabei wohl zu Statten; mit ihrem Golde beſoldeten ſie neue Gefährten, mit ihren Geſängen und Liedern beflügelten ſie den Muth in wilder Schlacht.

Einſt nach einem gewonnenen Strauß trat der älteſte von ihnen zu dem Burggrafen hin: Vater, ſagte er, wir ſind ſo gut deine Kinder und Enkel wie der Ritter und Junker; wir ſchützen deine Schwelle, wir erweitern deine Gebiete: warum ſollen wir nicht auch in deinen Forſten ein gutes Stück Wild zum Lohne ha-

ben dürfen? — Der Alte, der in der Tiefe seines Herzens die Kinder seines Alters aufrichtig liebte und ihren Werth wohl begriff, antwortete hierauf: Deine Forderung ist billig, aber mein Sohn, der Ritter, ist Herr der Waldung; euch alle würde er nicht dulden, aber dir allein, als dem ältesten und tapfersten will ich auf eigene Faust hin das Recht gewähren. Der Ritter und der Junker schauten mürrisch drein, als sie zum ersten Male dem neuen Jagdgenossen in ihren Revieren begegneten. Aber er war so bescheiden und einsam, und sie ließen ihn gewähren. Und wieder kam ein Strauß und die Mauern des Schlosses schienen kaum der Zahl der Feinde länger widerstehen zu können. Aber der zweite Sohn hatte ein neues Wurfgeschoß erfunden, das mit einem Wurfe fünfzig Feinde erlegte. Diese flohen in Verwirrung. Aber als der Sieg errungen war, trat der Erretter vor seinen Vater hin und sprach: Vater sind wir nicht so gut deine Kinder und Enkel, wie der Ritter und der Junker, wir schützen deine Schwelle, wir erweitern deine Gebiete, warum sollen wir nicht auch in den Forsten ein gutes Stück Wild zum Lohne uns holen dürfen? Der Alte verfiel in ein langes Sinnen — endlich ermannte er sich und sprach: Deine Forderung ist billig mein Sohn, aber der Ritter ist Herr der Waldung, euch Alle würde er nicht dulden, aber weil du durch fast übermenschliche Kraft aus so großer Gefahr uns gerissen, so will ich auf eigene Faust gleich deinem ältern Bruder dir das Recht gewähren. Als der Ritter und der Junker zum erstenmale dem neuen Waidgesellen begegneten, hielten sie ihre Rosse zornig an, aber dieser verbeugte sich tief, und da gerade ein ausgehungerte Heer von Wölfen die Gegend in Schrecken setzte, so ließen sie sich den Zuwachs im Stillen gefallen. — Zu jener Zeit war in Schwaben ein großes Wettsingen ausgeschrieben. Die edelste Blüte des Landes war herbeigeeilt um den goldenen Lorbeer aus der Hand der schönsten Frau zu erringen. Aber alle überflügelte ein Einziger, der mit gleich wunderbarer Gewalt die kühnsten Lieder dichtete und zur Harfe sang. Der Name des Siegers ging von Mund zu Munde durch alle deutschen Gauen, alles beneidete den Vater eines solchen Sohnes, die Heimat eines solchen Sängers. Auch bis in die einsamen Gemächer des Burggrafen drang die Kunde: da trat der dritte Sohn Walpurgas

Digitized by Google

herein, die Harfe an der Seite, den Lorbeer auf dem Haupte, kniete er vor ſeinen Vater hin und ſang das Siegeslied, das ſo viele Herzen erſchütterte. Aus des Greiſes Augen ſtürzten heiße Thränen, in ſeinem Herzen regten ſich alle Glut und Träume der Jugend. Er warf ſich an den Hals des Jüngſten: Ja, Du biſt ein Held, ein Sieger, wie ſie Alle, und es hieße Gott verläugnen, der Dir ſeinen Segen auf die Stirn hauchte, wollte ich Dich nachſezzen. Gehe hin und theile alle ihre Rechte, der Wald gebührt Dir wie ihnen. Gott will es! Als der Ritter und der Junker dieſen dritten Geſellen zum erſtenmale in ihrem Gehege erblickten, da ſchlugen ſie eine laute höhniſche Lache auf und drehten ihm verächtlich den Rücken. Ein Harfenſpieler, der es Rittern gleich thun will, ein Liederkräher, der ein Jäger iſt — er iſt nicht werth, daß wir darüber uns erzürnen. — Und wieder verſtrichen Jahre. Das Schloß des Burggrafen war alt und morſch geworden, manche ſchwere Fehde hatte gefährliche Riſſe in den Mauern zurückgelaſſen. Da ſchickte der Alte um den Ritter und den Junker und ihre geſammten Verwandten und Nachkommen. Da wurde großer Rath gehalten, wie das Schloß zu erhalten und zu befeſtigen ſei. Aber der Geldſäckel des Ritters und des Junkers waren erſchöpft von Tournieren und Gelagen, ihre Anzahl war zu klein und ihre Hände zu ungeſchickt, und zur Arbeit ungewohnt. Da ſtrömten die andern Söhne, Enkel und Urenkel zu Hauf herbei. Aus ihren Truhen holten ſie die durch langen Fleiß und Mäßigkeit erſparten Gold- und Silberſtücke, die Frauen öffneten ihre Schmuckkäſtlein und holten ihr goldenes Geſchmeide heraus, die jungen Burſche ſchürzten die Aermel auf und trugen Steine und Mörtel herbei, die älteren und erfahrneren nahmen den Cirkel und das Blei und machten Pläne und kunſtreiche Berechnungen. Unter fröhlichem Sang und luſtigem Getümmel wurde der alte Bau faſt neu umgeſtaltet, die vom Sturme geſtürzten Eichen im Forſte, die unbenutzt der Fäulniß überlaſſen wurden, holte man herbei, ſchnitzte und polirte ſie, machte Gerüſte, Dächer und Geräthe daraus, die Wolfs- und Bärenfelle, die die Ritter und Junker verächtlich bei Seite liegen ließen, wurden kunſtreich in ſchmuckes Pelzwerk umgearbeitet, theils um den Boden als Teppiche zu bedecken, theils um ſie gegen andere Geräthe zu vertauſchen, die auf Schiffen her-

beigeſchleppt wurden. Wo früher die alte niedere Warte geſtanden, wurde ein kühner, himmelhoher Thurm erbaut, der weithin das Land beherrſchte, die alte Capelle wurde in einen herrlichen Dom mit weitgeſpannten Bogen, mit koſtbarem Schnitzwerk und farbenreichen Schildereien verwandelt. Als nun der Greis, der eine Zeitlang das Dach ſeiner Ahnen verlaſſen mußte, weil es ihm über dem Kopf zuſammenzuſtürzen drohte, feierlich einzog in den erweiterten, prachtvoll ausgeſchmückten Bau, ſtürzten heiße Thränen aus ſeinen Augen. Ja, ihr ſeid alle meine Söhne, rief er aus, euch allen gebührt gleiches Recht an dieſem Haus und allem ſeinen Gebiet. — Bei dieſen Worten erhob ſich ein großer Tumult in den Reihen der Schwiegerſöhne, Enkel und Verwandten des Ritters; man ballte die Fäuſte, ſchlug an die Schwerter, und drohende Worte flogen von allen Lippen. Der Junker trat mit raſchen Schritten aus dem Kreiſe der Seinen, und mit funkelnden Augen entrollte er ohne ein Wort zu ſprechen das Pergament, welches ſeinem Vater am Hochzeitstage von dem Alten eingehändigt wurde. Dreimal ſchwang er es über ſeinem Haupte und trat dann wieder zurück in den Kreis, eine fürchterliche Pauſe war eingetreten. Die Kniee des Greiſes zitterten. Beide Parteien maßen einander mit entflammten, zornigen Blicken. Aber den Nachkommen Walpurgas war die Unterwürfigkeit vor dem Ritter und dem Junker mit der Muttermilch eingeflößt worden, und ſtatt auf ihre Mehrzahl und auf ihre Kraft vertrauend, ſich die ihnen gebührenden Rechte zu erzwingen, zogen ſie ſich zurück. Der Greis athmete wieder auf, er hatte einen Kampf unter den Brüdern gefürchtet, er zitterte vor dem Uebermuth der einen, und vor dem entfeſſelten Zorne der andern Partei, drum ließ er nach der Art alter Leute, die vor Neuerungen und allen energiſchen Handlungen einen Abſcheu haben, alles beim Alten. Aber die Enkel Walpurgas, die nun entſchieden und von neuem ſich von der Nutznießung der Forſten und der gleichmäßigen Rechte mit ihren Verwandten ausgeſchloſſen ſahen, bauten nun ſich ſelbſt einen jungen Wald an, durchzogen ihn mit Straßen, Canälen, Wieſen und Aeckern, bevölkerten ihn mit Heerden und reichem Geflügel, auf ſeinen ſchönſten Plätzen erhoben ſich ſtattliche Häuſer, Capellen, Mühlen, Eiſenhämmer — und bald glich das Land umher einem Paradieſe, deſſen Beſitz alle Nachbarn dem alten Burg-

Digitized by Google

grafen neideten. In den alten Forſten des Junkers und Ritters war jedoch der Anblick ein ganz anderer. Die Bäume waren verwildert, die Wege von Geſtrüppe und Felſengerölle verdorben, die Jagdhäuſer verfielen, Wölfe und Füchſe mehrten ſich, die Herren, ſchlechte Wirthe, verſchwenderiſch und unthätig, ſahen ihre Einkünfte mit jedem Tage ſchmäler werden, und blickten mit Neid auf die lachenden Fluren ihrer Nachbarn hinüber. Da trat endlich der Junker mit kecker Miene vor den Alten hin. Großvater, ſagte er, unſer Erbe droht zu faulen und zu verderben, wir ſind der Arbeit ungewohnt und unſer Blut iſt zu edel, als daß wir zu niedriger Hanthierung uns entwürdigen könnten. Die da draußen aber ſind adelloſes Volk, ihnen kommt es zu, mit Rechen, Säge und Hammer zu arbeiten. Drum befiehl ihnen, daß ſie unſern Wald nach dem Muſter des ihrigen bearbeiten und bebauen. Der Alte ſah den kecken Forderer mit langen Blicken an, aber er fürchtete ihn aufzubringen, er ſcheute die Störung ſeiner Ruhe. Ich kann ihnen nicht befehlen, ſagte er, trachtet Ihr ſie zu gewinnen, haut den Zaun um, der Euch von ihnen trennt und macht Gemeinſchaft. Den Zaun umhauen? Nimmermehr! Wie könnt Ihr uns dazu rathen, Vater? Vergeßt Ihr, daß wir allein reines Blut in unſern Adern haben? Vergeßt Ihr, daß unſer Vater Euch einſt bei Euren Fehden beiſtand, Euch die Meßfahrer plündern half, daß wir allein Eure rechten Verwandten ſind? Wollt Ihr Euch ſelbſt in uns erniedrigen? Der Greis ſeufzte, er gedachte früherer Sünden und Verirrungen, worin der Ritter allerdings ihm ſtets ein getreuer Gehilfe war. Endlich ſagte er, indem er ſeiner Stimme den ſanfteſten Ton zu geben ſuchte: Ich kann, kann Dir nicht helfen, mein guter Sohn, ich kann ihnen ſolchen Befehl nicht auferlegen, Ihr ſeid mächtig, aber ſie ſind es auch, ja ſie ſind noch mächtiger als Ihr, wenn ſie erſt ihre ganze Kraft kennen lernen. Im Fluge wachſen die Flügel, und im Kampfe die Kräfte. Folgt meinem Rathe, reizt ſie nicht, jetzt noch ſind ſie demüthig gegen Euch, trachtet ſie durch ſanfte Worte zu gewinnen, zu überreden, ſie ſind noch nicht gewohnt, gegen Euch zu trotzen, und Ihr werdet ſie für Euren Zweck gewinnen, ich will Euch dabei beiſtehen, ſo weit ich kann. Der Junker ging und der Alte athmete wieder auf, als wäre ein ſchwerer Stein von ſeinem Herzen gefallen. Sein Rath ward befolgt, und

Digitized by Google

ſeine Erfahrung hatte ihn nicht getäuſcht. Walpurgas Enkel fanden ſich geſchmeichelt von den ſanften Reden der ritterlichen Sippſchaft, ſie kamen gutmüthig herbei, umpflanzten den Forſt, legten Straßen und Felder an, und ließen ihre Erfahrung, ihre Kunſt und ihre Arbeit ihren ſtolzen Verwandten ſo zu Gute kommen, wie ſich ſelbſt. Von Zeit zu Zeit ertheilte der Alte dem fleißigſten unter ihnen zur Aufmunterung für die andern das Herrenrecht im Walde, ganz nach der Art der Privilegien ſeiner ältern Brüder. Der Ritter und der Junker wagten diesmal nicht mehr zu widerſprechen. Aber die Zahl dieſer neuen Herren vergrößerte ſich mit ihrem Fleiße. Der Ritter und der Junker verbiſſen ihren Ingrimm und wichen, wo ſie konnten, den neuen Eindringlingen aus. Die meiſten von dieſen waren noch zu jung in ihrem neuen Rechte, um dieſen Hochmuth ſcharf zu fühlen. Aber ein Jüngling mit goldenen Locken und hochgewölbter Stirn, ein Enkel jenes Liederſängers, der einſt den Sieg und den Lorbeer errungen, fühlte mit pochendem Herzen, was jenen in ihrer Stumpfheit und im Rauſch ihrer neuen Stellung entging. An einem warmen Frühlingsmorgen, als Saaten und Bäume aufblüheten und der Hauch der neuen Zukunft über die ganze Natur ausgegoſſen lag, da faßte er ſich ein Herz und trat in das Gemach des Alten und ſprach: Vater, ſind wir nicht Deine Kinder und Enkel ſo gut wie der Ritter und der Junker, wir ſchützen Deine Schwelle, wir erweitern Deine Gebiete, warum ſollen wir nicht auch — —... Der Greis aber war bei dieſen ihm wohlbekannten Worten erſchrocken in den Stuhl geſunken, ſein Haupt ſank auf ſeine Bruſt herab, und mit einer abwehrenden Bewegung gebot er dem Jüngling Schweigen. Dieſer warf einen langen, langen Blick auf den ehrwürdigen, aber ſchwachen Großvater und ſchritt zur Thür hinaus. Draußen aber harrte ſeiner eine Dienerin, die ihn zur Frau Walpurga beſchied. Die hochbetagte Greiſin empfing den Urenkel mit einem freundlichen Lächeln. Aus ihrem alten von weißen Löckchen umgebenen Geſichte, leuchteten die ſchwarzen Augen noch immer ſo klug und ſchlau hervor, als an dem Hochzeitstage, der ſie mit dem Burggrafen vereinigte. Muth, Muth, mein Knabe, ſagte ſie, indem ſie den niederknieendem Jüngling mit der weichen Hand durch die Locken fuhr. Noch iſt der letzte Tag nicht gekommen und ich wache über Euch! Geh heim und ſage

Digitized by Google

den Andern, ſie ſollen nicht ermüden in Standhaftigkeit und Muth. Sie ſollen fortfahren zu bauen, zu pflanzen, zu hämmern, zu ſchiffen, zu dichten und zu ſingen. Seht Ihr nicht, wie der Wald immer lichter wird, immer mehr und mehr mit den Euern ſich füllt; nun denn, wenn Eure Anzahl ſo groß ſein wird, um die ganze Länge der Umzäunung zu füllen, dann wird dieſe unter Eurer Laſt von ſelbſt zuſammenbrechen, und Ihr werdet den Brüdern die Hand reichen, um ihnen das Einſteigen zu erleichtern, die alten Forſten und die neuen Anpflanzungen werden dann ein gemeinſames, für Alle gleiches Gebiet bleiben, und der Alte wird der erſte ſein, der Euch in dieſem Rechte beſtätigt, verlaßt Euch darauf, ich bürge Euch dafür. — —

. . . . . .

Aber um Himmelswillen, was hat dieſe alte Rittergeſchichte mit der Wiener Geſellſchaft gemein, von der Sie in der Ueberſchrift des Aufſatzes zu erzählen verſprachen?

Sie haben Recht und ich danke Ihnen für die Mahnung. Alſo ſchnell von der Wiener Geſellſchaft: Wien, die Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerthums, iſt eine alte, alte Stadt, die auf einem Platze gebaut iſt, der früher der Wiener Wald hieß. Die Herzöge von Oeſterreich ließen ſich da nieder, und viele Ritter und Edle bauten ſich Paläſte. Auch Handwerker, Kaufleute, Dichter und Künſtler ſiedelten ſich da an. Wien wurde mehrmals von Türken, Franzoſen und andern Feinden bedroht, und es iſt in den Chronikenbüchern zu leſen, wie die Bürger ſich da tapfer, treu und ausharrend betragen. Auch viele Kirchen und Paläſte bauten die kunſtreichen Bürger, und einen wunderbaren Thurm, der der Stephansthurm heißt. Auch ſchöne Gärten legten ſie an, unter andern den Augarten und den Prater. Der Genuß dieſer Gärten blieb lange ein Vorbehalt der Grafen; aber am Ende des vorigen Jahrhunderts ließ ein berühmter Kaiſer den Augarten, der früher nur von dem Hofe und dem Adel beſucht wurde, weit öffnen, und ſchrieb über die Thüre: der (ganzen) Menſchheit geweiht von ihrem Schätzer. Dieſes brachte ſonderbare Folgen, und viele der edeln Herren zogen ſeit dieſer Zeit den Prater dem Augarten vor. Der Prater aber wird in zwei Hälften getheilt, die eine heißt der Nobelprater und die andere der Volksprater. In dieſem letztern verſam-

melt ſich das luſtige Bürgervolk bei Wein, Würſtel und Hanswurſtſpäßen. Im Nobelprater aber rollen die goldenen Wagen der ſtolzen Edelherren, und eine alte Sitte bringt es mit ſich, daß an jedem erſten Mai der Frühling hier feierlich eröffnet wird, und die reichſten Edelherren an dieſem Tage in ganz neuen Kutſchen mit prächtigen Pferden auffahren. Aber es mag nun jetzt einige Jahre her ſein, da ſah man einen wunderbaren, bisher ungewohnten Maitag. Unter den prächtigen Caroſſen der Edelherren ſah man plötzlich auch nicht minder prächtige, in welchen reiche Kaufleute, Rathsmänner, Goldſchmiede, Baumeiſter und ähnliche Bürger ſaßen. Seit jenem merkwürdigen, neuen Frühling ſieht man an jedem erſten Mai die Zahl dieſer prächtigen Bürgerwagen in erſtaunlichem Zuwachs ſich vermehren, und die der Edelherren an Reichthum und Menge faſt verdunkeln. Von dem Volksprater herüber ſtrömen viele ſchlichte Bürger und grüßen mit freundlichem Winken ihre Anverwandten und Freunde in den Wagen und Caroſſen. Einige von den letztern ſind einfältig und ſchämen ſich dieſer Grüße, viele aber ſind klug und treuherzig, und grüßen und danken zurück. Da iſt denn ein fröhliches Hinüber- und Herüberlachen und Winken zwiſchen Fußgängern und Fahrenden.

An demſelben erſten Mai herrſcht noch eine andere alterthümliche Sitte. Am frühen Morgen laſſen die reichſten Cavaliere ihre Laufer ein Wettrennen abhalten. Vom Anfange des Nobelpraters bis hinab zum „Luſthaus" läuft ein Dutzend dieſer müßigen Livreediener im raſchen Wettkampf. Die Volkshaufen ringsumher ſehen neugierig und verwundert zu. Sie holen nichts, ſie bringen nichts, ſie laufen und laufen — was iſt das Ziel ihres Laufs? . . . . .

A. Quetelet.

Ueber Wahrſcheinlichkeitslehre und Statiſtik.

Die Fabel vom Lügner und der belgiſche Nachdruck. — Ein Werk von Quetelet. — Wiſſenſchaft und Leben. — Gewiß und Unmöglich. — Kein Zufall. — In usum delphini — Zahlen beweiſen! — Gefahren der Statiſtik. — Die Wiſſenſchaft in den Kinderſchuhen. — Erinnerung an die Aſtrologen und Alchymiſten. — Wie man Statiſtik treiben muß. — Große Kriege vermehren die Bevölkerung. — Die Negerſklaverei ein philantropiſches Inſtitut. — Statiſtik aus dem Kopfe. — Das Gedächtniß der Aerzte. — Einfluß der Aerzte und die Sterblichkeit in den Spitälern. — Entdeckung über den Blutumlauf. — Verbrecherliſten. — Verhältniß der Freiſprechungen bei Geſchwornengerichten. — Moralität in Belgien und in Sachſen. — Zukunft der Statiſtik.

Es iſt mit den belgiſchen Büchern, wie mit jenem Hirten in der Fabel, der mit dem Geſchrei: Der Wolf iſt da! die Leute ſo lange foppte, bis endlich, als der Wolf wirklich kam, Niemand mehr darauf achtete. Die belgiſchen Nachdrucker haben die Welt ſo daran gewöhnt, nichts als wohlfeile Abdrücke franzöſiſcher Romane von ihnen zu erwarten, daß, wenn die Wiſſenſchaft in Belgien einmal ein gewichtiges Buch hervorbringt, dieſes in Gefahr geräth, entweder unbeachtet zu bleiben, oder ſehr ſpät ſich Bahn zu brechen. Herr Quetelet, ein Mann von europäiſchem Ruf, iſt dieſer Gefahr zwar weniger ausgeſetzt, aber vielleicht auch nur in gelehrten Kreiſen. Beim großen Publicum dürfte auch er kaum eine Ausnahme machen, und doch iſt ſein neueſtes Werk,*) das ſo eben die Preſſe

*) Lettres à S. A. R. le Duc regnant de Saxe-Cobourg et Gotha, sur la Théorie des Probabilités, appliquée aux sciences morales et politiques. Bruxelles, M. Hayez, 1846.

verlaſſen, der Art, daß die Gebildeten aller Stände dabei betheiligt ſind, und daß auch Zeitſchriften, die jeder Fachgelehrſamkeit fern ſtehen, von demſelben Notiz nehmen ſollten, denn es behandelt einen Gegenſtand, der in alle Zweige ſocialer und politiſcher Bildung lebendig eingreift; und das in einer Weiſe, die für den deutſchen Leſer einen beſondern Reiz hat. Man ſpricht bei uns neuerdings viel von der nothwendigen Vermittlung zwiſchen Wiſſenſchaft und Leben, und wie ſelten verſteht man es noch, dieſe Vermittlung herbeizuführen! Es wird der deutſchen Weisheit, beim beſten Willen, unendlich ſchwer, ſich ein wenig herabzulaſſen, um dem Leben einen ganzen Schritt entgegen zu thun. Darin haben wir noch viel vom Auslande zu lernen. Das Werk, welches uns zu den nachfolgenden Zeilen anregt, ſcheint uns ein ſchönes und intereſſantes Beiſpiel, wie ſich der wiſſenſchaftlichſte Ernſt mit einer ungemein populären und anziehenden Darſtellung vereinen läßt.

Quetelet beginnt damit, eine Theorie, welche die größten Forſcher, wie Leibnitz, Pascal und Newton beſchäftigt hat, und welche aller wiſſenſchaftlichen Beobachtung zu Grunde liegt, die Theorie der Wahrſcheinlichkeiten ſo zu entwickeln, daß man kaum begreift, wie man nicht ſelber längſt auf ſie gekommen iſt. Während man aber noch kaum die Wichtigkeit dieſer Lehre ahnt, welche blos unſern unphiloſophiſchen Sprachgebrauch zu berichtigen ſcheint, ſind wir ſchon bei der Anwendung derſelben, und überzeugen uns, daß der gemeine Menſchenverſtand unwillkührlich jeden Augenblick von ihr Gebrauch macht, ſo wie faſt alle Erfahrungswiſſenſchaften von der Aſtronomie bis zur Botanik und alle ſocialen Einrichtungen, von der Lotterie bis zur Dreifelderwirthſchaft auf ihr beruhen. Die Worte gewiß und unmöglich ſind nur eine conventionelle Phraſe, eine ſprachgebräuchliche Metapher; es giebt in der ganzen Erſcheinungswelt ſehr wenig mathematiſche Wahrheiten, es giebt weder abſolute Gewißheit, noch abſolute Unmöglichkeit, ſondern nur ſehr große und ſehr geringe Wahrſcheinlichkeiten. Selbſt die Ueberzeugung, die wir bei jedem Sonnenuntergang vom nächſten Sonnenaufgang, und bei jeder Meeresebbe von der nächſten Flut haben, beruht bloß auf einer Wahrſcheinlichkeitsberechnung. Eben ſo wenig aber giebt es einen Zufall. „Das Wort Zufall dient nur zur Verhüllung unſerer Unwiſſenheit.“ — „Wir glauben oft Alles ſorg-

Digitized by Google

ſam voraus berechnet zu haben, und ſind dann erſtaunt, ein Ereigniß eintreten zu ſehen, deſſen Urſache uns unbekannt iſt. Wir wußten nicht, daß unſer Würfel noch eine, von uns unbemerkte Seite hatte." — „Wer Alles voraus ſehen könnte, für den gäbe es keinen Zufall, denn die außerordentlichſten, wie die ſcheinbar gewöhnlichſten Vorfälle haben ihre natürlichen und nothwendigen Urſachen." Zur Ausmeſſung der großen Stufenleiter zwiſchen „unmöglich" und „gewiß", d. h. zur Berechnung der jedesmaligen Chancen für und wider giebt Herr Quetelet dem Leſer die arithmetiſchen Formeln an; die allgemeinen Geſetze, nach denen das Barometer der Wahrheit ſteigt oder fällt, erläutert unſer Mentor mit einer unwiderſtehlichen Klarheit, und macht ſie durch die frappanteſten Beiſpiele aus den verſchiedenſten Gebieten täglicher Erfahrung anſchaulich. Todtenliſten und Verſicherungsanſtalten, Sternſchnuppenbeobachtungen und Spielbanken zeigen ſich in ihrer Einrichtung auf daſſelbe Princip zurückgeführt.

Auf anmuthigem und doch ſcharf begrenztem wiſſenſchaftlichem Wege kommen wir zum zweiten Theile des Buches, zur Lehre von der Durchſchnittsrechnung, die der gemeine Menſchenverſtand ebenfalls inſtinctmäßig anwendet, und die wir hier nach ſtrengern Geſetzen gebrauchen lernen, dann zum dritten Theile, dem Studium der Urſachen, und endlich zur Statiſtik, dieſer großen politiſchen Hilfswiſſenſchaft, deren rationelle Anwendung eben ſo ſchwierig iſt, als wichtig für Adminiſtration und Geſetzgebung in allen ihren Zweigen. Ein Thema, deſſen Verſtändniß anfangs nur die allergewöhnlichſte, natürliche Faſſungskraft vorausſetzte, hat ſich uns allmählich zu einem Gegenſtand von univerſeller Bedeutung erhoben, und durch folgerechte, ſokratiſche Entwicklung auch unſer Verſtändniß dafür erweitert; aus den Beiſpielen, die anfangs wie müßige Phantaſieſpiele unſere Einbildungskraft feſſelten, ſind nach und nach die ernſthafteſten Rechenexempel geworden, deren Reſultate zugleich mancherlei nützliche Winke und materielle Belehrungen enthalten; kurz, der Laie beginnt die Lectüre des Buches, deſſen geſchickte Einleitung auch die ſtumpfe Wißgier reizen muß, wird immer mehr gefeſſelt, und beendet das Studium deſſelben mit einer genauern Kenntniß der Mittel und Waffen, wodurch man ſich Einſicht verſchafft in die öffentlichen Zu-

ſtände eines Staates, in das materielle und dynamiſche Verhältniß der Staaten zu einander, in das Getriebe und in die Vor- und Rückſchritte der Civiliſation. Es iſt ein trefflicher Lehrcurſus für den angehenden Politiker, Publiciſten, Beamten oder für einen — modernen Prinzen.

In der That iſt das Buch, wie man aus ſeinem Titel ſehen kann, ein in usum delphini geſchriebenes; und es wäre zu wünſchen, daß alle Dauphins moderner Zeit ſo erſprießliche Lehrcurſe durchzumachen, und Gelehrte von ſo freiem, lebendigem Sinn, wie Quetelet, zu Mentoren hätten. Belgien kann in vielfacher Hinſicht als eine lehrreiche Fürſtenſchule angeſehen werden, durch ſeine Geſchichte ſowohl, wie durch ſeine Gegenwart; und auch in dieſen Briefen Quetelets an ſeinen Zögling, den jetzt regierenden Herzog von Sachſen-Coburg und Gotha, herrſcht ein eigenthümlicher Ton, der an das Land erinnert, wo ſie geſchrieben wurden. Die briefliche Einkleidung, die beſonders im erſten Theile hervortritt, iſt von ungeſuchter Liebenswürdigkeit, in den politiſchen und Verwaltungsgegenſtänden aber, die gelegenheitlich oder beiſpielsweiſe zur Sprache kommen, zeigt ſich ein natürlicher Freiſinn, der ſich weder prahleriſch breit macht, noch über manche unangenehme Thatſachen diplomatiſch hinwegſchlüpft.

Die Abhandlung über die Statiſtik verdient heutzutage, wo das „Zahlen beweiſen!“ allgemeines Feldgeſchrei geworden iſt, vorzüglich beherzigt zu werden. Die Statiſtik iſt ein Gebiet, auf dem Gewiſſenloſigkeit, Leichtſinn, Irrthum und Kurzſichtigkeit den ungeheuerſten und gefährlichſten Spielraum haben. Hinter Ziffern verſchanzt ſieht das flachſte Sophisma wie die tiefſte Gründlichkeit aus. Nicht nur das große Zeitungspublicum, ſondern auch ein großer, ja der größte Theil der Armee von Zeitungsſchreibern hat noch kein volles Bewußtſein der endloſen Schwierigkeiten, welche die geringſte ſtatiſtiſche Forſchung zu überwinden hat, ehe ſie zu einem halbweg richtigen Reſultate gelangt; abgeſehen davon, daß die Wenigſten, auch wenn ſie geiſtig dazu befähigt wären, die äußern Mittel beſitzen, um die Zahlenbeweiſe, mit denen oft über Lebenskraft und Moralität von Völkern abgeurtheilt wird, einer competenten Kritik zu unterwerfen.

Herr Quetelet iſt ein eifriger Statiſtiker, deſſen Fleiß und

Digitized by Google

Scharfſinn bereits manches wichtige Ergebniß zu Tage gefördert haben; er iſt ein begeiſterter Anhänger dieſes modernen Studiums, von welchem er unüberſehbare Wirkungen erwartet, und es iſt daher doppelt intereſſant, die Bekenntniſſe und Erfahrungen zu hören, welche er bei Entwicklung ſeiner ſtatiſtiſchen Principien mittheilt.

Die Statiſtik hat ſeit Schlözer, der ſie „die ſtillſtehende Geſchichte" nannte, große Fortſchritte gemacht, ſteckt aber doch noch in den Kinderſchuhen. Quetelet erinnert, indem er die Frage aufwirft, ob man ſie bereits als Wiſſenſchaft anerkennen dürfe, an die Anfänge aller Wiſſenſchaften. Was waren Zoologie, Botanik und Mineralogie vor hundert Jahren? Die Aſtronomie war anfangs eine gaukleriſche Aſtrologie. Betrüger und Charlatane beuteten keck die Leichtgläubigkeit des Volkes aus, während die wahre Sternkunde, ſchüchtern und verkannt, ihre erſten Schritte wagte, und ſich umſonſt bemühte, den von einer falſchen Prätendentin uſurpirten Thron einzunehmen. Eben ſo ſetzte ſich die Alchymie neben die Wiege der Chemie. Und die Magie, die künftigen Wunder der Phyſik voraus ahnend, ſuchte dieſelben in ihrer Weiſe zu vollbringen, und ein Scepter an ſich zu reißen, welches ihr nicht bleiben ſollte. Man ſieht aus dieſen Vergleichungen, daß Herr Quetelet die Statiſtik für mehr als ein trocknes Inventarienaufnehmen anſieht, und in der That erklärt er ſich gegen die meiſten bekannten Definitionen derſelben, „als hervorgegangen aus einer mangelhaften Vorſtellung von ihrem Wirkungskreis." Auch führt er ſchlagende Beiſpiele an von poſitiven Reſultaten und fruchtbaren Entdeckungen in Phyſiologie, Oekonomie und Strafgeſetzgebung, zu denen man auf dem Wege rein ſtatiſtiſcher Forſchung gelangt iſt.

Die Auseinanderſetzung der Queteletſchen Anweiſung über die Art wie man Statiſtik treiben müſſe, über die Vorſichtsmaßregeln, die man bei allgemeiner, ſpecieller und localer Statiſtik zu treffen hat, über das ſicherſte Studium der Urſachen, welches vorhergehen muß, über die Vergleichung analoger und unähnlicher Elemente u. ſ. w, wollen wir nicht erſt unternehmen, weil ſie uns zu weit führen würde; nur einige intereſſante Beiſpiele von der gewöhnlichen Art ſtatiſtiſcher Verirrungen ſei uns erlaubt, ihm nachzuerzählen.

„Jede neue Wiſſenſchaft," ſagt Hr. Quetelet, „hat für die profane Menge einen unwiderſtehlichen Reiz. Jeder glaubt ſich beru-

ſen, ſie zu protegiren und zu fördern. Man kann ſich ſo leicht ein wiſſenſchaftliches Anſehen geben, ohne viel Zeit aufzuwenden oder über Büchern blaß zu werden; ſie hat ja noch keine Annalen und ſetzt geringe Gelehrſamkeit voraus." Dazu kommen noch die vorgefaßten Meinungen und die Schwierigkeit der Controle: „Man kann heutzutage mit der Statiſtik ſo ziemlich alles beweiſen was man will." Zur napoleoniſchen Zeit bewies man in Frankreich durch Zahlen, daß große Kriege die Bevölkerung vermehren! Das war nun freilich einfache grobe Lüge, die den Werth der Statiſtik nicht herabſetzen kann. Wenn die Schmeichler Napoleons wiſſentlich falſch zählten, ſo thun es aber Andere ohne es zu wiſſen. Die gewöhnliche Volkszählung, die Sterblichkeit und Geburtsliſten wimmeln oft von craſſen Fehlern. Sehr häufig iſt daran die Unkenntniß irgend einer Landesſitte und Eigenthümlichkeit ſchuld. Mr. Sarauw bewies durch officiele Zahlen, daß auf einer der däniſchen Antillen, St. Croix, einer Inſel, die er bewohnt hatte, die Sterblichkeit unter den Negerſklaven geringer ſei als unter den Weißen, ſelbſt in Europa. Wie leicht hätte nun ein Pflanzer darauf hin beweiſen können, daß die Negerſklaverei ein philanthropiſches Inſtitut ſei! Aber Mr. Sarauw hatte nicht gewußt, daß die Negerkinder unter einem Jahre gar nicht in die Geburts- und Todtenliſten kommen. Eben ſo kann man ſich auf die engliſchen Todtenliſten nicht verlaſſen, weil die Einſchreibung dort nicht, wie in Frankreich, ſtreng vorgeſchrieben iſt. Dagegen ſchien eine Zeit lang die Sterblichkeit unter den Belgiern größer, als ſie wirklich iſt, weil die Localverwaltung auch die Fremden die in einer Commune ſtarben, mitzählte.

Die größten Mißgriffe werden begangen, wenn man Angaben traut, die aus vorgefaßten Meinungen, aus Eitelkeit oder Eigennutz unrichtig ausfallen, wenn man z. B. die Einfuhr eines hochbeſteuerten Artikels nach den Liſten der Douane zählen und die Rechnung ohne die Schmuggler machen wollte. Syſtemſüchtige Publiciſten irren meiſtens, indem ſie zu ſchwache Zahlen, deren Durchſchnitt keinen billigen Maßſtab liefert, zu Grunde legen. Iſt man von einem Vorurtheil eingenommen, ſo nimmt man oft gern Reſultate an, die anomal ſind und von zufälligen Urſachen herrühren." Ja es gibt Leute, welche Urtheile nachbeten, die ſich auf ſtatiſtiſche

Beobachtungen aus dem Kopfe ſtützen. Solches Kopfrechnen iſt doppelt trügeriſch, weil ſich dem Gedächtniß oft nur jene Erſcheinungen und Fälle einprägen, die für den Beobachtenden ein beſonderes Intereſſe haben oder ſeiner Eigenliebe ſchmeicheln. So haben die Aerzte, weil ſie ſich ihre Todten nicht gerne nachzählen laſſen, ein unzuverläſſiges Gedächtniß und ſind in der Regel keine Freunde der Statiſtik, obwohl dieſe ſchon zu nützlichen Ergebniſſen geführt hat. Dr. Hawkins erzählt, daß er durch einen Freund Beobachtungen in einem Spital anſtellen ließ, wo drei Aerzte drei verſchiedene Methoden anwendeten; der eine war ein Eklektiker, der andere war für das Syſtem des Zuwartens, der dritte ein Toniker. Die Sterblichkeit blieb unter den Kranken der drei Doctoren gleich groß, doch zeigte ſich eine Verſchiedenheit in der Dauer der Krankheit, dem Charakter der Reconvalescenz und der Anzahl der Rückfälle. Ein ähnliches Reſultat liefert die Statiſtik aller großen Spitäler Europas. Die Sterblichkeit variirt überall nur um ein ſehr Geringes und die Krankenwartung trägt demnach mehr oder wenigſtens eben ſo viel zur Heilung bei als die verordneten Mixturen. Ueber den Einfluß des Alters auf den Blutumlauf waren die Phyſiologen bis vor Kurzem im größten Irrthum; man hatte entweder ſchlecht beobachtet oder die Durchſchnittsrechnung aus einer zu kleinen Zahl von beobachteten Fällen gezogen. In allen phyſiologiſchen Werken ward derſelbe Irrthum wiederholt und obwohl die Aerzte täglich Gelegenheit haben, den Puls zu fühlen, dachten ſie lange nicht daran, ihre Wahrnehmungen aufzuſchreiben. Erſt kürzlich ergab ſich, daß der Puls in der Regel im Greiſenalter ſchneller geht als im Mannesalter und nicht langſamer, wie man geglaubt hatte.

Nichts iſt ſchwieriger, als die Beurtheilung ſittlicher Zuſtände eines Volkes nach der Anzahl ſeiner Verbrechen. Wie wenig ſagen die Liſten der Verurtheilten! Man muß vor allem bemerken, daß es drei Kategorien von Verbrechen giebt: ſolche die bekannt werden, ſo wie ihre Urheber, andere die wohl bekannt werden, ohne daß man die Thäter entdeckt, endlich ſolche, die ganz verborgen bleiben. Und nur die erſte dieſer drei Claſſen iſt es, die der Statiſtik Zahlen liefert. In Belgien kommen jährlich drei bis vierhundert Verbrechen vor die Aſſiſen. Angenommen, daß alle vierhun-

dert Vergehen von durchschnittlich gleicher Schwere sind und daß diese Anzahl den zehnten Theil der belgischen Verbrechen überhaupt ausmacht, so hätte man erst einen Maßstab für die jährliche Ab- oder Zunahme der Verbrechen. Und auch hier müssen wir voraussetzen, daß die Wachsamkeit der Behörden sich immer gleich blieb. Will man gar die sittlichen Zustände eines Landes mit denen eines anderen vergleichen, so hat man außer dem Größenverhältniß auch die Verschiedenheit der Sitten, Gesetze und des Gerichtverfahrens in Anschlag zu bringen. In einem Lande kann ein Verbrechen sein, was in einem anderen geradezu erlaubt ist. Endlich werden nur die Fälle in die Verbrechenlisten eingetragen, wo wirklich eine Verurtheilung erfolgte; diese hängt aber sehr bedeutend vom Gerichtsverfahren ab. Vor der Einführung der Geschworenen in Belgien berechnete Herr Quetelet, daß von 100 Angeklagten nur 16 freigesprochen wurden, während in Frankreich und England von 100 Angeklagten 35 freigesprochen wurden. Welch ein Unterschied. Seit 1830 hat sich dasselbe Verhältniß auch in Belgien herausgestellt. Wollte man aber nun die Moralität des belgischen Volks mit dem des sächsischen oder badischen nach den Criminallisten vergleichen, ohne auf diesen Unterschied Rücksicht zu nehmen, wie sehr würde Baden oder Sachsen zu kurz kommen!

Herr Quetelet ist der Ueberzeugung, daß die Statistik bestimmt ist, eine universelle Wissenschaft zu werden; dazu aber sei nöthig, daß nicht nur die statistischen Bureaus einzelner Länder, wie die von Berlin, Paris und London, immer umfassendere Vorarbeiten unternähmen, sondern daß auch eine gegenseitige Verständigung und Verbindung zwischen den verschiedenen Brennpunkten der Civilisation stattfinde; dann würde man die vergleichbaren Elemente überall zusammenstellen und unter einen allgemeinen Gesichtspunkt bringen können, und auf die wichtigsten Interessen der Menschheit würde ein neues Licht fallen.

Digitized by Google

Tagebuch.

I.

Ungariſche Zuſtände.

Die Zeitungen werden es Ihnen bereits zur Genüge kund gemacht haben, daß die Oppoſitionspartei allen Credit im Lande verloren habe, und daß ihre noch vor Kurzem ſo ſtrahlende Macht über das Gemüth des Volkes zum bleichen Schatten herabgeſunken ſei, der weit entfernt, der Regierung irgend eine Beſorgniß einzuflößen, höchſtens noch geeignet wäre, tiefſtes Mitleid zu erregen über die Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Abgeſehen davon, daß dieſer moraliſche Zerfall der oppoſitionellen Macht ſehr übertrieben und ins Hochrothe gemalt iſt, ſo ſcheint uns überhaupt dieſer endloſe Jubel und die klingenden Fanfaren der Conſervativen über ein plötzlich erlangtes Uebergewicht, deſſen Dauer ziemlich problematiſch iſt und von vielerlei Umſtänden abhängt, ſehr kindiſch und taktlos, denn es verräth die innere Angſt und den beklemmten, politiſchen Athem, womit die conſervative Partei bislang heimgeſucht geweſen ſein muß, um bei einer für ſie günſtigen Wendung der Dinge mit einem Male in einen ſolchen tollen Freudenruf auszubrechen, anſtatt den Umſchlag der Volksmeinung als das natürliche Ergebniß der beobachteten Parteipolitik mit Ruhe und Befriedigung hinzunehmen. Die Freudenbezeugungen der Conſervativen verdanken ihren Urſprung der Ueberraſchung und nicht dem Gefühl des beſonnenen Siegers, der ſeine tapfern Anſtrengungen endlich mit Erfolg gekrönt ſieht; das iſt der Jubel eines Börſenſpeculanten, der über Nacht durch irgend ein Ungefähr zum Millionär geworden, aber nicht der ſichere Stolz eines gediegenen Geſchäftsmannes, der das Gelingen jahrelang gehegter und vorbereiteter Unternehmungen mit wohlgefälligem Lächeln und jenem Ausdruck des Geſichtes überblickt, der zu ſagen ſcheint: mein Plan war gut.

Ich weiß wohl, daß die Conſervativen ihren Sieg gleichfalls für die Frucht ihrer politiſchen Klugheit ausgeben möchten, doch die Art ihres Betragens widerſpricht den Beweisführungen ihres Verſtandes, der ſich abmüht, die Gunſt des Zufalls und der Umſtände als

das Werk ihrer tiefſinnigen Staatskunſt erſcheinen zu laſſen. Beſonders ſind es die Neuerungen in der Adminiſtration durch Einführung der Obergeſpannsverweſer und die conſequente Stärkung der Executivgewalt, welche als das Ergebniß tiefblickender Staatsklugheit geprieſen, denen es allein zuzuſchreiben ſei, daß die Conſervativen wieder zur Majorität geworden und daß das Anſehen der Regierung in der Meinung der Nation ſo unendlich geſtiegen iſt. Ohne die Wichtigkeit der erwähnten Adminiſtrativreform irgendwie zu bezweifeln, oder ſelbſt nur anzufechten, glaube ich dennoch, daß die Verſtärkung der Executivgewalt die wahre Meinung des Landes nicht einen Augenblick weſentlich umzugeſtalten im Stande wäre, denn was müßte das für ein jämmerliches Volk ſein, deſſen politiſche Geſinnungsäußerung von der größeren oder minderen Machtbekleidung eines Verwaltungsbeamten abhängig iſt. Nein, für ſo erbärmlich halte ich die adeligen Wähler der Comitate keineswegs, wenn ich auch gern oder ungern individuelle Ausnahmen zugeben muß; die Gewalt der Adminiſtratoren und ihre Bajonette könnten höchſtens die Möglichkeit der freien Abſtimmung aufheben, würden im ſchlimmſten Falle das Leben der Verfaſſung auf eine harte, aber vorübergehende Probe ſtellen, nicht aber aus Liberalen Conſervative zu machen vermögen.

Der Grund der unläugbaren Verwandlung der Parteikräfte wird kaum in den äußerlichen Einflüſſen zu ſuchen ſein, die man von der Inſtitution der Obergeſpannsverweſer herleiten möchte, ſondern weit eher aus einer inneren Stimmung, die in Folge der Begebenheiten und des gegenwärtigen Entwicklungszuſtandes in Ungarn die Gemüther im Allgemeinen ergriffen und gewendet hat. Die bisherigen Kämpfe im politiſchen Leben Ungarns ſind lediglich um moraliſche und intellectuelle Güter geführt worden, wobei die Oppoſitionspartei dem Regierungsanhang gegenüber den unſchätzbaren Vortheil beſaß, die Bedürfniſſe der Nation, wenigſtens der herrſchenden Nation, zu verfechten und zu vertreten, indeß die Regierung kaum in einer andern Stellung, als in der eines Angreifers und Verfaſſungsfeindes erſchien. Die Volksmeinung ſtand darum ohne Unterbrechung auf Seiten der Oppoſition, in der ſie den ritterlichen Schild aller Volksfreiheiten und der ſchwerbedrohten Nationalität erblickte und verehrte. Dieſe Kämpfe ſcheinen nun vor der Hand abgeſchloſſen zu ſein, indem das Verlangte zum Theil gewährt wurde, und die Richtung des Zeitgeiſtes keine einſeitige Ausbildung der ſogenannten höhern oder geiſtigen Intereſſen duldet, da der materielle Zuſtand des Landes eine harmoniſche Löſung der Beſſerungsaufgabe gar dringend verlangt. So wie ſich nun der Kampf auf das Schlachtfeld der materiellen Intereſſen zog, trat alsbald eine gänzlich veränderte Dynamik der Parteikräfte ein, denn erſtens waren die Parteiführer nicht eingeübt in der Taktik dieſes Terrains, das ganz andere Kenntniſſe und Fähigkeiten in

Digitized by Google

Anſpruch nahm, als vordem erforderlich geweſen, wo man mit einer genauen Kenntniß der Geſetzbücher und juriſtiſchen Gewohnheiten, etwas patriotiſcher Beleſenheit in der Geſchichte der Vorzeit und mit einem guten Vorrath feuriger Redewendungen eine glänzende Rolle ſpielen und für einen ausgezeichneten Politiker gelten konnte. Mit dem Auftauchen der Handels- und Induſtriefragen wurden dieſe mit Sorgfalt geputzten und deshalb im parlamentariſchen Strauß ſo imponirend blinkenden Waffen auf einmal unbrauchbar, und wenn man ſie gleichwohl anwenden wollte, ſo hatten ſie keine Schärfe, und der Held wurde blos lächerlich. Man kann ſich den Ingrimm und die Verzweiflung denken, welche die Feldherren der Oppoſition überwältigten, als ſie endlich gewahr wurden, daß es mit ihrer Unüberwindlichkeit vorbei ſei; ſo muß es den Rittern des Mittelalters zu Muthe geweſen ſein, als die tödtlichen Bleikugeln der Hakenſchützen ihre Glieder trotz Harniſch und Panzerhemd gar kläglich zerſchmetterten, ſo würde es ohne Zweifel einem kühnen Bergvolke ergehen, das man plötzlich aus den Verſchanzungen ſeiner Gebirgswelt in die Ebene eines flachen Wahlplatzes verſetzte, in der keine ſeiner angelernten taktiſchen Maßregeln anwendbar iſt. Umſonſt hatten die magyariſchen Patrioten zwölf Jahre ihrer ſchönſten Jugendzeit dem Studium des ungariſchen Staatsrechtes und den Codices geopfert, umſonſt die Reden des Cicero und jene eines Mirabeau und Pitt als Muſterbilder analyſirt und benutzt, jetzt trat ihnen bei jeder tönenden Phraſe, bei jeder ſchlagenden Geſetzesſtelle, die früher das Schickſal der Debatte entſchieden hatte, irgend ein ungelehrter Cameraliſt oder prunkloſer Kaufmann mit Beweisſtücken entgegen, deren Natur ſie zu wenig kannten, um die etwaigen Mängel derſelben eben ſo ſchnell und ſiegreich zu treffen wie früher, wo es ſich um juriſtiſche Erörterungen gehandelt. Die Jurisprudenz wurde durch die Cameraliſtik aus dem Felde geſchlagen.

Daß dieſer Sieg der Ziffer über den Paragraphen kein bleibender und nachhaltiger ſein kann und wird, iſt einleuchtend; ſobald ſich die Kräfte der Gegner wieder mehr ins Gleichgewicht geſetzt haben, geht die Schlacht von neuem los, und dann wird es ſich zeigen, auf welcher Seite die Sympathien der Landes ſind. Peter der Große dankte für die Niederlagen ſeines Heeres durch die von Karl XII. befehligten Schweden, denn durch die verlornen Schlachten lernten die Ruſſen Schlachten gewinnen, und ſo wird denn auch die ungariſche Oppoſitionspartei nach einigen Lehrjahren ihr Narwa finden.

Ein weiterer Grund des momentanen Uebergewichtes der Regierungspartei liegt in der veränderten Stellung der beiden Parteien zu den induſtriellen Tagesfragen, deren glückliche Erledigung hauptſächlich von dem guten Willen des Adels und von ſeiner Bereitwilligkeit dem Privilegium der Steuerfreiheit freiwillig zu entſagen, das wie ein böſer Alp auf dem Herzen des Landes laſtet, abhängt. Somit tritt die Regie-

rung in dieſer Angelegenheit als Advocat des ſteuerbaren Bürger- und Bauernſtandes auf, indeß der Adel diesmal die früher der Regierung zugefallene Rolle durchſpielen muß. Da ſich die Intereſſen vertauſcht haben, ſo mußte auch ein Tauſch der Sympathien ſtattfinden, und in dieſem ganz natürlichen Wechſel der Meinungen liegt das Räthſelwort der gegenwärtigen öffentlichen Stimmung in Ungarn. Man begreift alſo auch, wie die günſtige Lage der Regierung dem oppoſitionellen Lager gegenüber keineswegs eine geſicherte genannt werden kann, ſondern lediglich von dem Verhalten der Regierung ſowohl, als der Liberalen bedingt erſcheint; welche von beiden Seiten ſich liberaler zeigen wird, das heißt patriotiſcher in der Aufopferung hiſtoriſcher Rechte zu Gunſten der materiellen Emporbringung und innern Blüte des Landes, die wird auch die Meinung der Nation für ſich haben, denn am Ende kann es der Nation vollkommen gleichgültig ſein, ob es die Conſervativen ſind, denen ſie ihren Aufſchwung verdankt, oder die Liberalen, da es ſich einzig um die Erlangung einer gleichmäßigen Beſteuerung handelt, ohne welche kein materieller Fortſchritt möglich iſt. Der Parteienkampf muß alſo nothwendigerweiſe ein Wettkampf des Edelmuthes werden, und wer bei dieſer Auction der Volksgunſt den Sieg davon trägt, der hat für die nächſte Zukunft das Heft der politiſchen Macht in Händen. Wir können ruhig als Kampfrichter zuſchauen, denn wie die Würfel der Entſcheidung auch fallen mögen, wir können dabei blos gewinnen und werden dem Sieger am Schluſſe den Dank gewiß nicht vorenthalten.

II.

Aus Berlin.

Herr Dönniges. — Eine diplomatiſche Schwenkung. — Verrätheriſche Anführungszeichen und verrätheriſche Anführungen. — Auch eine Kritik. — Der Sturzſche Handel. — Perſönlichkeiten die Grund haben. — Gleiche Waffen. — Die Horatiertaktik. — Schwindeleien. — Berliner Witz. — Beſcheidener Profit à l'anglais. — Verbot der Verleitung zu Auswanderungen.

Eben da ich an die Fortſetzung meiner Rückſchau gehen will, erhalte ich die Allgemeine Zeitung und finde in der Beilage den vierten Artikel eines Aufſatzes von Herrn Prof. Dönniges „über die preußiſche Bankfrage.“ Da ich in meinem vorigen Schreiben dieſe ſtreitige Angelegenheit berührt habe, ſo will ich auch die Dönnigesſche Betheiligung bei derſelben nicht unerwähnt laſſen. Die drei früheren Artikel enthielten mehr eine Aufhäufung von Notizen, durch welche man ſich nur mit Mühe hindurcharbeiten konnte, als eine klare Entwicklung der Frage und lieferten zur Löſung derſelben keinen erheblichen neuen Beitrag. Es ſchien aber in dieſen Artikeln, als ob Herr Dönniges ſich ganz zu Gunſten einer Regierungsbank für Preußen erklärt hätte; in dem vierten Artikel kehrt er plötzlich den Spieß um.

Digitized by Google

Seine früheren Artikel, ſagt er, hätten ergeben, daß man weder unbedingt der Privatbank, noch auch unbedingt der Staatsbank den Preis zuerkennen dürfe, für Preußen aber ſei — aus Gründen, mit deren Mittheilung ich Ihre Leſer keineswegs behelligen will — nur eine unter genauer Aufſicht der Regierung ſtehende Privatzettelbank möglich. Den Urſprung dieſer Schwenkung welche Herr Dönniges gemacht hat, läßt der Schluß ſeines Aufſatzes ahnen, indem dieſer Schluß zugleich eine Merkwürdigkeit darbietet, um deren willen ich eigentlich nur ſo lange bei der ganzen Sache verweile. Hr. Dönniges muß, ſeit er ſeinen erſten Artikel geſchrieben, inzwiſchen in die Anſichten des Herrn Finanzminiſters eingeweiht worden ſein; er giebt dies ſelbſt zu verſtehen. Ich ſprach neulich von einer Indiscretion des Herrn Wöniger, eine weit größere begeht Herr Dönniges. Er ſagt am Schluſſe ſeines Artikels, die Anſichten welche er aufgeſtellt, ſeien der Hauptſache nach diejenigen welche der Herr Finanzminiſter „vertrete.“ Der Darſtellung dieſer Anſichten aber iſt eine Aeußerung in Bezug auf das allbekannte preußiſche Geſetz wegen einer Zuziehung der Reichsſtände zum Behufe der Contrahirung einer neuen Staatsanleihe und auf die Anwendung dieſes Geſetzes zu welcher die Erſchaffung von Bankzetteln Seitens einer Staatsanſtalt nöthigen würde, eingewoben, und zwar eine Aeußerung die zwiſchen Anführungshäkchen eingeſchloſſen iſt. Woher iſt dieſe wörtlich citirte Stelle genommen? Sie gehört, nach des Herrn Dönniges eigener Erklärung, in den Kreis der Anſichten, welche „der Finanzminiſter vertritt;“ deſſen eigene Worte alſo doch wohl müſſen da citirt ſein: die Stelle muß aus einer der Denkſchriften entnommen ſein, welche zum Behufe der jetzt ſchwebenden Königlichen Entſcheidung über die Bankfrage verfaßt worden ſind. Wie kommt Herr Dönniges dazu, dem Publicum ſo kategoriſch wie er thut, die Anſichten des Finanzminiſters zu überliefern und ſogar mit des Finanzminiſters eigenen, für die Oeffentlichkeit doch nicht beſtimmt geweſenen Worten? Iſt Herr Dönniges dazu vom Herrn Finanzminiſter beauftragt oder autoriſirt worden? — Nun, wie die Sache zugegangen iſt, das läßt ſich allenfalls vermuthen. Die geheimen Denkſchriften kommen doch in manche Hände; mit jener Denkſchrift des Herrn von Rönne über die Differentialzölle, welche Anfangs auszugsweiſe, endlich ganz von den Zeitungen veröffentlicht wurde, iſt es ja ebenſo ergangen. In meinem Kreiſe bildeten ſich Viele damals ein, Hr. v. Rönne ſelber habe dieſe Veröffentlichung — nicht ungern geſehen! ich will davon nichts glauben: dieſe Denkſchrift hatte ſo vielen Perſonen mitgetheilt werden müſſen, daß das Geheimniß derſelben nicht wohl behütet ſein konnte; mir ſelbſt waren längſt ehe ſie in die Zeitungen gerieth, zu verſchiedenen Malen Exemplare davon zu Geſicht gekommen. Der Dönnigesſche Fall iſt aber doch anders; hier wird mitten in ſchwebender

Digitized by Google

Sache, wie nicht anders anzunehmen, aus einem geheimen miniſteriellen Gutachten — die einſeitige Aeußerung eines einzelnen Miniſters, der vermuthlich eine andere Anſicht, vielleicht nicht minder gut begründet, entgegenſteht, ins Publicum geſchleudert, und mit der ausdrücklichen Verſicherung, das ſei die Meinung welche dieſer Miniſter „vertrete.“ Was ſoll das? War es Herrn Dönniges nur um eine gewichtige Autorität für ſeine Anſicht zu thun? Oder wollte er den Finanzminiſter auf Koſten anderer Staatsbeamten die eine entgegengeſetzte Anſicht „vertreten,“ populair machen? Oder iſt's nur Ehrlichkeit, um ſich nicht mit fremden Federn zu ſchmücken? In allen dieſen Fällen aber iſt das Verfahren unrecht. Was wollte ich lieber, als daß aus unſerem Verwaltungsweſen alle Heimlichthuerei verſchwände, und daß die Berathungen wichtiger, die allgemeinen Intereſſen berührender Fragen am hellen Tage geführt werden könnten! Da nun dieſes großartige Element eines entwickelten Staatslebens uns noch fehlt, ſo iſt es, bei der jetzt ſo mächtig angewachſenen Theilnahme Vieler für die öffentlichen Angelegenheiten erklärlich und zu entſchuldigen, wenn Jemand dem irgend ein bedeutungsvolles und geheimgehaltenes Document in die Hände gefallen, von deſſen Veröffentlichung er ſich großen Nutzen für die allgemeine Wohlfahrt oder Abwehr von beträchtlichem Schaden verſpricht, dieſes veröffentlicht; aber eine ſolche Ausplünderung von Staatsſchriften wie ſie mir in dem angeführten Falle vorzuliegen ſcheint, ohne alle Noth, ohne allen Sinn, blos aus Indiſcretion, blos um — ich weiß nicht, Staat damit zu machen, oder was ſonſt? eine ſolche ſcheint mir unverantwortlich. — Unter anderm auch dem Haufen, welcher gegen die Juliusſche Schrift wüthet, deren ich in meinem vorigen Brief erwähnte, tritt Herr Dönniges bei; er thut es aber in beſonderer Weiſe, gibt ſich das Anſehen, dieſelbe zu verachten, citirt ſie nicht mit ihrem Titel ſondern nur andeutungsweiſe und nennt ſie eine Broſchüre „untergeordnetſter Art.“ Was dann aber Herr Dönniges in ſolcher Weiſe anführt als ob es in der Juliusſchen Schrift ſtände, ſteht in derſelben gar nicht, oder vielmehr es ſteht ganz anders darin, als Herr Dönniges meint. Eine Uebereinſtimmung zwiſchen Adam Smith und Ricardo, wie Herr Dönniges meint, iſt in derſelben nicht behauptet und wenn Dönniges ſich darüber luſtig macht, daß Julius Ricardo einen Theoretiker heiße, und Julius belehrt, daß Ricardo Gründer eines Banquierhauſes geweſen ſei, u. ſ. w., ſo ergiebt ſich hieraus ganz unzweideutig, daß Herr Dönniges die Juliusſche Schrift nicht geleſen haben kann, denn ſonſt würde er gefunden haben, daß es eine der Tendenzen dieſer Schrift iſt, zu zeigen, wie ſehr ſelbſt die größten Praktiker ſich von Einbildungen beherrſchen laſſen und unter dem Vorgeben praktiſcher Grundſätze ihren Lieblingsträumen, ihren Syſtemen nachhängen; was ihnen bei der Praxis ſelbſt nur deshalb

Digitized by Google

nicht ſo ſehr ſchadet als man erwarten ſollte, weil ſie ihre eigenen ſyſtematiſchen Grundſätze in der That nicht ſtrenge befolgen, ſondern beſtändig praktiſche Ausnahmen machen. Auch Mr. Sam. Jones Loyd iſt in der Juliusſchen Schrift als Theoretiker behandelt, obgleich über ihn als Praktiker die nöthigen Notizen ausdrücklich beigebracht ſind. Und dieſe Schrift alſo, die Herr Dönniges nicht geleſen, dieer vielleicht nur aus einer Anzeige der Spenerſchen oder Voſſiſchen Zeitung gekannt hat, nennt er eine Schrift „untergeordnetſter Art.“ Und das thut Herr Dönniges, er, der augenſcheinlich ebenſo großen Anſpruch auf Gründlichkeit als auf Billigkeit des Urtheils in allen ſeinen Aufſätzen macht. Was ſoll man ſagen, wenn diejenigen welche ſich ſelbſt ihre Stellung hoch über den gemeinen Troß anweiſen, ſo nach Troßbubenart in der Literatur verfahren? Aber leider zeigt Herr Dönniges in ſeinen Bankartikeln nur, wie ſehr es ihm darum zu thun iſt, ſeine national-ökonomiſchen Kenntniſſe als etwas Seltenes und Vorzügliches in Preußen herauszuſtreichen: er kommt wiederholt und mit Nachdruck darauf zurück, daß in Preußen ſo wenig für Heranbildung von ſolchen Beamten die ſtaatswirthliche Kenntniſſe beſitzen, gethan werde, und daß es an Männern dieſer Art immer mehr zu fehlen anfange, wie ſehr man ihrer bedürfe. Es klingt das faſt wie Worte Eines, der ſich anempfehlen will — wenn nicht zur Anſtellung im Finanzminiſterio doch zum Bildner von Finanzbeamten; nur müſſte man dann freilich die Ausrupfung von Federn aus officiellen Verhandlungen, um ſich damit in Zeitungsaufſätzen zu putzen, für ein unglückliches Debût halten.

Ein anderer Zeitungsſtreit, welcher in die kleine Periode fällt, die ich hier überblicke, iſt der ebenfalls ſchon in einem meiner früheren Briefe erwähnte Inſeratenwechſel zwiſchen dem braſilianiſchen Generalconſul, Herrn Sturz und ſeinen Gegnern, den Vertheidigern der Auswanderung nach der Moskitoküſte. Auch in dieſem Streite iſt die allgemeine Angelegenheit ganz auf ein perſönliches Gebiet hinübergeſpielt worden; man muß aber allerdings einräumen, daß diesmal wenigſtens ein Grund dazu vorhanden war. Denn es handelte ſich nicht um die Entſcheidung eines Proceſſes, deſſen Thatbeſtand ſicher ermittelt vorläge, ſo daß der Richter nur ſeinen Verſtand zu gebrauchen hätte, um das Urtheil zu fällen; vielmehr konnte man ſich wegen der Richtigkeit der Angaben, auf die ſich die Entſcheidung ſtützen mußte, nur an die Glaubwürdigkeit der Ausſagenden halten. Es folgte daher diesmal aus dem Weſen der Sache, daß dieſe einander zu verdächtigen und in den Augen des Publicums unglaubwürdig zu machen ſuchten. Herr Sturz, der ſich in einer großen Menge ſpaltenreicher Inſerate allein gegen ein Dutzend Angreifer ſchlug, hat durch ſeine Beharrlichkeit, und wie es ſcheint, auch durch ſein wirklich gutes Recht den Sieg davon getragen. Er deckte häßliche und hinterliſtige

Mark, 1 Mk. 50 Pf., 2 Mk., 2 Mk. 50 Pf., 3 Mk., 4 Mk., 5 Mk., 6 Mk., 8 Mk., 10 Mk., 12 Mk., 15 Mk., 20 Mk., 25 Mk., 30 Mk., 40 Mk., 50 Mk., 60 Mk., 80 Mk., 100 Mk., 120 Mk., 150 Mk., 200 Mk., 250 Mk., 300 Mk., 400 Mk., 500 Mk., 600 Mk., 800 Mk., 1000 Mk., 1200 Mk., 1500 Mk., 2000 Mk., 2500 Mk., 3000 Mk., 4000 Mk., 5000 Mk., 6000 Mk., 8000 Mk., 10000 Mk., 12000 Mk., 15000 Mk., 20000 Mk., 25000 Mk., 30000 Mk., 40000 Mk., 50000 Mk., 60000 Mk., 80000 Mk., 100000 Mk., 120000 Mk., 150000 Mk., 200000 Mk., 250000 Mk., 300000 Mk., 400000 Mk., 500000 Mk., 600000 Mk., 800000 Mk., 1000000 Mk., 1200000 Mk., 1500000 Mk., 2000000 Mk., 2500000 Mk., 3000000 Mk., 4000000 Mk., 5000000 Mk., 6000000 Mk., 8000000 Mk., 10000000 Mk., 12000000 Mk., 15000000 Mk., 20000000 Mk., 25000000 Mk., 30000000 Mk., 40000000 Mk., 50000000 Mk., 60000000 Mk., 80000000 Mk., 100000000 Mk., 120000000 Mk., 150000000 Mk., 200000000 Mk., 250000000 Mk., 300000000 Mk., 400000000 Mk., 500000000 Mk., 600000000 Mk., 800000000 Mk., 1000000000 Mk., 1200000000 Mk., 1500000000 Mk., 2000000000 Mk., 2500000000 Mk., 3000000000 Mk., 4000000000 Mk., 5000000000 Mk., 6000000000 Mk., 8000000000 Mk., 10000000000 Mk., 12000000000 Mk., 15000000000 Mk., 20000000000 Mk., 25000000000 Mk., 30000000000 Mk., 40000000000 Mk., 50000000000 Mk., 60000000000 Mk., 80000000000 Mk., 100000000000 Mk., 120000000000 Mk., 150000000000 Mk., 200000000000 Mk., 250000000000 Mk., 300000000000 Mk., 400000000000 Mk., 500000000000 Mk., 600000000000 Mk., 800000000000 Mk., 1000000000000 Mk.

Inzwiſchen hatten ſich auch die Verhandlungen über Ankauf eines Theils der Moskitoküſte zerſchlagen. Die Beſitzer des betreffenden Landſtrichs, Engländer, welche denſelben, ſagt man, für beiläufig 46000 Thlr. erſtanden hatten, forderten dafür durch ihre Bevollmächtigten in Berlin 1,300,000 Thlr. Man bot ihnen 300,000 Thlr., alſo mit Abzug der Million. Endlich ließen ſie ſich herbei, für die gebotenen 300000 Thlr. einen Theil des Gebietes herzugeben, machten aber ſolche Nebenbedingungen, daß ſich der Handel definitiv zerſchlug. Außer der ſchon erwähnten Moskitogemeinde hatte ſich noch ein zweiter Moskitoverein, unabhängig von jener, gebildet. Auch an andern Orten außer Berlin ergriff der Moskitoſchwindel die Gemüther. Und ſo fand denn endlich das ſtatt, was ich ſchon damals, als ich die Sache zuerſt in dieſen Blättern beſprach, als dringend nöthig dargeſtellt hatte: der interimiſtiſche Miniſter des Innern erließ eine Circularverfügnng an ſämmtliche Oberpräſidenten, betreffend Verhinderung öffentlicher Beſtrebungen zur Beförderung der Auswanderung; es heißt in dieſer Verfügung: „Namentlich ſind Vereine zuſammengetreten, um gemeinſam Unternehmungen dieſer Art vorzubereiten, öffentliche Ankündigungen und Beſprechungen haben ſtatt gefunden u. ſ. w.;“ es wird ſodann auf ein älteres Geſetz verwieſen und dieſes von ueuem eingeſchärft, demzufolge „wer es ſich zum Geſchäfte macht, zur Auswanderung zu verleiten, mit Gefängniß von 1 Monat bis zu 2 Jahren beſtraft werden ſoll;“ endlich wird empfohlen, „auch indirect dahin zielenden Beſtrebungen mit Nachdruck entgegenzutreten.“

III.

Aus Mailand.

Eiſenſtraßen. — Dampfſchifffahrt auf dem Po. — Gräfin Samvilow. — Naturpoeten. — Journaliſtik.

Wie bedeutend wird unſere Stadt erſt gewinnen, wenn die Eiſenſtraße, die uns mit Venedig und unmittelbar mit Trieſt und Wien in Verbindung ſetzen ſoll, ganz vollendet iſt! Der Tag, an dem die erſte Locomotive von Venedig hier anlangt, wird eine radikale Umwälzung des hieſigen Lebens bewirken und die etwas abgeſchloſſene Phyſiognomie der Geſellſchaft ohne Zweifel ſtark verändern. Die Eröffnung der ganzen Strecke zwiſchen der alten Dogenſtadt und der Stadt der Paläſte, dem prachtvollen Vicenza, hat uns hier ganz ungewöhnlich berührt, wie das Herannahen eines wichtigen Ereigniſſes, das man hofft und zugleich ſcheut. An der Rentabilität des Schienenweges darf wohl kein Vernünftiger zweifeln, indem die Bahn die volkreichſten Gegenden durchſchneidet und alle Städte von Bedeutung, an denen das lombardiſch-venetianiſche Königreich nicht arm iſt, berührt. Die kurze Bahn von hier nach der Krönungsſtadt Monza

hat im abgelaufenen Betriebsjahr allein 399,882 Passagiere befördert und mag uns eine Probe der Frequenz liefern, die die große italienische Schienenstraße, welche die beiden Hauptstädte des Landes mit einander verbindet, zu erwarten hat.

Ein neues Unternehmen von Wichtigkeit betrifft die Dampfschifffahrt auf dem Po, die bisher, wegen der eigenthümlichen Natur dieses Stromes noch nicht in Anwendung gekommen ist. Unter dem Vortritt des ausgezeichneten Patrioten Graf Mocenigo hat sich nämlich ein Actienverein zur Beschiffung des Po mit Dampfbooten gebildet, deren erster Versuch als gelungen zu betrachten ist, indem das in Venedig gebaute Dampfschiff: Contessa Clementina die Fahrt von der Mündung des Flusses bis nach Pavia an der sardinischen Grenze mit 1 Schuh Tiefgang und einer Schnelligkeit von 5 Miglien in der Stunde, in 50 Stunden zurücklegte. Bringt man die Hindernisse in Anschlag, welche wiederholte Fahrten beseitigen werden, so scheint es gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Strecke vom adriatischen Meere bis nach Pavia in Zukunft zu Berg in 35 und zu Thal in 20 Stunden zu durchschiffen sein werde.

Die hier noch im vollen Andenken befindliche Gräfin Samoilow eine geborene Gräfin Pahlen ist durch ihre romantische Ehe mit dem Franzosen Perry, den sie auf einer italienischen Bühne kennen gelernt, wieder zum Tagsgespräch der Gesellschaftszirkel geworden, in denen sie sich eine Reihe von Jahren hindurch bewegt hatte. Die Gräfin Samoilow lebte hier als emancipirte Dame auf großem Fuß und ihr Haus war ein Sammelplatz aller Kunstnotabilitäten und ausgezeichneten Männer in jeder Sphäre; Generäle und Sänger, Maler und hohe Staatsbeamte gingen dort ein und aus und verliehen ihrem Salon einen Anstrich genialer Ungezwungenheit und vollendeter Geselligkeit, wie er in Italien und zumal im österreichischen Gebiet wohl selten zu finden sein mag. Die Frau Gräfin, welche in dem gefährlichen, von Balzac so vortrefflich geschilderten Alter zwischen 25 und 36 Jahren stand, besaß ein gefühlvolles Herz, dessen wechselvolle Schicksale der Fama der Stadt den reichlichsten Stoff lieferten. Man erzählt, daß in dem Palast der Gräfin sich ein Saal befand, in dem die von guten Meistern aus schönem Mormor gefertigten Büsten der ausgezeichnetsten Männer aufgestellt waren, denen sie irgend einmal ihre Huld geschenkt hatte. Außer ihrer Villa am Comersee hat sie gegenwärtig keine Besitzung mehr auf italischem Boden und wird die Freuden der Ehe in dem geräuschvollen Paris genießen.

Die Erwähnung des Comersees erinnert mich an den poetischen Tischler, der recht artige Sonette hobelt und in der reizenden Seestadt ein sonderbares Doppelhandwerk ausübt; in Deutschland besitzt die Schuster- und Schneiderzunft fast ausschließlich unter den Handwerkern die dichterische Ader; in Italien und Frankreich zeigt sich die

Digitized by Google

Gabe das Naturpoeten gleichmäßiger vertheilt unter allen Arbeiterklassen und die Böttticher und Haarkräusler, die Schreiner und Juveliere sind von dem Himmel nicht weniger gesegnet mit der Ambrosia des Gesanges, als die Helden von der Ahle, ja in dem freundlichen Parma lebt sogar ein Naturdichter, welcher — Wurstmacher ist!

Wenn ich zuletzt noch von der Journalistik spreche, so geschieht es sicher nicht, weil man von Mailand nicht reden kann, ohne unsere Tagespresse zu berühren, denn diese ist zwar quantitativ bedeutend, aber desto unbedeutender in Bezug auf den Inhalt. Es erscheinen hier 30 periodische Blätter, in Wien nur 24, aber außer der Bibliotheca italiana ist kaum ein einziges der Empfehlung werth. Nichtssagendes Kunstgeschwätz und überschwänglicher Theaterklatsch bildet den fast ausschließlichen Inhalt unserer Tagespresse. Man kann nicht sagen, das sei lediglich Schuld der Censurverhältnisse, denn können diese den Nachdruck französischer Romane nicht verhindern, so werden sie wohl auch den Aufschwung irgend eines epischen Talents der Heimat nicht verhindern können. Il Pirata hat sich um das Doppelte vergrößert und liefert seither noch weitschweifigere Theaterkritiken, Figaro wirft sich auf den Holzschnitt, die Fama sieht gar nichts als die Kunst, der Bazar nährt sich ganz und gar vom Nachdruck und ist ein wahrer Bazar für gestohlene Geistesproducte.

IV.

Czechen und Deutsche in Prag.

(Ein Wort der Redaction.)

Wir müssen auf zwei kleine Artikel zurückkommen welche die Grenzboten in letzterer Zeit aus Prag brachten und welche aus den entgegengesetztesten Lagern herrührten. Der eine (ein Wort zur „Verständigung" Heft 52 v. Jahrg.) kam aus dem czechischen Lager und munterte die Deutschen in gnädiger Herablassuug auf, sich unter den Schutz der Slawen zu begeben: „O möchte Deutschland erkennen," ruft der Einsender aus — „daß es nicht eher zur Einheit gelangen kann und wird, bevor sich nicht die Süd- und Westslawen frei von aller Despotie zu einem großen und mächtigen Bunde vereinigt haben (!!!!)..... Lasset die Slawen sich die Brüderhände reichen zu einem mächtigen und festen Bunde, und Deutschland wird groß und mächtig werden, geschützt (!) von 36 Mill. Slawen, die wie ein mächtiger undurchdringlicher Phalanx Deutschlands wunde Stellen zu decken bereit sind, lasset die West- und Südslawen sich zu einem Förderativstaat vereinen und sie rufen Europa in die Schranken." Diese Worte kann man buchstäblich in den Grenzboten nachlesen. Es hat uns interessant geschienen eine Stimme aus der slawischen Mitte und die Hoffnungen und die Logik dieser Partei unsern Lesern vorzuführen. Aber eben so bedeutsam schien es uns, dem gegenüber in die Logik und das Raisonnement der Ultras aus dem deutschen Lager in Prag unsere

Digitized by Google

Leſer einen Blick werfen zu laſſen. Wir glauben, der Artikel „die Czechen im Salon“ (ſ. Heft 9. l. J.) den wir aus dieſer Rückſicht aufnahmen, liefert ein ganz artiges Pröbchen von Unduldſamkeit. Geſtehen wir es nur unverholen, der ſlawiſche Ultra hat ſich liebenswürdiger und menſchlicher bewieſen, als unſer deutſcher Landsmann. Der Umſtand, daß wir ſeinen Artikel im eigenen Blatte brachten, ſoll uns nicht abhalten die gewaltſame, übermüthige, ja ſagen wir es frei heraus, roh e Geſinnung desſelben zu würdigen. Der Slawe (in Num. 52.) der uns großmüthiger Weiſe ſeinen gnädigen Schutz verſpricht, iſt im Grunde komiſch, aber ein gutmüthiger Phantaſt; allein der Deutſche (in Num. 9.) iſt lieblos, hartherzig, und im Intereſſe deutſcher Bildung und Fortſchritte in Böhmen müſſen wir ausrufen: Gott, behüte uns vor unſern Freunden! — Die Zeit der Germaniſirung durch Gewaltſtreiche iſt Gott ſei Dank vorüber; will man die Slawen von dem höhern Grade deutſcher Bildung überzeugen, ſo ſei man vor allem g e b i l d e t. Mit koſackiſchen Generalprincipien um ſich zu ſchlagen, heißt für Deutſchland gar ſchlechte Propaganda machen. „Böhmen wird deutſch werden, m u ß deutſch werden!“ ruft der Herr Einſender aus. Solche Sprache war vielleicht an der Zeit vor zweihundert Jahren, als man das deutſche Anrecht an Böhmen durch ſpaniſche Bekehrungstruppen bewies, als es auf eine Gewaltthat mehr oder weniger nicht ankam. Ja, Böhmen mit Gewalt deutſch zu machen war im vorigen Jahrhundert weniger grauſam als es jetzt wäre; im vorigen Jahrhundert, wo der Geiſt der Nationalitäten nicht ſo lebendig und ſelbſtbewußt durch die Geſchichte ſchritt wie jetzt. Einen Schlafenden, einen Kranken kann man ohne ſeinen Willen aus einem Zimmer ins andere tragen; einen Wachenden und Geſunden muß man überreden und gewinnen. — Wir glauben, der Leſer wird nun ungefähr einen Begriff von der Stimmung haben, welche bei den Ultras beider Nationalitäten in Böhmen herrſcht. Nachdem wir endlich noch der Stimme in Nr. 10 („Noch etwas von der czechiſchen Nationalität“) welche in Prag ſelbſt zum Schweigen verurtheilt war, die Zuflucht welche ſie bei uns ſuchte, gegönnt, wollen wir, bis wir poſitivere Nachweiſe über den Stand des Czechismus und des Deutſchthums in Böhmen zu liefern im Stande ſind, die Polemik über dieſe Frage in dieſen Blättern ſchweigen und die zahlreichen Erklärungen, die uns von Prager Vorkämpfern und Vordeclamatoren deutſcher und czechiſcher Bewegung zukommen, ungedruckt laſſen; beide Theile bewegen ſich noch zu ſehr im Allgemeinen, ſagen daher nicht viel Neues, während ihre Leidenſchaft ſo wenig parlamentariſch iſt, daß die Redaction jeden Augenblick mit breiten Auseinanderſetzungen interveniren müßte.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die Sterblichkeit in unſerer Zeit.

Einer der falſchen Gemeinplätze, die man am häufigſten vorbringen hört, iſt die Behauptung, daß die phyſiſche Kraft der Menſchenrace von Geſchlecht zu Geſchlecht immer mehr abnähme. Urſprünglich von Schriftſtellern ausgegangen, die gewiſſen Mißbräuchen entgegenkämpfen und entartete Sitten zur Natur zurückführen wollten, mit Beifall aufgenommen von allen Lobrednern der Vergangenheit, iſt jener Irrthum zuletzt allgemein und populär geworden. Und da er einmal für eine Thatſache galt, wurde man auch bald einig über den Grund derſelben. Die Urſache jener traurigen Nothwendigkeit, hieß es, iſt — die Civiliſation. Man klagt daher unſere politiſchen und ſocialen Zuſtände, unſere Lebensart, Denkweiſe und Empfindungen an — kurz Alles, wodurch wir uns von den Barbaren oder Wilden unterſcheiden.

Zum Theil iſt dieſer Irrthum ſchon von Denkenden widerlegt worden, aber es dürfte doch nicht unintereſſant ſein, die Reſultate einiger neueren Unterſuchungen mitzutheilen, die man über jene Frage angeſtellt hat. Die erwähnte Anſicht ſpricht ſich gewöhnlich in folgenden drei Sätzen aus: 1. Die Sterblichkeit habe in neuerer Zeit zugenommen; 2. Die Dauer des menſchlichen Lebens ſei kürzer geworden; 3. Endlich ſei die Zahl der Krankheiten fortwährend im Steigen begriffen.

Wir wollen dieſe drei Sätze, einen nach dem andern, prüfen, und es wird ſich zeigen, daß, in gewiſſer Beziehung, durchaus kein Unterſchied iſt zwiſchen Sonſt und Jetzt; daß, in vieler Hinſicht eine offenbare Verbeſſerung ſtattgefunden hat; daß endlich die Ci-

Digitized by Google

viliſation, weit entfernt, die Quelle des angeblichen phyſiſchen Verfalls der Menſchheit zu ſein, das einzige Mittel iſt, um für die Einen den status quo zu erhalten, für die andern aber noch weitere Verbeſſerungen herbeizuführen.

Es iſt intereſſant, das raſche und regelmäßige Wachſen der Bevölkerung in jenen Ländern und Städten zu beobachten, wo das Leben ſeine größte Thätigkeit entwickelt, beſonders wenn man ſieht, daß kein Wachsthum, daß vielmehr eine Abnahme zu bemerken iſt bei jenen Völkern, die an der Arbeit der Civiliſation keinen Theil nehmen oder Theil zu nehmen aufgehört haben. In allen wohlorganiſirten Staaten iſt die Sterblichkeit geringer als ſonſt, und dieſe Abnahme der Sterblichkeit ſteht im genaueſten Verhältniß mit dem Fortſchritt der mediciniſchen und ſanitätspolizeilichen Anſtalten. Man befrage nur die Sterblichkeitsliſten, welche weit genug zurückgehen, um eine Vergleichung zu geſtatten.

Frankreich hat, innerhalb der Grenzen ſeines alten Gebiets, heutzutage beinahe 9 Millionen Menſchen mehr, als vor 1789. Und doch hat die Anzahl der Geburten abgenommen. Man kann daher annehmen, daß die Sterblichkeit beträchtlich geringer ſein muß. Dieſer Anwuchs der Bevölkerung durch die Abnahme der Sterblichkeit iſt ein ſicheres Zeichen von Fortſchritt, den die Zuſtände von Land und Volk ſeit 1789 gemacht haben. Und dieſer Fortſchritt iſt die Frucht des Friedens, der Civiliſation.

Die relative Sterblichkeit war zur Zeit jeder allgemeinen Volkszählung folgende:

Im Jahre	1784	kam 1 Sterbefall auf	27,95 Einwohner.
	1801	1	35,42
	1806	1	37,23
	1821	1	41,09
	1826	1	38,04
	1831	1	40,69
	1836	1	41,69

Von hundert Menſchen ſtarben im Jahre 1780 immer fünfundfunfzig, im Jahre 1825 nur dreiundvierzig, wenn man die Maſſe der ein- bis funfzigjährigen Perſonen nimmt; von der Maſſe ein- bis ſechszigjähriger Perſonen gingen ſonſt 85 zu Grunde, während heutzutage von derſelben Menge nur 76 Leben verloren gehen.

Digitized by Google

Wäre es uns erlaubt, hier mehr ins Detail einzugehen, so würde der Leſer über die Reſultate ſtaunen. Wenn man gewiſſe, zufällige Urſachen abrechnet, ſo zeigt ſich im Allgemeinen, daß die relative Sterblichkeit überall im umgekehrten Verhältniß ſteht zum Fortſchritte der Civiliſation. Eine Denkſchrift, die Herr Mulier der mediciniſchen Akademie in Paris anno 1828 mittheilte, beweiſt authentiſch, daß, in den verſchiedenen Departements von Frankreich, die Sterblichkeit deſto geringer iſt, je mehr der öffentliche Unterricht in denſelben ſich verbreitet hat, und umgekehrt. Der gebildetere Norden Frankreichs zeigt weniger Sterbefälle, während die Unter-Bretagne in Hinſicht der Sterblichkeit und der Bildung gleich ſchwarz angeſchrieben ſteht. In den Departements erſten Ranges kommt ein Todesfall auf 50 Einwohner; in den Departements letzten Ranges einer auf 26; durchſchnittlich kam in Frankreich, nach Mulier, anno 1828 einer auf vierzig.

Ueber den jährlichen Fortſchritt der Bevölkerung von Paris beſitzt man Documente ſeit 1670; damals ließ der große Miniſter Colbert die erſten Unterſuchungen darüber anſtellen, die ſeitdem regelmäßig fortgeſetzt wurden. Man findet ſie vollſtändig abgedruckt in den „Statiſtiſchen Forſchungen über die Stadt Paris und das Departement der Seine, herausgegeben unter der Leitung des Grafen von Chabrol.“ (Paris, 1823). In dem einleitenden Memoire, welches gleichſam die aus der großen Arbeit geſchöpften moraliſchen Folgerungen enthält, heißt es unter anderm: „In dem Maße, als die gemeinnützigen Kenntniſſe ſich verbreitet und auf die öffentliche Verwaltung Einfluß gewonnen haben, iſt auch die zeitweiſe große Sterblichkeit in der Hauptſtadt viel ſeltener geworden. In der Reihe der jährlichen Sterbefälle iſt mehr Gleichmäßigkeit eingetreten; die Veränderungen fallen nicht mehr ſo plötzlich und in ſo ausgedehntem Maße aus, wie ehedem.... Es herrſcht ein humanerer und mehr erleuchteter Sinn im Bereich der öffentlichen Unterſtützung und Hülfeleiſtung, überhaupt haben Erfahrung, Fortſchritt der Induſtrie und allgemeine Stimmung der Geiſter zu glücklichen Verbeſſerungen geführt.

Von 1670 bis 1760 überſtieg die Zahl der jährlichen Sterbefälle faſt jedesmal die der Geburten, während ſie ſeit 1760 weit unter der letztern blieb; ausgenommen die Jahre 1780 und 1781,

Digitized by Google

ferner die Revolutionsjahre 1792 bis 1796, die Kriegsjahre 1806, 1814 und das Cholerajahr 1832. Zur beſſern Würdigung des Unterſchiedes diene folgende kleine Tabelle:

Jahr.	Geburten.	Sterbefälle.	Ueberſchuß an Geburten.	Ueberſchuß an Sterbefällen.
1670	16810	21461	—	4651
1680	18968	24411	—	5443
1710	13634	22329	—	9695
1720	17679	20371	—	2692
1740	18632	25284	—	6652
1760	17991	18531	—	540
1780	16617	21231	—	4614
1800	20711	19872	839	—
1810	19037	17705	1332	—
1820	24858	22464	2394	—
1825	29253	26893	2360	—
1830	28587	27464	1123	—
1835	29320	24524	4796	—

Wenn wir, auf die Jahre officieller Volkszählung blickend, die Anzahl der Geſtorbenen mit der Volkszahl vergleichen, ſo finden wir, daß in Paris 1801 einer von 26,3 Bewohnern ſtarb; 1806 einer von 29,3; 1821 einer von 31,5; 1826 einer von 35,1; 1831 einer von 29,7; 1836 einer von 36,8.

Nach Villermé's Berechnung*) verhielt ſich die relative Sterblichkeit der Bevölkerung von Paris im 14. Jahrhundert wie 1 zu 17; im 17. Jahrhundert wie 1 zu 26; im 18. Jahrhundert wie 1 zu 32; im 19. Jahrhundert verhält ſie ſich, nach Benoiſton von Châteauneuf, wie 1 zu 39. Dieſe Zahlenverhältniſſe bedürfen wohl keines Commentars.

Die Todtenliſten Londons reichen bis zum Jahre 1550 zurück. Im Jahre 1697 betrug die Zahl der Sterbefälle in London 21,000, während ſie im Jahre 1797, trotz des anſehnlichen Wachsthums der Bevölkerung, nur 17,000 betrug. Im Jahre 1700 verhielten ſich die Sterbefälle zu den Geburten wie 1000 zu 570.**)

Die Sterblichkeit in England zeigt, nach Hawkins***), im Jahre

*) Siehe Burdachs Phyſiologie.
**) Siehe Süßmilch, die göttliche Ordnung ꝛc. 4. Auflage. Berlin 1775.
***) Elements of medical statistics. London 1828.

Digitized by Google

1780 ſich in dem Verhältniß, daß ungefähr einer von vierzig Einwohnern ſtirbt; im Jahre 1821 ſtirbt einer von achtundfunfzig Einwohnern, demnach hatte die Sterblichkeit in einem Zeitraume von 40 Jahren beinahe um ein Drittel abgenommen.

Die Berliner Todtenliſten, auf die man ſich verlaſſen kann, umfaſſen einen Zeitraum von beinahe hundert Jahren; und es geht aus ihnen, nach Casper*), hervor, daß heutzutage von tauſend Perſonen 40 weniger in der Kindheit hinweggerafft werden, als vor achtzig Jahren hinweggerafft zu werden pflegten, und zweitens, daß von tauſend Seelen die Zahl derjenigen, die ein hohes Alter erreichen, ſich um 27 vermehrt hat.

Dr. Odier hatte im Journal de Genève (Jahrgang 1791) drei Tabellen mitgetheilt, die er nach den Genfer Todtenliſten mit großer Sorgfalt ſeit dem Jahre 1560 zuſammengeſtellt hatte. Eine erſte Fortſetzung ſeiner Arbeit, für die Jahre 1761 — 1802, theilte er in der Bibliotheke Britannique mit, in welcher Revue er endlich auch eine weitere Fortſetzung für die Jahre 1801 — 1813 folgen ließ. Dieſen fünf Tabellen fügte Herr Serre-Mallet noch eine ſechſte hinzu, welche die Jahre 1825 — 1826 umfaßt. Aus dieſen ſechs Tabellen nun geht hervor, daß die Lebenswahrſcheinlichkeit und die mittlere Lebensdauer ſeit dem 16. Jahrhundert bis 1826 fortwährend im Steigen waren, und Serre-Mallet führt unter den Urſachen dieſes Fortſchrittes namentlich an: die Vervollkommnung der phyſiſchen und moraliſchen Erziehung, die größere Wohlhabenheit unter allen Claſſen der Geſellſchaft, und endlich die Fortſchritte in Heilkunſt und Geſundheitslehre. Er kommt übrigens zu folgendem Reſultat:

	Lebenswahrſcheinlichkeit**)		Mittlere Lebensdauer.	
	Jahre.	Monate.	Jahre.	Monate.
16. Jahrhundert	4	9	18	5
17. Jahrhundert	7	11	23	4
1701 — 1760	27	3	32	8
1761 — 1800	32	4	33	7
1801 — 1813	37	10	38	6
1815 — 1826	45	10	38	10

*) Vorleſung über die wahrſcheinliche Lebensdauer. Berlin 1843.

**) Die Lebenswahrſcheinlichkeit iſt bekanntlich die Anzahl der Jahre, nach deren Verlauf die Hälfte von einer Anzahl gleich alter Indivi-

Von Stuttgart beſitzt man ſtatiſtiſche Nachweiſungen, die bis zum Jahre 1762 zurückgehen.*) Von tauſend lebendig gebornen Kindern erreichen jetzt 47 mehr als ehedem ein Alter von 15 Jahren. Damit man jedoch nicht glaube, daß dieſe Beſſerung ſich blos auf die Kindheit und das Knabenalter erſtrecke, oder daß ſie blos der Impfung zuzuſchreiben ſei, theilen wir folgende Tabelle mit, auf die ſich Burdach in ſeiner Phyſiologie bezieht:

Relative Sterblichkeit.	1762—1790.	1790—1803.	1803—1811.	1812—1827.
Von 60—70 Jahr Alten	22,4	22,1	22,3	24,8
„ 70—80 „ „	13,4	14,4	13,7	14,1
„ 80—90 „ „	10,6	10,6	10,9	11,5
„ 90—100 „ „	8,6	9,0	10,2	11,3

Nach einer andern im Jahre 1834 herausgekommenen Ueberſicht**) hat ſich die Bevölkerung von Stuttgart in den letzten zwei Jahrhunderten vervierfacht und die Zahl der Geburten überſteigt längſt um ein Bedeutendes die der Sterbefälle.

In Brüſſel zeigt ſich für die zwei Jahrzehende 1800—1809 und 1836—1845 folgendes Reſultat:

	Durchſchnittszahl der Geb.	Der Geſtorbenen.	Mehr Geb.	Mehr Tode.
1800—1809	2874	2925	—	51
1836—1845	4672	4234	438	—

Indeſſen, wenn man die Sterblichkeit und die Bevölkerungszahl in dieſen zwei Perioden zuſammenſtellt, ſo iſt kein bedeutender Fortſchritt zu bemerken; die Bevölkerung kann man in der erſten Periode auf 7000 Seelen und in der zweiten auf 110,000 anſchlagen; demnach ſtarb in jener Zeit einer von 24 und in dieſer einer von 26 Perſonen.

Es fehlt uns hier an Raum, um durch fernere Citate zu beweiſen, welche entgegengeſetzte Reſultate Verfall und Rückkehr zur Barbarei haben. Es müßte intereſſant ſein, die Todtenliſten gewiſſer Städte Italiens, Spaniens und Portugals zuſammenzuſtel-

---

duen geſtorben iſt; die mittlere Lebensdauer erhält man, wenn man die Lebensjahre einer gewiſſen Anzahl Individuen zuſammenaddirt und durch die Zahl der Individuen getheilt hat.

*) Schübler, über die Aenderung in den Geſetzen der Sterblichkeit durch Einführung der Kuhpocken. Tübingen 1827.

**) Stimmel, über die Bevölkerung u. ſ. w. von Stuttgart. Inauguraldiſſertation. Tübingen 1834.

Digitized by Google

len. Aber weiß man nicht, daß die Bevölkerung Spaniens, z. B. ſeit Philipp II., fortwährend zurückgegangen iſt? Liegen uns nicht augenſcheinliche Thatſachen vor Augen, die jeden Zahlenbeweis überflüſſig machen? Was iſt aus der Bevölkerung Griechenlands geworden, ſeit ſie erſt das byzantiniſche und dann das türkiſche Joch zu tragen hatte? Und was iſt aus der ungeheuern Bevölkerung Roms ſeit dem Ende des zweiten Jahrhunderts geworden? Die arabiſchen und mauriſchen Stämme bieten daſſelbe Schauſpiel. Endlich kennt man ja die erſchreckende Sterblichkeit, die unter den Indianern von Amerika herrſcht, und die reißende Schnelligkeit, mit der dieſe Stämme ihrem Erlöſchen zueilen. Dieſe Race — was nicht zu vergeſſen iſt — hat auch ihre Periode der Civiliſation und des Wachsthums gehabt; nur war ſie ſchon damals in Verfall, als die Europäer mit ihnen zum erſten Mal in Berührung kamen.

Ein zweiter Irrthum, der noch allgemeiner verbreitet iſt, als der erſte, betrifft das hohe Alter. Ueberall hört man die entmuthigende Behauptung, daß durch das Raffinement der Civiliſation der natürliche Tod früher eintrete, als ehedem, daß wir frühzeitiger alt würden.

Zum Theil wird dieſe Anſicht ſchon durch die oben angeführten Zahlen widerlegt. Allerdings zeigt uns die Zahl der Sterbefälle, verglichen mit der Zahl der Geburten nur die jedesmalige Schnelligkeit an, mit welcher ſich die Bevölkerungen erneuern, aber die Vergleichung dieſer beiden Elemente mit der Totalziffer der Bevölkerung läßt doch auf das normale Ziel des menſchlichen Lebens ſchließen.

Wir haben geſehen, daß die Zahl der Geburten nirgendwo, daß aber trotzdem die Bevölkerung überall merklich gewachſen iſt; ein Beweis, daß ſich die Bevölkerungen der angeführten Orte heutzutage weniger häufig erneuern, d. h. daß das menſchliche Leben länger geworden iſt.

Indeß könnte man noch in Bezug auf das Alterthum zweifeln, welches uns leider keine ſtatiſtiſchen Tabellen hinterlaſſen hat. Wir haben darüber einzelne Notizen geſammelt. Schon Moſes beklagt die kurze Dauer des menſchlichen Daſeins. Achtzig Jahre, wenn's hoch kommt! ruft er. Unter den jüdiſchen Königen hat keiner länger als ſiebenzig Jahre gelebt; man kennt das Lebensal-

Digitized by Google

ter der meiſten altägyptiſchen Könige und es zeigt keinen Unterſchied vom Lebensalter moderner Könige. Etwas über funfzig Jahre hat nur einer der Pharaonen regiert.

Solon, Anakreon, Sophokles, Pindar wurden achtzig, Demokrit hundert und neun, Plato einundachtzig, Diogenes neunzig, Fabius Cunctator und Cato neunzig Jahre alt, aber alle dieſe Männer wurden auch bei Griechen und Römern als merkwürdige Beiſpiele citirt.

Plinius erzählt, daß man bei einer Volkszählung unter Kaiſer Claudius einen 150 Jahr alten Mann gefunden, Namens T. Fullonius Bononienſis. Der Kaiſer war ungläubig und ließ deshalb eine beſondere Unterſuchung anſtellen. Dieſer Fall, den die Römer als ſo wunderbar anſahen, wurde in neuerer Zeit mehrmals überboten. Henri Jenkins ſtarb huudertneunundſechzig Jahr alt anno 1670 zu Ellerton in Yorkſhire; Thomas Damme wurde 155 Jahr alt. Thomas Parre aber, der berühmteſte unter den Greiſen, der 152 Jahr alt ſtarb, hatte in einem Alter von 140 Jahren noch ſeine volle Zeugungskraft, und nach ſeinem Tode fand Harvey, der berühmte engliſche Arzt des 17. Jahrhunderts, bei der Section, daß ſich noch kein einziger Knorpel in ſeinem Rückgrat verknöchert hatte. Dieſe Thatſachen ſind hiſtoriſch. Andere Fälle von ſehr hohem Alter giebt es noch, die jedoch nicht ganz genau feſtgeſtellt ſind. So z. B. ſoll der Däne Drakenberg 146 Jahre, Jean Surrington, der in Norwegen ſtarb, 160, Kintingern in Schottland und Peter Czartan in Ungarn beide gar 180 Jahre alt geworden ſein. Als Regel nimmt man an, daß in jedem Jahrhundert wenigſtens zwei Individuen ein Alter von hundertundfunfzig Jahren erreichen.

Plinius hat uns noch ein wichtiges Document aufbewahrt, nämlich einen Auszug aus den Liſten einer allgemeinen Volkszählung, die im römiſchen Kaiſerreiche zur Zeit als die beiden Vespaſiane das Cenſoramt ausübten, vorgenommen wurde. Man fand damals in dem zwiſchen Po und Appeninen liegenden Theil Italiens 140 Greiſe von hundert Jahren, 57 von hundert und zehn, 2 von hundert und fünfundzwanzig, 4 von hundert und dreißig, 4 zwiſchen hundert und fünfunddreißig und hundert und ſiebenunddreißig Jahren, und endlich 3 Greiſe von hundertundvierzig Jahren. Obgleich dieſe Reſultate außerordentlich günſtig erſcheinen, ſo kann

Digitized by Google

man ſie doch nicht ganz als ausnahmsweiſe anſehen, beſonders wenn man den Einfluß der noch jetzt geſundeſten Gegend Italiens und wenn man den Bevölkerungsſtand in Anſchlag bringt, der nach allem was man weiß, gerade damals ein ungemein hoher war. Ja dieſe Zahlen würden am Ende eher für als gegen unſere Anſicht ſprechen, denn man weiß, daß in jener Epoche des römiſchen Kaiſerthums die Lebensweiſe in vieler Hinſicht raffinirter war als heutzutage.

Nach den Tabellen des geiſtvollen Phyſiologen Burdach, der darin ſo zu ſagen die Unterſchiede von Zeit und Raum durch eine Vereinigung verſchiedener Elemente zu verwiſchen geſucht hat, findet man unter jeder Million Menſchen im Durchſchnitt zweihundert Individuen die ein Lebensalter von hundert Jahren überſchreiten. Und es iſt wohl keine Uebertreibung, wenn man die Bevölkerung des ſchönſten Theiles von Italien zu Plinius Zeiten drei Millionen hoch ſchätzt. — Unter 750,322 Perſonen, die in einem Zeitraum von dreißig Jahren zu London geſtorben ſind, fanden ſich 236 Individuen, welche 100 bis 110, 6, welche 110 bis 129 Jahre erreicht hatten, und 1, welches gar 138 Jahre alt geworden war. Können ſich dieſe Reſultate nicht mit denen des Plinius meſſen? — In der Mark Brandenburg endlich fand man unter 351,959 Geſtorbenen einen von 114, einen von 115, einen von 120 und einen von 125 Jahren. Bei einer Bevölkerung von 11,990,385 Seelen im Königreich England und Wales gab es im Jahre 1821 nicht weniger als 216 Perſonen, die das ehrwürdige Alter von 100 Jahren überſchritten hatten; im Jahre 1841 gab es unter 15,906,741 Einwohnern 249 hundertjährige Greiſe.*) Belgien hat, wie Holland und Norddeutſchland, immer nur wenig Hundertjährige aufzuweiſen gehabt. Nach den Herren Quetelet und Smits gab es am 1. Januar 1831 in Belgien nur ſechszehn ſteinalte Greiſe, von denen die drei älteſten 104, 110 und 111 Jahre zählten. Nach H. Heuſchling zählt man in Belgien auf eine Periode von acht Jahren durchſchnittlich ſiebzehn hundertjährige Perſonen. In der Provinz Lüttich findet man ſeit der im Jahre 1806 vorgenommenen Volkszählung unter 348,774 Einwohnern fünf Hun-

*) Neison, contributions to vital statistics. London 1845.

dertjährige; anno 1826 gab es nur drei bei einer Bevölkerung von 334,159 Seelen.

Die Sterblichkeitstabellen von Ulpian ſind auch ein Document aus dem Alterthume; ſie ſtimmen auf überraſchende Weiſe mit den unſern und namentlich mit denen der großen Städte überein. Nach ihnen ſtehen London und das alte Rom hinſichtlich der Lebenswahrſcheinlichkeit auf derſelben Linie.

Die Verſuche der Alten, theoretiſch die Normaldauer des menſchlichen Lebens feſtzuſtellen, zeigen, daß ſie nicht länger lebten als wir. Die alten Aegypter nahmen hundert Jahre an. Das Herz im Leibe des Menſchen, ſagten ſie, nimmt während der erſten 50 Jahre jährlich um zwei Drachmen zu, und im ſelben Verhältniß nimmt es in den andern 50 Jahren ab, ſo daß im hunderſten Jahre von dieſem Organe nichts mehr übrig bleibt. Solch ein Irrthum in einer Zeit, wo man alle Todten des Einbalſamirens wegen ſecirte, läßt beinahe glauben, daß es im alten Aegypten wenig Hundertjährige gab. — Solon nahm zehn ſiebenjährige Lebensperioden an, alſo ſiebzig Jahre. — Die heiligen Bücher der Etruſker theilten das Leben in zwölf ſiebenjährige Perioden; ſie nahmen alſo vierundachtzig Jahre an.

Pythagoras theilte das menſchliche Leben in vier gleiche Theile bis zum 20. Jahre, ſagte er, iſt man Kind oder beginnender Menſch, von zwanzig bis vierzig iſt man Jüngling, von vierzig bis ſechzig Mann im eigentlichen Sinne des Wortes, von ſechzig bis achtzig alter Mann; nach achtzig aber zähle man nicht mehr unter den Lebenden, man erreiche welches Alter man wolle. Varro theilte das Leben ein in Kindheit (von 1—15 Jahren), Knabenalter (15—30), Jugend (30—45), rückgehende Zeit (45—60) und Greiſenalter (60—75). Hippokrates nahm nach zwei ſiebenjährigen Lebensperioden eine dritte von vierzehn, dann eine vierte und eine fünfte von ſieben, eine ſechſte von vierzehn und eine ſiebente von ſieben Jahren an; das macht im Ganzen 63 Jahre.

Aus dem allen geht hervor, daß die Dauer des Menſchenlebens weder durch Alter der Welt, wie man behauptet hat, noch durch die Fortſchritte der Civiliſation verkürzt worden iſt. Man kann heutzutage ein eben ſo hohes Alter erreichen, wie unſere Vorfahren im dritten Jahrtauſend vor Chr. Geburt, in der Römer-

und Griechenzeit oder im Mittelalter. Der Menſch kann nicht nur ein eben ſo hohes Alter erreichen wie einſt — Hufeland, der dies zugab, jedoch hinzufügte, daß die Zahl derjenigen die das höchſte Alter erreichen, in modernen Zeiten abgenommen habe, ſcheint ſich in dieſer Hinſicht geirrt zu haben — der Unterſchied, wenn einer anzunehmen iſt, fällt zu Gunſten der neuern Zeit aus.

Wir werden dieſen letztern Punkt nicht weiter verfolgen, weil wir, aus Mangel an hinreichenden Angaben, zu keinem genauen Facit gelangen würden. Um jedoch annähernd zu ſchließen, darf man nur einen Blick auf die Dauer moderner Regierungsepochen und auf das Alter der regierenden Häupter von ſonſt werfen. Das Alter, welches Ludwig XIV., Georges II., Stanislaus von Polen, Friedrich der Große und Clemens XII. erreichten, hätten in der antiken Welt gewiß mehr Aufſehen gemacht als in der modernen.

Hufeland ſelber ſagt, daß man in der alten Geſchichte wenig Könige antrifft, die 80 Jahre alt geworden; in der ganzen langen Reihe römiſcher Kaiſer ſind es nur vier: Gordian, Valerian, Anaſtaſius und Juſtinian. Auguſtus ſtarb zu 76 und Tiberius zu 78 Jahren. Vergleicht man damit z. B. die Könige von Frankreich, ſo findet man nicht nur verhältnißmäßig zahlreichere Beiſpiele von hohem Alter, ſondern auch im Allgemeinen eine längere Dauer jeder Regierungszeit. Haller ſchon machte darauf aufmerkſam, daß man unter den Senatoren von Bern in moderner Zeit ältere Herren ſehe als voreinſt. — Auch folgender Umſtand iſt bemerkenswerth: In den meiſten großen Städten, wo es Greiſenhoſpitale gibt, die gewöhnlich im Mittelalter gegründet wurden, und wo ein beſtimmtes Alter die erſte Bedingung der Aufnahme iſt, hat die Zahl der Betten vermehrt werden müſſen und zwar in einer Progreſſion, die ſtärker iſt als der Anwachs der Bevölkerung und die Anhäufung des Vermögens auf einzelnen Punkten. —

Manche Schriftſteller geben nun zwar die erſten beiden Sätze des oben erwähnten Irrthums preis, klemmen ſich aber deſto hartnäckiger auf den dritten Punkt und behaupten, daß die Civiliſation die Zahl der Krankheiten vermehrt habe. Profeſſor Marx in Göttingen hat dieſen Wahn in einer vortrefflichen

Digitized by Google

Denkſchrift*) bekämpft, aus welcher auch Beiſpiele unſerer Beweisführung zu Hilfe kommen werden.

Man kann nicht eine Krankheitsſpecies anführen, die der modernen Zeit beſonders angehörte, nicht eine, die durch die Civiliſation ſich erzeugt odrr entwickelt hätte. Im Gegentheil, neue Krankheiten entſtehen nur bei barbariſchen Völkern oder in barbariſchen Zeiten, die Civiliſation aber hemmt dieſelben gewöhnlich in ihrem verheerenden Laufe und trägt dazu bei, daß ſie oft nach kurzem Wüthen erlöſchen.

Alle Epidemieen, welche einſt die Völker ruinirten, beſtätigen dieſe Thatſache. Nur den Maßregeln, welche die Civiliſation erſonnen und deren Ausführung ſie allein möglich machte, verdanken wir unſere Sicherheit vor Peſt und gelbem Fieber. Iſt der Sieg über die Blattern nicht einer der ſchönſten Triumphe der modernen Heilkunſt? Und iſt die aſiatiſche Cholera nicht im Herzen der civiliſirten Welt erloſchen? Hatte ſie überhaupt bei uns jene Bösartigkeit, die aus ihr den Schrecken Aſiens machte? Viele andere Epidemien haben für uns nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe z. B. der garrotillo, der Tanz von St. Guy ꝛc. Eine Krankheit, die im Mittelalter wie eine Epidemie graſſirte, der Starrkrampf, zeigt ſich nur noch ſporadiſch, und das in Gegenden, wo man die einfachſten Regeln der Geſundheitslehre vernachläßigt. Was iſt unſer gegenwärtiges Typhusfieber gegen den ſchrecklichen Petetſchen-Typhus früherer Zeiten?

Es gibt kaum ein uncivilſirtes Land, welches nicht ſeine ihm beſonders eigenthümliche endemiſche Krankheit hätte, wie der Scarlievo, die Krankheit der Krimm, die Roſe in Aſturien, die Feigwarzen von Aleppo ꝛc., während die civiliſirten Länder von keiner Krankheit ausſchließlich und beſonders heimgeſucht werden. Noch mehr, wenn ſich bei uns noch mehrere eingeſchleppte Krankheiten erhalten haben, ſo iſt doch offenbar, daß ihre intenſive Kraft von Jahr zu Jahr immer mehr abnimmt.

Das Scharlachfieber iſt am Anfang des 17. Jahrhunderts aus

*) Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civiliſation. Abhandlung der k. Geſellſchaft zu Göttingen. 1844.

Digitized by Google

Kleinaſien zu uns gekommen, die Rötheln aus dem hohen Norden Europas im ſiebenten Jahrhundert; längſt ſpielen beide keine große Rolle mehr in unſern Todtenliſten. Die Syphilis iſt nicht nur ſeltener, ſondern auch gutartiger geworden, ſo daß ihre bösartigſten Formen nur aus Schriften des 16. und 17. Jahrhunderts noch bekannt ſind. Die Militair-Augenkrankheit iſt durch die belgiſche Militairmedicin auf ihren jetzigen Stand reducirt worden.

Unter den andern Krankheiten, die weder ein beſonderes Geburtsland noch eine bekannte Entſtehungszeit haben, wollen wir vorerſt die Wechſelfieber betrachten. Haben ſie nicht ſeit dem Gebrauch der Chinarinde beinahe ihre ganze Furchtbarkeit verloren? Skropheln und engliſche Krankheit ſind gewiß viel ſeltener geworden, ſeit man ſie zweckmäßiger behandelt und vor allem, ſeit man in den Wohnungen mehr Licht und Luft zuläßt. Der echte Scorbut iſt eine mediciniſche Rarität geworden. Der ſcharf ausgeſprochene Scorbut, ſagt Andral, iſt in Paris ſo ſelten, daß ich lange über den Zuſtand des Blutes bei Scorbutkranken nur Conjecturen machen konnte. Seit langer Zeit hat man in der engliſchen Marine nicht einen einzigen Scorbutfall mehr gehabt und „wer dieſe Krankheit ſtudiren will," ſagt Marr, „muß ſie in Büchern ſuchen, oder in Ländern die den Wohlthaten der Civiliſation verſchloſſen ſind."

Aber man wird uns die Lungenſchwindſucht, die Nervenkrankheiten, die Hirnerweichung, Hypochondrie, Hyſterie, Schlagflüſſe, Rückenmarksdarre und endlich die Geiſteskrankheiten entgegenhalten.

Wir ſind weit entfernt, behaupten zu wollen, daß es jemals durch den Fortſchritt der Heilkunſt und Geſundheitslehre gelingen werde, alle dieſe Krankheiten auszurotten; wir läugnen ſogar nicht, daß manche darunter neuerdings wirklich häufiger geworden ſind. Aber ihre Zunahme iſt lange nicht ſo groß als man denkt, und was einzelne davon betrifft, ſo iſt man über ſie im größten Irrthume. Die Statiſtik iſt in dieſer Beziehung noch ziemlich unvollkommen Die Todtenliſten erlauben nie einen richtigen Schluß auf die Anzahl derjenigen, die von einer gewiſſen Krankheit *befallen* worden ſind. Man ſieht nur aus ihnen, daß unter tauſend Geſtorbenen in dem oder jenem Jahre ſo und ſo viel Lungenſüchtige, Apoplektiſche oder Typhuskranke waren; die Zahl der Geheilten aber

iſt nicht angegeben. Anderſeits wird man, wo blos die Geſtorbenen gezählt werden, oft verſucht ſein, auf eine Zunahme zu ſchließen, wo eine wirkliche Abnahme ſtattgefunden hat. So könnte man, wenn man ſich blos auf Zahlen verläßt, behaupten, daß ſeit Einführung der Kuhpockenimpfung alle andern Krankheiten häufiger geworden ſeien.

Der einzige Weg, durch die Todtenliſten zu einem genauen Reſultate zu gelangen, wäre der, die Zahl der Opfer des Krankenbettes mit der Anzahl jener Individuen zu vergleichen, die an Altersſchwäche geſtorben ſind. Man hat dieſen Weg bereits eingeſchlagen, und er ſchien günſtige Reſultate zu geben, doch kann man ſich auf dieſe Unterſuchungen nicht ganz verlaſſen, denn theils ſind die Tabellen dieſer Art noch nicht zahlreich genug, theils kennt man die großen Unrichtigkeiten, die ſich nur zu oft noch bei denſelben einſchleichen.

Wir glauben, zu den Krankheiten, deren Zunahme nur eine ſcheinbare iſt, gehören die Entzündungen jeder Art, die Congeſtionen und die Schlagflüſſe. Was die Lungenſchwindſucht betrifft, ſo läugnet James Clark, der die in London an der Lungenſchwindſucht von 1700 bis 1821 Geſtorbenen gezählt hat, daß dieſe Krankheit in unſerem Jahrhundert häufiger ſei als in frühern*), und in andern Städten hat man ſogar eine beträchtliche Abnahme derſelben bemerken können. In Stuttgart z. B. zählte man in den Jahren 1787 bis 1791 noch 772 an der Lungenſucht Geſtorbene; von 1792—1796 zählte man 675; von 1797 bis 1801 zählte man 546, und 475 von 1802 bis 1806, endlich 465 von 1807 bis 1818.**)

Was die Nervenkrankheiten, mit Einſchluß der Hypochonderie und Hyſterie, betrifft, ſo glaubt man zwar allgemein, ſie ſeien in unſern Tagen häufiger geworden, doch ſtützt ſich dieſe Meinung auf keinen ſtrengen Beweis; Marx behauptet ſogar, ſie hätten abgenommen. Jedenfalls wird man zugeben müſſen, daß jene Krankheiten ſich nirgendswo mehr unter neuen Geſtalten erzeugen; und

*) Fuchs, medic. Statiſtik der Irrenhäuſer und des Irrſeins; in Friedrich' Neuem Magazin für Seelenheilkunde.

**) Ueber die Lungenſchwindſucht, überſetzt von Vetter. Leipzig, 1836.

Digitized by Google

daß mehrere und zwar die bösartigſten Gattungen derſelben ganz verſchwunden oder pathologiſche Raritäten geworden ſind, z. B. die Tanzwuth des Mittelalters, das wirkliche Heimweh und verſchiedene Arten localer Krämpfe.

Man ſagt, die Keime der Geiſteskrankheiten, hätten ſich, durch die Ueberreizung der Leidenſchaften und unmäßige Anſtrengung der Verſtandesorgane in neuerer Zeit ſtärker entwickelt und man beruft ſich außerdem auf die überall ſteigende Anzahl der Irrenhäuſer wie auf das Zeugniß Esquirol's, einer der größten Autoritäten in dieſem Fache. In Bezug auf die Urſachen und Quellen der Geiſteskrankheiten aber bemerkt Marr in ſeiner ſchönen Denkſchrift, man habe Unrecht, die Geiſtesſtörungen der Uebung geiſtiger Fähigkeiten zuzuſchreiben. Nur die falſche Geiſtesentwicklung führe ins Irrenhaus. Je zahlreicher und beſſer in einem Lande die Unterrichtsanſtalten wären, deſto ſeltener wären die Wahnſinnigen.*) Die Unthätigkeit der Geiſtesorgane ſtöre dieſelben häufiger als die Thätigkeit. Man ſehe ja, daß der Wahnſinn am ſeltenſten bei wiſſenſchaftlichen Menſchen ausbreche, nämlich bei ſolchen die mit Mäßigung arbeiten. Die eigentliche Quelle des Wahnſinns ſeien Leidenſchaften und Glückswechſel, deren moraliſche Wirkung zu neutraliſiren geiſtige Ausbildung das ſicherſte Mittel ſei.

Die ſteigende Anzahl der Irrenhäuſer beweiſt blos, daß wir erſtens humaner geworden ſind, und zweitens, daß wir heutzutage mehr Vertrauen zur Heilkunſt haben. Sonſt verbarg man die Unglücklichen die den Verſtand verloren hatten, in dunkeln Kammern und Kellern, wohin kein Auge drang; jetzt bringt man ſie in zweckmäßigen Anſtalten unter. Sonſt unterwarf man ſie ſelten einer ärztlichen Behandlung, aber ſeit man erfahren hat, wie viel die Medicin gegen den Wahnſinn vermöge, beeilt man ſich, gleich bei den erſten Symptomen des Irrſeins, die Kunſt zu Hilfe zu rufen. Eine Maſſe von Individuen, Hypochondriſche, Melancholiker und excentriſche Leute, die ſonſt frei herumgingen, behandelt man heutzutage als Geiſteskranke, abgeſehen von jenen Verbrechern, die man ſonſt mit Rad und Galgen kurirte, während die humanere

*) Ebeß, mediciniſche Topographie von Stuttgart.

und vernünftigere Jetztzeit unzurechnungsfähige Missethäter ins Irrenhaus schickt. Endlich ist Eines nicht zu übersehen. In der guten alten Zeit waren die Tollhäuser mehr Gefängnisse als Spitäler, mehr grausame Straf- als milde Heilanstalten; sie waren die Hölle auf Erden, und Jeder suchte die Seinigen, die das Unglück des Wahnsinns getroffen hatte, ihnen zu entziehen; was heutzutage nicht mehr der Fall ist.

Andere Krankheiten dagegen, wie Hirnerweichung, Herzfehler u. s. w. scheinen nur deshalb sich vermehrt zu haben, weil man ihnen größere Aufmerksamkeit schenkt. Es ist wie mit der scheinbaren Vermehrung der Verbrechen durch eine freie Presse, welche Dinge an's Licht der Oeffentlichkeit zieht, die anderswo verborgen bleiben. In unsern Registern, nicht aber in der Natur, sind die Herzkrankheiten seit Corvisart häufiger geworden. Wer wird im Ernst behaupten wollen, daß die Hirnerweichung erst seit der Zeit existirt, wo man ihre Diagnose zu machen gelernt hat? Das wäre, wie wenn man sagen wollte, es habe nie so viel geregnet, als seitdem es Observatorien gibt, wo man täglich das vom Himmel fallende Wasserquantum mißt. Ein schlagendes Beispiel gibt die Thierarzneikunde. Diese Kunst hat in Kurzem große Fortschritte gemacht; man behandelt jetzt eine viel größere Anzahl kranker Thiere als sonst, und der nosologische Katalog wird von Tage zu Tage mit neuen Krankheitsnamen bereichert, die sonst nicht darin figurirten. Wird man deshalb behaupten wollen, daß die Thierwelt früher niemals erkrankte, oder daß die Thiergattungen, die doch weder studiren, noch eine raffinirte Civilisation besitzen, ausgeartet sind?

Will man zuletzt specielle einzelne Krankheiten anführen, die manchem Industriezweig anhaften, wie die Bleikolik, die Queckſilberleiden ꝛc., Krankheiten die in der That zuweilen im erschreckenden Maß anwachsen, — woran liegt hier die Schuld als an dem Umstand, daß in unserer Zeit mehr Menschen als sonst Blei und Queckſilber graben oder bearbeiten? Und auch über diese Krankheiten hat die Medicin bereits schöne Triumphe gefeiert. Seit der Anwendung des Eisens gegen die speciellen Leiden der Vergolder, wird die Queckſilberkrankheit schnell geheilt, und die Vervollkommnung der Instrumente macht sogar die Erscheinung derselben täg-

Digitized by Google

lich ſeltener. Der eigenthümliche Schornſteinfegerkrebs ſcheint beſtimmt, aus dem Krankheitskatalog zu verſchwinden, ſeit eine engliſche Parlamentsacte befohlen hat, künftig alle Eſſen durch Maſchinen zu reinigen.

Studirt man etwas tiefer den Grund unſerer ſocialen Zuſtände, ſo vergißt man alle jene Vorurtheile und Ammenmährchen von einem goldenen Zeitalter und einem Naturzuſtande der Menſchheit, wo es, wie gewiſſe Halbpoeten und Halbphiloſophen ſagen, weder Kranke, noch Doctoren, weder Verbrecher noch Polizeibeamte, weder Starke, noch Schwache, weder Reiche noch Arme, weder Künſte noch Wiſſenſchaften gegeben. Nur durch ſeine Intelligenz iſt der Menſch Herr der Erde; ſobald er moraliſch und geiſtig zurückgeht, geht er auch phyſiſch zurück, und dieſe Wahrheit gilt für Nationen eben ſo gut wie für Individuen.

Von der Gesellschaft Leipzigs.

Leipzig kannte bis zum Jahre 1830 gesellschaftlich keinen Blutadel und keine eigentliche Bureauaristokratie. Geld und Geist waren in seiner Gesellschaft die einzig mächtigen Elemente, und dazu trat noch an die Stelle des Wappenadels der Adel der Patricierschaft, welcher auch die städtischen Aemter besetzte. Leipzig zeigte sonach in seinem politischen und gesellschaftlichen Charakter nicht wenig Aehnlichkeit mit den freien Reichs- und Hansestädten. Leipzigs Bürgermeister regierte mit seinem Ministerium, dem Magistrat, als Vicekönig, der Rector der Universität genoß fürstlicher Ehren und herrschte in seinem Bereiche mit seinem Staatsrathe, dem akademischen Senat, fast unumschränkt. Aber die politischen Umgestaltungen des Landes brachten auch mancherlei Veränderungen in der Stellung beider Corporationen. Ein Kreisdirector ward Generalgouverneur, der Bürgermeister und der Rector somit mediatisirt. Die königlichen Beamten der verschiedenen Behörden Leipzigs traten in ihren Forderungen nach gesellschaftlicher Geltung neben die städtischen und akademischen Würdenträger, die Officiere der Garnison gelangten in die bisher nur vom schwarzen Frack decorirten Gesellschaftszimmer, und die junge Kaufmannschaft, wie die Ausstudirten und Studenten mußten mit ihnen das Reich der jungen Männerwelt theilen. Es hat auch mehrere Jahre gedauert, ehe diese neuen Gesellschaftselemente sich wirklich einzubürgern vermochten. Leipzig hat für den Geburtsadel niemals eine Vorliebe gezeigt und sogar immer eine kleine Abneigung gegen die gesellschaftliche Anerkennung des Militairs gehabt. Jede Uniform in den Salons er-

Digitized by Google

innerte aber nunmehr an das verloren gegangene Recht der Stadt, wonach keine Militairabtheilung ſich innerhalb derſelben aufhalten durfte, jeder adelige Name mahnte an eine Bedrohniß der Hochgeltung ſtädtiſcher Patricierſchaft, jeder Beamtentitel rief die Beſchränkung der Macht der ſtädtiſchen Behörden ins Gedächtniß zurück. Dieſe neuen Elemente vermochten jedoch den Charakter der Geſellſchaft, beſonders während des erſten Jahrzehend ihres Leipziger Lebens, nur ſehr wenig zu ändern; ja, ihr geſelliger Einfluß war immerhin äußerſt beſchränkt und unwichtig. Die Art der hieſigen Geſelligkeit läßt den Einzelnen ohne bedeutende pecuniäre Mittel überhaupt nicht leicht zu einem entſcheidenden Einfluß gelangen, und dazu waren jene neuen Geſellſchaftsmitglieder im Allgemeinen eben nicht wohlhabend genug. Vielleicht mochte auch ſelbſt die Art der hieſigen Geſelligkeit einer wirklich tiefern Einwirkung derſelben auf deren Charakter entgegenſtehen. Man iſt nämlich im Allgemeinen gar nicht darauf eingerichtet, Gäſte zufällig und uneingeladen bei ſich zu ſehen. Es giebt nach Verhältniß nur wenige Häuſer, welche einzelne Tage der Woche feſthalten, an denen die Bekannten ſicher ſind, die Famlie daheim und zur Aufnahme von Gäſten geneigt zu finden. Es ſind ſchon ziemlich genaue Beziehungen zu einem Hauſe nöthig, ehe man derartige Beſuche machen darf, ohne fürchten zu müſſen, ſtörend in die Lebensgewohnheit der Familie einzugreifen. Ja ſelbſt bis in die Gegenwart herein iſt dieſe das geſellige Leben beſchränkende Gewohnheit faſt durchgängig herrſchend geblieben. Mag dies nun zum großen Theil auch darin begründet ſein, daß beſonders die jungen Männer der Geſellſchaft in Leipzig zu häufig wechſeln, daß alljährlich darunter viele neu auftauchen und eben ſo viele verſchwinden, daß die vornehmeren Familien durch Leipzigs Weltverkehr überhaupt zu geſelligen Rückſichten gegen zu Viele veranlaßt werden, um neben der Erfüllung dieſer auch noch Zeit und Luſt zu einem engern geſellſchaftlichen Leben zu finden, ſo erklärt ſich doch auch andrerſeits dieſe Erſcheinung dadurch, daß von der Geſellſchaft ſelbſt zu große Anſprüche gemacht werden. Dieſe Anſprüche haben ſich n den letzten Jahren ſogar vielfach geſteigert, und vorzüglich darum mag es zur Gewohnheit geworden ſein, die geſellſchaftlichen Pflichten mit einigen großen und prachtvollen Feſtins abzuthun, übrigens aber auch ſelbſt die nähern

Bekannten faſt nur auf ſpecielle Einladungen bei ſich zu ſehen. Außerdem iſts auch nach Verhältniß nur ein ziemlich enger Kreis der Männerwelt, welcher die Privatgeſellſchaften den tauſendfach andern mehr oder minder öffentlichen Vergnügungen der Stadt vorzieht. Und beſonders thaten bis in die neueſte Zeit die geſchloſſenen Männergeſellſchaften, die ſogenannten Clubs oder Caſinos, dem geſelligen Familienleben großen Abbruch. Die Männer der Leipziger Geſellſchaft ſind dabei durchgängig eigentliche Geſchäftsleute. Sie arbeiten ſich tagsüber müd im „Geſchäft", und ſind dann oftmals nicht aufgelegt, am Abend die weißen Glaceehandſchuh und den ſchwarzen Frack anzuziehen, dabei aber die Cigarre und das bequeme Sichgehenlaſſen der öffentlichen Orte zu entbehren. Sie ſitzen lieber in den raucherfüllten Zimmern der Clubs bis zum ſpäten Abend und opfern nicht gern einen Theil der Nachtruhe, um dann am Morgen nicht ermüdet an das Tagewerk gehen zu müſſen. Um es kurz zu ſagen: man arbeitet zu emſig und zu regelmäßig in Leipzig, als daß die Geſellſchaft, die eigentliche Salon- oder Familiengeſellſchaft, zu einem wirklich einflußreichen Elemente des hieſigen Lebens werden könnte.

Jene geſchloſſenen Männergeſellſchaften ſind dagegen in anderer Hinſicht nicht ohne Einfluß auf den Charakter der Leipziger Geſellſchaft geblieben. Je mehr die Theilnahme am politiſchen und öffentlichen Leben ſich der Gemüther bemächtigte, deſto mehr wurden auch dieſe einzelnen geſchloſſenen Geſellſchaften zu Vereinigungspunkten von Männern gewiſſen Standes und gewiſſer Meinungen. Es wäre ſogar nicht ſchwer, dieſelben nach ihren verſchiedenen Elementen als Sammelpunkte gewiſſer Kreiſe, z. B. der Beamten und akademiſchen Würdenträger, der ältern und vornehmern Kaufleute, der jüngern Generation, der Conſervativen und Progreſſiven, der Ariſtokraten und Humanen u. ſ. w. zu claſſificiren. Und indem nun hier vorzüglich die verheiratheten Männer zuſammenkommen, iſt es auch wohl erklärlich, wie ſich gerade hier die nähern familiengeſellſchaftlichen Beziehungen einzelner Kreiſe zu einander entwickeln, wie ſich daraus geſellſchaftliche Coterien hervorbilden. Dieſe ſcheiden ſich dann ſogar in den großen und allgemeinen Zuſammenkünften der Leipziger Geſellſchaft nicht unmerklich. So lange als die Politik noch nicht factiſch in Leipzigs Leben eingedrungen war, ſo

Digitized by Google

lange als noch keine ſchroffe Scheidung zwiſchen den gouvernementalen An- und Abſichten, und denen des Publicums vorhanden war, hatte ſich in der geſammten Leipziger Geſellſchaft ein leichter, mit klingenden Worten ausſtaffirter Liberalismus und eine nominelle Anerkenntniß aller modernen Zeitintereſſen zur Mode gemacht, auf deren nicht ernſt gemeinten Phraſen ſich der gegenſeitige Meinungsaustauſch luſtig ſchaukelte. Aber dieſes Verhältniß haben die letzten Jahre immer mehr abgeändert, und daraus ſind bereits ſeit dem Beginne der vierziger Jahre mannichfache Spaltungen hervorgegangen. Trotz gewiſſer Coterien war bis dahin die ſogenannte Geſellſchaft im Allgemeinen ungetrennt geblieben. Die Patricier der Stadt mit ihren Familien bildeten durchgehends deren Stock und Kern, die geſellig gebildeten Kaufleute, die Ausſtudirten, die Studenten aus „guten Häuſern“ und das Offiziercorps formirten deren junge Männerwelt. Als aber unter den höhern Staatsbeamten zufällig einige wohlhabende Adelige hierher gekommen waren und keine hervorſtechende Anerkenntniß ihrer adeligen Vorzüge gefunden hatten, begannen auch bereits die Verſuche der Geſtaltung einer Crème de la crème, Abſcheidungen der Adeligen in engere Zirkel. Allerdings hörte damit deren Erſcheinen in den größern Geſellſchaften keineswegs auf; allein auch hier ſonderten ſie ſich, beſonders die verheiratheten Damen, mannichfach ab. Die jungen Männer dieſer Kreiſe waren dagegen immerhin klug genug, ſich dieſer Forderung nicht auffallend anzuſchließen, und vorzüglich erhielten die Offiziere ihre Verbindungen fortwährend auch mit den nichtbureaukratiſchen und nicht adeligen Kreiſen. So konnte es denn auch nicht zu jenen eclatanten Zerwürfniſſen zwiſchen den Geſellſchaftselementen kommen, wie ſie neuerdings an andern Orten betrübend auftauchten. Aber immerhin übertrug ſich mit jenem Streben nach gewiſſen Sonderungen ein gewiſſes Mißbehagen in die Geſellſchaft. Dieſes trat denn auch wirklich nach den Vorgängen des verfloſſenen Sommers in mancher Hinſicht ſtärker hervor, und wurde beſonders dadurch zur Mißſtimmung, daß ſelbſt während der traurigen Tage des Auguſt in mehreren adeligen Familien Feſte gefeiert worden waren, bei denen man die damals im großen Publicum gehaßteſten Perſonen auszeichnete. Vielleicht war dies eine Zufälligkeit, aber bei der allgemeinen damaligen Stimmung

ward es ſo aufgefaßt, als wollte man damit den blutigen Sieg der Regierungsmacht verherrlichen oder die allgemeine Trauer der Stadt verhöhnen. Die adelige Geſellſchaft, welche ſtreng genommen in Leipzig mit der der höhern Beamtenwelt identiſch, ſchien damit eine wirkliche politiſche Demonſtration zu machen und wendete die Herzen ſelbſt jener eingeborenen Leipziger Kreiſe von ſich ab, welche Neigung für das Formelle ihrer Behabung oder politiſche Uebereinſtimmungen bisher zu ihnen hingezogen hatte. Auch hierdurch gedieh es jedoch nicht zu einem irgendwie öffentlich bemerkbaren Zerwürfniß; man ſah nur jetzt gewiſſe adelige Elemente der Geſellſchaft ſeltener bei den Feſten; man hörte öfter von ziemlich ausſchließlich adeligen Geſellſchaften in einzelnen adeligen oder durch Verwandtſchaft mit dem Adel dieſem zugeneigten Häuſern. Man begann ferner bei gewiſſen mehr öffentlichen Geſellſchaften eine auch äußerliche Scheidung der adeligen und nichtadeligen Geſellſchaftstheile zu beobachten; kurz man ſtand auf dem Punkte ſich geſellſchaftlich in adelige und bürgerliche Kreiſe zu ſcheiden, wie wir's in der Reſidenz zu ſehen gewohnt ſind. So kam denn der Winter unter Verhältniſſen heran, welche kein allgemein reges Leben der Geſellſchaft hoffen ließen; denn Leipzig iſt nicht groß genug, um in ſeiner Geſellſchaft derartige Scheidungen ſchadlos ertragen zu können und doch bereits zu groß, um durch das geſellſchaftliche Bedürfniß zu einem Zuſammenhalten der Geſellſchaft um jeden Preis gezwungen zu werden. Die Zeit verwiſchte jedoch nach und nach auch wieder manche Empfindlichkeit oder Schroffheit auf beiden Seiten und wer nicht ſchon lange Zeit in und mit der Leipziger Geſellſchaft gelebt hat, mag vielleicht kaum gewahren, daß ſich deren diesjähriges Winterleben von dem früherer Jahre in mancher Beziehung unterſcheidet. Es iſt nun auch hier nicht der Ort, dieſer Frage in ihren ſpeciellen Wendungen nachzugehen; allein wohl dürften noch einige Blicke auf die Unterhaltungsarten der Leipziger Geſellſchaft nicht ganz ohne Intereſſe ſein.

Wie überall, ſo ſind hier auch Literatur, Theater und Muſik die drei Intereſſen, welche neben dem Tagesereigniß ihre ſtärkſte Vertretung in der Geſellſchaft finden. Wie überall, ſo iſt auch hier für die junge Welt der Tanz das Hauptvergnügen. Man tanzt in Leipzig überall, man muſicirt überall, man dilettirt häufig

theaterſpielend, und für Literatur hegt man in allen Kreiſen, in allen Altern eine nicht gewöhnliche Theilnahme. Die belletriſtiſche Buchlectüre wird vorzüglich von den Frauen gepflegt, die Journaliſtik intereſſirt vorzugsweiſe die vielbeſchäftigte, daher zu anhaltender außergeſchäftlicher Lectüre ſelten aufgelegte Männerwelt. Man kann übrigens nicht ſagen, daß unter den Frauen eine beſtimmte Richtung in der belletriſtiſchen Literatur vorzugsweiſe beliebt ſei. Dazu iſt der Büchermarkt zu groß und deſſen Benutzung nach allen Richtungen hin durch den Sortimentsbuchhandel ſowohl, als durch die Leihbibliotheken zu ſehr erleichtert. Wie man jeder künſtleriſch oder literariſch irgend bedeutenden Perſönlichkeit, deren ſo viele längere oder kürzere Zeit Leipzig zum Aufenthaltsort wählen, mit geſelliger Artigkeit und Zuvorkommenheit begegnet, ſo läßt man auch jedem Aufſehen erregen den Buche eine gewiſſe Beachtung angedeihen. Man macht die Mode mit — mais rien de plus. So ſprach man einige Winter lang von Ida Hahn-Hahn, dann von Godwin-Caſtle und St. Roche, dazwiſchen von Pückler, auch beiläufig von Friederike Bremer und man ſpricht jetzt von Stifters Studien und Berthold Auerbach's volksthümlichen Dichtungen. Auch die Mystères de Paris und der Juif errant ſchlugen ihren Lärmen, wie früher Boz-Diken's und Bulwer's Schöpfungen; allein eine eigentliche Vorliebe für nichtdeutſche Literatur iſt doch nicht in dem Grade vorhanden, wie ſie leider in manchen andern Großſtädten Deutſchlands noch heute gerad unter der Geſellſchaft gilt. Wie aber die Alten ſingen, ſo zwitſchern die Jungen. Auch von der erblühenden Frauenwelt gilt faſt daſſelbe, wie von der gereiftern; nur daß hier im Allgemeinen ein unmittelbarer Lebensgenuß die Lectüre überhaupt nur zu einem minder ſtarken Intereſſe emporwachſen läßt. Dieſen Altersкreiſen iſt dagegen vorzugsweiſe die Pflege der Muſik anvertraut. Daß neben dieſer verhältnißmäßig nur ſelten eine andere der Künſte geübt wird, iſt ſehr natürlich, da im Ganzen für eine Eingewöhnung in die Anſchauung der Werke plaſtiſcher Kunſt nur geringe Gelegenheit gegeben iſt. Die künſtleriſche Neigung erhält von früheſter Zeit an auch vorzugsweiſe ihre Richtung nach dem Reiche der Töne hin und der Dilentantismus in der Muſik erreicht dadurch allerdings gar nicht ſelten eine Kunſthöhe, welche der Virtuoſität ziemlich nahe kömmt. Die Muſiklieb-

haberei war ſogar in den letztverfloſſenen Jahren, theils durch wirkliche Neigung, theils aber auch durch die Mode, ſo alleinherrſchend geworden, daß gegen dieſe jedes andere äſthetiſche Intereſſe in den Hintergrund zu treten drohte. Da wendete die Umgeſtaltung des Theaters unter einer neuen Direction dieſer vor nun anderthalb Jahren die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft wieder lebhafter zu, und dieſes Intereſſe iſt denn bis jetzt auch ziemlich nachhaltig geblieben. Aber immerhin wird es dem aufmerkſamen Beſucher des Schauſpielhauſes nicht entgehen, wie die höheren Ränge desſelben bei den Opern meiſtens von einem ganz anderen Publicum als bei recitirenden Schauſpiel erfüllt werden; die Oper hat ein zahlreicheres, das recitirende Schauſpiel ein wechſelnderes; in der Oper iſt die Zahl der Frauen, im Schauſpiel die der Männer verhältnißmäßig bedeutender. Wenden wir uns endlich noch einmal zu den Privatgeſellſchaften zurück, ſo ſehen wir im Ganzen die Kartentiſche, dieſe Zeugniſſe innerlicher Beziehungsloſigkeit der Geſellſchaftsmitglieder zu einander, nur ſparſam und meiſtens nur von denen beſetzt, welche nicht durch die Luſt an der Geſellſchaft, ſondern durch beſtimmte Pflichten und Rückſichten zu deren Beſuch genöthigt ſind. Auch die Zimmer, in denen die neueſten Kupfer- und Prachtwerke ausliegen, dieſe Schlupfwinkel der Langweile, ſind nur von Wenigen beſetzt, wenn nicht wirkliche Meiſterwerke eine allgemeinere Aufmerkſamkeit dorthin lenken. Dagegen ſchwirrt das Geſpräch munter und raſch durch die verſchiedenen Gruppen; die Zeichen geiſtiger Lebhaftigkeit offenbaren ſich ringsum. Die Leipziger Geſellſchaft hat den Vorzug wirklich vielſeitig angeregt und geiſtig bewegt zu ſein. Dies mag vielleicht nicht ſowohl ihr eigenes Verdienſt, als das der ſie umgebenden Verhältniſſe ſein. Denn Leipzig hat die glücklichſten Miſchungen zu einer wirklich ausgezeichneten Geſellſchaft; jede Richtung des öffentlichen praktiſchen und theoretiſchen Lebens iſt in ihr vertreten; die große Menge der jugendlichen geiſtig aufgeregten und verſchiedenartig gebildeten Menſchen ihrer Kreiſe führen fort und fort alle neuen Bewegungen der Zeit in ſie hinein. Und hört man auch ſelten, daß gerade dieſe den Gegenſtand der Unterhaltung bilden, ſo ſind ſie doch Hintergrund und Staffage jener Erörterungen welche den Salon nicht ſcheuen.

Digitized by Google

Allein trotzdem hört man, besonders von Fremden, die Klage über einen Mangel an Lebhaftigkeit in der Leipziger Gesellschaft nicht selten. Man tadelt ein zurückhaltendes Wesen und Mangel an Zuvorkommenheit gegen die Fremden. Dies mag bis zu einem gewissen Punkte vollkommen wahr genannt werden; allein es findet auch seine naturgemäße Erklärung in den Verhältnissen der Stadt. Leipzig ist durch den dauernden Weltverkehr gegen das Fremde blasirt. Weil fortwährend neue Individualitäten aus den fernsten Ländern und aus den verschiedensten Kreisen dieser Länder in ihr auftauchen, hat sie jenes Interesse für den Einzelnen verloren, welches andere minder von Fremden überfluthete Städte ihm von vorn herein entgegenbringen. Einem großen Theile der Leipziger Gesellschaft ist dabei das auswärtige Leben, die dortige Anschauungsweise, sind die dortigen Interessen aus eigener Beobachung eben so geläufig als die eigenen und heimischen. Der Fremde bringt ihm daher wenig Neues und kann dadurch also nicht sogleich eine Stellung in der Gesellschaft ersiegen. Erst ein längerer Verkehr in und mit ihr, vermag diese zu bestimmen, und während der Fremde anderer Orten zuerst das verzogene Kind derselben, dann aber häufig von ihr fallen gelassen wird, kommt es in Leipzig nur auf seine Persönlichkeit an — welche allerdings durch Vermögen nicht unwesentlich unterstützt wird — um sich nach und nach sehr angenehm in derselben einzubürgern. Daher die Erscheinung, daß Fremde, welche nur kurze Zeit in Leipzig lebten, meistens ziemlich streng über dessen geselligen Charakter aburtheilen, während grade dieselben Personen sich nach längerem Aufenthalt meistens sehr schwer von Leipzig trennen. Dagegen übersättigt sich Leipzig sehr rasch in fremden Berühmtheiten. Diese haben durchgängig nur eine kurze Zeit, während welcher sie Mode sind, und dann verschwindet der Nimbus ihrer Namen, sie treiben eben nur mit dem Strome der andern. Die Stadt ist zu klein, als daß die Träger dieser Namen in immer neuen Kreisen neue Triumphe feiern könnten, sie ist zu groß und besucht von allen Notabeln, um dem Einzelnen lang eine ausschließliche Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Was von den Menschen, gilt auch von den Büchern; man liest oder blättert sie durch und legt sie dann bei Seite, um andern, neuen Platz zu machen. Es kommt nur auf ihren Inhalt an, ob

ſie in der Bibliothek zu jeweiligem Wiedergebrauch — freilich manchmal auch nur um des Titels willen — aufgeſtellt werden, oder ob man ſie ſpäter gänzlich vergißt. Leipzig hat keinen Autoritätsglauben und keine nachhaltige Pietät. Darum iſt's auch ſo günſtig für das emporſtrebende wirkliche Talent in jeder Sphäre des Lebens und ſo gefährlich für die gemachte Größe. Weil für Alles empfänglich, haftet es an nichts mit ausſchließender Vorliebe; weil zu vielſeitig angeregt, kommt es nach keiner Seite hin zu einer einſeitigen Richtung. Es giebt vielleicht kaum eine zweite Geſellſchaft in einer gleich großen Stadt Deutſchlands, welche darin der Leipziger an die Seite zu ſtellen wäre, und darum mag ihre Zukunft, grad unter den neuen Weltverhältniſſen, wenn die Stadt in gleicher Progreſſion, wie während des letzten Jahrzehend materiell fortwächſt, von weltſter Bedeutung erſcheinen. Geld und Geiſt haben in ihr eine ziemlich paritätiſche Geltung, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind in ihr eben ſo reich vertreten, als das rein praktiſche und materielle Leben. Aus der Menge ihrer jungen Elemente und deren nicht unbedeutendem Einfluß kommt ihr immer und immer eine erfriſchende Atmosſphäre. Sie iſt nicht reich genug, um rückſichts- und theilnahmlos gegen die urſprünglich nicht zu ihr gehörigen Kreiſe ſich auf ihre Geldkiſten zu ſetzen, ſie iſt in ihren bürgerlichen Elementen dagegen zu wohlhabend und zu unabhängig, um die materielle Macht der Geburtsariſtokratie eine Oberhand gewinnen zu laſſen. Dennoch darf keines ihrer Beſtandtheile ſich des Kampfes um ſeine Geltung begeben, und daraus erwächſt ihre fortdauernde Regſamkeit und ihr friſches Leben.

Tagebuch.

I.

Aus Paris.

Das luſtige Altengland und das artige Altfrankreich. — Die Franzoſen der Zukunft. — Le peuple von Michelet. — Frankreich als Weltpapſt und Frankreich als Hiob. — Anekdote. — Staats- und literariſche Papiere. — Lamennais und Uhlich. — Die Gazette de France und Rouſſeau; das Journal des Debats und Voltaire. — Die Quatre Evangiles von Lamennais und das revolutionäre Chriſtenthum.

Ja, die Zeiten ändern ſich und Frankreich ſchneidet täglich ernſtere Geſichter, aber die Elegien über den Verfall der belle France de jadis, die wir nun ſchon ſeit Jahren anhören müſſen, ſind doch gar zu jämmerlich. Wem die heutigen Franzoſen nicht charmant genug ſind, mag ins alte Frankreich zurückgehen, zu den herzloſen Intriganten und Maitreſſenknechten des ancien régime, die freilich tauſendmal „artiger" und „liebenswürdiger" waren als alle ehrlichen Leute von jetzt zuſammen. Ich meinerſeits glaube, die Franzoſen müſſen noch viel uncharmanter werden, bevor ſie zu was Rechtem kommen. Einſt beklagte man gerade ſo den Verfall des merry Old England, des luſtigen Altengland, aber die Engländer wurden dabei groß und ſtark. Ueberall vergolden die Altweiberſeelen die „gute" alte Zeit. Was die Franzoſen betrifft, ſo müßte Hopfen und Malz an ihnen verloren ſein, wenn ihre grandioſen Lehr- und Wanderjahre ſeit 1789 nicht endlich eine nachhaltige tiefere Umſtimmung in Sitten und Grundſätzen hervorbrächten. Dieſe innere Metamorphoſe iſt die bedeutſamſte Frucht ihrer zwei Revolutionen und die eigentliche Garantie für die demokratiſchen Inſtitutionen auf dem Papiere. La cour, dieſer Inbegriff von Altfrankreich, dieſes Ideal und Vorbild der frühern Geſellſchaft, welches noch der ſinnvolle P. L. Courier nicht genug geißeln konnte, dieſe traditionelle Hof- und Convenienz-Weltanſchauung iſt auch dem heutigen Frankreich noch nicht völlig ausgetrieben. Langſam wird ſolch ein Erbübel ausgeſchwitzt. Gewiß werden die Franzoſen der Zukunft etwas weniger charmant ſein und dafür beſtändiger, etwas weniger eitel und dafür ſtolzer, männlicher, wahrer

gegen ſich und Andere. Fürchten Sie nichts. Bis zur germaniſchen Grobheit werden ſie's bei aller Anſtrengung doch nicht bringen; ſo viel natürliche Anmuth iſt ihnen ſchon angeboren, daß ſie nicht leicht aufhören können, ein vorzugsweiſe „liebenswürdiges" Volk zu ſein.

Nicht ganz ſo liebenswürdig iſt „le peuple"; ſo heißt nämlich das neueſte Werk von Herrn Michelet. Wäre Michelet ein heißköpfiger Springinsfeld, ein junger bonapartiſtiſcher Souslieutenant, ſo könnte man ſich die abgeſchmackten Fanfaronaden in ſeiner letzten Schrift erklären. Aber Herr Michelet iſt ein geſetzter Mann, ein Philiſter, ein Profeſſor, der ſich nicht wenig auf ſeine krauſe Gelehrſamkeit und ſeine orakulöſe Geſichter ſchneidende Weisheit einbildet. Der ultranationale Veitstanz, die krähende Arroganz, die hochnäſige und näſelnde Verachtung gegen das Stückchen Europa, welches zufällig nicht zu Frankreich gehört, ſtehen dem Hiſtoriker Michelet doppelt poſſierlich, und die hyſteriſche Empfindſamkeit, mit der er abwechſelnd von ſich, von Frankreich und von dem armen, verkannten Volke redet, wird zuletzt widerlich. Es iſt rührend anzuſehen, wie der Profeſſor die „arme France" liebkoſt und ſtreichelt, wie er ſie, gleich einer geliebten Puppe, in ſeinen Armen lullt, wie er dem Dulder Frankreich mit Tröſtungen und Aufmunterungen zuſpricht, die es gar nicht nöthig hat und am wenigſten von ihm erwartet. Eine beſondere Marotte Michelets beſteht darin, daß er ſich ſteif und feſt einbildet, das Volk ſei von den Romanſchreibern und Genremalern verleumdet, und er müſſe nun den guten Ruf deſſelben wieder herſtellen. In dieſem edeln Bemühen bringt er allerhand hübſche und wahre, obwohl nichts weniger als neue Bemerkungen vor. Wir würden uns gern ſchmeicheln, daß die Anerkennung des Guten, was urſprünglich im peuple vorhanden iſt, eben auf die Menſchheit überhaupt, und daher ſo gut auf das deutſche, engliſche oder italieniſche Volk anzuwenden ſei, wie auf das franzöſiſche. Aber Gott bewahre! Solch ein Kosmopolitismus wäre ja Verrath an Frankreich. Nach Herrn Michelet kann dies Alles nur für das Volk par préférence, nur für die Franzoſen gelten. In der That iſt die Carricatur des Nationalgefühles noch von Niemanden weiter getrieben worden, als von unſerm Profeſſor. Die Franzoſen ſind ihm nicht blos ein auserwähltes Volk, ſondern ein heiliges Dogma, ein göttliches Princip, der incarnirte Meſſias der Welt. Frankreich iſt von jeher unfehlbar geweſen; es iſt der Erbe Roms. Seit Jules Ceſar (!) und Charlemagne hat man in Frankreich das politiſche, religiöſe, poetiſche und philoſophiſche „Papſtthum" (papauté) zu ſuchen. Wer's nicht glauben will, dem beweiſt Michelet mit leicht hingeworfenen Phraſen, daß kein anderes Volk einer harmoniſchen Cultur fähig, ja daß Deutſchlands und Englands Geſchichte eitel Bruchſtück ſei, welches ſeine Ergänzung von Frankreich erwarte. Ergötzlich iſt das bombaſtiſche Bild am Schluſſe, worin

Digitized by Google

er die pauvre France als Hiob auf den Trümmern ihres irdiſchen Glückes ſitzen läßt. Deutſchland und England ſind natürlich die phariſäiſchen Freunde, die mit heuchleriſchem Mitleid kommen und fragen: Wo ſind denn deine Schiffe, deine Maſchinen oder Kunſtwerke? Darauf ſagt Michelet: Ich will ſtatt ihrer antworten, laßt die arme France in Frieden. Seht, ſie iſt zum Bettler geworden, denn ſie hat ihr Hab und Gut für die Menſchheit geopfert! Sie iſt blaß, denn ſie hat all ihr Blut für Euch verſpritzt, und als ſie nichts mehr hatte, gab ſie ſogar ihre „Seele" hin, „et c'est, de quoi vous vivez!" — ! — Amen!

Es wäre ſehr Schade, wenn ſich die deutſche Buchhändlerinduſtrie in ihrer Blindheit auf das Büchlein würfe und es überſetzen ließe; denn es iſt ganz geeignet, einen zum Franzoſenfreſſer zu machen, namentlich wenn man nicht weiß, welch ein Anachronismus Michelet mit ſeinem le peuple im heutigen Frankreich iſt, das gerade anfängt, toleranter und gerechter gegen das Ausland zu werden, als jemals. Michelet beſitzt eine ſtarke Doſis Coquetterie. Vor ungefähr einem Jahre ſah ihn Schreiber dieſer Zeilen zum erſten Male von Angeſicht. Damals war gerade ſeine Brochüre gegen die Jeſuiten erſchienen. Der edle Profeſſor ſpielte den Tiefſinnigen, den Philoſophen, über alles Journallob hoch Erhabenen. Ich kümmere mich nicht um das was die Zeitungen über mich ſchreiben; ich leſe ſie gar nicht, bemerkte er. — So eben, ſagte ich darauf, habe ich in der Revue de ... über Ihre Schrift einen langen Artikel geſehen... — A-t-il déjà paru? (Iſt er ſchon erſchienen?) fiel Michelet mir ins Wort. — Wie voriges Jahr die Jeſuiten, ſo wollte er diesmal die Nationalität ausbeuten. Allein die Speculation war falſch, Herr Michelet hat ſo dick aufgetragen, daß ſelbſt Stockfranzoſen ſtutzig wurden; die craſſe Buhlerei um einen Fetzen Popularität war zu offenbar. Abgeſehen von dem obligaten Beifall in zwei, drei Cliquenblättern iſt le peuple ziemlich ſpurlos vorübergegangen. Ich hätte das Buch gar nicht erwähnt, aber da einige deutſche Zeitungscorreſpondenten es mit ſo unverdienter Wichtigkeit behandelt haben, ſo glaubt man am Ende jenſeits des Rheins, der gewaltige Profeſſor marſchire bereits an der Spitze von ein paar hunderttauſend Weltbefreiern auf Kehl und Freiburg los, und ohne ein Halbdutzend Nicolaus Beckers werde man ihn nicht bändigen können. Aber es hat keine Noth damit. Im Grunde der Seele halten die Meiſten, die ihn kennen, den Herrn Michelet für einen melancholiſchen Farceur.

Ueberhaupt, ſeit Staatspapiere und Actien die allgemeine Leidenſchaft geworden ſind, hat die übrige Papierwelt, Literatur und Journaliſtik, viel von ihrer unmittelbaren, raſch zündenden Macht verloren. Vielleicht hat auch das ſein Gutes. Während die literariſche Induſtrie keuchend der Minute nachrennt, wird die beſſere Literatur

immer mehr gezwungen, die Speculation auf den Tag aufzugeben und mehr auf die Zukunft zu rechnen.

Ein wichtiges Buch, obgleich es weniger Lärm macht, als die Myſteres und der ewige Jude, iſt les quatre Evangiles von dem greiſen, tiefſinnigen Bretagner Lamennais, dem Prediger in der Wüſte, der ſich bemüht, das moderne Babylon in eine ſocialiſtiſch religiöſe Bewegung hineinzureißen; im Gegenſatz zu dem rein politiſchen Streite zwiſchen Univerſität und Clerus. Lamennais gehört unter die Claſſe jener ſeltenen Männer, die gerade mit dem Alter immer kühner und entſchiedener werden, während ſonſt Himmelsſtürmer in der Jugend mit den Jahren ſich zur Zahmheit bekehren und in der Nähe des Todtenbettes als morſche Betbrüder zuſammenbrechen. Welch einen Weg hat Lamennais zurückgelegt von ſeinem „Verſuch über die Indifferenz" bis zu den „Vier Evangelien!" Ich ſetze voraus, daß man in Deutſchland ſich mit dieſem Werke genauer bekannt machen wird, ſchon weil es intereſſant iſt, den franzöſiſchen Forſcher mit den deutſchen Reformatoren zu vergleichen. Bekanntlich hat Lamennais vom Deutſch- oder Chriſtkatholicismus — eine Zuſchrift wurde deshalb aus Berlin an ihn gerichtet — nichts wiſſen wollen. Die katholiſche Kritik in Paris ſucht ihn jetzt auf eine Linie mit Uhlich zu ſtellen.

Charakteriſtiſch iſt eine Beſprechung der „Vier Evangelien" in der Gazette de France. Die deutſchen Kirchenzeitungen würden mit einem deutſchen Lamennais nicht ſo ſäuberlich und reſpectvoll verfahren. Der Feuilletoniſt der Gazette de France hat nämlich gar kein Anathema für den abtrünnigen Glaubenshelden, nur die Klage, daß derſelbe „nicht mehr in der Wahrheit ſei," wie einſt. Das Motto der Kritik und die Hauptargumente gegen die „Vier Evangelien" ſind Stellen aus Lamennais' frühern Schriften. Noch merkwürdiger aber iſt, daß der orthodoxe Feuilletoniſt ſich nicht ſcheut, an den Verfaſſer des „Contrat Social" zu appelliren. Freilich hütet er ſich wohl, anzuführen, was der Bürger von Genf über den Einfluß des Chriſtenthums auf das politiſche Schickſal der Nationen geſagt hat; er nimmt nur, was in ſeine Taktik paßt, eine Stelle aus dem vierten Buch des „Emile," die mit Begeiſterung von dem ſtyliſtiſchen Charakter und der Moral des Evangeliums, von der Erhabenheit Chriſti über Sokrates ſpricht und daraus auf den göttlichen Urſprung des neuen Teſtamentes ſchließt. Daß ein ſolcher Schluß aus der Trefflichkeit der evangeliſchen Sittenlehre auf ihren hiſtoriſchen Urſprung noch immer himmelweit entfernt iſt vom unbedingten orthodoxen Glauben, das ficht den frommen Feuilletoniſten in dieſem Augenblicke nicht an, und er ruft: „Welch erhabene Sprache, welch ein Ton der Wahrheit!" Rouſſeau's Styl, heißt es, habe eine Weihe der Kraft, wie die Bibel ſelbſt. „Nie hat die Vernunft (la raison) beredtere und überzeugendere Worte ertönen laſſen!" Denken Sie nur, der fromme Streiter

Digitized by Google

der Gazette de France ruft die verſchrieene raison zu Hülfe. Es iſt weit gekommen. Rouſſeau wird am Ende noch kanoniſirt, wenn auch nur in Beziehung auf die eine Stelle im vierten Buche des Emile. Solche Sprünge dürfen indeß im heutigen Frankreich nicht überraſchen. Sie erinnern ſich, wie das Journal des Debats vor einiger Zeit pathetiſch ausrief: Wir ſind die Kinder Voltaire's!

Aber ich will doch eine der dornigen Stellen in den „Vier Evangelien" anführen, auf welche die Gazette de France beſonderes Gewicht legt. „Chriſtus," ſagt Lamennais, „hat nicht dogmatiſirt." Nicht auf eine beſtimmte, für ewig ſtabile theologiſch-philoſophiſche Doctrin hat er die neue Geſellſchaft gegründet, ſondern auf die unwandelbare Regel des Rechts und der Pflicht, auf das gemeinſame Geſetz der Völker, deren Band ſie (nämlich die neue société) bilden ſollte. Außerhalb dieſes Geſetzes, welches ſich von einem Zeitalter zum andern, nicht in Bezug auf ſein unwandelbares Princip, ſondern in deſſen Anwendung fortentwickeln ſollte, außerhalb dieſes Geſetzes, das für die Menſchheit in der That der Weg und das Leben iſt, läßt Chriſtus vollkommene Freiheit für die Speculation, für die ewige Arbeit des Gedankens, aus der die Wiſſenſchaft geboren wird, welche, fortwährend neue Erwerbungen machend, ſich auch fortwährend reformirt. Er hat keine Schranke dem menſchlichen Geiſte geſetzt, der von Gott beſtimmt iſt, die Wahrheit bis zu ihren unendlichen Quellen zurück zu verfolgen. Und da man, um fortzuſchreiten, mehr als Einen Weg verſuchen muß, ſo will er nicht, daß die unvermeidliche Meinungsverſchiedenheit Diejenigen trenne, welche die Liebe vereinen ſoll. Der Glaube, den er verlangt, iſt nicht ein Glaube an doctrinäre Löſungen, welche das ewige Problem von der Natur und ihrem Schöpfer in ſich ſchließt, ſondern der Glaube an ſeine Vorſchriften und an Den der uns hilft ſie zu befolgen. Iſt aber dies das Chriſtenthum, wie man es gewöhnlich auffaßt, lehrt und übt?"

Nicht wahr, das iſt für einen gebildeten Deutſchen nichts Neues. Dergleichen haben wir bei uns nicht nur von humaniſtiſchen Schriftſtellern à la Zſchocke, ſondern ſelbſt von rationaliſtiſchen Kanzeln tauſendmal hören können. Viele werden das mehr als klar und einfach, ſie werden es platt und ſeicht nennen. Die fromme Gazette de France nennt es vague! Unſere Skeptiker ſucht man damit zu ſchlagen, daß man ſie Nachbeter franzöſiſcher Philoſophen des vorigen Jahrhunderts nennt: Lamennais dagegen wirft man in der Gazette de France vor, er ſei in das „vague deutſche Weſen" verfallen und mache ſich zum Echo von Uhlich! Was bei uns nicht neu iſt, und eben, weil es ſo gemeinverſtändlich und auf der Hand liegend ſcheint, nicht beachtet, ja ſogar verachtet wird, hat eine viel größere Bedeutung, in Frankreich ausgeſprochen, wo Theorien, Syſteme und Dogmen nicht um ihrer ſelbſt willen einen Werth haben, ſondern wo man gleich Ernſt macht

und an die Anwendung auf's Leben denkt. Und Lamennais macht Ernſt, Lamennais dringt auf die politiſche und ſociale Verwirklichung des Evangeliums. Dieſe Tendenz iſt es, welche wieder die ganze Energie und den prophetiſchen Schwung ſeiner Beredſamkeit im grandioſeſten Licht erſcheinen läßt. „Wenn du von neuem auf Erden erſchieneſt, o Jeſus!" ruft er, „mit welchem Schmerze würdeſt du von neuem deine Schüler fragen: Verſteht ihr mich denn noch immer nicht? Aber was die Schüler nicht verſtehen, das Volk beginnt es zu begreifen. Du wirſt nicht umſonſt geſprochen haben, o Jeſus, dein Wort iſt das Samenkorn, aus welchem der geheimnißvolle Baum hervorwachſen wird, den die Menſchheit erwartet, um in ſeinem Schatten auszuruhen." — Auf mehrern Blättern des Evangeliums heißt es von den Worten Chriſti, daß die Jünger ſie nicht begreifen könnten, und Jeſus ſelbſt iſt verwundert und betrübt darüber, daß ihr Geiſt für ſeine Lehren ſo wenig empfänglich iſt. Dieſe Lehren waren zu erhaben, zu vollkommen in ihrer göttlichen Einfachheit, zu ſehr im Widerſpruch mit den gegebenen Ideen und herkömmlichen Vorurtheilen, um gleich anfangs in ihrem tiefen Sinn erfaßt und ohne lange, mühſame Vorbereitung, die moraliſche Richtſchnur der Individuen, ſo wie die Grundlage aller menſchlichen Inſtitutionen und Geſetze zu werden. Dies iſt das größte Hinderniß, welchem das Chriſtenthum begegnete; ein Hinderniß, welches 18 Jahrhunderte noch nicht beſiegten, ja deſſen Ueberwindung durch die Länge der Zeit nur deſto ſchwerer geworden iſt. Denn wenn einerſeits die Worte Chriſti noch immer nicht beſſer, ja in mancher Hinſicht noch weniger verſtanden werden, als von ſeinen erſten Jüngern, ſo hat andererſeits die Länge der Zeit, durch den Zauber den ſie auf die Menſchen ausübt, den Irrthum gewiſſermaßen geheiligt und ihm eine furchtbare Gewalt verliehen."

Andere Blätter, als die Gazette de France, namentlich ſocialiſtiſche, haben mit Begeiſterung die Looſungsworte Lamennais' aufgefangen und ſprechen ſehr bündig und populär, natürlich auch ſchneidender, als der Meiſter. „Lamennais", ſagt ein ſocialiſtiſches Journal, „ſpricht wohl auch zu den Schriftgelehrten, aber eingedenk der Bergpredigt, wendet er ſich noch öfter an die Menge, an das Volk." — „Die Kirche", heißt es ſehr kurz in demſelben Blatte, „die Kirche hat das Chriſtenthum nie begriffen. Daher jenes chriſtliche Ideal, das ſich der Einſamkeit zukehrt. Daher jener unſelige Dualismus zwiſchen dem Reiche der Erde und dem Reiche des Himmels, ein Dualismus, den Chriſtus nicht (?) gekannt hat.... Die Kirche hat ſich auf ſich ſelbſt beſchränkt und ihr Antlitz verhüllt, wie die antiken Prieſterinnen, die Welt oder die Erde Cäſar überlaſſend, d. h. den alten Mächten, den ſocialen Ideen des Heidenthums, oder, um mit Chriſtus

ſelbſt zu reden, dem Reich der Finſterniß.“ Wenn aus Frankreich in einigen Jahrzehenden eine neue Revolution hervorgehen ſollte, ſo wird ſie radicaler ſein, als die erſte; das iſt gewiß. Im Namen des Evangeliums laſſen ſich noch ganz andere Umwälzungen unternehmen, als in dem der Göttin Vernunft. Es kommt nur auf den Commentar an. Der ſogenannte atheiſtiſche Communismus, von dem die Geſpenſterſeher in Deutſchland fabeln, iſt es nicht, der eine Macht werden könnte, aber im evangeliſchen Radicalismus, im revolutionären Chriſtenthum, wenn ich ſo ſagen darf, ſchlummert ein furchtbarer Rieſe. Und die Bibel kann man heutzutage nicht verbieten.

Doch das mögen Sie immerhin für müſſige Träume halten. In literariſcher Hinſicht wird man das meiſte Gewicht auf den ſtyliſtiſchen Werth von Lamennais' Ueberſetzung legen. Denn die Ueberſetzung der 4 Evangeliſten bildet den Fond des Werkes; daß ſie glänzend ausgefallen iſt, können Sie ſich denken. Lamennais war vielleicht der einzige Mann in Frankreich, der einer ſolchen Arbeit gewachſen war. Franzoſen, welchen Luther's Bibel unzugänglich iſt und welche der Sprödigkeit des glatten Idioms von Racine ſich bewußt ſind, ſagen in ihrem Enthuſiasmus: Lamennais hat von der Stirne jenes Chriſtus, den die Nationen auf ihren Knieen anbeten, den Staub der Jahrhunderte hinweggewiſcht!!! —

Der Commentar von Lamennais befindet ſich unter dem Text auf jeder Seite; da ſind die Noten oft ſehr kurz; epigrammatiſche Erinnerungen an hiſtoriſche Ereigniſſe. Jede Abtheilung des Textes hat einen Anhang von längern Reflexionen, oder von Scholien, worin der Autor mit den „Schriftgelehrten“ ſpricht und gleichſam den Talmud des Neuen Teſtamentes, die katholiſche Kirchengelehrſamkeit bekämpft.

II.

Aus Brüſſel.

Die polniſchen Flüchtlinge in Brüſſel. — Sarmatiſche Charakterſchwächen und Vorzüge. — Die deutſchen Zeitungen. — Die Miniſterkriſis. — Rothomb und Van de Weyer. — Nothgedrungene Politik — Belgien und die Schweiz. — Ein polniſch-belgiſcher Offizier. —

Sie können ſich denken, daß die polniſchen Unruhen auch hier das Tagesgeſpräch bilden; Peel's Zollreform, die dreitägige Sikhſchlacht und der Tunnel von Cumptich mit Herrn de Ridder ſind dadurch faſt in den Hintergrund geſchoben worden. Leider iſt das Intereſſe am Schickſal der Polen diesmal nicht, wie 1830, von enthuſiaſtiſcher Hoffnung begleitet; das Schauſpiel eines Volkes, das in der Verzweiflung immer mit dem Kopfe gegen die eiſerne Wand rennt, iſt ein ſehr trauriges. Die Krakauer Flammen werden bald

gelöscht sein; wie wird es nachher auf der Brandstätte aussehen! Und das Peinlichste ist, daß man um der Polen selbst willen wünschen muß, die Sache wäre schon vorüber, damit nicht zu viel Blut unnützer Weise vergossen werde. Die verwitterten Sarmatengesichter, die man dann und wann im Winkel eines Brüsseler Kaffehauses erblickt, sind eine Mahnung an das Loos, welches wieder hunderten jener sanguinischen Helden von Krakau bevorsteht, und eine tragische Illustration zu den tausenderlei widersprechenden Zeitungsnachrichten. Scheu und geduckt gehen die hiesigen Polen umher, die Niedergeschlagenheit in ihren Mienen scheint ein Zeichen, daß die Emigration, die bei den jährlichen Denkreden, am 29. November, es eben nicht an muthigen Hoffnungsphrasen fehlen läßt, sich diesmal keine Illusionen macht, vielmehr die unüberlegte Schilderhebung als ein untoward event ansieht. Vielleicht sind sie nur deshalb weniger sanguinisch, als sonst, weil sie der polnischen Bevölkerung und ihren improvisirten Führern nicht genug Erfahrung zutrauen, weil sie selbst ganz andere, etwas phantastische Pläne haben und noch immer hoffen, daß eine auswärtige Macht bei irgend einem nächsten Friedensbruch (?) die Veteranen der Emigration an die Spitze der Bewegung stellen werde. Ob diese Hoffnung nicht eitel, ist freilich sehr die Frage, aber jedenfalls kann man die Krakauer Revolution wie einen aus Versehen losgegangenen Schuß oder wie das Platzen einer Kanone betrachten, deren Splitter unter den unvorsichtigen Artilleristen selbst am meisten Verheerung anrichten werden.

Wie man hört, haben sich etwa ein halbdutzend der Tollkühnsten unter den Emigranten in Frankreich und Belgien, bei den ersten Nachrichten von der polnischen Gährung, losgerissen und bis in's Posensche durchgeschmuggelt, um, wie vorauszusehen war, der Festung in die Arme zu laufen. Man weiß nicht, wen man mehr beklagen soll: diese blinden Opfer ihrer Verwegenheit oder ihre zahlreichen Kameraden, die ein trauriges Leben im Auslande geduldig weiter fristen. Geduld ist sonst keine polnische Tugend, aber die meisten jener Flüchtlinge leiden trotz der kleinen Unterstützung, welche ihnen die belgische Regierung zukommen läßt, an Nahrungssorgen, und die gemeine Noth des Lebens, Jahre lang erduldet, lähmt endlich auch die chevalereske Springkraft des sarmatischen Naturells, besonders bei Leuten, die von Hause aus an ein flottes Offizier- und Junkerleben und am wenigsten an mühsamen Erwerb gewöhnt sind. Das Elend der Verbannung wird ihnen jetzt ein doppeltes, wo sie, zur Zuschauerrolle verurtheilt, von den Qualen der Ungewißheit und dem Bewußtsein der Ohnmacht gefoltert, weder zu hoffen wagen, noch zu resigniren sich entschließen können. Wenn man die deutschen Zeitungen liest, sollte man glauben, hier und in Paris müsse man über die ganze polnische Tragödie au fait sein und gleichsam hinter den Coulissen stehen, weil hier die

polniſchen Flüchtlinge ſind, die allerdings ſämmtlich zur ſogenannten Propaganda gehören mögen. Indeſſen iſt man in Berlin, Leipzig und Wien durch die Nähe des Schauplatzes wahrſcheinlich beſſer unterrichtet. Die belgiſchen und franzöſiſchen Blätter ſchöpfen, wie gewöhnlich, ihre Berichte erſt aus deutſchen Journalen und von dieſen ſelbſt kommen nur wenige nach Belgien. Man muß im Eſtaminet oder im Kaffeehauſe die zitternde Haſt beobachten, mit der gewöhnlich zwei, drei polniſche Gäſte über die Kölniſche Zeitung herfallen, die ſie oft mühſam buchſtabiren — denn die meiſten verſtehen nur halb das Deutſche — einander vorleſen und überſetzen. Die Zeitungslectüre, Andern ein harmloſer Zeitvertreib beim Kaffee und der duftenden Cigarre, ihnen iſt ſie eine fieberheiße Beſchäftigung. Wie viel ſchlafloſe Nächte, wie viel ängſtliche Träume ſind in dieſen blaſſen, durchfurchten Geſichtern verzeichnet. Noch melancholiſcher iſt es anzuſehen, wenn ſie manchmal, mit tiefen Verbeugungen, zu einem oder dem andern Zeitungsleſer treten und fragen, ob man nichts aus Polen wiſſe, ob man nicht gehört habe, wie es ihren Landsleuten geht; denn die briefliche Verbindung mit dem Oſten ſcheint ihnen ſehr erſchwert oder ganz verkümmert zu ſein.

Es iſt erfreulich, daß die deutſche Preſſe allmälig die verleumderiſchen und monſtröſen Gerüchte über das Benehmen der Polen zu widerrufen beginnt, welche ſie anfangs nur zu leichtgläubig aufzunehmen und nur zu böswillig zu verbreiten ſich beeilte. Bald ſollte es im Plane geweſen ſein, in Poſen eine Art ſiciliſche Vesper gegen die Deutſchen zu veranſtalten, bald fand man bei einem verhafteten Polen in Berlin zwölf Pfund Arſenik, vermuthlich um die Spree zu vergiften, und was dergleichen Unſinn mehr iſt. Noch jetzt, nachdem die Haltung der Krakauer Rebellen gegen die Preußen jene Verleumdungen Lügen geſtraft hat, gefallen ſich manche Blätter darin, alles was polniſch iſt, ins Blaue hinein zu denunciren. Man mag den Polen Leichtſinn und Tollkühnheit vorwerfen; ein ſeltenes, ritterliches Ehrgefühl hat man ihnen noch niemals abſtreiten können. Manche Zeitungen glauben ſehr loyal zu ſein, wenn ſie einen unbedingten Abſcheu vor dem ſarmatiſchen Weſen heucheln und den Deutſchen überhaupt blinden Polenhaß andichten. Man ſoll es aber nicht läugnen, vielmehr jederzeit laut ausſprechen, daß Polen beim deutſchen Volke die lebendigſten Sympathien beſitzt und daß man die Hoffnung nicht ganz aufgeben kann, die deutſchen Großmächte würden einſt an eine Wiederherſtellung Polens denken, ſowohl im Intereſſe der deutſchen Zukunft, wie um eine alte Schuld zu ſühnen.

Im Vergleiche zu den tragiſchen Begebenheiten die jetzt die drei Großmächte in Athem halten, kommen uns die hieſigen Zänkereien und Miniſterkriſen ziemlich kindiſch und abgeſchmackt vor. Belgien hatte durch fünf Jahre einen Miniſter an der Spitze ſeiner Verwal-

tung, um den es die größten Staaten zu beneiden Urſache hatten. Nach Robert Peel iſt vielleicht Nothomb der größte Arbeiter, der unermüdlichſte Geſchäftsmann den ein europäiſcher Staat aufzuweiſen hat. Nothomb gehört ſeinen Principien, wie ſeinem Glauben nach der liberalen Partei an, er iſt der eigentliche Verfaſſer der belgiſchen Conſtitution, der liberalſten Verfaſſung in ganz Europa. Aber Nothomb iſt zugleich ein praktiſcher Staatsmann, der nicht, die ſtarre Theorie auf der Fahne, mit dem Kopfe gegen die Wand rennt, ſondern klug zu ſteuern verſteht, die perſönlichen Eitelkeiten und die eingewurzelten Vorurtheile der Parteien klug zu umſchiffen ſuchte und auf dieſe Weiſe innerhalb fünf Jahren eine treffliche, belebte und fortſchreitende Adminiſtration unterhielt. Nothomb gehörte als Miniſter zu keiner Partei und daher hatte er endlich alle Parteien gegen ſich; in jeder Kammerſitzung fragte man ihn, zu welcher Fahne er ſchwöre, und da er ſich keiner in die Arme werfen wollte, ſo endete er endlich damit, daß er ſich zurück zog. Jetzt kam Herr Van de Weyer an die Spitze. Dasſelbe Examen, dasſelbe Manöver fand Statt. So lange Van de Weyer in die Fußta fen Nothombs trat und ſich nicht entſchieden erklärte, wurde er bekriegt, verhöhnt, geſtoßen, obſchon Jedermann wußte, daß er einer der ehrenwertheſten Charaktere iſt. Aber ſanguiniſcher und weniger ausdauernd als ſein Vorgänger, warf er ſich endlich, müde der heftigen Angriffe, der äußerſten Linke in die Arme und von dieſem Tage an hatte ſein Reich ein Ende. Die Linke hatte einen Sieg in der Perſon des Miniſters errungen, aber ſie hatte einen viel wichtigern Verluſt erlitten, nehmlich den der Praxis. Statt einen der Ihrigen im Miniſterium zu haben, der die Uebergriffe der Katholiken in Schach hielt, hat ſie durch den Rücktritt Van de Weyers die Gewalt ganz in den Händen der Gegner gelaſſen und das Miniſterium das jetzt in Ausſicht ſteht, wird allem Anſcheine nach ein ultrakatholiſches ſein. Bis zu den nächſten Kammerwahlen, d. h. noch anderthalb Jahre, wird die Gewalt in den Händen der Katholiken bleiben und während dieſer Zeit werden viele Jeſuiteninſtitute reich dotirt werden, werden vielen unabhängigen Schulen ihre Subſidien von der Regierung entzogen werden, und wenn dann auch die neuen Wahlen den Liberalen eine entſchiedene Majorität in den Kammern ſichern, ſo wird indeſſen ſo viel Terrain verloren gegangen ſein, daß der Kampf von neuem wird beginnen müſſen, und zwar um Dinge, die man im jetzigen Augenblicke beſitzt. Der Kampf gegen die Katholiken, der entſchiedene gewaltſame Kampf wird in Belgien immer von der höchſten Gefahr ſein. Denn wenn die Liberalen auch die Intelligenzen und die meiſten großen Städte für ſich haben, ſo beſitzen dagegen die Katholiken die Maſſen, das Landvolk, den Fanatismus in ihrer Gewalt, und wehe der Unabhängigkeit des jungen Staates, wenn dieſe beiden Gewalten erſt thatſächlich ein-

ander gegenüber ſtehen und von dem Wortkampf in den Kammern auf die Arena der Straßenkämpfe hinaus treten. Der belgiſche Clerus hat es in zwei Revolutionen bewieſen, daß er den blutigen Straßenkampf nicht ſcheut. Das haben Nothomb und ſeine Freunde wohl verſtanden, und darum haben ſie das Biegen dem Brechen vorgezogen, und wir glauben, dies iſt die unter den hieſigen Verhältniſſen einzig gebotene Politik, wenn Belgien nicht allmählig die Schickſale der Schweiz wiederſpiegeln ſoll.

Um wieder auf die Polen zurück zu kommen, ſo werden Sie aus den Zeitungen erſehen haben, daß ein belgiſcher Offizier, der in der polniſchen Sache compromittirt iſt, in Preußen verhaftet wurde. Es iſt dies der Oberlieutnant Z., ein Pole, der nach den Ereigniſſen der Jahre 1830 und 31 in der belgiſchen Armee Dienſte genommen hat und einen tadelloſen Ruf beſitz. Vor einigen Monaten verlangte er einen Paß, der ihm nicht verweigert werden konnte. Nun er gefänglich eingezogen wurde, ſind von Seiten der hieſigen Regierung Schritte geſchehen, daß er an Belgien und nicht an Rußland ausgeliefert werde, wo ſein Schickſal ein gräßliches wäre; man zweifelt auch nicht daran, daß der belgiſche Geſandte in Berlin billige Ohren finden werde.

III.

Aus Wien.

Erziehungsweſen. — Die franzöſiſchen Gouvernanten. — Heimat und Fremde. — Die Hofmeiſter. — Gevatter Schneider und Handſchuhmacher. — Ein Stoßſeufzer. —

Erlauben Sie mir heute auf einen Gegenſtand zurückzukommen, über den ich Ihnen ebenſowohl ſchon vor langen Jahren hätte ſchreiben können und der aller traurigen Wahrſcheinlichkeit nach auch noch einige Decennien hindurch zeitgemäß bleiben wird. Ich meine das leidige Privatunterrichtsweſen, wie es ſich durch mannichfaltige Umſtände im Laufe der Zeiten bei uns ausgebildet hat. Sie brachten vor einiger Zeit einen Artikel über Oeſterreichs Schulen, der wohl einen allgemeinen Begriff vom öſterreichiſchen Staats-Schulenthume giebt, aber in ſeiner Kürze nicht die einzelnen Mängel deſſelben ſchildern, noch auf die Folgen und Einwirkungen eingehen konnte, die es für das Privatleben hat. Nicht Jedermann hat in Oeſterreich Zutrauen zu den öffentlichen, vom Staate eingeſetzten, beſoldeten und beaufſichtigten Schulen. Und ſo hat ſich das Syſtem des Hofmeiſter- und Gouvernantenthums in einer Weiſe ausgebildet, wie man es ſonſt vielleicht in der ganzen civiliſirten und uncivilisirten Welt nicht kennt. Jeder Hausvater von nur einigem Vermögen, der aus ſeinen Söhnen ſogenannte gebildete Menſchen machen will, ſucht für ſie ei-

nen Hofmeiſter; jede Mutter, die einſt ohne Beſchämung ihre Tochter in die Welt einführen will, ſorgt, daß ſie für dieſelbe ſchon in ihrem zarteſten Alter eine Franzöſin finde, welcher ſie ſie mit Leib und Seele übergiebt. Welche Uebelſtände daraus für die weibliche Jugend ſowohl, als für die männliche entſpringen, iſt ſelbſtredend. Unmöglich kann man ſo viele gute und wahrhaft gebildete Pädagogen auftreiben, als es in dem wohlhabenden Oeſterreich vermögende Familien giebt; unmöglich kann unter dem Schwarm hergelaufener Franzöſinnen eine prüfende, vorſichtige Wahl ſtattfinden. — Sprechen wir erſt von dieſen letzteren, von den Gouvernanten. Wer jemals Gelegenheit hatte, in Wiener Häuſern einige von dieſen franzöſiſchen Lehrerinnen kennen zu lernen, hat ſich überzeugt, daß die craſſeſte Ignoranz bei ihnen die Regel, ſehr beſcheidenes Wiſſen hingegen die Ausnahme iſt. Wie kann es auch anders ſein? In ihrer Heimath nehmen dieſe Mädchen nicht ſelten den einfachen Rang von Putzmacherinnen und wenn es hoch kommt, von Kammerjungfern ein; ich ſelbſt habe manche kennen gelernt, welche die zweideutigſte Vergangenheit hatten, und nur darum in die Fremde gingen, weil ſie ſich Alters halber oder wegen Unannehmlichkeiten der häßlichſten Art in der Heimat nicht länger halten konnten. Von dieſen ſollen dann deutſche Jungfrauen Ehrſamkeit, Sitte und Anſtand lernen! Man kennt die Schwachheit deutſcher Frauen, daß ſie ſtets franzöſiſcher, als die Franzoſen ſind; ſo halten ſie denn ihre Kinder mit größter Strenge dazu an, ihren Lehrerinnen jede Bewegung, jede Ausdrucksweiſe abzulernen und ſo erhalten die armen Mädchen eine franzöſiſche Erziehung, die in Frankreich ſelbſt als ein „horreur“ gelten würde. Aber ſelbſt der nächſte Zweck, die franzöſiſche Sprache, wird bei dieſen Lehrerinnen verfehlt; gewöhnlich ſind ſie Schweizerinnen, oder Franzöſinnen aus den niedrigſten Volksklaſſen, die eben mit keiner andern Kenntniß, als mit ihrer Sprache, die ſie in den Gaſſen erlernt, ausgerüſtet. Nun weiß jeder der nur einmal in Frankreich war, welch ein Unterſchied zwiſchen der Sprache der gebildeten Pariſer Salons und der Sprache in den Gaſſen von Paris, oder in den Departements, oder in den franzöſiſchen Cantonen der Schweiz. So kömmt es, daß wohlerzogene deutſche Jungfrauen, wenn ſie ſpäter ihre Hochzeitsreiſe nach Paris machen und in einen Salon eingeführt werden, nicht bemerken, wie man über manchen ihrer Ausdrücke lächelt, wohl auch erröthet. — So wächſt das Kind heran, fühlt ſchon mit zehn Jahren eine tiefe Verachtung für ihre plumpe Mutterſprache und kann mit zwanzig Jahren noch kein franzöſiſches Briefchen orthographiſch ſchreiben. Von wem hätte ſie es lernen ſollen? wagt es doch ihre Lehrerin ſelbſt nicht, etwas Dictirtes ohne das Buch vor Augen auszubeſſern. Iſt das Buch zufälliger Weiſe aus den Zeiten Montaigne's, bekommt das Kind einen Klapps, weil es être ohne s geſchrieben; am andern Tage

Digitized by Google

wird ein modernes Feuilleton dictirt, das Kind ſchreibt estre und bekommt Hausarreſt. Im ſpätern Alter bleiben dem Mädchen alle deutſchen Bildungsquellen unbekannt, denn die Gouvernante, die kein Wort Deutſch verſteht, kann es doch nicht darauf aufmerkſam machen, und es lernt nur jene franzöſiſchen kennen, welche dem Geſchmacke ihrer Lehrerin zuſagen, die früher Kammerjungfer geweſen, oder jene althergebrachten, widerſinnigen, an denen man das kindliche Gemüth ſchöpfen zu laſſen gewöhnt iſt. Unter dieſen ſteht Fenelon's Telemach oben an, und das Kind muß Wort für Wort die Erzählung von den Feſten der Cypriſchen Göttin überſetzen, wohl auch auswendig lernen, um eine reiche Copia verborum zu erlangen. Dieſem Unterrichtsweſen entſpricht auch die Lebensweiſe der Gouvernante und die Praxis iſt der Theorie würdig. Wenn ſich die Gouvernanten beſuchen, werden in Gegenwart der Kinder die ſchamloſeſten Geſpräche geführt; wenn die Gouvernante einem Geliebten ein Rendezvous giebt, ſo muß die Schülerin ſie begleiten, damit ſie eine Ausrede habe, auszugehen; auf der Promenade lernt das Kind alle die ſchönen Künſte, wie man auffällt und die Aufmerkſamkeit der Herren auf ſich zieht, denn jede Gouvernante ſucht einen Mann. Halten Sie dieſes alles vielleicht für übertrieben? gewiß nicht, denn ſie kennen mich als einen warmen Franzoſenfreund und wiſſen, daß ich als ehemaliger Hofmeiſter in dieſen Dingen reiche Erfahrungen geſammelt habe. Endlich brauche ich Sie nur zu verſichern, daß ich in Frankreich eine Wäſcherin hatte, die gegenwärtig die ſehr hoch geehrte und bezahlte Lehrerin zweier Fürſtinnen iſt, und Sie kennen die franzöſiſchen Wäſcherinnen. In einem angeſehenen Hauſe Wiens erkannte ein franzöſiſcher Reiſender in der Gouvernante ein Mädchen, das er als luſtiger junger Mann ſchon in Lyon gekannt hatte und wunderte ſich ſehr über ihre Bekehrung. Aber dieſe Bekehrung war nicht von langer Dauer, denn als die Gouvernante ihren Platz verlor, nahm ſie in den Gaſſen Wiens denſelben Charakter an, in welchem ſie ſchon die Gaſſen von Lyon gekannt hatten. Aber ſind denn alle Gouvernanten ehemalige Wäſcherinnen, Putzmacherinnen, Kammerjungfern und dergleichen? Gewiß nicht; es wäre Verleumdung, das behaupten zu wollen. Ich habe auch vortreffliche, brave und höchſt gebildete Mädchen unter ihnen kennen gelernt; aber ſelbſt bei dieſen bleibt es ſehr mißlich und gefährlich, ihnen die Erziehung deutſcher Kinder anzuvertrauen. Sie ſind und bleiben doch Fremde und vor allem Franzöſinnen, die nur ihre Landsleute als eigentliche Menſchen erkennen und für alle übrige Welt kein Herz haben. Schon daß ſie gezwungen ſind, ihre Heimath, la belle France zu verlaſſen, verbittert ſie gegen die Fremden, unter denen ſie leben müſſen, und zeigt ihnen Frankreich in einem deſto roſigern Lichte. Dieſe Eindrücke und Vorurtheile ſind ihre pädagogiſchen Grundſätze, und die Kinder werden in der Verehrung alles Fremden

und in der Verachtung alles Heimiſchen und Deutſchen auferzogen. Das ſind dann die deutſchen Jungfrauen, die deutſchen Hausfrauen! Dazu kömmt noch, daß die gebildeten, wohlmeinenden Gouvernanten ihre franzöſiſchen Lehrbücher mitbringen, und man kann denken, wie die abgefaßt ſind, zumal wenn ſie Geographie und Geſchichte betreffen. Ich las einmal ſolche zwei Lehrbücher durch; da war Deutſchland das rauhe, wilde, kalte Land des Nordens, daß ich während des Leſens einen ſibiriſchen Schauer empfand, die Oder floß in die Nordſee, der Rhein war ein ganz franzöſiſcher Fluß, und im Thüringer Walde lag ewiger Schnee; die Geſchichte ſtellte alle deutſchen Helden als wahre Barbaren dar, und beſonders in den franzöſiſchen Kriegen ſpielten alle die ſchmählichſte Rolle.

Ich will hier keine weiteren Conſequenzen ziehen, auch meinen Gegenſtand nicht erſchöpfend ausführen; dazu iſt der Raum eines Briefes zu beſchränkt. Nur Material will ich dem Leſer liefern und die Vorderſätze, die Nachſätze wird er ſich leicht finden und ſich vielleicht manche Erſcheinung in der öſterreichiſchen Bildungswelt leichter deuten können. — So will ich, wie bei den Gouvernanten, mich auch bei den Hofmeiſtern kurz faſſen. Ich habe ſchon oben angedeutet, wie ſchwer es ſei, eben ſo viele pädagogiſche Talente zu finden, als es Familien giebt, die ſich einen Hofmeiſter halten wollen. Aber geſetzt auch, es fände ſich dieſe ganze ungeheure Zahl von Peſtalozzi's, Niemeyern und Salzmännern, der Uebelſtand würde darum nicht geringer, denn der Hofmeiſter iſt Modeſache geworden, und wie man ſich ſchöne Möbel, Reitpferde, Equipagen, Pariſer Hüte ꝛc. anſchafft, ſo ſchafft man ſich auch einen Hofmeiſter an. Brauche ich nun noch zu ſagen, auf welche Weiſe man bei der Wahl der Lehrer ſeiner Kinder zu Werke geht? Von Grundſätzen iſt da nicht die Rede, ſondern bloß von Geſchmack oder zeitweiliger Hausgrille. Die eine Dame liebt einen eleganten jungen Mann, der ſich an der Seite ihrer Kinder gut ausnimmt, die zweite einen guten Geſellſchafter, den man bei Soiréen und Dinées gut verwenden kann, die dritte einen der ſie auf dem Fortepiano gut begleiten kann, die vierte einen der gut declamirt, die fünfte einen Verſemacher, denn ſie beſchützt Künſte und Wiſſenſchaften u. ſ. w. Das Uebrige iſt oft Nebenſache. So kömmt es häufig, daß die verlorenſten Subjecte, deren ſittlicher Gehalt eben ſo wenig Zutrauen einflößt, als ihre Kenntniſſe, nur weil ſie irgend ein geſelliges Talent beſitzen, mit dem heiligen Amte des Kindererziehens betraut werden. Allein das Uebel graſſirt nicht nur in den reichen und ſogenannten obern Ständen, es hat ſich auch ſchon auf die untern ausgedehnt, und die tröſtliche Erſcheinung, daß aus den ärmern und mittlern Klaſſen bedeutende Menſchen oder würdige Bürger hervorgehen, fällt in Wien gänzlich weg. Man kennt den unglückſeligen Hang der Wiener zum Luxus und ihre äffiſche Nachah-

Digitized by Google

mung der reichen und höheren Stände. Da nun bei dieſen die Hofmeiſter Mode ſind, ſo darf man auch hierin nicht zurückbleiben, und, wie die kleine Kaufmannsfrau einen Paradiesvogel auf ihren Hut ſteckt, weil es die Fürſtin X. oder die Gräfin Y. gethan, ſo legt ſie ihrem Hausweſen auch einen Hofmeiſter bei. Da aber die Hofmeiſter eine theure Waare ſind und man doch auch das Geld auf Hüte, Putz und Equipagen erſparen will, ſo nimmt man den erſten beſten, wenn er nur wohlfeil iſt. Man kann auch hier leicht denken, welcher Art dieſe Erzieher ſind, gewöhnlich Menſchen, die zu nichts anderem mehr taugen. Glücklich, wenn es ein armer Student iſt, der doch etwas Wiſſen hat und ſeine Zeit in Lern- und Lehrſtunden theilt, um ſein Leben zu friſten. Aber ſelbſt unter dieſen — welche Maſſen Exemplare von Ignoranten findet man da oft! Auf der Univerſität ſind ſie geſetzlich und ausſchließlich mit ihrer Brodwiſſenſchaft beſchäftigt, und was kann Medicin oder das römiſche Recht die Kinder von zehn bis zwölf Jahren fördern? Wie groß die humanitäre Bildung iſt, die man auf öſterreichiſchen Gymnaſien gewinnen kann, iſt genugſam bekannt.

Trotzdem iſt es ſelbſt bei dieſen Lehrern ein Glück zu nennen, wenn man ihnen allein den Unterricht der Kinder überläßt. Sehr oft wird ein Theil deſſelben den Gouvernanten übertragen, damit die Knaben mehr Uebung in der franzöſiſchen Sprache bekommen. Nun denke man ſich künftige deutſche Männer, die von ſolchen Damen den erſten Unterricht in der Weltgeſchichte erhalten. Alles was ich von den franzöſiſchen Gouvernanten geſagt habe, gilt auch von den franzöſiſchen Gouverneurs, die in den ſehr nobeln Häuſern ſchon Mode ſind und in wenigen Jahren vielleicht auch ſchon beim Kaufmann Mode ſein werden. Es ſind gewöhnlich Menſchen, die mit keiner andern Kenntniß, als mit der ihrer Mutterſprache ausgerüſtet in die Welt laufen, um einen Platz zu ſuchen und ihr Glück zu machen. Sie wiſſen höchſtens etwas von Frankreich. Einen kannte ich, der auch das nicht wußte, denn er war, bevor er Lehrer in Wien wurde, ganz gemeiner Arbeiter in einer Champagnerfabrik bei Neufchatel. — Halten Sie das für übertrieben? nun ſo kann ich Sie verſichern, daß jene Wäſcherin, von der ich Ihnen oben erzählte, als ſie ſah, wie gut es ſei, zu lehren, ihren Bruder, einen Tiſchlergeſellen, als Hofmeiſter für die Prinzen berief, deren Schweſtern ſie ſelbſt unterrichtete und erzog. Noch heute ſind Bruder und Schweſter an ihrem Platze, die zarten Sprößlinge ſind ganz und gar in ihre weiſe Obhut gegeben und es geht ihnen ganz wohl und ſie laſſen vielleicht nächſtens ihre Couſine, die Handſchuhmacherin, und ihren Couſin, den Schuſtergeſellen, nachkommen, um ihnen die Sprößlinge eines erlauchten Hauſes zur Erziehung zu übergeben.

Nun ich Ihnen ungefähr die Lehrer charakteriſirt habe, wäre es

eigentlich am Platze, Ihnen die Schüler zu ſchildern, die aus einer ſolchen Schule hervorgehen, aber das würde mich hier zu weit führen, auch iſt es ein zu trauriges Thema. Dieſe Caricaturen von Erziehern geißelt man gerne und leicht; denkt man aber an die armen Kinderſeelen, die ebenfalls zu Caricaturen gemacht werden und vielleicht ſchöne Menſchenbilder werden könnten, ſo blutet einem das Herz. Das Aergſte bei der Sache iſt, daß die Wiener das Uebel nicht erkennen und dergleichen Klagen ihnen lächerlich oder übertrieben vorkommen müſſen, weil ſie kein anderes, beſſeres Beiſpiel kennen, das ihnen den Contraſt lebhaft hervorheben könnte. Ich verweiſe Sie nur noch auf mehrere Artikel, welche die Wiener „Sonntagsblätter" ſchon vor mehreren Jahren brachten und die über denſelben Gegenſtand klagten. Aber ſie wurden eben ſo wenig beachtet, als dieſer berückſichtigt werden wird. Das Uebel wurzelt zu tief, eben ſo wohl im Leichtſinn der Wiener, als in gewiſſen politiſchen und adminiſtrativen Inſtitutionen. So lange der Wiener aus ſeinen Kindern nichts beſſeres machen will, als recht nett ausgeputzte Salonspuppen, und ſo lange ein Vater, der das Beſſere will, in den öffentlichen Schulen nicht die Mittel zum Zwecke findet, ſo lange wird das Uebel nicht gehoben, und eine Generation nach der andern wird leer, parfümirt, einbalſamirt vorübergehn. Wann werden wir Schulen haben, wie Norddeutſchland?

X.

IV.

Aus Hamburg.

Neue Dampfſchifffahrt zwiſchen Hamburg und Hull. — Hamburger Unterſcheidungsgabe. — Hamburg und Altona. — Die Auſtern- und Gemüſefurcht. — Der Schauſpieler in der Wache.

Im Mai d. J. tritt ein neues Dampfſchifffahrts-Unternehmen in's Leben. Es iſt eine zwiſchen Hull und Hamburg etablirte Linie, welche mit der ſchon ſeit geraumer Zeit beſtehenden Hanſeatiſchen Dampfſchifffahrs-Geſellſchaft concurrirt. Die neue Compagnie läßt gegenwärtig in England ihre Schiffe bauen, welche Schraubendampfböte ſind und 80 Pferdekraft haben werden. Die früheren hohen Frachten werden durch dieſe jüngere Linie bedeutend ermäßigt, was auch Hauptzweck der Unternehmer, eines Vereines reicher Manufacturhäuſer, geweſen ſein ſoll. Man hat wenigſtens bis jetzt keine gerechte Urſache, in die gegebenen Verſicherungen Zweifel zu ſetzen, wie heftig auch anfangs gegen das Project von Seiten der Concurrenten geeifert wurde. Es iſt übrigens ein löblicher und oft beobachteter Charakterzug der Hamburger, daß ſie die Parteiäußerungen von der unbefangenen Darſtellung und einer lauteren Motiven entſtammenden Beſprechung, ſei es welcher Sache immer, mit klugem, geübtem

Digitized by Google

Blicke zu unterſcheiden wiſſen. Etwas Gutes, Praktiſch-Nützliches, wird ihnen durch eine gehäſſige Polemik ſelten verleidet. So nahm auch die Actienzeichnung zu der hier in Rede ſtehenden Entrepriſe einen ungehindert günſtigen Fortgang; es konnte demnach der ſehr theure Bau von drei Dampfſchiffen in England betrieben werden und ein viertes wird vermuthlich im Laufe des Sommers dort hergeſtellt.

Während dieſes koſtſpielige, in unſere merkantiliſchen Beziehungen zu England tief eingreifende Unternehmen ſo raſche und erſprießliche Theilnahme gefunden, ſtrengt man ſich in Altona vergebens an, zwiſchen dieſer Stadt und dem gegenüberliegenden Harburg eine Dampfſchifffahrtsverbindung zu Stande zu bringen. Bisher fanden nur von hier aus nach jenem Orte directe Fahrten Statt. Warum ſollten aber die Hamburger nicht einmal von ihrer Nachbarſtadt eine Concurrenz zu erdulden haben? Bieten wir den däniſchen Holſteinern doch unabläſſige gefährliche Concurrenz in ſo mancher Beziehung. Nehmen wir nur einmal den Fremdenbeſuch. Was in Altona anlangt, wird von dem großen Polyp Hamburg mit ſeinen hundert Gliedmaßen ſchnell an ſich geriſſen. Vergnügen, Geſchäfte, bunt wechſelnder Lebensgenuß, wohlfeile Zerſtreuungen im Beobachten unſers Straßen- und Häfentreibens — was trägt nicht alles dazu bei, den guten Altonaern ihre Gäſte nach Hamburg zu entführen! Man denke nicht, daß wir deßhalb auch nur ein dankendes Kopfnicken ſchuldig zu ſein glauben. Es muß ſo ſein. Es ſteht im Buche des Schickſals und der Städteſcheidung ſo geſchrieben. Hamburgs Nahrungsquellen werden durch Eröffnung der Berlin-Hamburger und der Hamburg Hannöverſchen Eiſenbahn ſich noch merklich erweitern. Die Strömungen, das Austauſchen von Menſchen und Waaren — im ausgedehnteſten Sinne — dürften zwiſchen den angegebenen Punkten erſtaunlich lebhaft werden. Wiſſen Sie aber, daß uns Hamburgern in Bezug auf die Berliner eine ſeltſame Furcht heimſucht, die mehr und mehr wächſt, je näher wir der Eröffnung jener Eiſenſtraße kommen. Es iſt die Auſtern- und Gemüſefurcht! Sie lachen? Ei, zu frühzeitig. Nur zu ſehr läßt ſich jene Beſorgniß und der dafür gewählte Ausdruck rechtfertigen. Was zum Henker, wär' es nicht ein abſcheuliches Malheur, wenn die hungrigen Berliner mit ihren Sandmägen uns die Auſternberge en masse verſchlängen, oder zum Nimmerwiederſehen verpflanzten in das märkiſche Paradies? — Und die köſtlichen Gemüſe, die üppigen Grünfrüchte, welche aus den fetten Gartenlanden der Umgegend Hamburgs auf unſern Markt kommen, wie werden allein die Berliner Hotelbeſitzer eilen, ſich für ihr preußiſches Publicum dieſer Herrlichkeiten zu bemächtigen. Ganze Frachtwägen voll ſeh' ich ſchon im Geiſte entführen und am Ende eine Karavane von Vierländerinnen, von Altländerinnen u. ſ. w. in ihren diverſen

Nationaltrachten dazu. Ach, und von den Fischen, Hummern, Seekrebsen, u. s. w. ist noch gar nicht die Rede gewesen.

Ich habe Ihnen von dem anstößigen Theatervorfall und der daraus entstandenen Reclamation des preußischen Gesandten neulich geschrieben. Die Sache hat einen merkwürdigen Ausgang genommen. Der betreffende Schauspieler mußte allerdings auf Senatsverfügung acht Tage in der Großneumarktswache campiren, wo indessen Austern, Champagner und zahlreicher Besuch von Freunden ihm die Langweile vertrieben. Wieder freigelassen, begleitete ihn — es war Abend — ein starker Haufen nach seiner im Jungfernstieg belegenen Wohnung. Hier vermehrte sich die Menschenmasse außerordentlich; es wurden Herrn B. donnernde Vivats gebracht, und als er am Fenster erschien, brach ein Hurrahgeschrei über das andere los. Ich dachte schon, sein für den nächsten Abend annoncirtes Wiederauftreten würde, dieser Vorfälle halber, von Polizeiwegen untersagt werden. Doch geschah das nicht, und obwohl man ein so abgedroschenes Stück wie „Richards Wanderleben" gab, war das große Stadttheater gedrängt voll. Ein minutenlanger Donnerapplaus empfing den beliebten Schauspieler, das „Opfer" eines ministeriellen Einflusses in der freien Hanseestadt Hamburg. Es soll, erzählt man sich nun hier, in Berlin Verdruß gemacht und dem Minister einen Verweis zugezogen haben, daß sein unzeitiger Eifer auf eine Theateralbernheit so großes Gewicht legte und einen Eclat herbeiführte.

V.

Landsmannschaftliche Liebesdienste.

Der Rheinische Beobachter brachte vor einigen Wochen einen langen Artikel unter der Ueberschrift: „J. Kuranda und die flamändische Bewegung." Es versteht sich von selbst, daß an dem Redacteur dieser Blätter kein gutes Haar gelassen wurde. Ich hatte es für überflüssig gehalten, auf jenen Artikel zu antworten; das Publicum, welches die Stellung der Parteien und ihrer Blätter kennt, versteht den Zusammenhang. Indessen scheinen Andere anders zu denken, und die Reclamationen einiger Freunde, die in jenem Artikel unter dem Namen „Kurandagenossen" figuriren und mit beleidigt sind, nöthigen mich, die geheimen Fäden jenes Angriffes aufzudecken und zugleich einen piquanten Beitrag zur Geschichte der Deutschen im Auslande zu liefern.

Der erwähnte Aufsatz ist quasi aus Antwerpen datirt und mit Jakob Tielemans unterschrieben. Ist dies ein Deutscher oder ein Flamänder? Von den flamändischen Schriftstellern versucht es, so viel wir wissen, kein einziger in deutscher Sprache zu schreiben; es ist also ein Deutscher. Hören wir, was unser Landsmann aus Antwerpen zu berichten hat: — — „Leider gibt es unter den Deutschen Leute „genug, die am Zerfetzen und Zersetzen ihre Freude haben und die

„Blüten des ächten Schönen, die in den Sonnenſtrahlen des Frie„dens gedeihen, nun einmal nicht leiden mögen ... Zu dieſen Kri„tikaſtern ſcheint auch Ignaz Kuranda zu gehören, deſſen Buch unter „allen vaterländiſchgeſinnten Flämingen die tiefſte Entrüſtung hervor„gerufen .... Sie mögen ſich tröſten. Wer Sinn für eine edlere „Volksbildung hat, der wird ſein Urtheil nicht von Kurandas Belie„ben abhängig machen, beſonders da die ſchönen Reiſeerin„nerungen der geiſt- und poeſievollen Louiſe von Plön„nies jedes Wort Lügen ſtrafen. Man leſe die flämiſchen Gedichte, „die Frau von Plönnies in vortrefflichen Ueberſetzungen „ihrem Buche eingewoben und man wird, wenn es nicht ſchon vor„her geſchehen, von Kuranda ſich mit Unwillen abwenden. Was aber „die Kurandagenoſſen dazu ſagen, iſt den Flämingen, einem Willems, „van Duyſe, Conſcience, de Laet, Blommaert und ihren Freunden „hoffentlich einerlei“ .... „Kaum regte es ſich in Flamland, kaum „vernahm man anderswo, daß es endlich, ſeine Franzöſelei abſchüttelnd, „die Blicke wieder nach Deutſchland wende, als es auch an Emiſſären „aller Farben nicht fehlte, welche um jeden Preis verhüten ſollten, „daß die Flamänder in die Hände der einen Partei fielen, welche das „reine Evangelium der andern dort zu predigen hatten.“ (Was heißt das?) „J. Kuranda hatte ſolch eine Sendung übernommen: die „Grenzboten wurden die Blätter für Deutſchland und Belgien zur „Vermittelung ihrer gegenſeitigen Intereſſen. Die Flamänder ſahen „das Journal mit hoher Freude erſtehen; mehrere unter ihnen, wie „Blommaert, Conſcience, Willems u. A. ſagten ihre Mitwirkung zu; „der Redacteur forderte in den literariſchen Blättern Gents und Ant„werpens die flamändiſchen Schriftſteller auf, ihm ihre Werke zur „Recenſion zu ſenden“ .... „Da trat Herr Kuranda plötzlich mit „einem großartigen Plane hervor, dem namentlich, die Flamänder ihre „Sprache abſchwören zu machen (??) und ſie Hochdeutſch zu lehren. „Die Flamänder aber meinten, das werde ſo bald nicht gehen, und „ließen Hrn. Kuranda und ſeine Grenzboten und wollten keine Lec„tionen von ihm. Da wurde Kuranda bös und wollte auch nichts „mehr von ihnen wiſſen; eine kleine Rache an ihnen aber ſparte er „ſich auf, und dieſe übt er nun in ſeinem Buche: Belgien ſeit ſeiner „Revolution, in dem Artikel: Deutſchlands Intereſſe an der flamän„diſchen Bewegung, in welchem er zwar ſcheinbar den Flamändern „die Partei hält, endlich aber nur die alte beleidigte Schulmeiſter„miene zeigt.“

In dieſem Tone geht es weiter. Herr Tielemans aus Antwerpen unterwirft die zwei Kapitel meines Buches über Belgien, welche von flamändiſcher Literatur ſprechen, ſeiner Kritik, wobei er in ſeinem de„likaten Style von Hanswurſterei und Unverſchämtheit ſpricht, weil in dem Buche den Flamändern angerathen wird, durch Ueberſetzung deutſcher Claſſiker ihre Sprache zu bilden. Sollte ich es wirklich nöthig

haben, mich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen? Ein deutſches Blatt fällt einen deutſchen Autor an, weil er einem verbrüderten Nachbarvolke zuredet, ſich mehr mit hochdeutſcher Sprache zu beſchäftigen. Wahrlich, man muß Mitarbeiter des Rheiniſchen Beobachters ſein, um das Recht zu haben, ſolche Bornirtheit zu Markte zu bringen, man muß der Rheiniſche Beobachter ſein, um dies aufzunehmen; und nur dem Rheiniſchen Beobachter iſt es gegeben, ſeine Waffen gegen ihm mißliebige Schriftſteller blind auf allen Miſthaufen zuſammenzuſuchen, ohne zu fühlen, daß die Waffe den Angreifenden und nicht den Angegriffenen beſchmutzt.

Zudem, wer hat in den Grenzboten, wer hat in dem Buche: „Belgien ſeit ſeiner Revolution", auch nur einen Satz gefunden, der „die Flamänder ihre Sprache abſchwören machen" will? Jene incriminirten zwei Kapitel aus meinem Buche, die, wie Herr Tielemans berichtet, „unter allen vaterländiſchgeſinnten Flämingen die tiefſte Entrüſtung hervorgerufen", ſind von mehrern deutſchen Blättern im Auszuge mitgetheilt worden, ſie haben bereits im Jahre 1843 in den Grenzboten geſtanden, und Jedermann hat die Wärme anerkannt, mit welcher darin der flamändiſchen Sache das Wort geredet wird; Jedermann, d. h. nicht blos die deutſchen Redacteure, ſondern auch die flamändiſchen Parteiführer und allen voran gerade die Herrn Willems und de Laet, deren „tiefſte Entrüſtung" Herr Jakob Tielemans vermeldet!

Wichtiger und ehrenrühriger iſt die zweite Anklage im Rheiniſchen Beobachter: daß ich in dem erwähnten Kapitel einige zwanzig Zeilen aus einer franzöſiſchen Broſchüre la langue flamande, projet d'une orthographe ꝛc. par Hubert Vandenhoven überſetzt habe, und zwar ohne Gänſefüßchen dabei zu ſetzen. Plagiat! ſchreit der entrüſtete Tielemans. „Zwar," ſagt er ſelbſt, „Herr Kuranda könnte uns einwerfen, daß er ſeine Quelle citire, nur citirt er ſie nicht als ſeine Quelle, ſondern eben ſo nebenher." Dieſe Plagiatsanklage verdient näher beleuchtet zu werden, da ſie einen Maßſtab für die Gewiſſenhaftigkeit anderer Denunciationen des Rheiniſchen Beobachters giebt. Zuerſt hat der tugendhafte Herr Tielemans jene zwanzig Zeilen aus verſchiedenen Seiten zuſammengeklaubt und aneinandergereiht. Die Folgerungen und Raiſonnements, die dazwiſchen liegen, thut Herr Tielemans immer mit den Worten ab: „Hier folgen wieder einige Kurandiana."

Zweitens citirt er als Plagiate Stellen, wie die folgende: „Elſaß, das franzöſiſche Flandern, obgleich ihre Adminiſtration bereits ſeit zwei Jahrhunderten in der Sprache der Regierung ſtattfindet, haben doch ihre alte Sprache beibehalten." Wunderbares Plagiat! Geſtohlener Gedanke! Conſequenter Weiſe ſind dann auch Entdeckungen wie folgende: Brüſſel iſt die Hauptſtadt Belgiens, oder Belgien wird von der Schelde und der Maas durchzogen, oder: Antwerpen beſitzt

Digitized by Google

einen ausgezeichneten Hafen, nichts anderes als Plagiate. Denn alle dieſe „Gedanken" haben wahrſcheinlich ſchon anderswo geſtanden! Wenn Herr Tielemans erſt wüßte, was ich alles aus den ſtatiſtiſchen Tabellen, aus den Kammerverhandlungen, aus dem Moniteur belge, aus den officiellen Berichten über Schul- und Kirchenweſen, über Pauperismus und Preßproceſſe geſchöpft habe!

Eine Kleinigkeit hat Herr Tilemans überſehen. Jene zwei Kapitel, welche ſo viele Plagiate aus der Broſchüre des Herrn Vandenhoven enthalten ſollen, ſind Wort für Wort bereits in den Grenzboten, im Auguſt 1843, gedruckt erſchienen, während die verhängnißvolle Broſchüre erſt zu Ende des Jahres 1844 erſchien!!

Ich beeile mich zu bemerken, daß auch Herr Vandenhoven keineswegs ein Plagiat an mir begangen hat; denn Herr Vandenhoven iſt Niemand anders als mein ſehr werther Freund, Herr D., Vicepräſident am Tribunal erſter Inſtanz zu Brüſſel, einer der Wenigen in Belgien, welche die Annäherung zwiſchen Vlaemen und Deutſchen zu ihrer Lieblingsidee machen. Jahrelanger Umgang, wechſelſeitiger Austauſch von Ideen laſſen in den literariſchen Arbeiten zweier Freunde manche gegenſeitige Anklänge zurück. Dies brauchte Herr Tielemans allerdings nicht zu wiſſen, — d. h. wenn er es nicht wüßte! wenn Herr Tielemauns wirklich ein Herr Tielemanns, wenn er wirklich aus Antwerpen wäre, wenn ſeine Citate nicht abſichtlich verfälſcht wären, wenn nicht der ganze Artikel einer jener ſchmählichen landsmanſchaftlichen Liebesdienſte wäre, die man von jeher gewohnt iſt, daß ſie ein Deutſcher dem andern im Auslande erzeigt, weil ſeine Seele das Bischen Anerkennung nicht ertragen kann, das man dem Landsmanne neben ihm zollt. Ich fordere den Rheiniſchen Beobachter, den tugendhaften Streiter für Gott und König auf, uns ſein Wort zu geben, daß er den Artikel aus Antwerpen erhalten und daß er nicht wußte, wer Herr Tilemans iſt? Um ihm eine Lüge zu erſparen, will ich ihn von vorn herein auf zwei Dinge aufmerkſam machen: Die Herren Conſcience und Delaet die ſo „entrüſtet über mein Buch ſich zeigten," behaupten, es gebe in ganz Antwerpen keinen Tielemanns und beweiſen mir, daß zu gleicher Zeit wo der Artikel im Rheiniſchen Beobachter erſchien, noch kein einziges Exemplar meines Buches in Antwerpen ſich befand, und ſie es daher gar nicht kannten; wo hat alſo der ehrenwerthe Herr Tielemanns ihr Urtheil vernommen?

Ich könnte, wenn ich die ſchmutzigen Fäden dieſer Geſchichte aufdecken und den wahren Namen des Verfaſſers nennen wollte, einen gar piquanten Beitrag zur Geſchichte der Deutſchen im Auslande liefern; allein da darin der Name einer literariſchen Frau figuriren müßte, die ich vor der Hand noch ſchonen möchte, ſo will ich die nähere Auseinanderſetzung mit Stillſcheigen übergehen. Jener

Dame möchte ich aber rathen, daß ſie ihrem Schwiegerſohne den Auftrag gebe, er ſolle in Zukunft bei kritiſchen Familiendienſten die Ehre anderer Schriftſteller unbeſchmutzt laſſen und dieſe nicht zwingen, alle Schonung und Galanterie bei Seite zu ſetzen und durch nähere Enthüllungen die Frau Schwiegermutter dem Gelächter und den Herrn Schwiegerſohn der Verachtung Preis zu geben. Sapienti sat.

J. Kuranda.

VI.

Notiz.

Verſchiedene Aufnahme der polniſchen Inſurrectionsverſuche.

Wie verſchieden iſt die Aufnahme, welche die polniſchen Inſurrectionsverſuche in England und in Frankreich fanden. England, welches ſo eben die Eroberung eines neuen Reiches in Hinterafien begonnen hat, welches ſich zu einem friedlichen Krieg auf Tod und Leben mit dem Zollvereine rüſtet und auf einen Seekrieg mit ſeinem Rieſenſohn Amerika gefaßt macht, England empfing die Nachricht von den Bewegungen im ſlawiſchen Oſten wie ein Geſchäftsmann, dem man in der heißeſten Comptoirſtunde von einem tollen Studentenſtreich erzählt. Die polniſchen Berichte wurden ſo lange nicht geglaubt oder ignorirt, bis mit der Beſtätigung des Anfangs zugleich die Nachricht vom Ende einlief. Uebrigens ermahnte Peel, als im Unterhauſe die Minsker Verfolgungsgeſchichte aufs Tapet kam, die ehrenwerthen Mitglieder, ſich nicht in „die innern Angelegenheiten" fremder Reiche „einzumiſchen," damit ſich nicht einmal auch Franzoſen oder Ruſſen in die innern Angelegenheiten Großbrittaniens (z. B. Irlands) einmiſchen könnten. — Frankreich dagegen, das heißt das Volk, war gleich zum Krieg bereit, um die Inſurgenten zu unterſtützen. Der National, der Siècle, die Gazette de France, die Organe aller Parteien, wetteiferten in Enthuſiasmus, obgleich man nicht ſo ſanguiniſch war, ſich den Sieg Polens leicht zu denken, oder alles zu glauben, was die Fama berichtete. Der Courier Français ging mit Courierſchritten auf die Weichſel los, und die ſchwankende Haltung, die Preußen anfangs zu beobachten ſchien, wurde allgemein auf das günſtigſte ausgelegt. Die Franzoſen muthen uns überhaupt manchmal Eigenſchaften zu, die wir nicht beſitzen. Die ſtille beſchauliche Polenſympathie des deutſchen Publicums wurde in Paris eine „drohende Gährung" genannt, und ein Blatt rief: Wenn Preußen mit uns geht, ſo garantiren wir ihm Sachſen und die Oſtſeeprovinzen. — Man braucht deshalb in Dresden nicht beſorgt zu ſein.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google

Die polniſchen Ereigniſſe.

Eine Stimme aus Oeſterreich.

Es iſt ein großes Unglück, das dieſer Tage Oeſterreich heimgeſucht, und obſchon es dem Allerſchlimmſten entgangen und den ſchwerſten Schlag parirt hat, ſo iſt doch das Ereigniß und zumal ſeine Nachwehen nicht minder ein großes Unglück, zum Theil ein verſchuldetes, zum Theil aber auch ein unverſchuldetes. Verſchuldet als Erbe der traurigen Politik des vorigen Jahrhunderts, die Oeſterreich zum Theilnehmer machte an dem grauſamen Act der Theilung eines edlen Landes, an der Zerſtückelung einer Nationalität, welche durch Jahrhunderte als Vormauer der Civiliſation gegen die aſiatiſche Barbarei gedient hat. Aber auch unverſchuldet, in ſo weit Oeſterreich bei den letzten Ereigniſſen den größten Theil der Zeche bezahlen mußte, während die andern beiden mitbetheiligten Staaten ſo ziemlich durchgeſchlüpft ſind. In der That, war der beabſichtigte polniſche Aufſtand ein Act der Nationalität, eine Rache der Geſchichte — warum mußte grade auf Oeſterreich die ſchwerſte Wucht fallen? war er eine Folge adminiſtrativ-politiſchen Druckes, warum flammte er nicht da auf, wo die Tyrannei nicht ein Mal die heiligſten Gebote der Natur und der Menſchlichkeit achtet, wo die Jugend nach dem Kaukaſus, das Alter nach Sibirien geſchleppt wird? Oeſterreichs Schuld iſt nicht kleiner, aber ſie iſt auch nicht größer, als die der beiden andern Mächte der heiligen Theilungsallianz.

Die preußiſche Journaliſtik hat bei dieſer Gelegenheit einen wohlfeilen Patriotismus zur Schau getragen. Weil Preußen durch eine beſſere Geheimpolizei eher Kunde von dem drohenden Ausbruch

erhielt und die Flamme erſticken konnte, ehe ſie aufloderte, haben die Journale den Umſtand benutzt, alle Schuld Oeſterreich in die Schuhe zu ſchieben; jeden Tag brachten die Breslauer und Berliner Zeitungen Berichte, welche die Sympathie der Polen für Preußen ſchilderten und die Erbitterung gegen Oeſterreich in's grellſte Licht ſtellten, während der ganze Unterſchied nur darin beſtand, daß die öſterreichiſchen Truppen, da ſie Krakau näher ſtanden, zuerſt die unglückliche Ehre hatten, die Polizei ausüben zu müſſen, indeß Preußen, da es die Unpopularität und die traurige Aufgabe von einem Andern übernommen ſah, kluger Weiſe dieſen das Geſchäft allein ausführen ließ. Hätte ein preußiſches Armeecorps zunächſt bei Krakau geſtanden, ſo wäre ihm der Auftrag geworden, „die Ordnung herzuſtellen," und es hätte nicht im Mindeſten anders gehandelt, als die Oeſterreicher. Die Manifeſtationen wären dann umgekehrt geweſen, alle Sympathien — hätte es geheißen — wären für Oeſterreich und die Erbitterung ſei ganz allein gegen Preußen gerichtet. Gewiß nicht mit größerem Rechte, als jetzt, wo die Berichte entgegengeſetzt lauten. Aber eben deßwegen ſollte man der Wahrheit ihr Recht laſſen und das Unglück des Einen nicht als Propaganda für den Andern ausbeuten.

Führen wir die Sache auf ihren Urſprung zurück. So weit bis jetzt der Schleier dieſes räthſelhaften Polenaufſtandes ſich durchſchauen läßt, iſt eine Thatſache feſtzuſtellen: Der Aufſtand war direct weder gegen Preußen und noch viel weniger gegen Oeſterreich gerichtet. In dieſen beiden Staaten ſollten bloß die Mittel geſammelt werden an Mannſchaft und Geld, um einen Einfall in das ruſſiſche Polen zu machen und die dort vorbereitete Revolution durchzukämpfen. Preußen war in ſo weit mehr bedroht, als Oeſterreich, da es auf drei ſeiner feſten Plätze abgeſehen war, von denen namentlich Poſen als Waffenlager und Ausgangspunkt dienen ſollte. Mit welchen Hoffnungen die Verſchworenen ſich täuſchten, wie ſie eine Beſitznahme dreier Feſtplätze von einem directen Aufſtand dialektiſch unterſcheiden zu können glaubten, wie ſie ſich bereden konnten, Preußen und Oeſterreich würden mit verſchränkten Armen einem Aufſtand zuſehen, der, obſchon gegen Rußland gerichtet, ſich doch aus ihrer Mitte recrutirte, dies iſt noch ein undurchdringliches Geheimniß. So ganz kopflos, wie die

Digitized by Google

öffentliche Meinung annimmt, war der Plan ſicherlich nicht entworfen; dazu war er zu weit verzweigt, zu lange voraus bedacht und berechnet. Offenbar fehlt noch das letzte Wort. Alle Indicien zeigen darauf hin, daß ein gemeinſamer Tag des Ausbruchs beſprochen war und daß an dieſem Tage ein Ereigniß Statt gefunden hätte, welches nicht blos in der polniſchen Angelegenheit, ſondern in der Ordnung Europas von ungeheurer Bedeutung geweſen wäre. In zweiter Linie ſcheinen die Polen in der Stimmung des preußiſchen Volkes ſich verrechnet zu haben. Der Inſurrectionsplan, im Auslande entworfen, hatte die Lage Preußens eben mit ausländiſchen Augen betrachtet und die Folgen der letzten Landtagsabſchiede zu hoch angeſchlagen. Dies geht ſchon daraus hervor, daß die Verſchworenen ſo verſchiedenerlei Proclamationen an das preußiſche Volk erließen und wovon die eine minder bekannte mit den Worten beginnt: Männer des preußiſchen Volkes! eure Herren haben euch befohlen, unſere Feinde zu ſein ꝛc. ꝛc. Auf dieſe falſche Berechnung gründete ſich wahrſcheinlich auch der Plan zur Ueberrumpelung der Feſtung Poſen. Das leitende Comité rechnete offenbar darauf, daß ſeine That andere Bewegungen zur Folge haben werde, welche die Streitkräfte des Staates theilen und abziehen müßten. Im Ganzen läßt ſich aus den vorliegenden Acten erſehen, daß die Revolutionspläne in erſter Linie gegen Rußland, in zweiter (und mehr als Mittel, denn als Zweck) gegen Preußen und erſt in dritter Reihe gegen Oeſterreich ſich wandten, da Gallicien ein ſchlechter ſtrategiſcher Punkt für einen Aufſtand iſt und auf die bäuerliche Bevölkerung nicht zu rechnen war, um ſo weniger, als eines der Hauptmittel zur Bewegung, der religiöſe Unterſchied zwiſchen Volk und Regierung, hier wegfällt.

Wenn Oeſterreich nichts deſto weniger bei den letzten Ereigniſſen faſt allein das Bad ausgießen mußte, wenn ſeine Soldaten in Krakau, wenn ſo viele harmloſe Reiſende, Gutsbeſitzer und Pfarrer in der Umgegend von Tarnow den traurigſten Tod fanden, wenn es unter allen drei bedrohten Staaten der einzige war, in deſſen Mitte Blut ſtrömte und eine Art Bürgerkrieg ſtattfand, ſo iſt dies Unglück um ſo gräßlicher, als es, wie geſagt, erſt in dritter Reihe dem Streiche ausgeſetzt war, der es in erſter Reihe traf. Um ſo weniger loyal iſt es von der preußiſchen Preſſe, wenn ſie

mit einer Tartüffe-Miene die öffentliche Meinung gegen Oeſterreich jetzt und, wie eine Correſpondenz der kölniſchen Zeitung ſogar gethan, den patriotiſchen Schafspelz ſo hoch über die Ohren zieht, daß ſie behauptet, eigentlich ſei Preußen ganz unſchuldig an der Theilung Polens, „es habe nur endlich nachgegeben als die andern es gethan!“ Dies heißt doch die öffentliche Meinung gar zu ſehr als leichtgläubiges Kind behandeln und dem deutſchen Publicum eine Ignoranz zumuthen, die jeder Gymnaſialſchüler Lügen ſtrafen kann. Alle Welt weiß, daß, nachdem die erſte Theilung Polens zwiſchen Friedrich und Catharina ins Reine gebracht war, Maria Thereſia noch lange ſich dagegen ſträubte und als ſie, von Kaunitz gedrängt, endlich den Tractat unterſchrieb, die Feder mit der ſie unterzeichnete, zornig wegwarf. Jeder Schüler weiß, daß Preußen bei der erſten Theilung ein Siebentheil Polens, bei der zweiten ein Sechstheil, bei der dritten ein Viertheil erhielt. Bei der zweiten Theilung iſt Oeſterreich ſogar vollkommen übergangen worden! Allerdings hat der gute liebe Freund, das heilige Rußland, es 1815 ſo einzurichten gewußt, daß Preußen kaum ein Dreizehntheil von Allem blieb. Aber mindert das die gute Abſicht bei der erſten und namentlich bei der zweiten und dritten Theilung?

Wir wollen der preußiſchen Preſſe ein Beiſpiel geben, daß man patriotiſch geſinnt ſein kann, ohne die Wahrheit zu verſchweigen. Nachdem wir die Unbilligkeit der erwähnten preußiſchen Seitenhiebe aufgedeckt, wollen wir anderſeits die Mißgriffe und die Ungeſchicklichkeit entſchleiern, die öſterreichiſcher Seits bei den letzten Ereigniſſen begangen wurden. Zuerſt: warum war die Regierung nicht beſſer unterrichtet von dem was in Galicien ſich vorbereitete? Die Geheimpolizei Oeſterreichs frißt Summen genug, um die Anſprüche an ſie machen zu können, daß ſie bei ſo hochwichtigen Dingen etwas mehr wiſſen ſollte als ſie wußte. Es wäre viel zweckmäßiger, wenn die Geheimpolizei weniger auf die Haſen und Schnepfenjagd ginge, weniger dem Kleinwild nachſpürte, weniger mit der Verfolgung harmloſer Schriftſteller und Correſpondenzartikel ſich abgäbe und dafür mehr mit der Beobachtung wirklicher Staatsgefahren ſich beſchäftigte. Ein Wink den man den Verſchwörern gegeben hätte, daß man um ihre Pläne wiſſe, daß ſie beobachtet und

Digitized by Google

bewacht ſeien, hätte alles Blut erſpart, das jetzt gefloſſen. Warum hat die preußiſche Polizei um alles gewußt was in Poſen ſich vorbereitete? Bei einer beſſeren Kenntniß der Sachlage hätte der General Collin nicht mit einem ſo ſchwachen Haufen nach Krakau rücken müſſen, er hätte nicht den moraliſchen (von den materiellen gar nicht zu ſprechen) Verluſt eines erſten Rückzugs erleiden müſſen, ja die Gegenwart eines ſtarken Armeecorps hätte vielleicht hingereicht, die unglücklichen Hoffnungen der Verſchworenen gleich am Anfange nieder zu halten, und alles übrige, für die Menſchheit, für den Staat und für die unglücklichen polniſchen Patrioten ſo tief Beklagenswerthe wäre wahrſcheinlich ganz unterblieben.

Iſt nun von dieſer Seite eine Unterlaſſungsſünde Schuld an vielem Unglück geworden, ſo iſt anderſeits wieder ein plumper Ueberfluß von Dienſteifer die Quelle zahlloſer Gräuelſcenen. Wir meinen den wahnſinnigen Einfall jenes Regierungsbeamten, der in der Furcht eines Angriffs, gegen die Inſurgenten auf Tarnow die Wuth und die Raubſucht der Bauern entfeſſelt, und es dem Belieben dieſer wilden Bauernhorde überläßt, zu entſcheiden wer ein Rebell und wer keiner iſt. Dieſer wahnſinnige Menſch hat in ſeinem barbariſchen Dienſteifer, dem Staate ein viel fürchterlicheres Unglück bereitet, als die Revolutionaire ſelbſt, wenn ihr Anſchlag auf Tarnow gelungen wäre, verurſacht hätten. Man hat in den officiellen Berichten in dieſer Angelegenheit ſo oft das vielbeliebte Hilfswort Communismus citiren hören. Aber diesmal war es ein ungeſchicktes, kopfloſes Werkzeug der Regierung in Tarnow, der den Communismus predigte, ja noch fürchterlicher als Communismus, denn dieſer will blos die Güter unter der Menge vertheilen, jener aber warf ihnen das Leben Unzähliger ungezählt hin. Noch laſſen ſich kaum die fürchterlichen Folgen dieſer Barbarei abſehen. Die Rebellen ſind geſchlagen, eingefangen, aber unſere Hilfstruppen die Herren Bauern ſtehen noch auf den Beinen, und wer weiß ob ſie dem Göthiſchen Zauberlehrlingsſpruch gehorchen werden: Beſen, Beſen, biſt's geweſen! wer weiß ob ſie ruhig in die Ecke ſich ſtellen laſſen werden, oder ob nicht die bewaffnete Macht noch ein fürchterlicheres Nachſpiel aufzuführen haben wird.

Möge die Regierung eingedenk der traurigen Blutſcenen die durch eines ihrer Werkzeuge hervorgerufen wurden, zur Milde geſtimmt werden in Bezug auf die blutigen Scenen welche ſich Andere zu Schulden kommen ließen. Möge ſie eine hochherzige Richterin gegenüber den Ueberwundenen ſein. Das Auge Europas iſt auf ſie gerichtet, möge ſie beweiſen, daß zwiſchen dem Strafurtheil Oeſterreichs und dem Strafurtheil Rußlands ein Unterſchied ſei wie zwiſchen Großmuth und Rache, zwiſchen Humanität und Barbarei. Oeſterreich hat ein großes Unglück erlitten, aber es kann ſich größer zeigen als ſein Unglück, es kann ſeinen Verluſt in einen Gewinn umwandeln, in einen Gewinn in der öffentlichen Meinung. Es iſt einer jenen ſeltenen und feierlichen Augenblicke in welchen ein Staat der Geſchichte gegenüber ſteht und dem Urtheile der Mit- und Nachwelt eine neue Arena öffnet; möge Oeſterreich dieſen Augenblick verſtehen und erfaſſen.

Ruſſiſches Glück.

Ueberall, wo die grünen Tiſche floriren, in deutſchen Bädern, in Pariſer Geſellſchaften und in Londoner Höllen, will man bemerkt haben, daß die Ruſſen im Spiel ein wahrhaft dämoniſches Glück beſitzen. Spielt ein Ruſſe mit einem Deutſchen, Franzoſen oder Engländer: faſt immer gewinnt der Ruſſe. Wer Glück im Spiele hat, ſagt man, habe kein Glück in der Liebe. Wie weit ſich das Sprüchwort an unſeren nordiſchen Freunden bewährt, iſt ſchwer zu beſtimmen, doch ſo viel ſcheint gewiß, daß Rußland auch im diplomatiſchen Kartenſpiel auffallend vom Glücke begünſtigt wird. Nachdem ſeit einigen Jahren die Schale ſeines moraliſchen und politiſchen Anſehens immer höher flog und ſein Einfluß immer tiefer zu ſinken verſprach, ſieht es mit einem Male aus, als wollte ſich das Blättchen wenden; als hätte ſich alles verſchworen, um das grelle moskowitiſche Geſtirn, wenigſtens über den gläubigen deutſchen Eichenwäldern, wieder in milderem Licht erſcheinen zu laſſen. Oder iſt das Zuſammentreffen der ſchwer zu enthüllenden Minsker Nonnengeſchichte und der durchgefallenen Krakauer Tragödie nicht ein Glücksfall für Rußland, den es mit gewohnter Feinheit auszubeuten wiſſen wird? Wir ſehen ſchon, wie es ſich in die Bruſt wirft, wie es die Miene der verleumdeten Rechtlichkeit annimmt und, mit dem Finger auf Minsk oder Kowno deutend, Abbitte verlangt für den Glauben an Cuſtine, Pelz, Göhring, Golowin, für alle die Anklagen gegen ſeine Barbarei, von denen die deutſche Atmoſphäre erfüllt iſt.

Das Trauerſpiel in Krakau und im Großherzogthum iſt für Rußland nur ein grauſames Luſtſpiel, eine ungöttliche Komödie,

die ihm ein Gefühl ſchadenfroher Genugthuung geben wird. In Galicien und in Poſen ſtehen jetzt Hunderte von Polen unter der Anklage des Hochverraths. Oeſterreich und Preußen werden zwar nicht auf ruſſiſch gegen ſie verfahren, aber ſehr hart iſt jedenfalls das Loos, welches den unglücklichen Rebellen bevorſteht, und hätten ſie auch weiter Nichts zu erdulden als die endloſen deutſchen Unterſuchungsproceſſe. Zahlloſe Familien werden ſich in Trauer kleiden, und der dunkle Schatten, der auf die Zuſtände von Poſen und Galicien fallen muß, wird die ſternenloſe Nacht, die über Ruſſiſch-Polen liegt, in den Augen der öffentlichen Meinung bedeutend mildern. Es nutzt nichts, daß die ſtrafenden Regierungen im formellen Rechte ſind; Jeder fühlt, daß die Wurzel dieſes formellen Rechtes faul iſt. Es gibt eine Schuld, die nur geſühnt werden, nicht verjähren kann; wer ihre Frucht erbt, der erbt auch den Wurm. Und iſt endlich Rußland nicht ebenfalls im formellen Rechte? Alle Rechtfertigung deutſcher Strenge wider die Polen wird daher unwillkührlich wie eine Entſchuldigung ruſſiſcher Grauſamkeit klingen. Jetzt ſeht Ihr, wird Rußland rufen, wie ſchwer man die Polen zum Schweigen bringt. Habt Ihr denn Luſt, ihre Wiederherſtellungs- und Selbſtſtändigkeitsträume zu erfüllen? Nicht wahr, nein? Nun ſo müßt Ihr's machen wie ich und geſtehen, daß die verſchriene moskowitiſche Grauſamkeit nur conſequente Vorſicht war. Der Pole wird ſich ewig verſchwören, bis er vertilgt oder frei wird; die Almoſen eurer Humanität ſind ihm Nichts, er will die ganze alte Schuld zurück haben. Davon freilich wird Rußland nicht ſprechen, daß es ſelbſt die Schlange war, welche zuerſt die Frucht zu rauben anrieth, von der es nun den beſten Theil verſchlang. Das iſt eine alte Geſchichte; die hiſtoriſche Schule, die Schule der Ordnung, hat ſehr oft ein kurzes Gedächtniß und klammert ſich an das fait accompli von heut oder geſtern. Auch davon wird man nicht ſprechen, daß es der Schmerz über die Verfolgungen in Ruſſiſch-Polen war, was die gequälten Zuſchauer in Krakau, Galicien und Poſen bis zur Raſerei brachte und ſo weit trieb, wieder einen verzweifelten Beweis ihrer ſogenannten Unverbeſſerlichkeit zu geben. Man wird überhaupt von jenen Verfolgungen künftig nicht gerne reden oder nicht an ihre Wirklichkeit glauben. Man hat ja geſehen... was es mit der

Minsker Nonnengeſchichte war! werden alle „guten Deutſchen“ rufen.

Wie geſagt, das Blättchen hat ſich gewendet, ſeit uns ſelbſt ein ernſter Conflict mit Polen gedroht hat; und es iſt lehrreich, den Ton zu bemerken, in welchem plötzlich die ganze officielle, halb officielle und officieuſe deutſche Preſſe, in Bezug auf die Angelegenheit der Baſilianerinnen verfallen iſt. Eine einfache dreiſte Abläugnung aus St. Petersburg genügte, um dieſe Preſſe zu überzeugen, daß Rußland auf das entſetzlichſte verleumdet worden. Der Proceß war entſchieden, denn Rußland hatte geſprochen. Dieſelben Journale, denen keines jener craſſen Banditen- und Giftmiſchergeſchichtchen die man den Polen andichtete, zu abſurd war, die da glaubten, die Verſchworenen hätten den Arſenik pfundweiſe in der Taſche getragen und auf dem Plane von Poſen ſich alle Häuſer, wo Offiziere wohnten, behufs der Ermordung roth angeſtrichen, dieſelben Journale fanden es unbegreiflich und lächerlich, daß man nur einen Augenblick an die Möglichkeit einer barbariſchen Religionsverfolgung in Rußland hatte denken können. Dieſelben Zeitungen waren mit einem Mal einverſtanden, die ganze Nonnengeſchichte ſei eine böswillige Myſtification und die Oberin Mincislawska, die in Rom vergebens dem Kaiſer Nicolaus vorgeſtellt zu werden ſuchte, eine Betrügerin welche ſich abſichtlich ſelber verſtümmelt und trepanirt habe, oder gar eine mythiſche Perſon, erfunden und erlogen von Polenfreunden in Paris und den Jeſuitenfreunden in Rom.

Nun ganz aus dem Finger geſogen und aus der Luft gegriffen kann dieſe moderne Legende nicht ſein, wenn man auch die Einzelnheiten mit grotesker Uebertreibung ausgemalt haben mag. Mit der Oberin Mincislawska wurde in Rom Protocoll aufgenommen und die Entſchuldigungsnote, welche Cardinal Lambruschini dem ruſſiſchen Geſandten übergab, widerrief keineswegs die veröffentlichten Reſultate, ſondern bedauerte nur und tadelte die indirecte (und undiplomatiſche) Veröffentlichung derſelben, die wider Willen und ohne Wiſſen (?) des Papſtes geſchehen ſei. Das Journal des Debats hatte vor Monaten ſchon das Cabinet von St. Petersburg zu einer Erklärung aufgefordert und Kaiſer Nikolas hatte, als er in Rom war, verſprochen, die Sache unterſu-

chen zu laſſen. Was erfolgte darauf? Zuerſt, nach 6 Monaten gründlicher Unterſuchung, im Journal de Francfort die Behauptung, es exiſtire gar kein Baſilianerinnenkloſter in Minsk, dann eine ruſſiſche Note an den Pabſt mit der Verſicherung, es gebe gar kein Baſilianerinnenkloſter in Kowno!! Die ruſſiſche Note übrigens will zu viel beweiſen und uns einreden, daß Rußland ſeinen Unterthanen volle bürgerliche und religiöſe Freiheit gewähre. In einer Reihe von allgemeinen Sätzen — zu denen es, beiläufig bemerkt, keiner halbjährigen Vorſtudien bedurft hätte — betheuert die erwähnte Note, daß in Rußland gewaltſame Proſelytenmacherei verpönt, daß noch nie ein polniſcher Geiſtlicher unſchuldig nach Sibirien gekommen ſei, daß alle Blätter welche die erwähnte „Fabel" berichtet, in Rußland erlaubt geweſen wären (!?) u. ſ. w. Kurz ſie erinnert uns beinahe an den Staatsrath Gretſch, der in ſeiner Schrift gegen Cuſtine gar gemüthlich erzählte, wie die nach Krächtan Verwieſenen nichts zu thun hätten, als Blumen zu begießen. —

Rußland hat durch die Minsker Nonnengeſchichte, die den Abſcheu vor ſeiner Politik auf das Höchſte zu ſteigern drohte, bei der öffentlichen Meinung Deutſchlands gewiſſermaßen gewonnen. Die Anklage war zu coloſſal, um, da ſie kaum zur Evidenz erhärtet werden kann, nicht eine ihm günſtige Reaction hervorzurufen. Unmöglich wird man den Thatbeſtand juriſtiſch genau ermitteln können. Die Bewohner von Minsk oder Kowno werden in unſern Zeitungen keine Erklärungen für oder wider die ruſſiſche Note drucken laſſen; ebenſo wenig wie man die ruſſiſchen Abonnenten verbotener Zeitſchriften auffordern kann, zu bezeugen, ob ihnen die Exemplare, worin die Nonnengeſchichte erzählt war, wirklich unausgeſchnitten und unübertüncht zugekommen ſind. Man appellire an die Oeffentlichkeit in Rußland! Es wird nur auf die moraliſche Ueberzeugung ankommen.

Wie ſehr in mancher Beziehung ſich das Blatt gewendet, dies hat eine große Zahl deutſcher Zeitungen bereits ſeit Monaten ſehen laſſen. Sogar die religiöſe Bewegung in Norddeutſchland iſt, bei den banalern Organen derſelben, den Moskowitern zu Gute gekommen. Eine, und zwar nicht die glänzendſte Seite der Reformation hat der große Haufe deutſchkatholiſcher Prädicanten und

Zeitungsſchreiber glücklich nachgeäfft: den Trieb, ſich bei der „von Gott eingeſetzten Obrigkeit" einzuſchmeicheln und für eine hyperloyale Spießbürgerlichkeit ſich die Conceſſion zu einer neuen Kirche zu erkaufen. Nicht die Bewegung innerhalb des Proteſtantismus meinen wir, auch nicht den Deutſchkatholicismus, wie ſich ihn ein Gervinus dachte, ſondern den wirklichen und banalen Deutſchkatholicismus, z. B. den der Elberfelder Zeitung. Der einſeitige Haß gegen Rom war zuweilen nahe daran, die Polenſache wie eine Jeſuitenſache anzuſehen. Während man ſich mit Nationalität und reinem Deutſchthum aufſteifte, während man den Römiſchkatholiſchen jeden Augenblick den Zuſammenhang mit den Wälſchen vorwarf, zeigte man ſelbſt das nationale Gelüſt, jede Allianz, auch die der Ruſſen, gegen Rom ſich gefallen zu laſſen. Daß wir nicht in's Blaue hinein denunciren, wird jeder aufmerkſame Zeitungsleſer zugeben müſſen.

Zuerſt welche beifällige Gemüthlichkeit in den meiſten deutſchkatholiſchen Blättern bei der Nachricht, daß Rußland der Czerskiſchen Secte nichts in den Weg legen, daß der Chriſtkatholicismus jenſeits der Weichſel von der Regierung ſelbſt! begünſtigt werden würde! Freilich, Rußland iſt tolerant, wie kein Staat auf Erden. — Als die erſten Verhaftungen im Poſenſchen vorfielen, hoben dieſelben Blätter mit großer Selbſtgefälligkeit hervor, daß nicht Ein Deutſchkatholik ſich unter den Verdächtigen befinde; die ruchloſen Verräther, die ſchändlichen Rebellen waren lauter Römiſchkatholiſche! Welch ein Triumph! — Doch das ſind Kleinigkeiten. Skandalöſer war die Haltung einiger norddeutſchen Organe, die wir nicht nennen wollen, bei der Anweſenheit des Kaiſer Nicolaus in Rom. Wir erinnern uns noch einer römiſchen Correſpondenz in einem Leipziger Blatte, die ſich an dem angeblichen Triumphe des nordiſchen Helden über den päpſtlichen Stuhl im Namen Deutſchlands weidete; die ſich darin gefiel, der entfernten römiſchen Welt die ritterliche, keuſche, blonde Kraft des Nordens entgegenzuſtellen; kurz, die den Ruſſen die traditionellen Bärenfelle der alten Cheruſker umhing und unſern teutſchen Armin gleichſam von Czar Nikolaj repräſentiren ließ!! — Das war die allermodernſte und gewiß kläglichſte Sorte deutſchthümelnder Begeiſterung. —

Kommen wir auf Polen zurück, ſo müſſen wir uns immer

Digitized by Google

wieder daran erinnern, daß Rußland ein glücklicher Spieler iſt. Seit 1772 ſpielt es mit Oeſterreich und Preußen. Kann es zweifelhaft ſein, wer zuletzt gewinnen wird, wenn man die Partie nicht abbricht oder ihr eine andere Wendung giebt? Zeigt es ſich nicht bei jeder Gelegenheit von neuem, daß unſere Stellung zu Polen ein Glück für Rußland und ein Unglück für Deutſchland iſt? —

Digitized by Google

Flüchtige Reiſebriefe.

III *).

London. — In der City. — Ein Blick auf die Themſe. — Das Monument und die Selbſtmörder. — Dickens und das heutige London. — Pettycoatlane, — Ein Alehouſe. — New Road. — Hoxton. — Phyſiognomiſche Betrachtungen.

Jener Deutſche, von dem mein letzter Brief dir erzählt hat' und den ich am erſten Morgen meines Aufenthalts in London auf der Straße kennen lernte, war ein junger Mann von ſchmächtiger Geſtalt und nicht unfeinen Zügen; auf dem linken Beine hinkte er ein klein wenig, von einer im Duell erhaltenen Schußwunde, wie er ſagte. Aus ſeinem Reden und Thun blickte der Abenteurer, doch zugleich eine unverkennbare Gutmüthigkeit, die mir Vertrauen einflößte. Und ich hatte doch Jemand, mit dem ich plaudern konnte! Robinſon auf der wüſten Inſel war ſchwerlich froher, da ihm der Himmel ſeinen Freitag zuführte, als ich, der mitten in London einen Kameraden fand.

— Bleiben Sie wenigſtens acht Tage hier; vielleicht finden Sie die Freunde, von denen Sie mir ſagten. — Ich faßte noch keinen Entſchluß, war aber jedenfalls gern bereit, meinen diable boiteux auf einigen Gängen durch die Stadt zu begleiten. Denn was hatte ich zu verſäumen?

Wir gingen durch Moorgate, vorbei an der Bank, der neuen Börſe, dem India- und Manſion-Houſe. Impoſante Maſſen, dieſe

*) Siehe No. 51. der Grenzboten v. J.

Gebäude; aber nicht mit idealem Schwunge gen Himmel ſtrebend, auch ohne viel coquetten Schmuck; breite, unterſetzte, quaderknochige Rieſen. Man ſieht ihnen an, daß ſie zu den Hauptpfeilern von Altengland gehören. Die Bank und die neue Börſe ſind noch nicht ſchwarz genug; das Manſion Houſe, Guildhall und der Palaſt der Oſtindiſchen Geſellſchaft dagegen haben den heiligenden Weihrauch Englands, den Kohlendampf, lange genug geathmet, um ehrwürdig zu ſein. Ernſt und ſtark ſehen dieſe ſteinernen Großväter in das Getümmel der blühenden Enkel zu ihren Füßen herab, auf die glänzend lackirten Schilde und die ſtrahlenden Spiegelſcheiben des modernen Luxus, und ſie ſcheinen ſich zu freuen, daß Enkel und Urenkel der alten Solidität treu geblieben ſind. In der That, die Neubauten der City haben meiſt alten Styl und Kern; und der Sinn für das Maſſive, Zeittrotzende, ſpricht aus allen Thüren und Thoren, aus jeder Kleinigkeit von der Schwelle bis zum Giebel, aus den grün angeſtrichenen eiſernen Fenſterladen und den hohen Gittern aus armdicken gußeiſernen Pfeilern, welche die Mauern der Kaufhäuſer umkränzen. Aber mehr als Alles imponirte mir, daß ich keine Gelegenheit hatte, bequeme Beobachtungen anzuſtellen. Auf ſolchen Stätten kann man bei Tage nicht müßig dämmern, nicht träumend ſtehen bleiben, wie etwa vor dem Glockenthurm des Kölner Domes, oder im Schatten des Prager Rathhauſes. Das Menſchengewühl ſchwemmt dich weg; das raſſelnde, donnernde und ſummende Leben ruft dir in's Ohr: Hier wird Geſchichte gemacht, rühre dich, Menſch, rühre dich! Wenn einſt England eine Trümmerinſel iſt, dann ſtelle dich her — und träume!

Uebrigens glaubte ich zu bemerken, daß die ehrbaren Bürger der Londoner Altſtadt, wenn ſie zu Fuße gehen, eben ſo geflügelte Schritte machen, wie meine Wenigkeit die wegen dieſer „unanſtändigen" Gewohnheit zu Hauſe viel geneckt wurde. Hier freilich iſt jede Secunde Goldes werth; in unſern kleinen deutſchen Städten dagegen iſt jede verſchlafene Stunde ein Gewinn. Die Weltgeſchichte läuft uns nicht davon; wozu die Eile? Aber vielleicht war ich von Natur beſtimmt, ein reicher Kaufmann von London zu werden, und bin nur aus Verſehen anderswohin gerathen, wo mich all mein Laufen zu keinem Ziele führt.

Erſt auf der Londonbrücke machten wir Halt. Es iſt der

Mühe werth, hier eine Weile ſtehen zu bleiben und zu gaffen. Als Knabe ſah ich in einer alten Chronik, die mit Kupfern verziert war, ein Gemälde von Tyrus, welches meine Phantaſie lange beſchäftigte, und das ich endlich vergaß. Aber hier mußte ich plötzlich wieder an das alte Kupfer denken. Ein trüber Himmel dämpfte alle Farben, nur die Themſe blitzte manchmal auf in einem flüchtigen Sonnenſtrahl. Rechts auf dem linken Ufer erhob ſich die Kuppel von St. Paul, wie ein dunkles Stück Rom durch nordiſchen Nebel blickend; denn St. Paul iſt eine Nachahmung von St. Peter, wie die anglikaniſche Epiſkopalkirche ein Schattenbild der katholiſchen iſt. England wollte ſein Rom nur im Lande haben: das iſt ja der eigentliche Sinn des hieſigen Proteſtantismus. Und links, welches Gewühl von Wimpeln, Eſſen, Giebeln, Wetterhähnen und Telegraphen, vom Zollhauſe bis fern hinab, wo „des Donners Wolken niederhingen" auf den Tower. Dieſe Veſte, hat ſie nicht einſt eine ähnliche Rolle geſpielt, hat ſie nicht eben ſo blutige Thaten geſehen, wie der Moskauer Kreml zu Iwan's und zu Peter's Zeiten, wie alle Zwingburgen des ritterthümlichen Königthums? Friedlich und zahm, faſt unſcheinbar geworden ſeit dem letzten Brande, ſtreckt ſich der Tower jetzt am linken Ufer hin mit grauen gähnenden Thoren; und bezeichnend genug, liegt er mitten im geräuſchvollen Lager des täglichen Verkehrs, von allen Seiten umgeben ihn Werften und Schiffe, deren Bevölkerung kaum Zeit hat, einen Blick auf die Burg zu werfen, wo Shakſpeare's tragiſche Könige umgehen. Vielleicht, als hier das Linienſchiff mit chineſiſchem Syceeſilber neulich vorbeifuhr, ſtand einer der alten Könige auf den Zinnen, wie der Geiſt des Ritters im Göthe'ſchen Gedicht, der das „Menſchenſchifflein" grüßt, und gedachte des Unterſchiedes zwiſchen Eliſabeth's und Victoria's Tagen.

Die Themſe iſt von majeſtätiſcher Breite, wenn man nach der Länge der Brücke ſchließt, aber ſie erſcheint nur ſchmal, weil der Maſtenwald an beiden Ufern ſie verdeckt; wie ein mäßiger, tief ſtrömender Fluß, der ſich durch einen lang hingeſtreckten Tannenforſt Bahn bricht. Aber man fühlt die Gewalt des Meeres ihren Fluten an. Die Londonbridge iſt die erſte von Oſten aus, liegt aber doch ſchon mitten im Innerſten der Weltſtadt. So wogt denn die glänzende Straße des Welthandels und trägt die dreimaſtigen

Frachtwägen des Oceans, Linienschiffe und eiserne Erdumsegler über den Tunnel weg, der so wenig ein Hinderniß ist, wie der Meridian von Greenwich, bis in das Herz von London, an die Schwelle der City, wenige Schritte weit von dem Rathhaus und der Börse jener schlichtstolzen Bürgersleute, in deren Reich die Sonne nicht untergeht.

Der mittlere Theil der Themse, der in der dichten Allee von Mastbäumen frei geblieben ist, wimmelt den ganzen Tag von Dampfböten, die geschäftig hin und herplätschern, wie die Goldfischchen im Bassin von Schönbrunn. Da sind Dampfböte, die als Omnibusse dienen und Verdecke voll Menschen von einem Stadttheile zum andern tragen; eine Musikbande ist an Bord und verkürzt die ohnedies schnelle Zeit; andere machen Lustpartien nach Schottland und Irland, nach Frankreich und Italien; wieder andere gehen nach dem Cap der guten Hoffnung oder nach Ceylon. Gieb Acht, wenn du vielleicht für einen Sixpence deinen Weg verkürzen willst, daß du nicht im Wirrwarr auf ein unrechtes Boot geräthst. Wenn du deinen Irrthum erkannt hast, ist es zu spät, und du kannst Stundenlang warten, ehe du, ein Dutzend Meilen von deinem Ziele, wieder an's Land gesetzt wirst. Fischer und Matrosenkähne aber fahren zwischen Dreimastern und Dampfern herum, wie Wasserfliegen in einer Gesellschaft von Wallfischen und Flußpferden. Am linken Ufer ist ein unübersehbares polypenarmig in einander greifendes Leben in den offenen Krahnhäusern und Werften, wo die Menschen amphibienartig aus dem Schlamme des Fußbodens zu wachsen scheinen. Hinter dem Tower meilenweit dehnen sich die Magazine, von denen manches eine Viertelstunde lang ist und nichts als Thee, Baumwolle, Zucker ꝛc. enthält.

Auf dem Rückwege von Londonbridge fiel mir das „Monument" in's Auge, welches nicht weit von der Brücke steht. Diese Säule zur Erinnerung an den großen Brand von **1666** besteigt man für einen Sixpence; dies thaten wir auch in aller Eile, so daß ich vergaß, die Zahl der Stufen mir zu merken. Uebrigens ist das Monument um mehr als hundert Fuß niedriger, als die Kuppel von St. Paul, die Aussicht aber machte mir den Eindruck eines wüsten Traumes. London rauchte wie ein Hexenkessel, bald da bald dort zerriß der Wind die graue Qualm- und Nebeldecke,

Digitized by Google

welche über der Häuſerwüſte lag, und dann ſah man durch die Lücke bald ein Viereck von Paläſten, mit dem grünen Garten in der Mitte, bald ein Stück Park, von rauchenden Eſſen umzäunt, oder einen langen Silberſtreifen, auf dem mit geſchwellten Segeln ein Dreimaſter hinfuhr und verſchwand wie ein Schlittſchuhläufer auf dem Eiſe; die Bilder kamen und gingen mit den wechſelnden Windſtößen, während nichts bleibend war, als die Unzahl von Kirchthurmſpitzen, die gleich dünnen Felsnadeln weithin aus dem chaotiſchen Nebelmeere aufragten. Man geht auf einer Gallerie bequem um die Säule herum, aber den salto mortale von da oben, der eine Zeit lang Mode war, wird Niemand mehr machen. Der Letzte, der ſich vom Monument hinabſtürzte, war ein reicher Kaufmann. Die drei Brüder G.....th hatten einige Millionen auf der See ſchwimmen; ſie machten Geſchäfte nach Amerika. Es war aber während der berühmten Geldkriſis, und bei den Yankees wurden die Bankerotte ſo häufig, wie bei den Engländern die Selbſtmorde. Eines Tages erhält Herr G., der Chef des Hauſes, die Hiobspoſt, daß ſein und ſeiner Brüder Vermögen verloren ſei. Im erſten Anfall der Verzweiflung ſteigt er die Wendeltreppe des Monuments hinauf. Es ſind viele, viele Stufen und mühſam zu erſteigen, wie es vielleicht die Stufenleiter geweſen, die den Unglücklichen auf den Gipfel ſeines Reichthums gebracht. Man ſollte denken, ein Selbſtmörder müſſe, während des Hinaufklimmens, ſo gut wie ein Anderer gezwungen ſein manchmal auszuſchnaufen, und alſo Gelegenheit haben, ſich eines beſſern zu beſinnen. G. beſann ſich nicht. Als der zweite G. den Ruin ſeines Hauſes und den Tod ſeines Bruders hörte, jagte er ſich eine Kugel durch den Kopf. Der jüngſte Bruder war zu ſeinem Glück auf dem Lande, denn als er einen Tag nach der Kataſtrophe in die Stadt kam, konnte er füglich weder ſich erſchießen, noch aufhängen, ſondern höchſtens den Verſtand verlieren; er hörte nämlich nicht nur vom traurigen Ende ſeiner Brüder, ſondern auch, daß ihr Selbſtmord doppelt thöricht, daß die verhängnißvolle Hiobspoſt eine falſche geweſen. Statt eines Verluſtes von drei bis vier Millionen, ſtellte ſich ein ebenſo großer Gewinn heraus. Der jüngſte Bruder beerbte die andern und wurde durch ſein Familienglück in einem Tage dreimal ſo reich, als er geweſen; den Verſtand aber ſoll er durch-

aus nicht verloren haben. — Seitdem hat man die Gallerie ſicher gemacht; der Beſucher des Monuments findet ſich, ſobald er oben aus der Thurmthüre heraustritt, in einem ſtarken Käfig aus eiſernen Stäben eingeſchloſſen, welcher um die Mauer rund herumgeht. —

Noch Eines! ſagte ich, als wir unten waren. Können Sie mir nicht ſagen, wo hier Mrs. Todgers gewohnt hat? — Mrs. Todgers? Wer iſt das? Haben Sie vielleicht ein Empfehlungsſchreiben...? — Nein, weiß Gott, ſagte ich lachend, aber Grüße hab ich auszurichten aus deutſchen Leihbibliotheken. — O, jetzt weiß ich, rief mein diable boiteux; Sie meinen Mrs. Todgers, die komiſche Figur aus dem Boz'ſchen „Martin Chuzzlewit." Es iſt wahr, wir ſtehen gewiſſermaßen auf romantiſchem Boden, aber der Platz wird Ihnen ſicherlich proſaiſcher vorkommen, als das Bild, welches Sie ſich nach Dickens Beſchreibung gemacht haben.

Der kleine viereckige Platz iſt einer der ſtillſten von London, trotz des rauſchenden Verkehrs in unmittelbarer Nähe; zwiſchen den Pflaſterſteinen wächſt da und dort Gras hervor, ſomit kann hier die Phantaſie ſchon thätig werden. Aber die niedern ſaubern Häuſer, mit den Blumenbrettern hinter den Fenſterſcheiben wollen nichts wiſſen von den düſtern und labyrinthiſchen Wegen, die der Dichter um das Monument herum gezogen hat. Wer, die Boz'ſchen Romanbilder im Kopf, nach London kommt, wird ſich überhaupt in mancher Hinſicht angenehm enttäuſcht finden; denn in Dickens' Romanen iſt das London von vor ſechzig Jahren gemalt, und der Neuling findet nicht ſo leicht jene Schlupfwinkel, wo ſich noch ein unwirthliches Bruchſtück aus großväterlicher Zeit erhalten hat. Dazu kommt die Vorliebe für die Carricatur, die Liebe zum Häßlichen um des Häßlichen willen, die den engliſchen Genrebildner ſehr oft befällt. Namentlich giebt Dickens gern den Behauſungen ſeiner Böſewichter und Intriguanten eine Färbung, die gleichſam dem moraliſchen Geiſt des Bewohners entſprechen ſoll, die aber ſtets mehr Ekel erregt, als poetiſches Grauen. Ich erinnerte mich an die Rendezvousorte des Zwerges Quilp, an die Wohnung des Advocaten Braß und fragte mich: Iſt es möglich, in dieſen breiten Straßen, welche ſelbſt im Herzen der alten räucherigen City die engliſche Sauberkeit nicht verläugnen, ſich naß-

Digitized by Google

kalte Parterrekammern mit ſchimmelfeuchten Wänden und dumpfigen Höfen zu träumen? —

Dennoch ſollte ich bald ein überraſchendes Stück Altlondon zu ſehen bekommen. Ich weiß nicht mehr genau, nach welchen Stadtenden mich mein Begleiter an dieſem Tage, bald zu Fuß, bald im Omnibus, herumſchleppte, und nur einzelne Punkte haben ſich meinem Gedächtniß dabei eingeprägt. Wir ſtanden in Pettycoatlane. Sehen ſie ſich mal um, ſagte er; iſt das nicht von Poz'ſcher Farbe? — Das enge Gäßchen mit kohlſchwarzen Mauern ſchien aus dem Prager Judenviertel zu ſtammen, nur der Dialekt, einige Bärte und dreieckige Hüte fehlten, um der Täuſchung nachzuhelfen. Und dennoch würde Pettycoatlane im Prager Ghetto noch eine der glänzendſten Partien ſein; die Häuſer ſind aus Stein, die Eingänge ziemlich hell. In der City findet man viele kleine Durchhäuſer, Seitengäßchen und Höfe, die, wie ich mir ſagen ließ, an die Seitenkanäle Venedigs erinnern. Pettycoatlane fällt nur in London auf durch den Contraſt mit ſeinen Umgebungen. Da findet man hier und dort einen zerriſſenen Schlappſchuh, einen Haufen Kehricht und dergl. vor den Thüren liegen; ſogar eine kleine natürliche Goſſe erlaubt ſich zuweilen, neben dem ſchmalen Trottoir hinzurieſeln. Eben ſo tritt die bunte Bevölkerung ein wenig in Negligee auf. Trödelgewölbe, Hökerinnen, Bettler und Krüppel ſind die Hauptelemente und die maleriſche Staffage von Pettycoatlane. Wenn ich nicht irre, ſah ich die golden balls, das Zeichen der Pfandleiher, zum erſten Mal in dieſer Gegend über einer Thüre flimmern. Auch die Pfandleiher, dieſe Bankiers der Armuth — „Onkel" nennt man ſie gewöhnlich — ſollen unternehmender ſein, als in andern Ländern; ſie borgen auf einen Feuerſchürer, einen eiſernen Topf, kurz auf die geringſte Kleinigkeit.

Nicht weit von Pettycoatlane traten wir in eines jener ſtillen Alehouſes, die für gemüthliche deutſche Zecher geſchaffen ſcheinen. An der Thürpfoſte ſtand unter andern Inſchriften: A good tap — and sittingroom und eine gemalte weiße Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger machte auf dieſen Comfort beſonders aufmerkſam. Die dämmerige kleine Gaſtſtube war ganz leer, wir konnten uns alſo die behaglichſte Ecke ausſuchen. Auf dem blanken Tiſche lagen friſche weiße Thonpfeifchen mit gekrümmtem Rohr in einem Meſſing-

behälter, daneben das europäiſche Organ und Londoner Tageblatt: Times und der Punch, zwei Journale, die auch in der beſcheidenſten Kneipe ſelten fehlen. Der Punch mit ſeinem prächtigen Humor erſchien mir ſpäter in ſolchen Tavernen wie ein Komiker, der im Grunde an Melancholie leidet, und bei dem der Hypochonder durchbricht, ſobald er allein iſt. Man muß die puritaniſche Stille und den ſorgenvollen Ernſt kennen, der hier zuweilen in ſolchen Gegenden herrſcht und ſelbſt die Luft zu drücken ſcheint, um ſich in die Stimmung zu verſetzen, die ich meine. Dann contraſtirte mir Punch ſo fürchterlich mit der ganzen Umgebung, daß ich nicht begreifen konnte, woher ihm die luſtigen Einfälle kamen. Seine Witze ſchmeckten mir bitter und ſeine ergötzlichen Holzſchnittfiguren ſchienen mir grinſende Fratzen.

Diesmal war es anders. Die Wirthin brachte in der Zinnkanne eine halbe Pint Achtpenny-Ale und entfernte ſich. Wir ſchenkten die Spitzgläſer voll und ſtießen an. Ale aber iſt ein liebliches, unverſehens erhitzendes Getränk, welches gleichſam eine nachhaltige Steinkohlengluth im Herzen anſchürt und ſelbſt die prüde engliſche Schweigſamkeit bezwingen kann. Und wir waren zwei Deutſche!

Mein Vater, hub S. an, der ehrliche Paſtor in — rode, iſt ein alter Mann, der mit Ehren grau geworden iſt, aber er läßt ſich nicht träumen, was man in wenigen Jahren alles durchmachen kann. Er hat eine ungeheuere Vorliebe und Verehrung für England, welches er nächſt Thüringen und Weſtphalen als den Sitz aller Tugenden anſieht. So lange ich in Paris war, behandelte er mich als verlornen Sohn und wollte nichts von mir wiſſen, kaum aber hatte er den erſten Brief aus London von mir bekommen, ſo glaubte er mich auf dem Wege der Beſſerung und ſchickt mir ſeitdem jährlich vierzig Thaler Courant. Es iſt rührend! — Ach, ich werde nächſtens damit meinen Papagei auslöſen, und meinen Pew in der New Town Church bezahlen. S. war ein politiſcher Flüchtling. Ich hatte es mir gleich gedacht, aber ich ſah nur wieder von neuem, wie unſchuldig in der Regel die ſogenannten politiſchen Flüchtlinge aus Deutſchland ſind. Wegen welcher Kindereien wird ſo ein deutſcher Jüngling von ſeiner hohen Schule hinausgejagt in die ſtürmiſche Schule der Heimathloſigkeit. Wie Gymnaſiaſten, die mit ſchartigen Rappieren „Paukerei" ſpielen, ne-

Digitized by Google

den den Studenten denen ſie nachäffen, ſo erſcheinen die meiſten deutſchen Flüchtlinge neben den politiſchen Verbrechern aus Polen, Italien oder Spanien. Die als harmloſe Jungen geflohen ſind, werden erſt durch das Elend der Fremde zu irgend einer wirklichen Schuld gebracht; und an den meiſten geht ein ordnungsliebender deutſcher Hausvater verloren. Tragiſch und manchmal tragikomiſch iſt die Carriere, auf welche der ideologiſche deutſche Schwärmer getrieben zu werden pflegt. Der Eine endet im Wahnſinn, der Andere klopft Chauſſeeſteine; da iſt ein Candidatus Juris aus Noth Friſeur geworden und ein ehemaliger Philoſoph, der die geheimſten Wurzeln des Univerſums durch die freie Forſchung erſchütterte, macht Annoncen für einen Hühneraugenoperateur in London, der durch die verwegenſte Charlatanerie ein Haus in Piccadilly und eine glänzende Equipage ſich erobert hat. — Die Edelſten und Stolzeſten gehen am frühſten zu Grunde, während ein leichtes Abenteurertalent Manchen emporträgt. S. hoffte noch immer auf einen feſten grünen Zweig und verſuchte alles Mögliche. Er doctorte — als geweſener Mediciner — gab Unterricht in deutſcher Sprache, und machte den Pennyaliner; zugleich unterhielt er eine Liebſchaft mit einer geweſenen Schülerin. Dieſes Verhältniß pflegte er mit pflichteifrigem Ernſt, wie ein auf Avancement dienender Referendar ſein Amt. Jeden Sonntag ging er zur Predigt, bezahlte jährlich eine Guinee für ſeinen Platz im Kirchenſtuhl, um ein respectable young man zu heißen; denn er hatte ehrliche Abſichten mit ſeiner Heloiſe, weniger aus Liebe, wie aus Nahrungsſorgen. Doch laſſen wir das und machen wir einen Sprung aus der Nähe von Pettycoatlane nach New Road, wo mir mein Cicerone eine Privatwohnung ſuchen wollte.

New Road iſt eine und eine halbe Stunde lang. Denke dir eine breite, breite Landſtraße, die zwiſchen zwei endloſen Städten in ſanften Wellenlinien auf und ab führt. Am ſchönſten iſt die Partie, wo die ſogenannten Terraces liegen. Nicht die Häuſer an ſich imponiren hier dem Auge; ſie machen vielmehr mit ihren platten Dächern, hohen Schornſteinen und torffarbigen Mauern einen trüben Eindruck. Aber zwiſchen den Häuſerzeilen und den Trottoirs auf beiden Seiten dehnen ſich eben ſo lange, fächerförmig abgetheilte und eingegitterte Gartenreihen hin. Den Eingang

Digitized by Google

zu jedem Hauſe bildet auf dieſe Art ein ſchmales Gärtchen mit jungen und alten Bäumen. Hollunderzweige und Lindenkronen oder Vogelbeergebüſche mit purpurrothen Früchten werfen ihren Schatten oft über das Gitter weg auf den Pfad des Fußgängers. Das iſt gewiß idylliſch in einer ſo ungeheuern Stadt. Ueberhaupt iſt ganz London vom ſaftigſten Grün und von den üppigſten Blumen und Pflanzenkränzen durchflochten. Wie das aber hier abſticht gegen das Treiben in Mitten des Fahrwegs, wo die Gigs und Cabs um die Wette rennen, wo die Omnibuſſe mit bevölkerten Dächern, die Waggons mit alten Möbeln und ausziehenden Familien beladen, vom Weiten, wie bethürmte Elephanten, herkeuchen! Plötzlich raſſelt wieder eine neue koloſſale Locomotive oder ein Dampfmaſchinenkeſſel vorbei, gezogen von ſechs bis acht rieſigen Braunpferden; dahinter elegante Reiter und Reiterinnen; Männer mit einem Schilderhaus um den Leib, das mit Annoncen beklebt iſt, während der Kopf mit dem ſtets offenen, ſchreienden Maul und den großen rothen Lippen wie ein Puppenkopf aus dem hölzernen Mackintoſh hervorragt; dann Gemüſekarren von Eſeln gezogen, Kohlenwagen und niedere Fuhrwerke mit Sandſteinen oder Marmorblöcken — eine wahre Völkerwanderung. Man glaubt, London ziehe aus, um eine neue Stadt zu gründen. Bald nimmt New Road andere Benennungen an, aber es iſt immer dieſelbe Straße. Jetzt wird es ſtill, wie auf dem Lande, nur der ewig leiſe Donner in den Lüften, in regelmäßigen Intervallen abſetzend und anhebend, wie der Athem des Meeres, mahnt daran, daß man in London iſt. Die neigende Sonne beſcheint die Höhen am Horizont; es ſcheinen mäßige bewaldete Hügel in bläulichem Fernduft, es ſind aber Hügel aus Häuſern, hinter denen wieder Häuſer und Paläſte ſind. So groß iſt dieſe Stadt.

Einige Häuſer weit vom Eagle ließ mich S. allein in einem Speiſehaus, wo er mich ſpäter abholen wollte. Der Wirth zeigte mir im erſten Stock in ein leeres Zimmer und trug mir, auf mein Verlangen, ein plate of beef auf mit einer karfunkelrothen Rieſenkartoffel und einem kleinen Stückchen Weißbrot. Es war homeriſches Rindfleiſch und kaum zu bezwingen von einem ſentimentalen deutſchen Magen, der an ein Feuilleton von Kleinigkeiten, aber nicht an eine ſo luxuriöſe Einfachheit gewöhnt iſt. So ſpeiſen hier Tauſende und aber Tau-

ſende zu Mittag, die gerade nicht zu den Proletariern gehören. Es iſt ein Mahl, wie für einen Athleten, der ſich aus dem heißen Kampfe des Tages in einen ſtillen Winkel zurückzieht, und ſich eilends Kraft holt, um wieder eine Reihe von Stunden mit Händen und Füßen zu arbeiten und zu rudern. Der brauſende Wind rüttelte an den Fenſterſcheiben des Zimmerchens mit den kahlen Wänden, wo ich, wie ein Gefangener, eine Stunde in Gedanken ſaß. Es wurde mir doch etwas beklommen zu Muthe, wenn ich an London dachte; ſo geht es dem Neuling im Seebade, wenn ihm die Fluthen, athemverſetzend, höher und höher den Buſen hinaufſteigen. Endlich kam S. zurück. Wir durchſtreiften dann ein ganzes Kirchſpiel in der Nähe von New Road, gegenüber vom Eagle. Wieder eine neue Welt! Einförmige Straßen, ein Haus wie das andere; alle niedrig und dürftig, keines höher als einen Stock; in den dunkelbraunen unangeſtrichenen Mauern ſtecken noch die blanken kleinen Kieſelſteine. Etwas maleriſche Unordnung, ſogar etwas romantiſcher myſterienhafter Schmutz wäre meinem Auge hier eine Labung geweſen. Aber die Trottoirs und die ſtets geſchloſſenen Hausthüren waren blank wie überall. Ich konnte die Straßen nicht zählen, ich ſchmachtete nach einer Abwechslung, und doch kamen wir aus dem flachen Viertel nicht heraus. Und ſo niedrig die kloſterzellenartigen Häuſerreihen ſind, doch nirgends eine Ausſicht darüber weg; höchſtens hie und da der kleine giebelartige Thurm einer Kirche oder Diſſenterkapelle. Ich glaubte, in einem rieſigen Dorfe zu ſein, in einem zu Stein gewordenen Feldlager auf irgend einer ungariſchen oder märkiſchen Haide. Das iſt Horton. An einem Ende dieſes Quartiers beſchloß ich, wegen der Nachbarſchaft der New Road, mein Zelt aufzuſchlagen.

Die ehrbare Matrone in Butteslandſtreet, bei der ich im erſten Stock einziehen wollte, war eine hohe Geſtalt mit blauen Augen und ſah, trotz des verſchoſſenen Seidenhutes, den ſie immer trug, ziemlich wie eine gute norddeutſche Bäuerin aus. Sie verlangte eine reference, eine Art Empfehlung von frühern Wirthsleuten oder Bekannten. — Ich komme eben vom Continent und kann Ihnen keine andere Reference geben, ſagte ich, als daß ich vorausbezahle. Das genügte. Man miethet hier kleine Privatquartiere nie anders als auf eine Woche; nach acht Tagen liegt die

Rechnung auf dem Tiſch. Auch das iſt ein Maßſtab für den Flug der Londoner Zeit. Der Abend brach herein und ich hatte noch eine kleine Reiſe vor mir, beſchloß aber bis Leiceſterſquare, wo mein Reiſebündel lag, mich allein durchzufragen und von dort mit dem Omnibus zurückzukommen. Ich freute mich auf die Wanderung wie auf ein Abenteuer. Mein Spaziergang führte mich unter anderm durch Holborn, ein Viertel das nach ſeinem räucherigen Teint zu urtheilen, echt altlondoniſch iſt. Ein eigenthümlicheres Schauſpiel hatte ich lange nicht, als die magiſche Abendbeleuchtung der Gaſſen von Holborn. Während unten Alles im Schatten lag, glühten die Eſſen und die Dachenden oben, wie vergoldetes Eiſen, und ſo oft ich um eine Ecke bog, begegnete mir immer wieder der purpurne Strahlenkegel und goß ſeine Glorie über die hundert zackigen Spitzen des Stadttheils; auch die Cockneys vor den Gewölben ſitzend, genoſſen die ungewöhnlich ſchöne Feierſtunde. Es war eine ſo kleinſtädtiſch patriarchaliſche Ruhe ringsum, daß ich gemächlich hinſchlenderte und die Geſichter ſtudierte. In den meiſten Phyſiognomien unterſcheidet man noch deutlich den ſächſiſchen und den normänniſchen Typus; dieſer iſt gewöhnlich mit einem ſchlanken hohen Wuchs verbunden. Die normänniſchen Engländer mit den ſcharfen Zügen und den dunklen Haaren könnte man oft für Spanier oder Franzoſen halten; nur ſchreiten ſie gemeſſener einher und halten ſich ſtolzer als die Kinder von der Seine. Die rein ſächſiſchen Phyſiognomien kommen einem gar bekannt vor; man denkt dieſelben Leute bereits hundertmal an der Elbe oder Weſer geſehen zu haben, denn nicht blos die Geſichtsbildung, ſondern auch der Ausdruck, die gedrungene Statur, die Art und Weiſe im Gehen und Wenden, das alles iſt norddeutſch. Und doch iſt ein unſagbares Etwas in den engliſchen Geſichtern, das man anderswo nicht findet: ein Ausdruck von Entſchloſſenheit und tiefer Ueberlegung, welcher Reſpect einflößt. Es iſt den Leuten auf die Stirn geſchrieben, daß ſie ihre Freiheit verdienen. Man wird überraſcht von der Unzahl intelligenter Geſichter, die aus jedem Menſchenhaufen hervorleuchten; ich habe hier Kellner und Ladendiener geſehen, die ein Phyſiognom für verkleidete Parlamentsredner halten müßte, und beſonders frappirte mich, als ich heut zum erſten Mal ausfuhr, der Omnibusmann hinten am

Digitized by Google

Schlage mit ſeinem wahren Shakſpearegeſicht. Er ſah dabei ſo kummervoll aus und ſprang jeden Augenblick herunter, um Vorübergehende zum Einſteigen einzuladen, als gälte es, durch ſolchen athemloſen Fleiß Weib und Kinder vom drohenden Hungertode zu retten. Sein edles Geſicht ſchien mir die ergreifendſte Elegie auf die engliſche Armuth.

Eine kleine blonde Frau, die vor einem Specereiladen ſtand, fragte ich um den Weg nach Earlscourt. — O, ſagte ſie mitleidig und ſah mich neugierig an, you are not yet used to London. (Sie ſind noch nicht gewöhnt an London.) Ich würde Ihnen rathen, gradaus über Holborn Hill zu wandern und dann im Omnibus weiter zu „reiſen." — Aus vielen Antworten erräth der Fragende die Größe der Stadt. O es iſt gleich nebenan; ein Weg von zehn Minuten ſagt Einer; und ein Anderer entſchuldigte ſich: I 'm a stranger here; (ich bin hier fremd) ich bin, fügte er hinzu, aus Weſtend, und komme ſelten in dieſe Gegend. Endlich erreichte ich aber doch mein Ziel zu Fuße, und als ich wieder nach Horton kam, war es dunkle Nacht. Die Theemaſchine ſtand auf dem Tiſch, und S. der mich bereits erwartete, ſagte: Willkommen in Horton. Horton iſt freilich nicht Weſtend, aber hony soit, qui mal y pense!

Tagebuch.

I.

Aus Wien.

Italienische Unruhen. — Nothwendigkeit officieller Berichtigungen. — Der Oesterreichische Beobachter, die Augsburgerin und die Preußische Allgemeine. — Castelli's Verein gegen Thierquälerei. — Gluck-Denkmal.

Kaum sind die polnischen Unruhen halbweg erstickt, so tönen unheimliche Stimmen aus Italien herüber und, was das Schlimmste ist, aus einem Lande, auf dessen Ruhe und Anhänglichkeit man österreichischer Seits immer rechnen zu können glaubte: ich meine Toscana! Das Großherzogthum, auf dessen Thron ein österreichischer Prinz zweiter Linie sitzt, war bisher unser natürlicher Bundesgenosse in Italien. Die österreichischen Regierungsformen und das sogenannte „väterliche" Gouvernement war bisher ziemlich beliebt, zumal die Persönlichkeit des Fürsten, und einzelne den Ansprüchen der Zeit genügende Institutionen, vor allem aber der traurige Gegensatz, den der benachbarte Kirchenstaat sowie Neapel und Sardinien darbieten, Toscana als das bestregierte Land Italiens erscheinen ließen. Um so empfindlicher sind die Nachrichten von der schwierigen Stimmung, die in letzter Zeit sich dort gegen die Regierung kund giebt. Es heißt, die nutzlose Auslieferung Renzi's, des politischen Flüchtlings, an die päpstlichen Behörden sei in Folge diplomatischer Noten von Seiten Oesterreichs geschehen, was allerdings nicht dazu beitragen kann, die Sympathien für uns in jenem Lande zu erhöhen. Möchte doch unsere Regierung dieses Gerücht gleichfalls officiel widerlegen, wie sie es mit der Ausschreibung von zehn Gulden per Kopf bei den polnischen Aufrührern gethan. Die letzten Ereignisse in Polen sollten Oesterreich endlich die Augen geöffnet haben, welch ein wichtig Ding die öffentliche Meinung ist. Der Oesterreichische Beobachter, der steinerne Gast, der stumme Commodore hat sich endlich entschließen müssen, den Mund zu öffnen und die officiösen Berichte in der Augsburgerin wurden mit Dampf betrieben, aber der erstere war bei aller Beredsamkeit doch immer zu wortkarg und in der letzteren kamen die Berichtigungen zu sehr als hinkende Boten nach. Die Verhandlungen in der fran-

Digitized by Google

zöſiſchen Kammer über die Ereigniſſe in Galicien haben Oeſterreich in der öffentlichen Meinung Europas eine viel tiefere Wunde geſchlagen, als alle nachträglichen Berichtigungen je heilen können; und im Grunde wer verbürgt die Berichtigung? — Die preuß. Staatszeitung das officielle Organ Preußens, hat zuerſt die Nachricht gegeben, daß ein Preis auf den Kopf eines jeden aufrühreriſchen Edelmanns geſetzt ward. Nun kömmt die Augsburgerin und behauptet, die Nachricht ſei falſch!*) Hier ſteht alſo ein Journal dem andern gegenüber; warum ſoll man dem einen mehr moraliſche Gewalt zutrauen als dem andern? Wir hier in Oeſtreich wiſſen, daß die Berichtigung der Augsburger Allgemeinen Zeitung officiell iſt, aber was verſteht man in Frankreich, in England von den Verhältniſſen deutſcher Journaliſtik? Und dann — geſetzt, die Berichtigung bedürfe wieder einer Berichtigung und es zeigte ſich, daß an der falſchen Nachricht doch etwas Wahres geweſen, dann iſt es eben nur eine Journalerklärung, die Lügen geſtraft wird, nicht die Erklärung einer Regierung; und weil es eben nur eine Journalerklärung iſt, kann ſich jedes andere Blatt das Vergnügen machen, ihr zu widerſprechen. In Frankreich würde eine ſolche Berichtigung der Moniteur bringen; da wir aber keinen Moniteur haben, ſo hätte die Regierung durch einen ihrer höheren Beamten die Widerlegung unterzeichnen laſſen ſollen; denn wahrlich es ſtand dafür; um ſo mehr als der Gouverneur von Galicien ſeiner Seits einen Preis von 1000 Gulden auf die Habhaftwerdung der zwei polniſchen Hauptemiſſäre geſetzt hat, wodurch das Gerücht von jener erſten Preisausſetzung weniger unwahrſcheinlich erſcheint. Unſere hieſige Journaliſtik muß natürlich bei all dieſen Ereigniſſen das Maul halten, ſie darf nichts beleuchten, ſie darf nichts erklären; ſie darf nichts bezweifeln, ſie darf nichts widerlegen; das Schweigen iſt der Gott der Glücklichen.

Der Dichter Caſtelli hat bekanntlich in der letzten Zeit die Gründung eines Vereines gegen Thierquälerei in Anregung gebracht und ſoll damit einem hohen Orts ausgeſprochenen Wunſche entgegengekommen ſein. Wie unpraktiſch indeß dieſe Sache von vornherein angefaßt wurde, geht aus dem Aufruf hervor, den er unlängſt in den hieſigen Blättern erließ und worin zur Vorbereitung des Vereins und zur Ausarbeitung der Statuten ein Comité in Antrag gebracht wird, das aus einem Geiſtlichen, einem hohen Adeligen, einem Staatsmann, einem Thierarzt und einem Juriſten beſtehen ſoll. Man darf den guten Willen und die ehrliche Behutſamkeit, die nirgends verſtoßen und ſo vielſeitig als möglich ſein will, nicht verkennen, allein iſt dies ein Comité zur Berathung von Statuten eines Vereins gegen Thierquälerei? Was ſoll der hohe Adelige für ein Element

*) Auch die preußiſche Allgemeine enthielt dieſe Berichtigung.

in Bezug auf die gequälten Thiere vertreten? oder glaubt der Einladende dadurch die Herren der Wettrennen ins Netz zu locken? Ja, was soll selbst der Priester in dieser Sache thun? Die Unsittlichkeit des Thiermarterns liegt außerhalb aller theologischen Beweisführungen und wurzelt in dem moralischen Bewußtsein jedes Gebildeten, und aus diesem, nicht aus dem Munde des Clerus stammt die Idee dieser Vereine, deren Entstehen nicht mit dem des Christenthums zusammenfällt, sondern eine Frucht der gereiften Volksbildung sein muß. Ein Landwirth und ein Volksschullehrer wären da weit besser am Platz, und die praktischen Erfahrungen dieser mit dem Volk in der engsten Gemeinschaft lebenden Männer jedenfalls mehr geeignet, bei der Berathung der Vereinsstatuten die erforderlichen Aufschlüsse und Winke zu urtheilen, als ein städtischer Priester oder ein reicher Cavalier, der höchstens eine gelehrte Abhandlung über Racenunterschiede und die Kennzeichen des Vollbluts zu geben im Stande wäre.

Die von der Redaction der Sonntagsblätter eingeleitete Subscription zur Herstellung eines Grabsteins für Gluck, auf dem Matzleinsdorfer Kirchhofe hat in Verbindung mit dem zu demselben Zweck veranstalteten Concert des Ritters von Dreyschock den zur Errichtung eines Denkmals erforderlichen Betrag geliefert, so daß noch im Laufe dieses Frühlings ans Werk geschritten werden kann. Da der beschränkte Raum ein emporstrebendes Monument erheischt, so wurde die Form eines Obelisks beliebt, der auf einem Felsen steht. Im Würfel der Säule wird der alte rothmarmorne kleine Grabstein, der eine entsprechende Renovation erhielt, eingefügt und an dem aus geschliffenem Granit bestehenden Obelisk das eherne Portrait des Meisters medaillonartig angebracht. Darunter kommen die Worte: Am 132. Geburtstage. Das aus dem Atelier des Herrn Wasserburger hervorgegangene Monument soll am 4. Juli l. J. als an dem Geburtstage des tongewaltigen Genius mit einer angemessenen kirchlichen Feier auf dem Grabe des Gefeierten enthüllt werden.

II.

Die deutschen Auswanderungen.

Aus Berlin.

Der Sturzsche Handel, dessen ich in meinem vorigen Briefe zuletzt erwähnte, mahnt mich, bei einem gar wichtigen Thema noch etwas länger zu verweilen, den täglich immer mehr und mehr überhand nehmenden deutschen Auswanderungen. Ich kann bei dieser Gelegenheit gleich eines vortrefflichen Buches erwähnen, mit welchem ich mich grade in diesen Tagen beschäftigt habe und welches ohne Zweifel die allgemeinste Beachtung in Deutschland finden

Digitized by Google

wird. Es iſt die ſoeben in Paris bei Amyot erſchienene Schrift: Des Allemands, par un Français. Ich nehme an, daß die Grenzboten es nicht verſäumen werden, über den Charakter und die Bedeutung dieſer Schrift im Allgemeinen noch eine beſondere Mittheilung zu liefern und will mich deshalb hier begnügen, aus einem Abſchnitte desſelben Des émigrations allemands einige Auszüge zu geben. Der Verfaſſer ſagt, er bilde ſich nicht ein, die Urſachen der ſo auffallend großen Auswanderungsluſt der Deutſchen mit einiger Sicherheit beſtimmen zu können, indeſſen führt er einige an, welche ihm die Bedeutendſten ſcheinen. Er meint: Anfangs hätten wohl die religiöſen Verfolgungen in Deutſchland ſo gut wie anderwärts eine große Rolle dabei geſpielt; das Erziehungsweſen, die allgemeine Verbreitung von Kenntniſſen habe ſodann Bedürfniſſe und Wünſche aufgeregt, welche wegen der alles einzäunenden ſocialen Schranken nicht immer ihre Befriedigung in der Heimath finden konnten; ferner möchten im Mittelſtande die frühzeitiger eingegangenen, regelmäßigeren fruchtbaren Ehen und eben darum den Trieb zum Auswandern gemehrt haben, den die Regierungen begünſtigt hätten, beſonders wenn noch hinzugenommen wird, daß es immer ehrgeizige Seelen, unruhige Geiſter genug gab, denen der Schauplatz, welcher ſich ihren Beſtrebungen daheim eröffnete, zu eng werden mußte; endlich werde auch an manchen Orten die Beſchaffenheit des Landes ſelbſt und die Culturweiſe der Erzeugung eines Gefühls von Anhänglichkeit an die Geburtsſtätte nicht günſtig geweſen ſein. — In der That ſind gewiß alle dieſe Urſachen wirkſam geweſen und ſind es noch. Vor allen Dingen iſt aber nicht zu überſehen, was unſer Franzoſe in ſeinem ganzen Werke nicht recht zu würdigen gewußt hat, daß Deutſchland die Pflanzſtätte jenes tief innerlichen, in der Seele des in ſich ſelbſt einkehrenden Menſchen gährenden, unendlich ſehnſüchtigen Idealismus iſt, welcher Anfangs die deutſche Myſtik, dann den alles beſiegenden, aber nur innerlich im Geiſte beſiegenden und mit äußerlicher Knechtſchaft ſehr wohl verträglichen Glauben der Reformationszeit, endlich die deutſche Romantik in Philoſophie, Poeſie und Muſik gebar. Dieſer Idealismus wurde deutſches Gemeingut, aber nicht Alle erwarben mit ihm jene Fülle ſeiner Gewalt, mittelſt deren es den Einzelnen gelingt, ſich wirklich ganz in die Tiefen ſeines Innern zurückzuziehen und vor innerer Seligkeit die harten Schranken der Wirklichkeit nicht mehr zu fühlen. Denen dieſes nicht gelang, die mußten entweder an den Schranken, gegen welche ſie eine Zeitlang mit ſchwachen Schwingen vergeblich angeſtoßen hatten, endlich erlahmen und — Philiſter werden, oder, des vergeblichen Kampfes müde und doch der Sehnſucht und der Hoffnung noch immer nicht quitt, den Schranken äußerlich zu entrinnen ſuchen, ihr geträumtes Paradies weit, weit, in der blauen, unbekannten Ferne, je ferner und je unbekannter, deſto

Digitized by Google

lieber, am liebſten übers Meer, in einer andern, in der neuen Welt ſuchen. Die Auswanderung in die neue Welt iſt eine praktiſchere Form, eine materiellere Wendung der Einkehr in den Himmel des Gemüthes. Wie viele wohlhabende Leute ſehen wir nicht noch alle Tage auswandern, Leute die kein Religionsdruck, nicht Nahrungsſorge, nicht unbefriedigter Ehrgeiz dazu treibt: fraget ſie, weshalb ſie das Vaterland fliehen, ſie werden nach allerlei Gründen ſuchen, ihr könnt bald merken, daß ſie eben Gründe ſuchen, daß ſie ſelber das Warum nicht wiſſen — was ſie zieht, es iſt eben nur jenes deutſche Erbgut, oder, wenn ihr wollt, Erbübel, die unnennbare Sehnſucht nach einem unbekannten Etwas, einem Jenſeits, einem beſſern, ſchönern Lande, von wo die ſüßen, mit der Phantaſie vorgeſchmeckten und ewig von der nüchternen Wirklichkeit verkümmerten und verleideten Herrlichkeiten ſtammen, dieſe zauberiſchen Blumen und Früchte

Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte
In einer glücklichern Natur.

Angedeutet hat unſer Franzoſe etwas von dieſem wichtigſten Geſichtspunkt allerdings, aber wie ein Franzoſe; es iſt um ſo intereſſanter zu ſehen wie er die Sache anzufaſſen weiß. „Es iſt übrigens zu bemerken," ſagt er, „daß das innerliche und verſchloſſene Leben der Deutſchen einer Einbildungskraft, der die Unwiſſenheit nicht allzu enge Schranken ſetzt, mehr Kühnheit und Schwung verleiht, und daß der inſich zurückgezogene Menſch weniger an das was ihn äußerlich umgiebt, gebunden iſt. Wie der Weiſe, trägt er alles bei ſich: der Deutſche der mit ſeiner Bibel, ſeinem Weib und ſeinen Kindern auszog, nahm ſo gewiſſermaßen ſein Deutſchland mit." — „Wie dem nun ſei," fährt er fort, „es iſt immerhin merkwürdig dieſen Strom zu ſehen, welchen Deutſchland nach allen Himmelsgegenden ergießt. Es iſt ein Fehler, daß die Handelstabellen dieſen wichtigen Ausfuhrartikel, in welchem die Bilanz ſtets ſo unmäßig zu Gunſten Deutſchlands ausfällt, vermiſſen laſſen."

Man wird, denke ich, noch einige der Bemerkungen unſeres Verfaſſers hier mit Vergnügen leſen. „Kein deutſcher Staat", ſagt er, „hat überſeeiſche Beſitzungen, und dennoch fließt mehr deutſches Blut in den Adern der Bewohner Amerikas, als z. B. franzöſiſches; Polen, Rußland, Ungarn ſind mit Deutſchen überſchwemmt; ..... in England, ſelbſt bis in ſolche Gegenden hinein, wo die Uebervölkerung und der Mangel an Verdienſt ſo große Klagen verurſachen, leben deutſche Handwerkercolonien und finden ihr Fortkommen; in Paris ſind die Werkſtätten aller Art voll von ihnen und die deutſchen Namen überſchwemmen ſchon faſt die Aushängeſchilder der Stadt. Woher das, und wie fängt es der Deutſche an, im fremden Lande ſich ſein Fortkommen mit in der That größerer Sicherheit als der Ein-

Digitized by Google

heimiſche ſelbſt zu verſchaffen? Ich antworte: das macht die Einfachheit und Strenge der bürgerlichen Lebensgewohnheit, welche dem Handwerker, dem Kaufmanne ſeinen Stand, ſein Geſchäft lieb und zum Lebenszwecke macht, welche ihm hilft, die ſchlimme Zeit zu überſtehen und die gute nicht zu mißbrauchen; das zurückgezogene häusliche Leben, das ihm zur zweiten Natur geworden, bewahrt ihn vor Verſchwendung und Zerrüttung ſeiner Verhältniſſe, macht es ihm möglich, im fremden Lande zu leben, ohne ſich durch die fremden Sitten und Gewohnheiten ſtören und irren zu laſſen, oder in Conflict mit ihnen zu gerathen; er iſt gewöhnlich unterrichtet genug, nicht nur um ſich von der fremden Sprache bald ſo viel anzueignen, daß ihm dieſe kein Hinderniß mehr in ſeinem Fortkommen iſt, ſondern auch um ſelbſtſtändiger Meiſter zu werden, ſobald er es erſchwingen kann." — „Ja, es iſt nicht zu leugnen, die Deutſchen machen gute Geſchäfte im Auslande; gewiß iſt das für ſie ganz vortrefflich, und die deutſchen Mütter können wegen der Zukunft ihrer ausgewanderten Söhne ruhig ſein..... Nun, dieſe guten Geſchäfte, die ſie machen, ich ſehe, ſie ſind Einzelnen nütze, doch was für ein Nutzen daraus der Nation erwächſt, bei welcher ſie ihren Nutzen finden, das ſehe ich nicht..... Ich weiß wohl, daß manche Deutſche, ſtatt erkenntlich zu ſein für die gute Aufnahme, welche wir allen Denen gewähren, die uns Deutſchland zuſendet, ſich einbilden, daß gar noch wir es ſeien, die *ihnen* Dank ſchuldig wären; aber das iſt eine Anmuthung, die nur von der blindeſten Eigenliebe gemacht werden kann — jeder vernünftige Menſch wird zugeben, daß Paris und London auch ohne alle deutſchen Arbeiter doch ganz das wären, was ſie ſind; vielleicht ein Bißchen weniger gute Muſik würden ſie haben." Nach dieſen Bemerkungen geht der Verfaſſer dazu über, die guten Eigenſchaften, welche er als die Urſachen des Wohlergehens deutſcher Coloniſten angeführt hat, als eben ſo viele Fehler zu bezeichnen: er wiſſe wirklich nicht, ob er uns darum beneiden ſolle. „Ihr lebet", redet er unſere Coloniſten mit ziemlichem Pathos an, „mitten unter einer fremden Nation, ohne euch mit ihr zu vermiſchen, ſtets bleibet ihr für euch und laſſet ſie für ſich: meinet ihr, daß das chriſtlich gehandelt ſei, findet ihr nichts darin, was nach Egoismus ſchmeckt?.... Ihr treibet in fremden Ländern rationellen Landbau, leget Fabriken an, eure Aerzte heilen die Kranken, gut, aber wenn, nach funfzig Jahren, nach hundert Jahren, ihr gezwungen würdet, das Land zu verlaſſen, ſo würde alles das Gute, das ihr euretwegen gethan habt, mit euch verſchwinden. Kurland, Liefland, Eſthland beſitzen ſeit Hunderten von Jahren einen deutſchen Adel und deutſche Bürgergemeinden in ihren Städten, aber ich wüßte nicht zu ſagen, was bis auf dieſe Stunde die Liven und Eſthen für Gewinn davon gehabt haben. Adlige und bürgerliche Deutſche ſpielen ſeit langer Zeit eine bedeutende

Rolle in Rußland; die ruſſiſche Regierung hat an ihnen treue Diener gefunden und hat ſie nach Herzensluſt zu ihren guten und ſchlechten Zwecken gebraucht, der Deutſche hat nach den Zwecken wenig gefragt, er iſt ein gutes Werkzeug geweſen, gut zu allem, weil ſehr fügſam." Der Franzoſe, ſetzt er hinzu, würde ſicherlich die Nation unter der er lebt, entweder franzöſiren, oder wenn das nicht ginge, ſich ſelber fügen und ſich ihr aſſimiliren; der Deutſche würde immer ſehr geeignet ſein, die Civiliſation eines Landes zu befördern, wenn die Regierung deſſelben ihn ausdrücklich dazu anſtellte, aber von ſelbſt würde er nichts der Art verſuchen, ſondern ſtets in ſich zurückgezogen und auf ſeinen häuslichen Kreis beſchränkt bleiben.

Ich glaube, daß ich mehr nach den Wünſchen des Leſers handle, wenn ich dieſen Bemerkungen des Franzoſen, die genug zu denken geben, keine Reflectionen weiter beifüge, ſondern dieſe dem Leſer ſelbſt überlaſſe. Aber ich will zum Schluſſe noch eines Aufſatzes von W. Lüders gedenken, welchen neulich die Börſennachrichten der Oſtſee gebracht haben. Lüders betrachtet die ſich jetzt mit dem Frühjahr wieder gewaltig ſteigernde Auswanderungsluſt als ein „Krankheitsſymptom", und ſagt, daſſelbe weiſe auf Uebelſtände hin, zu deren Entfernung es an Kraft zu fehlen ſcheine. Was er als derartigen Uebelſtand zuerſt anführt, iſt äußerſt ſeltſam. Die Leute gehen nach Nordamerika, meint er, unter anderem deshalb, weil „in Nordamerika die Menſchen ſich, wie in England, ſo viel Geld machen können, als ſie gebrauchen." „Das dürfen wir bei uns nicht", ſetzt er hinzu; „bei uns zu Lande iſt das Geldmachen ein Staatsmonopol; daher haben wir ſo wenig und zu wenig, daher überflügeln uns Jene, während wir arm bleiben und nicht mit ihnen concurriren können." Hat nicht Julius Recht, von einem jetzt in den Köpfen ſpukenden Bankgeſpenſte zu reden, wenn ſelbſt Leute von ſo viel nüchternem Urtheil in andern Dingen, wie Lüders, dergleichen Fabeln von unverſieglicher Geldmacherei in Amerika und — man denke doch — ſogar in England ausſtreuen? Und heißt das nicht recht die Auswanderungsluſt unterſtützen, wenn man den guten mährchenſüchtigen deutſchen Michel in dem Glauben beſtärkt, in Amerika könne man ſo viel „Geld machen", als man nur immer will? — Ich glaube faſt, der Mangel an Umlaufsmitteln in Deutſchland gar nicht, aber auch nicht einmal ſo ſehr der Mangel an „politiſchen Freiheiten" — den doch die große Menge nicht ſo gar heftig zu empfinden ſcheint — iſt das, was zum Auswandern reizt und treibt, ſondern vielmehr was ich ſchon oben ſagte, es iſt der alte unwiderſtehliche deutſche Hang. Sehr gut iſt, was Lüders anräth, daß man den Strom der Auswanderung nach den Oſtſeeprovinzen, die zum Theil noch ſo ſehr der Menſchen bedürfen, zu lenken ſuche. Aber ich zweifle, daß es in erwünſchtem Umfange gelingen wird, ſelbſt wenn man eine noch ſo

Digitized by Google

freie Gemeindeverfaſſung einführte und noch ſo große Vortheile bewilligte: die Oſtſeeprovinzen haben nun einmal für die Einbildungskraft nicht denſelben Reiz des Jenſeitigen, wie Amerika.

III.

Reclamen.

Wir möchten unſere Sprachpuriſten, die alle Fremdworte aus unſerem Schriftthum (bei Leibe nicht: Literatur!) verbannt ſehen wollen, ein Mal fragen, wie ſie das Wort Reclame überſetzen und erſetzen möchten? Wir wollen uns alles gefallen laſſen, wir wollen ſtatt Conſtitution Verfaſſung ſagen, obſchon auch Rußland, die Türkei und China auch eine Verfaſſung haben, wir wollen ſtatt Table d'hôte Wirthstafel ſagen, ſtatt Radicale Gründliche, ſtatt Reſtaurationsepoche Wiederherſtellungszeit, ſtatt das Parterre applaudirte — die Ebenerdigen beifallklatſchten, wir wollen jedes Fremdwort verbannen, wie den Cafe zur Zeit der Continentalſperre (Verzeihung! ſoll heißen Feſtlandsſperre), aber Eins wiſſen wir nicht zu überſetzen, wie ſehr wir auch Grimm und Adelung und Heinſius durchwühlten, für das Wort Reclame haben wir keine Ueberſetzung gefunden.

Der Deutſche glaubt um Vieles ſittlicher als der Franzoſe zu ſein, weil er züchtiger, das heißt heimlicher mit ſeinen Laſtern iſt und ſie nicht beim wahren Namen nennt; er iſt aber im Grunde nur heuchleriſcher und weniger geneigt, ſich ſelbſt klar zu werden. Wenn erſt in Deutſchland die Gerichtshöfe aller Welt zugänglich, die Gerichtsverhandlungen nicht mehr unter dem Siegel der Vehme ſein werden, dann werden wir erſtaunen über den Reichthum von brillanten Laſtern, über welche wir zu gebieten haben, wir werden nicht mehr aus der Gazette des Tribuneaux die piquanteſten Criminalgeſchichten entlehnen müſſen, wir werden uns von dem franzöſiſchen Markt emancipiren und auf eigenem Felde ackern und ärndten. Offenbar iſt es nur im Intereſſe der „Züchtigkeit", daß die hohen Regierungen uns die Oeffentlichkeit entziehen, offenbar wollen ſie unſerer Poeſie die Gelbveiglein Unſchuld ferner wahren. Aber die kleinen Riſſe, die hie und da in den Vorhang der Heimlichkeit gerathen, und die giftmiſchenden Ruthartsproceſſe, die weinverfälſchenden Kreisgerichtsdirectorenanklagen, die vielverheißend durchſchimmern, laſſen uns einen ganzen Chriſtbaum von Selbſterkenntniß erwarten, wenn wir Kinder erſt in die lang verſchloſſene Kammer hinein dürfen, einen Chriſtbaum, deſſen Lichter nicht blos aus dem Talg der unterſten Claſſen gezogen ſind, ſondern zu denen die hochlöblichen und hohen Geſellſchaftsſchichten gar viele Kerzen uns aufſtecken werden.

Einſtweilen aber iſt Züchtigkeit und Heimlichkeit noch unſer zweites Gebot, und da wir über die wichtigſten Krankheiten der deut-

ſchen Sittlichkeit uns nicht aufklären dürfen, ſo ziehen wir auch einen Schleier über viele geringfügigere Dinge und wiegen uns in ſüßer moraliſcher Selbſttäuſchung.

Da iſt zum Beiſpiel das kleine Wort Reclame, wofür wir im Deutſchen keine Ueberſetzung haben. Fehlt uns vielleicht die Sache ſelbſt und haben wir deswegen keinen Namen dafür? Wir wollen ſehen. Ein Verleger kündigt ein ſo eben bei ihm erſchienenes Buch an. Nach dem Titel und dem Preiſe folgt gewöhnlich ein Lobhudel über den Inhalt. Dieſer iſt die Reclame. Aber das franzöſiſche Publicum würde es für eine Beleidigung halten, wenn man ihm eine ſo plumpe Kritik aufdringen wollte, die offenbar von dem Verleger, von dem erſten Commis, von dem Corrector oder von dem Autor ſelbſt verfaßt worden iſt. Die Ankündigung muß alſo getheilt werden; Titel und Preis des Buches kommen unter die Anoncen auf der Rückſeite des Journals, der Lobhudel aber kömmt unter die Reclamen, d. h. ins Journal ſelbſt unter ſeinen letzten Notizen. Auf dieſe Weiſe iſt dem Schicklichkeitsgefühl Genüge gethan. Jeder Leſer weiß, daß dies die herkömmliche Reclame iſt, aber er hat zugleich die Genugthuung, daß man ſich die Mühe giebt, ihn glauben zu machen, die Notiz ginge von dem Journal ſelbſt aus. Der deutſche Verleger, der deutſche Autor trachtet zwar auch, ſolche Notizen in die Journale zu bringen, allein da dieſe Notizen bei uns keinen Gattungsnamen haben, ſo glaubt das Publicum viel andächtiger daran und iſt gefoppt. Wenn ein franzöſiſcher Leſer die Nachricht lieſt: das neue Stück des Herren X. Y. Z. wird kaum vor ſechs Wochen zur Aufführung kommen können, weil die Decorationen von ſolcher Pracht ſind, daß die Arbeit nicht früher fertig werden kann — ſo weiß er gleich: das iſt eine Reclame. Lieſt man aber in deutſchen Blättern: Das neue Stück des Herrn A. B. C. ſoll „dem Vernehmen nach" verboten worden ſein — ſo nimmt der Leſer dies auf Treu und Glauben an, ſtürzt bei der erſten Aufführung ins Theater, und weiß nicht, wieſo er getäuſcht worden. Die Berliner namentlich ſind Meiſter in der Reclame. Es giebt faſt keine Correſpondenz von dort her, in welcher nicht dem Publicum eine kleine Naſe gedreht wird. Nichtsdeſtoweniger iſt unſere Sprache zu züchtig, um für dieſe Taſchenſpielerei einen beſtimmten Ausdruck zu faſſen, und Freund Michel bezahlt dieſe Züchtigkeit, ohne dadurch an Moral gewonnen zu haben. Bei unſern überrheiniſchen Nachbaren iſt übrigens die Reclame dadurch, daß ſie Jedermann unter ihrer Maske erkennt, ſo abgenützt, daß kein Menſch mehr anbeißen will und die Verleger und andere Unternehmer bereits zu andern Mitteln ihre Zuflucht nehmen müſſen. Wir wollen ein kleines Beiſpiel erzählen.

Vor Kurzem — erzählte uns ein gewiſſer Bekannter — befand ich mich in einer Abendgeſellſchaft in einem liebenswürdigen Hauſe.

Digitized by Google

Die Gesellschaft war zahlreich. Man sprach vom Theater, von Literatur, von classischer und romantischer Poesie, und namentlich bildete sich eine Gruppe um eine junge hübsche Frau von ungefähr acht und zwanzig Jahren, die vortrefflich sprach und trotz ihrer Eleganz den Blaustrumpf ein wenig durchschimmern ließ. Das Gespräch drehte sich um einen so eben erschienenen Band Gedichte unter dem Titel: Poetische Pulsschläge. Die junge Dame sprach mit Begeisterung von diesen Versen. Sie erzählte, der junge bisher noch ganz unbekannte Dichter, habe bereits früher einige seiner Poesien Beranger und Lamartine zugesendet und von ihnen enthusiastische Briefe erhalten. Ein Prozeß, den er wegen einer beißenden Satyre zu erleiden hatte, habe einiges Aufsehen gemacht, ohne ihn jedoch im großen Publicum bekannt zu machen. Indessen sei es nicht zu bezweifeln, daß die so eben erschienene Gedichtsammlung den ungeheuersten Erfolg haben müsse und ihn unter die ersten Dichter unserer Zeit stelle. Die erste Auflage sei bereits in wenigen Tagen vergriffen worden und ein deutscher Fürst, ein großer Verehrer französischer Literatur, habe ihm einen kostbaren Brillantring zugeschickt. Noch zu wiederholten Malen kam die reizende Frau auf ihren jungen Dichter zurück und es gab kaum eine Person in der Gesellschaft, die sie nicht für ihn zu interessiren wußte. Der Zufall wollte, daß ich mich acht Tage später in einem andern Salon mit derselben Dame wieder fand. Ich hörte sie wieder sprechen; es war derselbe Gegenstand, der sie beschäftigte, sie schien ganz von ihm erfüllt, wie Jemand, der voll Enthusiasmus ist über einen glänzenden Fund, den er in Mitten eines ganzen Haufens literarischer Alltagserzeugnisse entdeckt hat. Ich muß doch diese „Poetischen Pulsschläge" selbst lesen, dachte ich mir. Ich ging am andern Morgen in die Verlagshandlung und erkannte in dem Verleger einen täglichen Nachbar im Café Foi. Ich verlangte ein Exemplar der Pulsschläge und erzählte ihm zugleich von der reizenden Begeisterung der hübschen Unbekannten. Er lachte schelmisch und zwickerte mit den Augen; ich war nicht wenig neugierig und nach vielem Drängen und Fragen, ob er die Dame kenne, platzte er endlich heraus: Wie sollte ich sie nicht kennen? Sie ist ja meine Reclame. — Ihre Reclame? — Freilich! Sehen Sie, meine Herren Collegen, wenn sie ein neues Buch verlegen, plagen sich seit Jahren mit kleinen Journalartikeln und Lobnotizen, denen das Publicum keinen Glauben mehr schenkt. Darum habe ich einen neuen Weg eingeschlagen. Ich versuche es statt mit der gedruckten Reclame, mit einer lebendigen, die mit hübschen Augen und verführerischen Worten von einem Salon in den andern geht und meine Waare anpreist. Die junge Dame, die in diesem Augenblicke für mich thätig ist, Sie haben sie gesehen, es ist eine Frau, deren Schönheit und vortrefflicher Ruf sie zum Lieblinge unserer

Digitized by Google

beſten und glänzendſten Geſellſchaften machen; ihr Mann iſt Vicedirector bei der Tabacksverwaltung, Officier der Nationalgarde und ſogar decorirt. Sie hat früher einige kleine Artikel in der Gazette des femmes geſchrieben, allein ich habe mit ihr einen Contract abgeſchloſſen, daß ſie ſtatt Kritiken zu ſchreiben, lieber Kritiken ſpreche, und Sie ſehen, ich habe keine Urſache, den Contract zu bereuen."

So weit iſt die Reclame in Deutſchland allerdings noch nicht, aber wir ſind ein Volk voll Zukunft.

IV.

Notizen.

Peel als Gladiator. — Der Friede als Todtengräber. — Polen und der journaliſtiſche Handelsſtand. — Die Times über Polen. — Galvanismus und Calvinismus. — Verbannung nach Europa.

Noch im Fallen zeigt die engliſche Hochtorypartei den Junkerhochmuth, der ſie zum Falle bringt, und die Blindheit, welche bevorrechteten Kaſten überall eigen iſt. Die Korngeſetze ſind im Unterhauſe gefallen und Wellington ſelbſt ſagte zu Peel's Beſchlüſſen im Voraus Amen. „Der eiſerne Herzog" hat ſich alſo im Grunde derſelben „Apoſtaſie" ſchuldig gemacht, wie der Miniſter. Dennoch wird Peel mit allen faulen Eiern und Kohlſtrünken bombardirt, die im Arſenal der Torypreſſe liegen, während der Herzog reſpectvoll geſchont wird; er darf ſeinen Schild wegwerfen, und bleibt doch was er war: der ehrliche Tory. Wehe dagegen über den Sohn des Baumwollſpinners von Tamworth, deſſen „plebejiſche Intelligenz" zuerſt die Unmöglichkeit einſah, die Korngeſetze länger zu behaupten und der weislich ſich ſelbſt zum Verkünder des von Volk und Liga gefällten Urtheils machte! Die Schnödigkeit der Peelhetze, die jetzt von den Hochtories angeſtellt wird, hat etwas ſehr Bezeichnendes für den Hochmuth aller Ariſtokratien gegen ihre Diener; denn nicht wie ein eigenmächtiger Führer, ſondern wie ein treuloſer oder ungeſchickter Bedienter — Hofmeiſter, Buchhalter oder Stallknecht — wird Peel von den Hochtories behandelt. Ein leitender Artikel des Herald, der mit den Worten ſchließt: „Nun denn, los auf ihn!" faßt Peel als einen finteureichen Gladiatoren auf und gibt, komiſch genug, folgende Regel gegen ihn an: „Avancire in Quart, mit feſtem Fuß, ſtarkem Arm und ruhigem Auge, und du wirſt den beſten Fechtmeiſter aus ſeiner Poſition treiben, wenn er nicht von Natur ſo ſtark iſt wie du. Muth und Entſchloſſenheit, mit Klugheit und Kälte verbunden, ſind mächtiger als alle finesse." — Was die Hochtories Peel's Schuld nennen, wird ihm aber von der andern Seite nicht als Verdienſt angerechnet. Die überlegene Klugheit des Miniſters hat weder Whigs noch Radicalen Vertrauen eingeflößt (trotz des Weihrauchs, den ihm zur Zeit noch der „Sun" ſtreut) und die ſchlauen Whigs denken bei

Digitized by Google

dem Huſſahgeſchrei der toryſtiſchen Fuchsjäger: Es geſchieht ihm Recht; denn man weiß, daß Peel, wie er bisher nur der Advocat, nicht der überzeugte Vorkämpfer der Tories geweſen, ſo auch jetzt nicht aus purer Begeiſterung für das Schickſal der untern Claſſen das Steuerruder gewendet hat. Die Argumente und Ueberzeugungen, die er nun mit ſo warmer Beredſamkeit geltend macht, hatte er bereits vor Jahren. Erſt als er den unabwendbaren Sieg der Liga vorausſah, ſuchte er ihn zu ſeinem eigenen zu machen. Er kam drei Minuten vor Thorſchluß. Von den untern Claſſen aber iſt überhaupt nicht im Ernſt die Rede; um die Herrſchaft der mittlern Claſſen handelt es ſich, und Peel iſt, wie ſein geiſtreichſter Gegner, d'Israeli, bemerkt hat, nur bereit, eine Ariſtokratie ſtatt der andern, den Geldbeſitz ſtatt des Grundbeſitzes in den Sattel zu heben. Als die größte Capacität unter den Tories, konnte er herrſchen, indem er ihnen diente, und dieſe etwas ſpät kommende Erfahrung iſt es, was einigermaßen die Wuth der Tories entſchuldigt, aber eine ähnliche Rolle würde er, zu den Whigs übergehend, nicht ſpielen können. Peel's Ehrgeiz und Tendenzen gehen über die eines Parteiführers im altengliſchen Sinne weit hinaus und wie er, von den Anſchuldigungen der Partei an die höheren Staatsrückſichten appellirend, ſich als Miniſter des Volks, als unmittelbaren Diener der Krone hinſtellend, das parlamentariſche Herkommen gebrochen hat, ſo verbirgt er auch in einzelnen Punkten ſeines großen Reformplans Keime einer neuen centraliſirenden Politik, die bisher allen Parteien fremd war. Gelingt es dieſem merkwürdigen Mann, aus einigen Whig- und Torygruppen eine fügſame Peelpartei zu bilden, ſo führt er vielleicht über England eine neue Epoche herauf; wo nicht, ſo wird er zu Tode gehetzt, wie einſt der eben ſo kühne und vielleicht edlere Gladiator Canning.

— Der Traum jenes gutmüthigen ideologiſchen Abbé's im vorigen Jahrhundert, der den ewigen Frieden einführen wollte, iſt heutzutage ein Traum der Diplomaten, an ihrer Spitze Louis Philippe's, geworden; Actien ſollen fortan die ſogenannten Staatsactionen von ehedem unmöglich machen, Induſtrie- und Börſengeiſt ſollen die Verſöhnungs- und Friedensengel der Völker ſein. Doch will Niemand ſo recht dieſem Frieden trauen, der die Großen nicht hindert, die Kleinen in aller Lieb und Stille aufzufreſſen, und es wird Einem oft gar ſchwül und unheimlich bei dieſer allgemeinen Zärtlichkeit zwiſchen den Diplomaten. Man fühlt es, der Kriegsgott hat noch gerechte Schulden einzutreiben und träte er einmal unter uns, ſo würde er nicht ein gehorſamer Landsknecht ſein, wie in frühern Jahrhunderten, ſondern ein ſtrenger Richter über Völker und Könige, und manche weitklaffende Wunde käme zum Vorſchein, die mit Staatspapieren zu verkleben, nicht zu heilen iſt; darum ſucht man ihn auswärts ab-

Digitized by Google

zuſpeiſen, darum errichten ihm England, Frankreich und Rußland ſeine blutige Schaubühne in fremden Welttheilen, wo er noch ganz in der alten Soldatentracht auftritt und zuhaut, ohne zu raiſonniren. Wenn England auf die Sikhs einhaut, ſo meint es eigentlich die Ruſſen; wenn Frankreich auf die Bedouinen losſchlägt, ſo meint es eigentlich „das perfide Albion" und das Mittelmeer; Rußland aber, wenn es den Kaukaſus ſtürmt, träumt dabei von Konſtantinopel und dem alten byzantiniſchen Kaiſerthum. Nur die armen Polen, in ihrem letzten Fieberanfall, ſagten aufrichtig, wen ſie meinten und was ſie wollten; ſie appellirten an den modernen Kriegsgott, an Mars, den Richter, an den Lenker beim Gottesurtheil über die Nationen. Darum das allgemeine Geſchrei über die Friedensſtörer, darum der allgemeine Abſcheu über ihr „wahnſinniges, frevelhaftes Beginnen". Polen hatte vergeſſen, daß ſein Name ausgelöſcht iſt an der Börſe der europäiſchen Politik, wo es eigentlich niemals Geſchäfte machte: die Bankiers haben es daher hinausgejagt und abgewieſen, wie einen bankerotten Kaufmann. Der vielgeprieſene Friede iſt für Manche ein ſtupider Todtengräber, gleich jenem auf dem Leipziger Schlachtfeld, der einen verwundeten Krieger in die Grube warf, und als dieſer ſchrie: „Halt, ich lebe noch!" ihm zurief: „Das könnte Jeder ſagen." Und ſo wollen die Todtengräber auch das arme Polen auf die Auferſtehung der Todten vertröſten. Wenn ſie nur nicht näher iſt, als Viele glauben. So gewiß der Traum des Ideologen im vorigen Jahrhundert gräßlich Lügen geſtraft wurde, ſo wenig wird auch der Diplomatentraum von Heute in Erfüllung gehen.

— Es iſt nicht zu läugnen, wir Deutſche werden täglich praktiſcher. Man darf nur die Zeitungen leſen und den Standpunkt beobachten, von welchem viele Correſpondenten die letzten Ereigniſſe in Polen beurtheilen. Es gab ein Dutzend Stimmen aus einer gewiſſen Gegend, welche jedesmal den commerciellen Geſichtspunkt zuerſt ins Auge faßten. Wie wird die Oſtermeſſe ausfallen? das iſt die Frage. Ob's edler im Gemüth, auf Pelz und Leder zu verzichten, der Käufer Flauheit, der Verkäufer Noth zu tragen oder —. Dieſes Oder macht ſich in einem ſächſiſchen Blatte Luft, welches den polniſchen Inſurgenten, notabene nachdem ſie geſchlagen ſind, mit komiſchem Zorne zuruft, ſie hätten durchaus auf keine Sympathie unter dem deutſchen Handelsſtande zu rechnen! Als ob ſich das nicht von ſelbſt verſtünde! Hoffentlich iſt der deutſche Handelsſtand loyal genug, um keine Revolution zu wünſchen, auch wenn die Meſſen dabei doppelt floriten und die polniſchen Ducaten in dreifacher Fülle nach Frankfurt an der Oder, nach Frankfurt am Main und nach Leipzig ſtrömen würden. Anders verhielte es ſich mit einer gelungenen Revolution, denn die Aufhebung der Grenzſperre zwiſchen Ruſſiſch- und Preußiſchpolen

Digitized by Google

gäbe der deutſchen Induſtrie einen großen Markt. So aber iſt an Sympathieen für Polen nicht zu denken, vielmehr, wie jenes Blatt richtig bemerkt, möge Jeder, der mit Krakau in Verbindung ſteht, zuſehen, „wie er zu ſeinem Gelde komme.“ Die Correſpondenten ſelbſt aber, welche ſich zu Dolmetſchern der commerciellen Welt machten, ſind große Heuchler, wenn ſie ihre Sympathieen für die Polen-inſurrection läugnen; denn ſie haben mit ihr glänzende Geſchäfte gemacht, und ſie werden nicht bald wieder eine Gelegenheit finden, auf ſo leichte Weiſe die Zeitungen zu füllen. Die Lügengerüchte waren doppeltes Geld werth; erſt meldete man ſie und den andern Tag ſchickte man ſelbſt eine Berichtigung nach. Und gelogen wurde bekanntlich ſehr viel, zumal auf Koſten der Verſchwornen. Der journaliſtiſche Handelsſtand darf ſich alſo nicht beklagen.

— In einer preußiſchen Zeitung, deren Tendenzen eben nicht populär ſind, wurde uns vor ein paar Wochen bewieſen, daß Oeſterreich und Preußen eben ſo wenig an eine Wiederherſtellung Polens denken dürften, wie Rußland. Eine Wiederherſtellung Polens nämlich würde „die Ruhe Europas in Gefahr bringen“ (ganz leiſe und geräuſchlos wäre das Werk allerdings nicht zu vollführen), „Polen würde es ferner ſtets mit Frankreich halten“ (das wird auch Rußland ſpäter, wenn es unſer unmittelbarer Nachbar iſt) „und endlich würde Polen mit ſeinem Streben nach politiſcher Freiheit die guten Deutſchen zu ſchnell und heftig anſtecken;“ der letzte Gedanke, deſſen Wahrheit wir am wenigſten beſtreiten wollen, iſt dort nur zwiſchen den Zeilen geſchrieben. Die Times dagegen, die von Politik vielleicht eben ſo viel verſteht, wie der Rheiniſche Beobachter oder die Zeitung für Preußen, bemerkt in einem nicht „abſcheulichen“, ſondern mit Wohlwollen für die zwei deutſchen Großmächte abgefaßten Artikel, daß es grade die Nichtwiederherſtellung, daß es der status quo Polens iſt, was die Ruhe Europas mit einer fortdauernden Gefahr bedroht. Die Times glaubt nicht, daß es darauf ankomme, den Communismus, Jeſuitismus oder ſonſt einen Mus, den die Spürkraft deutſcher Doctrinärs als die geheimnißvolle Wurzel aller malcontenten Stimmungen und Bewegungen anzeigt, auszurotten, und daß dann alles gut wäre. Sie legt gar kein großes Gewicht auf dieſe Erſcheinungen und meint mit ihrem ungelehrten aber geſunden Menſchenverſtande: Heut iſt es dieſer Mus, morgen ein anderer. Bei einem Volke, deſſen Schickſal ſo beklagenswerth iſt, wird jede Agitation, ſie geſchehe, in weſſen Namen ſie wolle, fruchtbaren Boden, und die Verbreiter der größten Irrlehren eine Handhabe finden. Wer kann wiſſen, was für Theorien und Syſteme noch bis Ende dieſes Jahrhunderts auftauchen, die man nicht auf die Welt kommen laſſen dürfte, um neue Aufregungen in Polen zu verhüten. Die Times glaubt, De-

Digitized by Google

sterreich und Preußen thäten nicht genug, um den nationalen Stolz der Polen zu gewinnen und für sich in Anspruch zu nehmen; sie sollten die historischen Erinnerungen des Landes zugleich mit den Wappen, Namen und Titeln der frühern Könige auffrischen. Ein umgekehrtes Verfahren sei durch die Wiener Congreßacte nicht nur nicht ausbedungen, sondern verpönt. Es wäre aber jammervoll, wenn man die Ruhe Europas nur dadurch sollte erhalten können, daß bei einem edlen und einst so großen Volke das Gefühl seiner Würde gewaltsam erstickt würde.

— Die neapolitanische Polizei macht in ihrer heiligen Einfalt oft ergötzliche Druckfehler. Unlängst confiscirte sie an der Grenze ein ausländisches Buch über Galvanismus. Sie verwechselte nämlich Galvanismus mit Calvinimus, und diesen wollte sie bei den jetzigen Zeitläuften nicht passiren lassen, da man selbst in Neapel etwas von den religiösen Unruhen im fernen Norden läuten hört. Ob nicht in der That bei unsern kirchlichen Bewegungen einiger Galvanismus im Spiel ist? Die wunderbaren Glaubenssprünge und die fanatischen Attitüden innerhalb und außerhalb aller modernen Kirchen sehen gar oft wie künstlich erzeugte galvanische Zuckungen aus.

— Bisher wurden wohl politische Verbrecher aus Europa nach Amerika verbannt, aber nicht umgekehrt; und doch könnten die Amerikaner eine Verbannung nach Europa mit größerem Recht für eine Strafe ansehen. Es kommt freilich stets auf die Personen und ihren Geschmack an. Ein Hinterwälder z. B. der an die unbeschränkteste persönliche Freiheit gewöhnt ist, wird sich in den meisten unserer wohlgeordneten Staaten im Kerker glauben, und ein adeliger Verbrecher aus Europa müßte sich bei den Yankees zu Tode ennuyren. Unsere unruhigen Köpfe dagegen gewöhnen sich drüben bald an den Mangel an Gesetzüberfluß und machen, wenn sie Energie mit einigem Talent verbinden, ihr Glück; eben so dürfte eine Zeit kommen, wo Nordamerika seine politischen Verbrecher, nämlich amerikamüde aristokratische Verschwörer, zu uns verbannte, damit sie die Freiheit schätzen lernen. Der erste Fall einer solchen Verbannung wird nächstens in Südamerika stattfinden. General Santa Cruz, ehemaliger Präsident von Peru und Bolivia, soll, einem Vertrag zwischen den drei Republiken gemäß, auf sechs Jahre nach Europa exilirt werden. Der Arme! Glücklicherweise ist er besser dran als unsere Seidenstickers und Follens, denn man hat für seine Unterhaltung gesorgt und ihm eine kleine Pension von 6000 Dollars (30,000 Francs) jährlich ausgesetzt, so daß er im Stande sein wird, sich in Paris oder London das Elend der Verbannung zu versüßen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.
Druck von Friedrich Andrä.

Digitized by Google